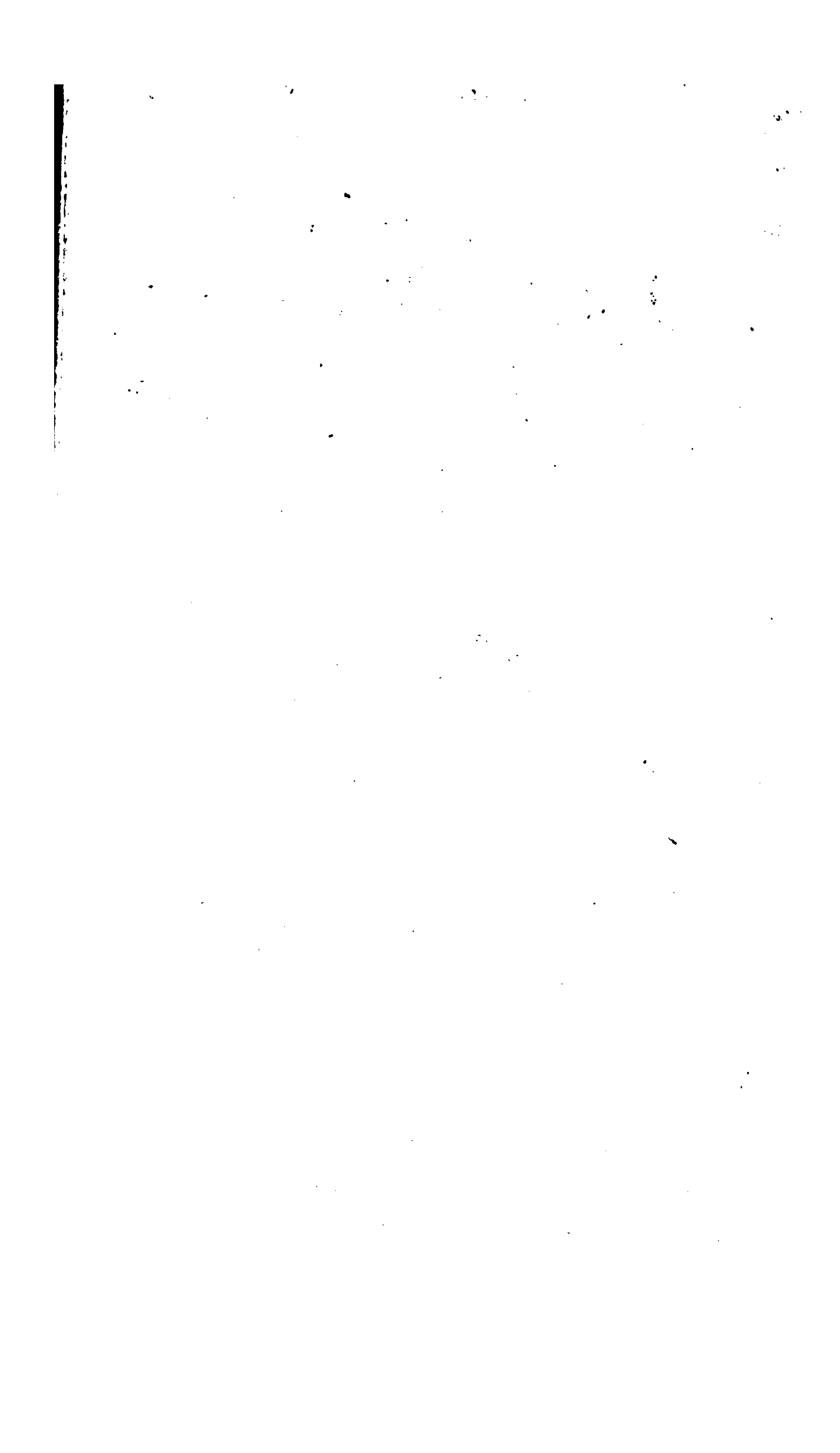








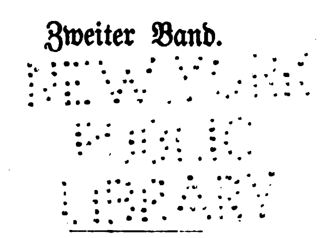


Uhlands Schriften

zur

Geschichte der Dichtung und Sage.

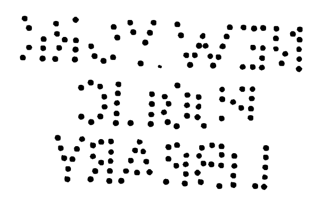
Zweiter Band.



Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1866.



Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Vorwort des Herausgebers.

Der erste Theil dieses Bandes bringt den Schluß der Vorlesung, welche Uhland im Sommer 1830 über „Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter“ gehalten hat.

Was hier zur Veröffentlichung kommt, ist das eigens für den Vortrag vom Verfasser geschriebene Heft, in welches jedoch einzelne Abschnitte aus dem früheren Foliomanuscripte aufgenommen worden sind. Die letzteren betreffen Heinrich von Veldeke, Hartmann von Aue und die Sage vom Gral.

Die „Geschichte der deutschen Dichtkunst im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert“ beruht dagegen lediglich und gleichmäßig auf den eigenhändigen Heften, welche Uhland für die im Sommerhalbjahre 1831 gehaltene Vorlesung ausgearbeitet hat. Einzelnes hat der Verfasser übrigens in späterer Zeit noch nachgetragen.

Mein Verfahren bei der Herausgabe entspricht demjenigen, welches beim ersten Bande beobachtet worden ist. Bemerkungen und Zusätze, welche von mir herrühren, sind durch eckige Klammern und den Anfangsbuchstaben meines Namens kenntlich gemacht; ebenso ist, was Keller und Pfeiffer beigetragen haben, bezeichnet.

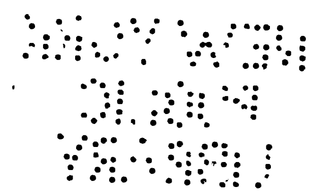
In der „Geschichte der deutschen Dichtkunst im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert“ vom Texte selbst etwas auszuscheiden, hab' ich kaum eine Veranlassung gefunden. Zu meinem lebhaften Bedauern musten dagegen die allenthalben ausgehobenen Proben aus den besprochenen Dichtungen mit Rücksicht auf den Umfang des Bandes meistens beiseite gelegt werden; was Uhland ausgewählt,

was er der Mittheilung für werth erachtet, bleibt indessen auch so fortwährend ersichtlich.

Die Vorzüge, welche die Behandlung dieses litterargeschichtlichen Zeitraumes auszeichnen, wird niemand verkennen, ich meine insbesondere den scharfen Blick, mit welchem Uhland überall auch in der ungewandtesten Darstellung das wirklich Poetische nachweist, die warme Hingebung, mit welcher er alles wahrhaft Volksmäßige aufsucht. Und daß an Äußerungen des Volksgeistes gerade diese Periode so reich ist, mag dieselbe, wenn sie auch keine Fülle dichterischer Schöpfungen hochbegabter feinerer Geister aufweisen kann, für Uhland besonders anziehend gemacht haben.

Tübingen, 24 Februar 1866.

Wilhelm Ludwig Holland.



Geschichte

der

altdeutschen Poesie.

Vorlesungen, an der Universität Tübingen gehalten in den Jahren 1830 und 1831.

Zweiter Theil.



Inhalt.

Seite

Seite

Zweiter Hauptabschnitt.

Heiligensagen und Rittergedichte.

Von den beiden Elementen des Lebens und der Poesie der Deutschen im Mittelalter, dem germanischheidnischen und dem romanischchristlichen, hat uns bisher vorzugsweise das erstere beschäftigt. Wir treten nun in diesem zweiten Hauptabschnitte auf die Seite des andern. Nicht als fänden wir in irgend einer der organischen Bildungen, nach welchen unsre Darstellung sich eintheilt, das eine oder das andre dieser Elemente rein ausgeschieden, in ihrer Verbindung beruht ja eben das Charakteristische des Mittelalters; es handelt sich nur davon, welches von beiden vorwiege, oder inwiefern die Verschmelzung wirklich vollbracht sei. Die deutsche Heldensage ist uns aus einem seit vielen Jahrhunderten bekehrten Volke, aus den Händen christlicher Bearbeiter zugekommen, sie konnte darum auch, wie wir gesehen haben, die Spur dieses Durchgangs nicht verläugnen; aber wir haben doch, vorzüglich mittelst der Denkmäler altnordischer Poesie, ihren heidnischen Ursprung erkannt und sie hat sich, diesem gemäß, fortdauernd ihr eigenthümlich germanisches Wesen erhalten. Die Dichtungen, zu denen wir jetzt übergehen, werden sich uns vorzugsweise als christlichromanische Pflanzungen erweisen, aber dennoch zugleich als solche, die auf deutschem Boden angelegt und gepflegt worden sind.

In der Betrachtung der Heldensage konnten wir von umfassendern Überblicken ausgehen. Der epische Cyklus, das frühere Lebensalter, dessen Erzeugnis und Ausdruck er ist, lag abgerundet und abgeschlossen vor uns und erst von diesem vollendeten Ganzen stiegen wir einerseits

zu den unterscheidbaren Bestandtheilen, aus denen es zusammengesetzt ist, hinauf, anderseits in die Zersplitterungen und Vereinzlungen hinab, in welchen sich die alte Sagendichtung aufgelöst hat. Dagegen im Gebiete dieses zweiten Hauptabschnitts sehen wir eine neue poetische Zeit erst allmählich sich heranbilden; ihre Anfänge schon fallen in die Periode unsrer geschichtlichen Darstellung und wir schreiten von ihnen aus zu den größern Entwicklungen vor; wir beginnen hier mit dem Einzelnen und schließen mit den volleren Dichtungskreisen.

Indem wir das Christenthum begleiten, wie es unter die deutschen Völker eingehend überall auch dichterischen Samen ausstreut, so wird sich uns, nach den Hauptzügen, folgender Stufengang ergeben: zuerst poetische Bearbeitungen der heiligen Schrift, dann auch der Apokryphen des neuen Testaments und über diese hinaus eine stets weiter verbreitete und vervielfachte Legendendichtung. Neben dieser kirchlichen und mönchischen Richtung erhebt sich aber bald auch eine andre, heroische und ritterliche. In dieser, welche von romanischer Seite sich den Deutschen mittheilt, tritt zunächst germanisches Heldenthum in christlicher Weise hervor, im karolingischen Epos, und bildet sich dann immer mehr eine verfeinerte Ritterlichkeit heran, in den Gedichten von Artus und der Tafelrunde. Endlich verbinden sich beide Richtungen zu einem geistlichen Ritterthum oder einer ritterlichen Priesterschaft in dem Fabelkreise vom heiligen Gral. In diesem aber nimmt zugleich das Ganze seinen rechten Durchbruch dahin, daß die auf religiöse Gegenstände abergläubisch angewandte Dichtung, den Anspruch auf reelle Geltung aufgebend, in einer reinpoetischen und phantastischen Entfaltung ausblüht.

1. Poetische Bearbeitungen der heiligen Schrift.

Die deutschen Schriftdenkmäler bis zum Ende des 11ten Jahrhunderts, also der ganzen Sprachperiode des Althochdeutschen und Altniederdeutschen, sind, mit wenigen Ausnahmen, geistlichen Inhalts.[1]

[1] Verzeichnet in J. Grimms d. Gramm. Thl. 1. (1ste Ausg.) Göttingen 1819. Koberstein §. 23—29. [R. v. Raumer, die Einwirkung des Christenthums auf die althochdeutsche Sprache. Stuttgart 1845. K.]

Darunter sind wieder die bedeutendsten: Übersetzungen und Bearbeitungen biblischer Bücher, in Prosa und Versen.

Den christlich gewordenen Völkern in ihrer Landessprache den Inhalt der heiligen Urkunden selbst zu erschließen, war schon frühzeitig von frommen und unterrichteten Männern der verschiedenen deutschen Sprachstämme als Bedürfnis erkannt. Sie suchten demselben in Werken abzuhelfen, welche theils ganz, theils in bedeutenden Bruchstücken auf uns gekommen sind. Die wichtigsten sind, nach den Sprachstämmen, folgende:

Gothisch: die prosaische Bibelübersetzung des Ulfilas, Bischofs der Gothen in Mösien, [1] aus dem 4ten Jahrhundert, zwischen 360—380.

Angelsächsisch: eine Paraphrase (die sogenannte cädmonische) des alten Testaments (herausgegeben von Fr. Junius, Amsterdam 1655. 4.) in etwa 5000 allitterirenden Langzeilen, muthmaßlich im 8ten oder 9ten Jahrhundert abgefaßt. [2]

Altniederdeutsch: die altsächsische Evangelienharmonie in allitterirenden Zeilen. Die Zeit der Abfassung giebt Grimm a. a. O. S. LXV so an: „vielleicht noch aus dem Schluß des achten, lieber aus der ersten Hälfte des neunten Jahrhunderts.“ Bisher waren nur Bruchstücke davon gedruckt; namentlich das in Docens Miscellan. zur Geschichte der teutschen Litteratur II, 7—27. Ganz neuerlich aber ist ein vollständiger Abdruck erschienen: Heliand oder die altsächsische Evangelienharmonie.

[1] Grimm a. a. O. S. XLIV—VI. Koberstein §. 12. Ulfilas gothische Bibelübersetzung nach Ihres Text mit lateinischer Übersetzung zwischen den Zeilen, sammt Sprachlehre und Glossar von Fulda, herausgegeben von Zahn. Weißenfels 1805. 4. Ulphilæ partium ineditarum in Ambrosianis palimpsestis ab Angelo Majo repertarum specimen, conjunctis curis ejusdem Maji et Caroli Octavii Castillionæi editum. Mediolani 1819. S. Göttingische gelehrte Anzeigen 1820, St. 40. 41., S. 393 ff. von Grimm. Ulphilæ gothica versio epistolæ divi Pauli ad Corinthios secundæ, quam ex Ambrosianæ bibliothecæ palimpsestis deprompam cum interpretatione, adnotationibus, glossario edidit C. O. Castillionæus. Mediol. 1829. Angezeigt von J. Grimm, Jahrbücher der Litteratur B. 46, 1829, S. 184 ff.; von Graff in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik 1830, Nr. 1. [Neuere Ausgaben von H. C. v. Gabelentz und Löbe 1843, Gaugengigl 1848, Uppström 1854, Maßmann 1857, Stamm 1858. K.]

[2] [Ausgabe von Grein in seiner Bibliothek der angelsächsischen Poesie I, 1 ff. 1857. K.]

Herausgegeben von A. Schmeller. München u. s. w. 1830. 4. Schon Klopstock hatte die Herausgabe dieses Werkes beabsichtigt.

Die lateinische Vorrede besagt, daß Ludwig der fromme einem berühmten sächsischen Dichter die Arbeit aufgetragen. Sie steht in Eckharts Francia orientalis II, 324 f. und a. a. O. [Schmeller, II. S. XIII] abgedruckt und lautet so:

„Cum plurimas reipublicæ utilitates Ludovicus piissimus Augustus summo atque præclaro ingenio prudenter statuere atque ordinare contendat: maxime tamen quod ad sacrosanctam religionem æternamque animarum salubritatem attinet, studiosus ac devotus esse comprobatur. Hoc quotidie sollicite tractans, ut populum sibi a deo subjectum sapienter instruendo ad potiora atque excellentiora semper accendat, et nociva quæque atque superstitiosa comprimendo compescat. In talibus ergo studiis suus jugiter benevolus versatur animus, talibus delectamentis pascitur, ut meliora semper augendo multiplicet et deteriora vetando extinguat. Verum sicut in aliis innumerabilibus infirmioribusque rebus ejus comprobari potest affectus, ita quoque in hoc magno opusculo sua non mediocriter commendatur benevolentia. Nam cum divinorum librorum solummodo literati atque eruditi prius notitiam haberent, ejus studio atque imperii tempore, sed dei omnipotentia atque inchoantia mirabiliter actum est nuper, ut cunctus populus suæ ditioni subditus, theudisca loquens lingua, ejusdem divinæ lectionis nihilominus notionem acceperit. Præcepit namque cuidam viro de gente Saxonum, qui apud suos non ignobilis vates habebatur, ut vetus et novum testamentum in Germanicam linguam poetice transferre studeret, quatenus non solum literatis, verum etiam illiteratis, sacra divinorum præceptorum lectio panderetur. Qui jussis imperialibus libenter obtemperans, nimirum eo facilius, quo desuper admonitus est prius, ad tam difficile tamque arduum se statim contulit opus: potius tamen confidens de adjutorio obtemperantiæ, quam de suæ ingenio parvitatis. Igitur a mundi creatione initium capiens, juxta historiæ veritatem quæque excellentiora summatim decerpens et interdum quædam, ubi commodum duxit, mystico sensu depingens, ad finem totius veteris ac novi testamenti, interpretando more poetico, satis faceta eloquentia perduxit. Quod opus tam lucide tamque eleganter juxta idioma illius linguæ composuit, ut audientibus ac intelligentibus non minimam sui decoris dulcedinem præstet. Juxta morem vero illius poematis omne opus per vitteas (Ist vittea das angelsächsische fitts (cantilena), Grimm, Gr. I, 254, englisch fit (Percy, II, am Ende des Glossars)?) distinxit, quas nos lectiones vel sententias possumus appellare.“

Die Brüder Grimm, die beiden ältesten deutschen Gedichte S. 35 bemerken: „Es wäre vielleicht die Anwendung der Sage von Ludwig dem frommen auf sie (die altsächsische Evangelienharmonie) in Zweifel zu ziehen.“ In der Einleitung zur Grammatik ist dieser Zweifel aufgegeben. Ludwig der fromme, nach dessen jussis imperialibus das Werk ausgearbeitet wurde (welches nach dieser Vorrede sich auch über das alte Testament erstreckt hat), geb. 778, wurde 813 im August von seinem Vater, der 814, 28 Januar starb, zum Mitkaiser angenommen; er starb 840. Hiernach wäre die Evangelienharmonie wirklich in der ersten Hälfte des 9ten Jahrhunderts gefertigt (vgl. Pertz Monumenta. T. II. S. 519 oben. Über Bernlef sieh ebendaselbst S. 412).

Noch kann hier angeführt werden: Niederdeutsche Psalmen aus der Karolinger Zeit zum erstenmal herausgegeben durch F. H. v. d. Hagen. Breslau 1816. 4. (Koberstein §. 23. Nr. 7.) Vgl. Göttingische gel. Anzeigen 1819. S. 925—27: „Die Übersetzung war nur bestimmt, als Hülfsmittel des Lateinischen zu dienen, folgt daher diesem Wort für Wort, so daß die Wörter zwar deutsch sind, die Wortstellung aber undeutsch. Sie kann also bloß zur Kenntnis der Wurzeln und Endungen, nicht zu der des Sprachgebrauchs nützen.“

Althochdeutsch: Otfrieds poetische Bearbeitung der Evangelien, in Reimzeilen, um 870, das Hauptwerk der althochdeutschen Sprache, wie die altsächsische Evangelienharmonie das der altniederdeutschen; gedruckt in Schilters Thesaurus antiqu. teuton. T. I. Eine neue kritische Ausgabe wird gegenwärtig von Graff [1] veranstaltet.

Otfried war Benedictinermönch im elsäßischen Kloster Weißenburg, von Geburt muthmaßlich aus Schwaben (Grimm, a. a. O. LVII). Seinem Werke sind Zuschriften in deutschen Reimen an Ludwig den Deutschen, König des fränkischen Ostreichs, und an den Bischof Salomo von Constanz, sowie eine lateinische in Prosa an Liutbert, Erzbischof zu Mainz, vorangeschickt. Über Anlaß und Zweck des Werks äußert er sich in der letztern.

Auch B. V, 25, 14 spricht Otfried von Freunden, die ihn gebeten. Im Eingange des Werkes selbst, B. I, C. 1, hebt er wiederholt hervor, warum die Franken, dieses edle, vielfach gesegnete Volk, nicht auch

[1] [Erschienen 1831, eine neuere von Kelle 1856. K.]

dessen theilhaftig sein sollen, daß in ihrer Zunge das Lob Christi gesungen werde, der sie zu seinem Glauben berufen, eine Stelle, die wir schon bei andrem Anlaß angeführt.

Vor Otfried fällt eine prosaische Übersetzung von Tatians Evangelienharmonie, von unbekanntem Verfasser, „wohl aus der ersten Hälfte des 9ten Jahrhunderts." Grimm, a. a. O. LV. Auf ihn folgen: eine gereimte Psalmenübersetzung, „vielleicht noch aus dem Schluß des 9ten Jahrhunderts", ebendaselbst, und die prosaische von Notker, vom Schlusse des 10ten Jahrhunderts (Schilter, Thes. B. I [1]); sodann Willerams Paraphrase des hohen Lieds, aus der zweiten Hälfte des 11ten Jahrhunderts, gleichfalls in Prosa geschrieben (Schilter, Thes. B. I); hievon befindet sich eine Pergamenthandschrift auf der öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart, von welcher F. Weckherlin, Beiträge zur Geschichte altteutscher Sprache und Dichtkunst. Stuttgart 1811, Nachricht giebt, nebst den Varianten zum Schilterischen Abdrucke; er setzt dieselbe, S. 40, in die zweite Hälfte des 12ten Jahrhunderts.

Vor das 12te Jahrhundert ist eine gereimte Bearbeitung des ersten Buchs Mosis und eines Theils des zweiten zu setzen, wovon kürzlich Graff in der Diutisca, B. III, H. I. 1829. S. 40 ff.) ein großes Stück hat abdrucken lassen. [2] Er bezeichnet es: „aus dem 12ten Jahrhundert" (aus diesem ist der Codex, vgl. S. 22), fügt aber bei: „Vieles deutet auf ein höheres Alter des Gedichts, als die Schrift vermuthen läßt." Das Stück beginnt, wie die angelsächsische Paraphrase, mit dem Fall eines Theils der Engel (Apokal. 12, 7 ff.), welche durch eine neue Schöpfung, die des Menschen, ersetzt werden sollen.

Im 13ten Jahrhundert eröffnet Rudolf von Ems seine poetische Weltchronik mit Erzählung der alttestamentlichen Geschichten, aber nicht mehr unmittelbar nach der Bibel, d. h. der Vulgata, sondern nach Gottfried von Viterbo (dessen Pantheon bis 1186) und der Historia scholastica (des Petrus Comestor, um die Mitte des 12ten Jahrhunderts), welche Quellen er selbst angiebt (Doc. Misc. II. 42 und 46), s. Grundriß S. 248.

Verdeutschungen wenigstens einzelner Theile der Bibel sind wohl auch das ganze Mittelalter hindurch da und dort versucht worden.

1 [Hattemers Denkmale des Mittelalters B. 2 und 3. 1844 ff. K.]

2 [Ausgaben, nach verschiedenen Recensionen, von Maßmann 1837, Hoffmann v. F. in den Fundgr. 2, 9 ff., Diemer 1849 und 1862. K.]

Von den poetischen Übertragungen des Hohenliedes wird bei der lyrischen Poesie die Rede sein.

Was nun über jene ältesten Bearbeitungen heiliger Schriften in Beziehung auf die Geschichte der Poesie zu sagen ist, fasse ich in folgende Bemerkungen zusammen:

1. Der poetische Werth dieser frommen Denkmäler kommt auf keine Weise demjenigen bei, welcher ihnen als Hauptquellen für die Kenntnis der ältesten deutschen Sprachstämme beizulegen ist. Sie ersetzen uns durchaus nicht den Verlust der gleichzeitig vorhanden gewesenen Volksgesänge. Aber abgesehen von dem Poetischen, was schon in der Lebensfrische und Anschaulichkeit der ältesten Sprachbildungen selbst liegt, sind uns die in Versen geschriebenen Werke für die Geschichte der dichterischen Formen von großer Bedeutung. Von dieser Seite haben wir die wichtigsten derselben schon im vorigen Abschnitt betrachtet; wir haben in der altsächsischen Evangelienharmonie das, unter den wenigen, reichhaltigste Überbleibsel deutscher Alliteration, in Otfrieds Evangelien das erste, wenigstens das erste bedeutende Denkmal deutscher Reimpoesie kennen gelernt und so in diesen nur durch ein Menschenalter getrennten Schriftwerken die Grenzsteine der beiden Hauptformen, des germanischen Stabreims und des romanischen Endreims, erkannt. Auch das angeführte Bruchstück der mosaischen Bücher, muthmaßlich aus dem 11ten Jahrhundert, ist merkwürdig, indem es uns den Zustand der deutschen Reimkunst in einer an poetischen Urkunden sehr armen Periode andeutet.

2. Als eine getreue Übertragung, eine Bibelübersetzung im evangelischen Sinn, kann nur die älteste, die gothische des Ulfilas, bezeichnet werden. Auch die prosaische Übersetzung von Tatians Evangelienharmonie enthält sich eigener Zuthat. Dagegen sind die übrigen, versificierten Bearbeitungen mehr oder weniger umschreibend, lassen manches Apokryphische einfließen, verbreiten sich auf allegorisierende Erklärungen und Nutzanwendungen, machen überhaupt Ansichten und Behandlungsweise ihrer Zeit geltend. Von dem Verfasser der altsächsischen Evangelienharmonie heißt es in der schon angeführten Vorrede:

„Igitur a mundi creatione initium capiens, juxta historiæ veritatem quæque excellentiora summatim decerpens et interdum quædam, ubi commodum duxit, mystico sensu depingens, ad finem totius veteris ac

novi testamenti, interpretando more poetico, satis faceta eloquentiâ perduxit."

Ebenso Otfried in der Zuschrift an Liutbert:

„interdum spiritualia moraliaque verba permiscens" u. s. w.

Diese sogenannt mystischen Abschweifungen sind ihrer Richtung nach keineswegs poetisch und auch in der Ausführung großentheils trocken. Aber die Freiheit der ganzen Behandlung giebt dem Bearbeiter Anlaß und Raum, die bewegteren Stimmungen seines Innern und die Anschauungen aus dem eigenen Leben zum Ausdruck zu bringen, wobei er durch die Hebung des Stils, welche überhaupt schon mit dem Rhythmus verbunden ist, getragen wird. Otfried insbesondre hat über seine Arbeit den Hauch eines innigen Gemüths verbreitet, das seine Sehnsucht nach dem Höheren empfindungsvoll ausspricht, er vergleicht diese mit dem schmerzlichen Heimweh eines Verwaisten in der Fremde (B. I, C. 18, V. 73—84). Daß es ihm nicht an dichterischer Fähigkeit fehle, zeigt schon was wir aus seiner Einleitung ausgehoben, das Lob der Franken und die bildliche Auffassung der Verskunst; schön und lebendig ist, unter andern Vergleichungen, die Stelle, worin er den Herrn bittet, ihn so gelind zu bestrafen, wie eine Mutter, welche die Hand, womit sie eben ihr Kind geschlagen, schirmend vorhält, wenn Jemand dasselbe zu beschädigen droht (B. III, C. 1, V. 61 ff.). Auch aus der Übersetzung der mosaischen Bücher, 11tes Jahrhundert, möge eine treffende Vergleichung hier angeführt werden (Diutisca III, 53):

Afer ist iz umbe die riuwe,
  saman ein gezartez tuoch wider zesamine siuwe.
Daz tuoch stůnte michel baz,
  unzez ganz was.
Swie wol ez werde gebůzet,
  den siut man da chiuset.

Im Einzelnen ist wohl auch mancher Anklang aus der frischeren Volkspoesie in diese gelehrteren Werke übergegangen. Grimm hat a. a. O. S. LVIII nachgewiesen, daß schon bei Otfried Wendungen des späteren Minnesangs vorkommen, wovon ich bei diesem sprechen werde. Die Stellen Mos. 25, 27: „Und da nun die Knaben groß wurden, ward Esau ein Jäger u. s. w." und C. 27, 5: „Und Esau gieng hin aufs Feld, daß er ein Wildpret jagte und heimbrächte" sind in der angeführten Übersetzung so gegeben (Diutisca III, 71):

Esau vůr ze holze
  mit pogen joch mit polze;
Mit netzen joch mit hunten
  vieng er hirze unde hinten.
Er chund ouch fahen
  reher dei vehen.
Mit druhen joch mit stricche
  besneich er die hasen vil dicche.
Er vie mit deme spiezze
  die ebere razzen.[1]

Man glaubt hier die Laute eines alten Jagdliedes zu vernehmen, dergleichen einige Bruchstücke, vom Ende des 10ten Jahrhunderts, auf uns gekommen sind.

3. War es auch bei diesen geistlichen Werken mehr um die Erbauung, als um die Poesie zu thun, so hatte man doch die entschiedene Absicht, durch Anwendung der poetischen Formen auf biblische Gegenstände den weltlichen Gesang zu verdrängen und zu ersetzen, die Poesie der bekehrten Völker gleichfalls christlich zu machen. Bei den Angelsachsen finden wir dieses in einer legendenhaften Überlieferung ausgedrückt. Beda (geb. 673, gest. 731) erzählt in seiner Historia ecclesiast. Anglor. lib. IV, c. 24, Cädmon, ein Kuhhirte, sei bis in sein vorgerücktes Alter so unkundig des Versemachens gewesen, daß, wenn er zuweilen einem Feste angewohnt, wo die Gäste der Reihe nach Lieder sangen, er, sobald er das Saitenspiel (citharam) sich ihm nähern sah, vom Mahle aufgestanden und sich nach Hause begeben. Als nun dieses wieder einmal geschehen, sei im Traume der folgenden Nacht ein Unbekannter zu ihm getreten, der ihn aufgefordert, etwas zu singen. Er schützte seine Unfähigkeit vor, wegen der er sich auch vom Gastmahle zurückgezogen. „Du hast das Vermögen zu singen“, erwiderte der Fremde. „Was denn“, fragte Cädmon, „willst du, daß ich singe?“ „Die Schöpfung“, antwortete Jener, und Cädmon fand sich alsbald befähigt, ein kurzes Lied zum Preise des Schöpfers anzustimmen, das er auch beim Erwachen vollständig im Gedächtnis behielt. Die Obern des Klosters, in dessen Dienste Cädmon gestanden zu sein scheint, erhielten hievon Kunde und nach einigen weitern Proben seiner Geschicklichkeit veranlaßten sie

[1] Wernhers Maria 187: der ræzze wolf.

ihn, ihre Ordenstracht zu nehmen und sich gänzlich der Abfassung religiöser Poesie zu widmen. Nachdem er von seinen Brüdern in den Geschichten der heiligen Schriften und den Lehren des Christenthums unterrichtet worden, brachte er das Ganze ihres wichtigsten Inhalts in Verse. Beda beschreibt das Verfahren hiebei auf folgende sonderbare Weise:

„At ipse cuncta, quae audiendo discere poterat, rememorando secum et quasi mundum animal ruminando in carmen dulcissimum convertebat, suaviusque resonando doctores suos vicissim auditores sui faciebat.“

Auch rühmt Beda von ihm:

„Et quidem et alii post illum in gente Anglorum religiosa poemata facere tentabant, sed nullus ei aequiparari potuit. Namque ipse non ab hominibus, neque per hominem institutus, canendi artem didicit, sed divinitus adjutus gratis canendi donum accepit.“

Beda, der von Cädmon (welcher 680 gestorben sein soll, Grimm, LXVI) nur etwa um 50 Jahre abstand, giebt das Lied, welches dieser im Traume gedichtet haben soll, lateinisch übersetzt und König Alfred (871—901) in seiner angelsächsischen Übertragung von Bedas Kirchengeschichte hat dasselbe wieder angelsächsisch gegeben, vielleicht in der ursprünglichen Fassung (Conybeare, Illustrations of anglo saxon poetry. London 1826. S. 3—7).

Aus jener Schule der Nachfolger Cädmons, wenn auch nicht von ihm selbst, stammt nun die vorangeführte cädmonische Paraphrase des alten Testaments.

Aus Bedas Erzählung aber ersehen wir den bestimmten Gegensatz des weltlichen Gesanges, zu dem Cädmon sich ungeschickt fühlte, und des geistlichen, der ihm im Traume kam; wir erkennen die Absicht, eine neue, christliche Dichtkunst auf göttliche Eingebung zu begründen.

Wenn die altsächsische Bearbeitung der heiligen Schriften, laut der Vorrede, einem bei seinem Volke berühmten Dichter übertragen wurde, so zeigt sich hierin das Bestreben, mittelst der gewohnten Formen der Poesie dem neuen, christlichen Inhalte Eingang zu verschaffen.

Otfried endlich sagt in der Zuschrift an Liutbert ausdrücklich, daß sein Werk durch die Absicht veranlaßt worden, den ärgerlichen Gesang der Laien zu verdrängen. Sein Werk und die übrigen schwanken in ihrer Bestimmung zwischen Gesang und Vorlesen. Ihr großer Umfang konnte sie begreiflich nur dazu eignen, abschnittweise, nach der Art liturgischer Lectionen, vorgetragen zu werden.

4. Gleichwohl waren die Bearbeitungen der Bibel in den Landessprachen nicht ausreichend, eine neue, christliche Poesie volksmäßig zur Entwicklung zu bringen. Auf der einen Seite wurde die Wirksamkeit solcher Übertragungen von der Kirche selbst abgeschnitten; während sie immer mehrere Gegenstände religiöser Verehrung aufstellte und während apokryphische Überlieferungen allgemeine oder doch weitverbreitete Geltung gewannen, wurde, in völligem Widerspruche mit jenen Bestrebungen früherer Zeit, im Laufe des Mittelalters das Bibellesen der Laien und die dasselbe möglich machende Verbreitung der heiligen Schriften in der Volkssprache mehr und mehr ein Gegenstand kirchlicher Missbilligung und Verbote. (Das Nöthigste hierüber ist zusammengestellt in Raumers Gesch. d. Hohenst. VI, 248—50 unter Anführung von Hegelmaiers Gesch. des Bibelverbots.) Auf der andern Seite waren die Völker selbst nicht geneigt, sich auf den Kreis strengbiblischer Vorstellungen zu beschränken, es lebte in ihnen die schöpferische Phantasie, welche sich mächtig und gedrungen fühlt, große und reiche Sagenkreise zu gestalten, und so wurde, von den bemerkten Richtungen der Kirche selbst begünstigt, eine breite Bahn christlichmythischer Dichtung eröffnet.

2. Bearbeitungen apokryphischer Schriften.

Augusti, Denkwürdigkeiten aus der christlichen Archäologie, Bd. III, Leipzig 1820, S. 3—60: Über die Verehrung der heiligen Jungfrau Maria. (Hierauf folgt die geschichtliche Betrachtung der einzelnen Marienfeste.)

Die Verehrung der Märtyrer und Heiligen, die Gewohnheit, an ihren Gräbern zu beten, und die Sitte, das Gebet an sie zu richten und sie als Fürsprecher bei Gott in Noth und Gefahren anzurufen, begann schon in der Mitte des vierten Jahrhunderts herrschend zu werden. (Zeugnisse in Schröckhs christlicher Kirchengesch. Th. IX. S. 167 ff.) Diese Verehrung gieng zuerst zu den Aposteln, später zu den Engeln und zuletzt zu der Jungfrau Maria über (Augusti S. 28 f.). Die Marienverehrung beginnt im fünften Jahrhundert, namentlich von der Zeit an, wo der von Nestorius angefochtene und von den Kirchenversammlungen zu Ephesus (im Jahre 431) und zu Chalcedon (451) sanctionierte Ausdruck

θεοτόκος eine besondre Bedeutung und Wichtigkeit erhalten hatte (Ebd. 13). Die erstere dieser Versammlungen ward in der dortigen Marienkirche (und zwar schon der Μαρία θεοτόκος) gehalten; da dieß nun von den Geschichtschreibern als keine besondre Merkwürdigkeit angeführt wird, so ist anzunehmen, daß solche Weihungen schon früher gebräuchlich waren. Von dieser Periode an werden die Marienkirchen allgemein (Ebd. 29 f.). Damals schon fand der alexandrinische Patriarch Cyrillus, ein eifriger Verfechter der heiligen Jungfrau, der auch während der Synode zu Ephesus in der dortigen Marienkirche zum Lobe der Mutter Gottes gepredigt, für nöthig, sich und seine Glaubensgenossen, dem Nestorius gegenüber, gegen den Vorwurf einer Vergötterung der Maria und gegen den Verdacht, als ob man die Mutter dem Sohne gleichsetzen wolle, zu verwahren (Ebd. 34 f.). Von jener Zeit an war die Marienverehrung in der griechischorientalischen sowohl, als in der römischkatholischen Kirche, in stetem Wachsthum begriffen; sie steigerte sich bei den Völkern des Abendlandes während des Mittelalters zu dem Grade, daß, wenn auch nicht in kirchlicher Sanction, doch in allgemeiner Ansicht und Übung, neben der Anbetung und dem Preise der Gottesmutter nicht bloß der Dienst jedes andern Heiligen ein untergeordneter war, sondern sogar die Verehrung des Erlösers selbst und der übrigen Personen der Gottheit merklich in den Schatten trat. Zur Rechten ihres göttlichen Sohnes thronend, ist sie die Königin der Himmel und der himmlischen Heerschaaren.

Was die kanonischen Schriften des neuen Testaments von den Lebensumständen Mariens enthalten, war den mit so eifriger Andacht auf sie gerichteten Gemüthern nicht genügend. Die Evangelien melden nichts von ihrer Geburt, von ihrem Leben vor der Verkündigung, von ihrem Schicksale nach dem Tod ihres Sohnes und von ihrem Ende. Auch über die Begegnisse der heiligen Familie auf der Flucht nach Ägypten, über die ganze Kindheit Jesu, bis er in seinem zwölften Jahre im Tempel lehrend erscheint, war aus den Büchern der Schrift nichts zu entnehmen.

Tradition und Dichtung füllten diese leeren Räume. Überlieferungen, wie sie schon frühe bei den Kirchenlehrern sich finden, wurden gesammelt und erweitert, Andeutungen der Schrift selbst entwickelt und ausgemalt, Bekanntes analog auf andre Personen und Fälle angewendet, die Wunder vervielfältigt, und auf diese Art eine Reihe apokryphischer

Werke gebildet, welche, die Namen von Aposteln an der Stirne tragend, sich für weitere Evangelien ausgaben.

Hier kommen uns folgende in Betracht:

1. Evangelium de nativitate Mariæ, dem Matthäus zugeschrieben und angeblich von Hieronymus (Ende des vierten Jahrhunderts) aus dem Hebräischen ins Lateinische übertragen. Es beginnt mit den Eltern der Maria und geht bis zur Geburt des Heilands.

Gedruckt in J. A. Fabricii Codex apocryphus novi testamenti. T. I. Hamburg 1703, S. 19—38. C. Chr. L. Schmid, Corpus omnium apocryphorum extra biblia. P. I. 8. Hadamar. J. C. Thilo, Codex apocryphus novi testamenti etc. Tom. I. Leipzig 1832 (Göttingische gel. Anz. 1833, Dec. St. 197—199).

2. Protevangelium Jacobi, griechisch, umfaßt, außer dem Zeitraum des vorigen, die Geburt Christi, die Flucht der Elisabeth mit dem kleinen Johannes vor dem bethlehemitischen Kindermord und den Tod des Zacharias. Der vorgebliche Verfasser sagt am Schlusse (c. 25): Ego autem Jacobus, qui et historiam scripsi, tumultu facto in Jerusalem, quem quidem suscitavit Herodes, subduxi me in desertum (Apostelgesch. 12, 1. 2. Es ist Herodes Agrippa, Enkel des Herodes magnus, gemeint). Gedruckt gleichfalls bei Fabricius T. I. S. 66—126.

3. Evangelium infantiæ Christi, unter dem Namen des Apostels Thomas (c. 1: *Ἀναγκαῖον ἡγησάμην ἐγὼ Θωμᾶς ὁ Ἰσραηλίτης* u. s. w.), ein Bruchstück von sieben Capiteln in griechischer Sprache, Wundergeschichten aus der Knabenzeit Jesu (nichts von der Flucht nach Ägypten), gedruckt bei Fabricius T. I, S. 159—167. Ebendaselbst, S. 168—211, ein anderes Evangel. infantiæ, von Henric. Sikius aus dem Arabischen lateinisch übersetzt, viel reichhaltiger, als das griechische Fragment, besonders auch die Ereignisse auf der Flucht nach Ägypten begreifend und auch in dem, was beiden gemeinsam ist, oft in der Erzählung abweichend.

4. Über den Tod Mariens sind zweierlei Apokrypha vorhanden:

a. ein griechisches, zuerst gedruckt in Aretins Beiträgen zur Gesch. u. Litter. B. V. München 1805, S. 629 ff.: Sancti Joannis, theologi et evangelistæ, in dormitionem sanctissimæ deiparæ (*εἰς τὴν κοίμησιν τῆς ὑπεραγίας θεοτόκου*). Ex binis biblioth. (elect.) Monacens. codic. msc. edid. et versione illustravit Fr. Xav. Berger.

b. Ein lateinisches: Melitonis episc. Sardensis liber de conventu

apostolorum ad mortem Mariæ, Mariæque resurrectione et adscensione in coelum, in Biblioth. max. patr. ed. Lugd. Tom. II, P. II, S. 212—216.

Diese unechten Evangelien giengen vom griechischen Orient in das Abendland über, wo sie sich in Latein und aus diesem in den Landessprachen verbreiteten. Von der Kirche wurden sie zwar nicht anerkannt, vielmehr ausdrücklich für apokryphisch erklärt. Das Decret des Pabstes Gelasius vom Jahr 493 (Decreti P. I. Distinct. XV. can. 3. Corp. jur. can. Pithoe, 14 fg.) bezeichnet eine Reihe solcher Schriften, darunter: § 41: Liber de infantia salvatoris, apocryphus. § 42: Liber de nativitate salvatoris, et de sancta Maria, et de obstetrice salvatoris, apocryphus. § 55: Liber, qui appellatur Transitus sanctæ Mariæ, apocryphus. [1] Der kirchlichen Nichtanerkennung unerachtet entsprach aber der Inhalt dieser falschen Evangelien zu sehr den Richtungen der Zeit, um nicht von der Geistlichkeit begünstigt, vielfach bearbeitet und von den Meisten geglaubt oder doch gerne gehört zu werden.

Wir betrachten die bedeutendern poetischen Bearbeitungen in deutscher Sprache. Dabei heben wir die Hauptbilder dieses christlich-apokryphischen Sagenkreises hervor. Am Inhalt, der Geschichtserzählung, haben die Bearbeiter hier so wenig geändert oder zugethan, als es bei der Behandlung der echten Evangelien der Fall war. Die allerdings bemerkbare Verschiedenheit hinsichtlich der Stufe ihres dichterischen Sinnes zeigt sich theils in der Auswahl der behandelten Stoffe, theils und vorzüglich in der mehr oder weniger lebendigen Auffassung, Aneignung und Reproduction der lateinischen Grundlage.

1. Das älteste und in Beziehung auf die Dichtergabe des Verfassers ausgezeichnetste der hier aufzuzählenden Werke ist des Pfaffen

[1] Vgl. Fabricius T. I, 135, Note a: Viri docti testantur in mss. codicibus hoc decretum referri jam ad Damasum, jam ad Gelasium, jam ad Hormisdam papam. Ex quo colligunt primum forte autorem ejus Damasum, interpolatores multos non Gelasium modo sed et Hormisdam aliosque recentiores. — Sententiam hanc mirifice confirmat magna, quæ in exemplaribus hujus decreti occurrit, varietas u. s. w. Namentlich fehlt, nach Seite 137, Note g: in Conciliis Reg. T. X das Buch de infant. salvat. Welchem Pabste das Decret angehöre und welche einzelne Büchertitel interpoliert sein mögen, ist hier nicht wesentlich, wo es sich nur im Allgemeinen von der Verbreitung und Geltung derartiger Schriften handelt.

Wernhers Gedicht auf die Jungfrau Maria, um 1170 [1] geschrieben. Der Dichter nennt sich selbst und bezeichnet die Zeit der Abfassung; von Beidem nachher Mehreres. Das Gedicht ist aus der einzigen vollständigen Handschrift herausgegeben von Ötter, Nürnberg 1802. [2] Zwar trägt auch hier noch die Sprache und der unvollkommene Reim das Gepräge des zwölften Jahrhunderts, aber ein in Docens Misc. II, 104—8 mitgetheiltes Bruchstück dieses Gedichts (121 Verszeilen) hat hierin noch alterthümlichere und freiere Formen, so daß wir das vollständige Exemplar als eine Überarbeitung anzusehen haben. Ob diese, bei der fortschreitenden Ausbildung der Poesie in der letzten Hälfte des zwölften Jahrhunderts, vom Dichter selbst vorgenommen worden, oder ob sie von einem kritischen Schreiber der folgenden Zeit herrühre, läßt Docen unentschieden und es wird hierüber auch nicht mit Sicherheit zu bestimmen sein. Für die letztere Ansicht spricht die häufig vorkommende Erneuerung von Dichtwerken des zwölften Jahrhunderts durch spätere Überarbeiter; der erstern könnte gerade für diesen besondern Fall zu Statten kommen, daß die Formen doch nicht rein und durchgreifend in die Regel des dreizehnten Jahrhunderts umgewandelt sind und daß, wie wir sehen werden, der Verfasser sich wirklich mit der Theorie des Verses beschäftigt zu haben scheint. Hätte er aber selbst, aus Grundsätzen vorgeschrittener Verskunst, Hand an sein Werk gelegt, so würde er eben auch durchgreifender verfahren sein; auch würde er die Stelle Misc. II. 107:

Het ich ein zange
diu als daz eisen ch(l)unge
gesmidet uzer stale
diu mir diu rede gæbe
jane mohte ich christenlicher schar
nimmer gesagen gar
wie sich die maget zierte
gegen dem himelischen wirte
der si gemaheln sold(e)
und samt ir bowen wolde
durch sin barmunge u. s. w.

1 [1172 nach Feifalik S. XXIII. K.]

2 [Wieder von Hoffmann in den Fundgruben 2, 147, von Feifalik, Wien 1860, Bruchstücke von Greiff, Wien 1862. K.]

schwerlich so abgeschwächt haben (Otter S. 64):

> Nie wart sô wol sprechender man,
> der ie von buochen sin gewan,
> daz ez tohte im einen
> ze sprechen von der reinen
> volleklîche nâch ir werdicheit,
> an die got sînen flîz leit,
> als er si gemäheln wolte
> uud bî ir bûen scholte u. s. w.

Das Gedicht theilt sich in drei Bücher (liet, S. 57: liber secundus, S. 127: daz ander liet, daz dritte S. 230), deren Inhalt am Schlusse desselben kurz zusammengefaßt wird: Mariens Ursprung, ihre Vermählung, die Geburt des Heilands. Die Quelle (der orthabe, Urheber) des Werks wird genannt: der Evangelist Matthäus, dessen Rede in hebräischer Zunge verschlossen war, bis Sanct Hieronymus, durch den Brief zweier Bischöfe, Chromatius und Heliodorus, aufgefordert, das Lied in Latein geweitert hat (S. 5 f. 58). Also das oben angeführte Evangelium Matthæi de nativitate Mariæ, dem der Name des Hieronymus, als Übersetzers, vorgesetzt ist. Auch die Correspondenz des Letztern mit den genannten zwei Bischöfen findet sich bei Fabricius T. I, S. 7—10. Die Vergleichung ergiebt, daß das deutsche Gedicht zwar dem Gange dieses apokryphischen Vorbildes folgt, dabei aber im Einzelnen abweicht, überhaupt reichhaltiger als dieses ist, namentlich auch über die in dem Evangelium de nativitate Mariæ ausführlicher behandelte Periode hinausgeht. Das Meiste, was in dieser Quelle vermist wird, findet sich in dem zweiten der vorgenannten Apokryphen, dem Protevangelium Jacobi, obgleich in einzelnen Zügen verschieden. Einmal beruft sich Wernher auch auf den Evangelisten Lukas (S. 120). Er hat also (wenn man nicht etwa annimmt, daß ihm das Evangelium de nativitate Mariæ in größerem Umfang, als uns jetzt, vorgelegen) entweder weitere Quellen benützt, als er im Eingange angiebt, oder bereits eine Compilation aus mehreren Schriften dieser Art vor sich gehabt.

Wir versuchen es, durch nachfolgenden Auszug des deutschen Gedichts einen Begriff vom Inhalt und der Behandlung zu geben:

I. Der Dichter beginnt mit Preis und Anruf der ewigen Königin,

von der die wahre Sonne geboren ward. Er bittet die Himmlische, seine Gedanken mit geistlichem Thaue zu begießen, daß er ihr Lob und ihren Gesang mehren möge. Was Matthäus von ihr geschrieben, war in hebräischer Zunge beschlossen, bis Hieronymus es in Latein (in die senfte latîne, vgl. 7) geweitert hat. Das Wasser ward da zu Weine, die Milch verwandelte sich in Öl, die Wüste ward angebaut, als diese neue Rede verkündet ward. Zween Bischöfe sandten ihm ihren Brief, daß er die Schrift, welche schlief, mit Predigt erwecken, die süße Lehre, welche beschattet war, entdecken möge. Da ward die eingewundene Königsfahne ausgebreitet, daß die christliche Schaar sich um sie zu sammeln eile, zu geistlichem Sturm und Siege gegen den Lindwurm. Von der Finsternis sollen auch wir zu dem ewigen Licht erstehn. Hieronymus hieß der Lehrer, der sich mit diesem Buche ein Haus vor Gott (hin ze gote) gezimmert hat. Er wuste wohl zu sprechen von der Lilie und der Rose (diu den dorn niht enhât). Ihren Beistand sucht der Dichter, daß er mit deutscher Rede das Buch zuwege bringe, damit es Alle lesen mögen, die Gottes Kinder sein wollen, damit auch die Laien und die Frauen von der Mutter und dem Kind erfahren, das Löwe zugleich und Lamm ist, Leben und Tod, Thau und Blume, Einfalt und Weisheit.

Die Erzählung hebt an von Mariens frommen Eltern, Joachim und Anna. Diese leben zwanzig Jahre in kinderloser Ehe zusammen. Joachim wird, dieses Unsegens wegen, als er einst im Tempel opfern will, von dem Priester Ruben[1] ausgewiesen. Er beschließt nun, sich von seinem Weibe zu scheiden, und zieht mit seinen Heerden in die Wüste. Die verlassene Anna sitzt weinend in einem Baumgarten, da sieht sie in den Ästen eines Lorbeerbaumes ein Nest, um das Sperlinge fröhlich fliegen und ihren Jungen Speise bringen. Sie wendet sich klagend zu dem, der mit Regen und Sonne die Erde fruchtbar macht, der in Luft, Wald und Wasser Leben und Freude schafft. Bevor sie ausgesprochen, sieht sie einen Engel vor sich stehn; ihr Sinn ist von Furcht bewegt (S. 29: ir sin fuor enwedelen), wie Federn und Laub vor dem Winde. Der Engel aber grüßt sie mit der Botschaft, daß sie einer Tochter genesen werde, von welcher der kommen solle, der aller Welt

[1] Im Ev. de nativ. Mar. c. 2 heißt der Priester, pontifex, Isaschar; Ruben heißt er im Protev. Jac. c. 1. Dagegen ist bei Wernher S. 19 Annas Vater Ysachar genannt.

Vater sei. Anna dankt dem Himmel mit Gebet und Fasten; ihr ist wie einem, der, in schwerem Traum unter einem Baume liegend, seinen Feinden nicht zu entrinnen glaubte und nun beim Erwachen alle seine Noth verschwunden sieht. Auch Joachim in der Einöde erhält durch den Engel die frohe Botschaft und kehrt, auf dessen Mahnung, nach Hause zurück, nachdem er dem Herrn ein Lamm geopfert. Anna harret sein vor dem Thore der Stadt, auf einer Höhe stehend, wie die Getreuen gerne thun, die liebe Freunde auf dem Wege haben und oft an die Warte gehn (S. 44).

(Leicht erkennt man in dieser apokryphischen Erzählung eine Wiederholung dessen, was das echte Evangelium des Lukas, Cap. 1, von Zacharias und Elisabeth, den Eltern des Täufers Johannes, berichtet. Vgl. auch 1 Sam. 1.)

Als die Himmelrose geboren ward, die ihre Eltern Marie nannten, floß Honig und Milch aus der Erde und Heil regnete vom Himmel. Nach dem dritten Jahre wird sie den Jungfrauen übergeben, die im Tempel Gott dienen. Hier erwächst sie so in Tugend und reinem Gemüthe, daß alle Gottesfürchtigen vor Freude darüber weinen.

II. Sie leuchtet wie die Sonne aus allem ihrem Geschlechte. Ihr Antlitz ist so edel (tugentlîche), ihre Augen so königlich, ihre Gebärde so rein, daß die Leute sie mit heiliger Scheue (mit vorhten) anschauen. Mit Arbeit in Leinwand und Seide und mit eifrigem Gebet bringt sie die Zeit hin. Täglich kommt der Gottesengel Gabriel geflogen und bringt ihr das Himmelbrot. Was man ihr sonst von Speise giebt, das sendet sie den Armen in die Stadt. Weder Fasten noch Wachen vermag ihre Farbe zu trüben. Hoffart und weiblicher Zorn finden an ihr keine Statt, mit Zucht ist sie umgürtet. Ihre Tugenden treiben Äste und greifen weit um sich (die begunden ouch esten und vil wîten umbe vâhen, S. 66 [1]). Kranke, die sie sehen und anrühren, gehen geheilt von dannen. Der Bischof (Oberpriester) Abiathar wirbt um sie für seinen Sohn; aber sie will allein Gottes Dienerin und Braut bis an ihres Lebens Ende bleiben. Da erhebt Abiathar an einem hohen Feste die Hände gen Himmel und klagt vor allem Volke über Marien, die, gegen die Sitte der andern Jungfraun, die edelsten Freier

[1] [Nach Feifaliks Lesart: Diu reine und diu beste Begunde ir tugende este Wîte ze breiten. K.]

verschmähe. Er mahnt an Aarons grünende Gerte,[1] durch die einst der Streit der Priester geschieden worden (4 Mos. 17). Jeder Unverehlichte bringe morgen seine Gerte; Gott möge dann erzeigen, wessen Braut Maria sein soll! Am nächsten Morgen drängen die Jungen und die Reichen, wohl gebadet und wohl gekleidet, sich mit ihren Gerten zu; Jeder hat die seinige bezeichnet. Auch die Armen folgen dem Gebote; unter ihnen ein greiser, leibesschwacher Mann, der Witwer Joseph. Er bringt eine kleine Gerte, die er von der Wurzel kurz und unscheinbar abgerissen, zum Zeichen, daß sein Gemüthe nicht nach Freuden stehe. Der Bischof betet am Altare, da kommt die Stimme Gottes: die Gerten sollen über Nacht an heiliger Stätte niedergelegt werden, von wessen Stabe dann am Morgen eine Taube sich aufschwinge, der sei Marien zum Gemahl erkoren. Reiche und Arme empfangen des andern Tags ihre Gerten zurück, aber, zur Beschämung der Hoffärtigen, geschieht kein Zeichen. Da heißt der Bischof die Menge auf dem Friedhof beten, er selbst, mit seinem priesterlichen Schmucke angethan, fleht im Tempel, brennt Myrrhen und Weihrauch, bis ein Engel erscheint und ihn die kleine Gerte suchen heißt, welche ganz übersehen und von Joseph, der sich zu gering däuchte, nicht zurückbegehrt worden. Joseph erschrickt, als der Bischof ihn anruft, doch empfängt er das Reis; lang und greis ist

[1] Beziehungsvoller ist das Wunder mit der Gerte im Ev. de nativ. Mar. c. 7: Nec mora, cunctis audientibus de oraculo et de propitiatorii loco (Num. VII, 8. 9) vox facta est secundum Esaiæ vaticinium (Es. XI, 1), requirendum esse, cui virgo illa commendari et desponsari deberet. Liquet enim Esaiam dicere: „Egredietur virga de radice Jesse, et flos de radice ejus ascendet, et requiescet super eum spiritus domini, spiritus sapientiæ et intellectus, spiritus consilii et fortitudinis, spiritus scientiæ et pietatis, et replebit eum spiritus timoris domini.“ Secundum hanc ergo prophetiam cunctos de domo et familia David nuptui habiles non conjugatas virgas suas allaturos ad altare prædixit, et cujuscunque post allationem virgula florem germinasset, et in ejus cacumine spiritus domini in specie columbæ consedisset, ipsum esse, cui virgo commendari et desponsari deberet. c. 8: Erat autem inter cæteros Joseph, homo de domo et familia David grandævus, u. s. w. Nach dem Protev. Jac. c. 9 steigt die Taube, wie bei Wernher, aus der Gerte auf: *καὶ ἰδὲ περιστερὰ ἦλθεν ἐκ τῆς ῥάβδε, καὶ ἐπετάσθη ἐπάνω τῆς κεφαλῆς Ἰωσήφ.* Schon Epiphanius weiß, daß Joseph durch das Loos Marien aus den Tempeljungfraun erhalten (*κατὰ κλῆρον*). Fabricius I, S. 32 f. Note h.

ihm der Bart, er muß weinen, und als er die Gerte aufhebt, schwingt eine Taube sich von ihr, schwebt eine Weile und hebt sich dann gen Himmel, von wo sie hernieder gekommen. Ein lauter Schall wird umher gehört, das Volk lobt den Herrn. Joseph und Marie, die selbst das Wunder gesehen, müssen sich dem Spruche des Himmels fügen. Da steht sie, wie die Blume, die an der grünen Wiese ihren lichten Schein ferne sprenget (S. 91). Die Thränen fallen ihr von den Wangen auf das Gewand. Sie empfängt von Josephs Hand einen goldnen Ring.[1] Doch er will nur ihr Pfleger sein, er giebt sie in die Obhut von fünf Jungfrauen, die sie selbst aus ihren Gespielen wählt, dann zieht er von Hause nach der Stadt Capernaum, wohin er zum Schiffbau berufen ist.

Die Priester des Tempels[2] schicken den sechs Jungfrauen Purpur und Seide und bitten sie, mit ihrer Kunst zur Bekleidung der Kirche (zuo dem chirchgeruste, S. 101) behülflich zu sein. Auch senden sie Flachs zum Spinnen. Die Frauen werfen das Loos, wem der Purpur und die Seide zukommen soll; den rauhen Flachs fürchten Alle. Das Loos fällt Marien zu und die Andern nennen sie darum, nicht ohne Neid, ihre Königin. Der Engel aber, der ihr täglich die Himmelspeise bringt, macht den Scherz zum Ernste. Licht wie der Tag erscheint er vor den Erschrockenen und spricht zu ihnen, ihr Spott sei eine Weissagung, Maria werde Königin über all diese Welt werden.

Hierauf folgt (S. 104) die weitere vorsagende Erscheinung eines Engels, als Maria am Brunnen im Hofe sitzt;[3] als sie noch sehr gerne

[1] Sie ist dem Joseph bloß verlobt (Jôsêbes gemahele, S. 92), Ev. de nat. Mar. c. 10: Joseph igitur a Judæa in Galilæam veniens desponsatam sibi virginem uxorem ducere intendebat.

[2] *Ἐγένετο δὲ συμβούλιον τῶν ἱερέων λεγόντων:* (beginnt der Abschnitt S. 101. Templi pontif. im Protev. Jac. c. 10) *ποιήσωμεν καταπέτασμα τοῦ ναοῦ κυρίου.*

[3] Das Ev. de nat. Mar. c. 9 hat nichts von der Erscheinung am Brunnen. Im Protev. Jac. hängt diese mit der Verkündigung unmittelbar zusammen. C. 11: Et accepta hydria exiit haurire aquam. Et ecce vox dicens illi: „Ave, gratia plena, dominus tecum, benedicta tu in mulieribus.“ Circumspiciebat autem Maria in dextra et sinistra, ut sciret, unde nam ista vox facta esset. Et tremefacta intravit in domum suam, et deposuit hydriam, et accepta purpura sedit super sedem suam, ut operaretur. Et ecce angelus domini adstitit in conspectu ejus, dicens: „Ne timeas, Maria! Invenisti gratiam apud dominum.“ Also zuerst die Stimme, dann die sichtbare Erscheinung.

mehr von ihm gehört hätte, verbirgt er Augen und Mund und den Schein seines Angesichts, wie man mit den Kindern zu spielen pflegt. Endlich die Verkündigung selbst. Sie sitzt in einer Kammer und spinnt die feine Seide, die sie im Loose gewonnen, als der Engel Gabriel zu ihr niederfährt. Der Glanz, den er von Gottes Augen bringt, ist so groß, daß sie die Arbeit aus den Händen sinken läßt. An die Erzählung dieses wundervollen Ereignisses reiht der Dichter andächtige Betrachtungen. Zuletzt aber wendet er scheu des Herzens Augen von den erhabenen Geheimnissen; wen Gott dazu sendet, der schreibe, wenn ers vermag, von ihr, die so herrlich ist, daß die Engel sie begierig anschauen!

Mit Mariens Besuche bei Elisabeth schließt das zweite Lied. Der ungeborne Johannes spürt am Herzen seiner Mutter, daß die Mutter dessen gekommen, der eine Blume sein soll, darin der beste aller Geister rasten möge (und der ein blûme sîn scholte dâ aller geiste beste inne hete reste, S. 126. [1]). Jesaj. 11, 1 f.

III. Das dritte Lied erzählt, wie Joseph (S. 133 der vil alte prûtdegen) nach neun Monaten zurückkommt und Marien schwanger findet, wie er in der Nacht durch einen Engel hierüber belehrt wird, wie die Mähre Federn gewinnt (S. 144 Daz mære dô vedere gewan, von der frowen wolgetân wîten fuor ez ze gazzen) und wie nun Beide durch das Urtheil des Wassers, das den Trinkenden, wenn er schuldig ist, verzehrt, sich reinigen müssen; eine Anwendung der im 4 B. Mos. Cap. 5 angeordneten jüdischen Unschuldsprobe, aqua redargutionis [2] (S. 148 f.: jâ was diu urteil genant ein wazzer zelôtipîê). Sie ziehen hierauf nach Bethlehem zur Schatzung. Maria hat unterwegs ein Gesicht: auf der einen Seite der Straße sieht sie eine traurige Schaar, händeringend, in eisernen Banden, auf der andern eine lichte, freudenreiche, in weißen Gewanden. Ein Engel, der sich in Gestalt eines Jünglings zu ihnen gesellt, giebt die Deutung auf das Schicksal der ungläubigen Juden und der belehrten Heiden. (Aus dem Protev. Jac. c. 17, vgl. 1 Mos. 25, 23.) Sie kommen erst um Mitternacht zu Bethlehem an; Maria, die Entbindung nahe fühlend, nimmt ihre

[1] [Feifalik S. 162. K.]

[2] Protev. Jacobi c. 16: τὸ ὕδωρ τῆς ἐλέγξεως κυρίου.

Herberge in einer engen Felshöhle. Als Joseph, der nach Hülfe ausgegangen, zu dem Fels zurückkehrt, liegt Maria in einem großen Lichte, es ist der Glanz der ewigen Sonne; sie küsst das Kind, das an ihrer Brust liegt, das klein zu sehen ist und groß zu sagen; das den Tod vertreibt, dem die Erde bebt, das die Berge erschüttert, hier hat es „gehüttet“ in der engen Höhle. Rind und Esel neigen die Kniee, ihren Schöpfer zu ehren (vgl. Jesaj. 1, 3). Der Engel Schaar kommt, dem neugebornen Herrn zu dienen. Die Hirten beten an; als er, der getreue (wære) Hirte, ihnen seine Botschaft bescheert, da waren fern und nahe viel mächtige Könige und Herzoge, die in hohen Ehren schwebten, denen sandt' er nicht seinen Engel; daran ließ er klar werden, daß Niemand so arm und so gering ist, der ihm nicht willkommen wäre, stellt er nur sein Vertrauen auf den Herrn. Sieben große Zeichen geschahen bei Christi Geburt, welche geistlich gedeutet werden. (Sie finden sich weder im Evangelium de nativitate **Mariæ** noch im Protevangelium Jacobi.) Eines derselben ist der Stern, der die drei Könige nach Bethlehem leitet. Die Beschneidung, die Darstellung im Tempel, der Aufbruch nach Ägypten folgen in gedrängter Erzählung; der Kindermord mit lebhafter Theilnahme des Dichters S. 219.

Bald aber wird Herodes, der über Gott siegen wollte, von schrecklichem Siechthum ergriffen und stürzt sich in der Verzweiflung von einem hohen Steine. Joseph führt Marien und ihren Sohn aus Ägypten zurück: der Nachts entronnen war, fährt bei lichter Sonne wieder heim.

Der deutsche Erzähler dieser Begebenheiten hat es nicht auf ein Gedicht abgesehen. Er hebt an und hört auf, so weit seine Quelle reicht, ohne auf die Abschließung zu einem poetischen Ganzen Bedacht zu nehmen. Er ist von der evangelischen Lauterkeit dieser Quelle überzeugt. Er spricht von dem mit Recht verworfenen Lügenberichte des Jüngers Leucio, [1] dessen Rede mit dürren Zweigen stehe, da sie keine Wurzel habe. Matthäus, der Evangelist, gebe die rechten Worte, die weder Moos noch Moor trüben möge (S. 11). Darum schreibt auch Wernher diesem Buche von der Gottesmutter eine magische Heilkraft zum Besten der Wöchnerinnen zu (S. 128 [2]). Aber schon die Bilder, worin er die

[1] [Feifalik S. 140. K.]

[2] Das Ev. de nativ. **Mar.** enthält nichts hievon, es war aber ohne Zweifel ein überlieferter Aberglaube, den der Dichter vorfand.

Wahrheit seiner Erzählung bekräftigt, dort die wurzellosen Zweige, hier die klarburchsichtige Waldquelle, verglichen mit den trocknen lateinischen Worten im Briefe des Pseudo-Hieronymus (Fabricius, I, 8 f.):

Sed factum est, ut a Manichæi discipulo nomine Seleuco (sonst auch Leucius genannt), qui etiam apostolorum gesta falso sermone conscripsit, hic liber editus non ædificationi sed destructioni materiam exhibuerit, et quod talis probaretur in synodo, cui merito aures ecclesiæ non paterent. Cessent nunc oblatrantium morsus, non istum libellum canonicis nos superaddimus scripturis, sed ad detegendam hæreseos fallaciam, apostoli atque evangelistæ scripta transferimus u. s. w.,

schon diese Vergleichung deutet an, in welchem Sinne der deutsche Bearbeiter verfahren. Die Gestalten, die ihm überliefert sind, läßt er unverrückt und unverändert stehen, aber er bekränzt sie, wie die Bilder einer einsamen Kapelle, mit den frischen Blumen seiner andächtigen Poesie.

Im Eingang des zweiten Buchs (S. 58 [Feifalik S. 32]) wird gesagt:

der priester heizet Wernher
der des liedes began.
von dem er urchunde nam,
der ist (ouch) vor Christe
ze einem êwangeliste
gesegent unt gewîhet,
niht in got versîhet:
Mathêus ist der orthabe.

Ötter, Vorrede S. VIII, schließt aus diesen Worten, daß der Verfasser Diakonus gewesen sei: „Evangelist ist dem Epistler entgegengesetzt. Der Evangelist muste das Evangelium verlesen und erklären und dieß war das Amt der Diakonorum." Gesetzt auch, es könne das Wort Evangelista in dieser Bedeutung nachgewiesen werden, so ist doch in obiger Stelle zunächst von dem Evangelisten Matthäus die Rede. Nur durch die Partikel ouch wäre eine Beziehung auf den Verfasser gedenkbar. Aber in dem Sinne, in welchem Matthäus ein Evangelist war, konnte er sich nicht wohl einen solchen nennen.

Der Sinn ist vielmehr dieser: derselbe, von dem das Lied genommen ist, hat auch ein Evangelium geschrieben, ist auch zum Evangelisten geweiht.

Die Zeit der Abfassung ist am Schlusse (S. 229) bestimmt.

Auf den Pabst Hadrian IV, der am 1ten September 1159 starb, folgte Alexander III, ihm ward aber zugleich ein Gegenpabst, Victor IV

(1159—1164), gewählt, und nach diesem noch drei weitere: Paschalis III, † 1170 (1168?), Calixtus III, 1168—1178, und Innocenz III, bis 1180 (Raumers Hohenst. II, 124 f. 221. 507). In den dreizehn Jahren von der streitigen Wahl Alexanders III, 1159—1172, waren es also, wenn man diesen selbst mitrechnet, eigentlich vier Herren, die sich um den Stuhl stritten. Das Umfahren des Stuhles zu Land und Meere bezieht sich ohne Zweifel darauf, daß Alexander, wegen Abneigung der Römer gegen ihn, sich 1161 auf normannischen Fahrzeugen nach Frankreich einschiffte und erst 1165 nach Rom zurückkehrte; auf dem Hinweg hatte er einen furchtbaren Sturm und bei der Rückkehr große Gefahr von einer pisanischen Flotte zu bestehen (Ebd. 145. 197). Der siegreiche Feldzug des Kaisers Friedrich I nach Polen, welcher hier gemeint wird (ein früherer fand 1157 statt, Ebd. 59), fällt in das Jahr 1173. (Godofrid. mon. in Freher. Germ. rer. script. 244. Hahns Reichshist. III, 254. Raumer schweigt davon.) Zwischen dem dreizehnten Jahre nach Ausbruch des Schisma und der glücklichen Beendigung dieses polnischen Heerzugs wurde nun das Lied gedichtet (dô wurden diu liet elliu driu getihte(t) under diu (vgl. S. 15. 181), also im Laufe des Jahres 1173.

Anspielungen auf Zeitverhältnisse kommen noch folgende vor:

S. 62 [Feifalik S. 34] (bei Mariens jungfräulichem Leben im Tempel):

> Sælig swester wâren dô
> in Salomônis templô,
> die wâren gehôhet,
> sît sint si gar zestôret.
> nû habent ez besezzen
> riter gar vermezzen,
> die werent ez mit chreften
> vor der heidenschefte. (Auch Misc. II, 105 f.)

(1187 wurde Jerusalem von Saladin wieder erobert.)

S. 158. 159 (bei Augusts Weltherrschaft und Auflegung des Zinses):

> daz gebote muose ergân
> ân widerstrît und sunder wân;
> daz ahten die rihtære
> von Rôme, diu sô mære
> dennoch was und sô hêre;
> nû ist si genidert sêre.

Vermuthlich mit Bezug auf den Zustand des Schisma.

Für den Verfasser des Gedichts, den Pfaffen Wernher, hält man einen Mönch dieses Namens im bairischen Kloster Tegernsee.[1] (Koberstein §. 47, N. 1. In den hier angeführten Stellen liegt dafür kein Beweis.) Unter dem Abte Rupert, 1155—1186 (Freyberg 69. 85, Günthner 164), erscheint in den Urkunden dieses Klosters als ein Mann von gelehrter Kenntnis und Betriebsamkeit der Schulvorstand (scholasticus) Wernher. Er starb als Diakonus im Jahre 1197. Unter andern an ihn gerichteten Schreiben findet sich im Cod. Tegerns. eines von seinem Freunde Otto, worin dieser sagt: peto, ut mappam, quam etiam pridem mihi promiseras, facias et regulas rhythmimachiæ a te factas mihi transmittas. (Pez, Thesaur. anecdotor. T. VI, P. II, S. 55b.) Es ist aus dieser Stelle, in Verbindung mit andern Umständen, wahrscheinlich gemacht worden, daß Wernher der Verfertiger, d. h. Abschreiber und Abzeichner, der Peutingerischen Karte (Itinerarium Theodosianum, jetzt in der k. Hofbibliothek zu Wien befindlich), eben der hier verlangten mappa, sei. Die regulæ rhythmimachiæ (?) zeigen ihn als einen Kenner der lateinischen Verskunst. Daß damals zu Tegernsee auch deutsche Poesie bekannt und geübt war, beweist ein Schreiben des Markgrafen Berthold von Istrien an den Abt Rupert, worin ersterer sich libellum Tevtonicum de Herzogen Ernesten zur Abschrift ausbittet. (Pez l. c. S. 13a.) Metellus, ein Mönch desselben Klosters um 1160, kennt deutsche Lieder von Rüdiger und Dietrich (Grimm, Heldens. 44). In einem andern Schreiben werden vom scholasticus Wernher Glosae super Macrobium, „et si quæ super Georgica apud vos sint," verlangt. Weiter schreiben Cenobitæ Burani ad O.... Tegernseensem:

Obsecramus, charissime, benignitatem tuam in omni obedientia promptissimam, ut semina vel herbas utilium ac salubrium radicum, quæ sunt apud vos, familiaribus tuis indubitanter et indilate mittas. Hortulum namque his germinibus habilem constituimus et excolere decrevimus, in quo quid seminemus, nisi vestra concesserit benevolentia carens prorsus invidia, penitus non habemus. Si vero in hoc ne domno scholastico Werinhero absente injuriam timetis inferre, sciatis id eum permisisse, se ipsum quoque, si non retraheret aliquod impedimentum, pro expletione hujus culturæ affuturum. Quippe tam intimo, tam sincero charitatis affectu

[1] [Dieß wird jetzt bezweifelt. Vgl. Feifalik's Vorrede S. XVI. ff. K.]

nobis ferventissime adhæret, ut etiam corporale damnum, si occasio posceret, nostri causa leve penderet u. s. w. (Freyberg S. 290).

Ist es nun, nach Zeit und Umständen, wenn auch nicht erwiesen, doch wohl glaublich, daß dieser Wernher von Tegernsee das Lied von Marien verfaßt, so ist es anziehend, ihn uns vorzustellen, wie er, im Klostergarten beschäftigt, über sein Gedicht nachsinnt, in dem er mit Vorliebe aus der Blumenwelt sich Bilder nimmt zum Gleichnis der gefeierten Himmelrose.

Über Wernher von Tegernsee s. „Über den Verfasser der Peutingerischen Tafel," von Sebastian Günthner aus Tegernsee, in L. Westenrieders Beitr. zur vaterländischen Historie, Geographie, Statistik u. s. w., B. IX, Münch. 1812, S. 156 ff.

Älteste Geschichte von Tegernsee, aus den Quellen bearbeitet von Max Freih. v. Freyberg. München 1822, S. 180.

Eines spätern Wernhers Gedicht vom Leben der heiligen Jungfrau, nach des Verfassers Angabe aus einem Buche des heiligen Dionysius verdeutscht, mit dem Tode Mariens endigend, findet sich in einer Heidelberger Papierhandschrift vom Jahre 1382. Wilken S. 451. (Vgl. Grundriß S. 549.)

2. Konrads von Fußesbrunnen Gedicht von Jesu Kindheit (S. 89 b: Daz ich von siner kinthait Also gesprechen müsse u. s. w.) in v. Laßbergs Cod. Wasserb. S. 89—118, 3047 Verse.

Der Verfasser nennt sich selbst am Schlusse S. 118a:

> Der ir [der Rede] begunde, daz bin ich
> von Fuozizbrunnen Kuonrât
> und si ouch vollendet hât.[1]

Laßberg sagt, vor dem Abdruck des Sigenot: „Fuozizbrunnen ist, nach einer Mittheilung des Grafen Friedr. v. Mülinen, das heutzutage so genannte Schwendelnbad im Canton Bern, welches bis ins fünfzehnte Jahrhundert erstern Namen führte; es war, nach gedachter Auskunft, eine Besitzung der alten Freiherrn v. Signau, und der Dichter Konrad möchte wohl diesem Hause angehört haben."[2] Er war ohne

[1] [Das Gedicht ist seither gedruckt: Gedichte des 12ten und 13ten Jahrhunderts von Hahn. Quedlinburg 1840. S. 67 ff. Die Kindheit Jesu, herausgegeben von Feifalik. Wien 1859. K.]

[2] [Schon Pfeiffer in Haupts Zeitschrift 8, 160 f. hielt die schweizerische

Zweifel ein Geistlicher, denn er hat diese Rede in Latein gelesen (S. 118a), gebraucht öfters Worte der Schrift nach lateinischer Übersetzung und bezieht sich einmal auf einen Ausspruch des sanctus Benedictus (S. 113). Gleichwohl klagt er selbst über seinen Weltsinn, im Eingang S. 89b [Z. 55 ff. Feifalik. K.]

Die Beschreibung eines Gastmahls (S. 102), wovon nachher, ist auch wirklich etwas weltlicher Art.

Rudolf von Ems, gest. um 1254, erwähnt in seinem Wilhelm von Orleans dieses Dichters. Er sagt zu frou Âventiure, Cod. Lassb. S. 13, c. 2:

> Hætent ir künde gwunnen
> Des von Vuozesprunnen,
> Sô wære iu aber baz geschehen
> Danne an mir, des muoz ich jehen.

In den Misc. II, 153 heißt es nach einer Münchener Handschrift: Des von Vuozsprvnnin, wobei Docen unrichtig Unspunnen vermuthet.

Der vordere Theil des Gedichts, fast die Hälfte des Ganzen, von der Aufnahme Mariens in den Tempel bis zur Flucht vor Herodes, stimmt in der Hauptsache mit der Erzählung Wernhers überein; nur ist die Behandlung mehr summarisch als bei diesem. Erst mit der Flucht nach Ägypten fängt der eigenthümliche und ausgeführtere Bestandtheil des Gedichts an. Als die Flüchtigen im Gebirge herbergen, sehen sie in einer finstern Höhle die Drachen gegen dem Kinde spielen. Wölfe, Löwen und Bären (!) kommen aus dem Walde, ihren Herrn zu sehn, und legen sich dem Kinde zu Füßen. Das Lamm flieht nicht vor dem Wolfe, noch das Rind vor dem Löwen. Am vierten Tage kommen sie in eine wasserlose, ausgebrannte Wüste; sie erblicken fern einen hohen Baum, sie ziehen dahin und lassen sich in seinen Schatten nieder. Der Baum ist schönes Obses voll, nach dem es Marien lüstet; er ist aber zu hoch, um es zu erreichen. Da gebeut das Kind dem Baume, sich zu neigen, und, als sie genug gebrochen, erlaubt es ihm, sich wieder aufzurichten. Aus der Wurzel desselben läßt es eine kühle Quelle rinnen. S. 103 ff. [Z. 306 ff. Feifalik.]

Die heilige Familie trifft auf zwölf Räuber (schâchman), welche

Abkunft des Dichters nicht für erwiesen und setzte dessen Heimat nach Österreich; diese Vermuthung ist seitdem durch Diemer zur Gewißheit erhoben. K.]

unter dem Vorwand, Reisende von Ägypten und zurück durch die Wüste zu geleiten, ihnen ihr Gut abnehmen. Sie werfen jedesmal das Loos, wem der Gewinn eines Tages zufallen soll. Derjenige, dem es für heute fiel, wird von den Andern verspottet, als sie sehen, daß es arme Leute sind, die sie von ferne für Kaufleute mit Saumthieren hielten. Als er aber das schöne Kind mit lachendem Mund und spielenden Augen, die wonnigliche Mutter und den schneeweißen Alten mehr und mehr betrachtet, wird sein Sinn milder und er führt sie gastfreundlich in sein Haus ein. Sein Weib badet und speist das Kind, S. 107 [S. 32 bei Feifalik], es wird schlafen gelegt. In einem duftigen Grasgarten, im Schatten eines Baumes, wird den Gästen der Tisch bereitet. Berg und Thal hallen wider vom Gesange der Vögel, ein reiner Quell, durch die Kieselsteine dringend, erklingt wie kleine Glocken (in schellen wîse). Das Amt der Truchsesse und Schenken versehen der Wirth und sein Weib, denn sie haben keine andre Diener.

Am Morgen weist der Wirth ihnen den Weg. Sie kommen durch das Gebirg ze yspen (Ägypten? [Feifalik S. 38 liest ze Splêne]) in die houbetstat. In dem Tempel, wo sie herbergen, S. 108 b [S. 38 f. Feifalik], fallen die Abgötter auf den Estrich und zerbrechen in Stücke. Der Herzog, dem die Stadt unterthan ist, Antifrotitus, kommt dahin, S. 108 b [S. 41 Feifalik].

Er erkennt in diesem Kinde den, vor dem jene Götter von ihrem Throne gefallen, fällt nieder und betet an; mit ihm bekehrt sich das Volk. Indeß stirbt Herodes und Joseph wird vom Engel gemahnt, wieder heim zu fahren. Die Räuber, von denen zuvor erzählt worden, haben inzwischen einen harten Strauß zu bestehen gehabt. Leute, die sie berauben wollen, setzen sich zur Wehre, S. 109 b [S. 45 Feifalik].

Die spiesgenossen werden theils erschlagen, theils verwundet. Auch Jenen, der unsern Herrn bewirthet (unsers herren gastgeben) trägt man für todt heim. Sein Weib hat damals, als sie das Jesuskind badete, den Schaum von dem Bade aufgehoben; wenn ihr irgend etwas gefehlt und sie nur wenig davon (des heilwâges) aufgestrichen, war sie sogleich genesen. Damit heilt sie nun auch ihren todwunden Mann, S. 110 b [S. 50 Feifalik].

Die andern schâchære, nachdem sie vergeblich ihr die kostbare

Salbe feil gemacht, beschenken sie fortan immer sehr reichlich, um in Nothfällen von ihr geheilt zu werden. (Mehrere Heilungen Aussätziger, Besessener u. s. w. durch das Badwasser und die Windeln des Jesuskindes erzählt das Evang. infant. arab.) So kommen die Leute, welche die heilige Familie bewirthet hatten, zu großem Reichthum. Ihr Haus wird mit kostbaren Decken und Teppichen bespreitet und behängt, S. 111a [S. 54 Feifalik].

Als nun Joseph auf dem Rückweg von Ägypten wieder auf die Haide kommt (und vant die wegescheide, dâ der stîc hin abe gie [S. 55 Feif.]), beschließt er, wieder in demselben Hause einzukehren. Die Gäste, denen dieß Haus so vieles verdankt, werden aufs herrlichste bewirthet. Der Dichter beschreibt ausführlich das Gastmahl, das ihnen im Garten gegeben wird. Von wohlgekleideten Knechten werden sie mit Speisen und köstlichen Getränken eifrig bedient. Der lautre Brunnen, der durch den Garten fließt, wird nur noch dazu gebraucht, den Wein darin zu kühlen; auch des Schlaftrunks wird nicht vergessen. Beim Weiterziehen geleitet und besorgt der Wirth die Gäste noch einen fernen Weg.

Diesem Schächer, den Gott selbst heimgesucht, hat er auch die gute Aufnahme wohl vergolten. Als Jener neben ihm am Kreuze hieng und ihn seiner zu gedenken bat, sprach der Herr: „Du sollst noch heute mit mir in mein Reich fahren."

Im Ev. infant. arab. c. 23 treten, symmetrischer, beide Schächer auf:

Hinc digressi cum in terram desertam pervenissent eamque latrociniis infestam esse audirent, Josephus et diva Maria regionem hanc noctu trajicere parabant. At inter eundum, ecce! duos in via latrones conspiciunt dormientes et cum illis multitudinem latronum, qui illorum socii erant, itidem stertentium. Erantque duo isti latrones, in quos incidebant, Titus et Dumachus [ex gr. θεομάχος], dicebatque Titus Dumacho: „Rogo te, ut istos libere sinas abire, ne socii nostri illos animadvertant." Recusante autem Dumacho, rursus Titus, „cape tibi," inquit, „a me quadraginta drachmas et pignus habe zonam hanc meam!" quam dicto citius illi porrigebat, ut ne hisceret aut loqueretur. Vidensque domina diva Maria hunc latronem ipsis benefacere, ait illi: „Dominus deus te ad dextram suam recipiet et remissionem peccatorum tibi largietur." Et respondit dominus Jesus et dixit matri suæ: „Post triginta annos, o mater, crucifigent me Judæi Hierosolymis, et duo isti latrones mecum una in crucem tollentur, Titus

ad dextram meam et Dumachus ad sinistram; et ab illo die praecedet me Titus in paradisum."

Als die heilige Familie heimgekommen und Joseph vernimmt, daß Archelaus, Herodes Sohn, seines Vaters Reich an sich genommen, zieht er sich in die Stadt Nazareth zurück. Es folgt nun eine Reihe von Wundern, welche Jesus hier als Kind verrichtet, S. 113b [S. 66 Feifalik].

Joseph hat wieder zu seinem Zimmerwerkzeuge gegriffen. Nun wird einmal bei ihm ein spanbette bestellt, sein Knecht aber sägt die Holzstücke zu kurz. Der kleine Jesus sieht seine Noth. Ziuch dû hin, sô ziuhe ich her, ruft er dem Knechte zu und so ziehen sie die Hölzer in die rechte Länge.

Eines andern Tages, S. 114a [S. 69 Feifalik], zerbricht Jesus am Brunnen den Krug seiner Mutter, da trägt er das Wasser im Rockschoße heim und kein Tropfen geht verloren. Die andern Kinder wollen es nachmachen und zerschlagen ihre Krüge, aber wie viel sie Wasser in ihre Schöße gießen, es hilft ihnen nichts, als daß sie naß werden. Als sie nun sich nicht getrauen, nach Hause zu gehen, heißt er sie die Scherben auflesen und macht die Krüge wieder ganz.

Ein Mann, auch mit Namen Joseph, stirbt in der Stadt. Jesus giebt seinem Pflegevater Joseph die Gewalt, den Namensbruder (genannen) vom Tode zu erwecken. Auf Josephs Gebot steht der Todte auf, S. 114b [S. 72 Feifalik],

Des lîbes sô bereite gar,
als dem nie zêhe geswar.

Beim Spiele der Knaben fällt einer zu Tode. Die spilgenôzen zeihen Jesum, daß er jenen gestoßen. Jesus ruft den Todten vor dessen Verwandten an: „Sieh auf und sprich, ob ich dich stieß!" Der Knabe verneint es, da heißt Jesus ihn aufstehn und leben.

Einst machen sie an einem Wasser kleine Gruben und leiten durch Rinnen, die sie im Sande ziehen, Wasser darein, um so Fische zu fangen, weil sie keine Netze haben. Jesus hat den Rath dazu gegeben, S. 115a [S. 74 Feifalik],

Der rât geviel in harte wol,
als kinden kintlich rât sol.

Ihm kommen die Fische, sowie er sie in seinen Weiher schwimmen heißt, die Andern müssen Brot in die Rinnen streuen. Ein

Judensohn straft ihn, daß er die Kinder am Samstag zur Arbeit verleite, und tritt ihm seinen Weiher zu. Aber von des Kindes strafenden Worten fällt er todt zur Erde. Joseph, den Zorn der Juden fürchtend, wendet sich an Marien, daß sie bei ihrem Sohne Fürsprach einlege. Auf der Mutter Bitte erweckt Jesus den todten Jüngling wieder.

Nahe bei der Stadt liegt ein Berg, wo Löwen ihre Höhle haben. Niemand wagt dort Acker, Holz oder Gras zu nutzen. In diese Höhle geht das Jesuskind eines Tags. Die Löwen kommen ihm entgegen und empfangen ihn als ihren Herrn, Bl. 116b [S. 79 Feifalik].

Am Abend begleiten ihn die Löwen gegen die Stadt. Alle Leute entfliehen vom Felde, vor dem Thor aber heißt er die Löwen umkehren und sie gehorchen. Dem Volke, das ihm nun entgegenzieht, hält er seine Verstocktheit vor, Bl. 117a [S. 83 Feifalik].

Eine andere Geschichte steht Bl. 117a [S. 84 Feif.]: Jesus kommt mit andern Kindern zu einer Leimgrube. Er bittet sie, ihm den Leim zu klopfen, und macht dann daraus sieben kleine, aber wohlgebildete Vögel. Ein Jude kommt herzu und da es eben Samstag ist, verweist er ihnen, daß sie den Tag nicht ehren; besonders wirft er auf Jesus die Schuld. Dieser hat seine Vögel vor sich an die Sonne gesetzt, der Jude tritt hastig herzu und will sie zertreten. Da schlägt Jesus die Hände zusammen und die Vögel fliegen lebendig davon.

Zacharias,[1] der Juden schuolmeister, macht an Joseph das Ansinnen, seinen Sohn, der mit Zauber umgehe, zur Schule zu schicken. Als aber Jesus die Bedeutung dessen, was er lesen oder nachsprechen soll, wissen möchte, und sich erbietet, wenn ihm der Schulmeister sage, was Aleph bedeute, diesem dagegen zu sagen, was Beth sei, wird er mit seiner Kunst aus der Schule gewiesen. Er versichert den Schulmeister, daß er dessen Zukunft, die diesem selbst unkund sei, wisse und gewußt habe, noch ehe denselben die Mutter geboren.

Der Dichter schließt mit Angabe seiner Quelle und seines Namens Bl. 118a [Feifalik S. 88 Note].

Das lateinische Buch, welchem der deutsche Dichter folgte, kann weder mit dem griechischen noch dem arabischen Evangelium infantiæ,

[1] Evang. Thom. c. 6: Ζαχχαῖος. Ev. inf. arab. c. 48: Zachæus.

deren wir oben unter 3) erwähnt, ganz gestimmt haben. Die Wundergeschichten von der Kindheit Jesu müssen im Morgen- und Abendlande, unter Christen und Mahomedanern, in manigfachen, nach Reichhaltigkeit, Auffassung und Zusammenstellung der einzelnen Züge verschiedenen Erzählungen umgegangen sein. Der Koran selbst nimmt Bezug darauf. So heißt es in Sure V (der Koran u. s. w. übers. von Wahl, Halle, 1828, S. 98):

„Dann [am Tage des Gerichts] wird Gott sagen zu Jesu, dem Sohne der Maria: Gedenk an meine Güte gegen dich und gegen deine Mutter! Siehe! ich stärkte dich durch den heiligen Geist, daß du schon in der Wiege, wie hernach in deinen herangewachsenen Jahren reden konntest u. s. w.[1] Auf meinen Befehl schufest du die Gestalt eines Vogels aus Thon, so daß auf meinen Willen, da du den todten Vogel anhauchtest, ein wirklicher lebendiger Vogel daraus ward."

Vgl. Sure III. (Wahl S. 50.) Auch das Wunder vom Palmbaum hat der Koran, Sure XIX (Wahl S. 259), doch in andrer Verbindung. Vgl. Rosenöl, I, 259 f. So umfaßt auch Latona, als sie den Apoll gebiert, einen Palmbaum, Nitsch, Mythol. Wörterbuch 249. Weiteres aus orientalischen Quellen s. in (v. Hammers) Rosenöl, 1 Bdch. Stuttg. u. Tüb. 1813, S. 259—65. Noch ist als deutsches Volksbuch gangbar: Unsers Herrn Jesu Christi Kinderbuch u. s. w. (angeblich aus dem Italiänischen), s. die teutschen Volksbücher von J. Görres, Heidelb. 1807. S. 250 ff. Vgl. Diutisca, III. 399.

Konrad von Fußesbrunnen erwähnt am Anfange seiner Erzählung Bl. 89 b [S. 5 Feifalik] auch eines älteren deutschen Gedichts von unsrer Frauen, worin Meister Heinrich von ihrer Mutter Anna berichtet, wie diese von drei Männern drei Töchter gehabt, die sie alle drei Maria genannt und deren eine unsern Herrn zur Welt geboren.

Wenn auch die Darstellung Konrads von Fußesbrunnen im Ganzen weniger von dichterischer Wärme durchdrungen ist, als die des Pfaffen Wernher, so bricht doch auch bei ihm der Stral der Poesie hindurch. Als Joseph mit den Hebammen zur Felshöhle zurückkommt, wo indeß Maria den Heiland geboren, heißt es S. 97 a:[2]

Der stein was vil vinster ê u. s. w.

[1] Ev. infant. arab. c. 1 gedenkt gleichfalls dieses Sprechens in der Wiege, wie der Koran öfters.

[2] [Abweichend bei Feifalik, des Priesters Wernher driu liet von der maget. S. 94 f. K.]

Weder das Ev. infant. arab. c. 3 noch das Protev. Jac. c. 19 hat eine so erhabene Beschreibung dieses göttlichen Glanzes.

3. Das Gedicht des Pfaffen Konrad von Mariens Himmelfahrt (Von unser vrouwen hinevart, S. 118a); vollständig nur in v. Laßbergs Wasserburg. Handschrift S. 118b—129a, 1104 Verse; am Ende unvollständig in einer Berliner Papierhandschrift, hinter Barlaam und Josaphat, Grundr. S. 271 ff., wo der Eingang abgedruckt ist, sowie der Schluß in den Worten des Thomas (Laßb. Hdschr. S. 128b).[1] Es folgen in der vollständigen Handschrift noch 88 Verse. Der Verfasser nennt sich im Eingang, S. 118b: Ich armer pfaffe Kuonrât geborn von himelfürte (Grundriß 272: Henneswürte, [l. Heimesfürte. K.]). Auch dieses Dichters erwähnt Rudolf von Ems, und zwar in seiner Alexandreis, wo gleichfalls eine Reihe erzählender Dichter namhaft gemacht wird:

Noch ist der meister mêre,
an den ich suoche lêre;
von Heimesfurt her Kuonrât,
der wol von gote getichtet hât,
den darf niht riuwen sîn werc.

Ein Jäger ohne Kunst des Jagens, der aber eifrig (strîtec) darauf ist, folgt dem Wilde durch Wald und Gefild, Ebnes und Rauhes, Berg und Thal, und fällt zuletzt das Thier, das einem Andern entgeht, der Kunst hat, aber mindern Willen. So ist es mit jeglicher Kunst; hat sie schweren Beginn, so lasse man darum nicht ab! Nach traurigem Anfang kommt oft ein fröhlich Ende. Stäte (stæte, Beharrlichkeit) frommet an allen Dingen.

So rechtfertigt der bescheidene Dichter sein Unternehmen. Reichthum und hohe Geburt, Kunst, Zucht und Hofweise, was einem Mann in dieser Welt zum Preise gereichen möge, daran sei er wenig vollkommen. Aber ihm wohne das Vertrauen bei, daß Gott den Willen des Armen über eines Reichen argen Rath schätze.

Er spricht sodann davon, wie man die heiligen Schriften aus dem Hebräischen ins Griechische, aus diesem in Latein gebracht und hiernach auch Manches deutsch gedichtet worden sei, damit ein jeglicher Mann, der auch der Bücher unkundig sei, vernehmen könne, was ihm zu hören

[1] [Vollständige Ausgabe von Franz Pfeiffer in Haupts Zeitschrift 8, 161 ff. K.]

zieme. Zuletzt bezeichnet er seine Quelle: als die h. Zwölfboten sich in die Lande getheilt, habe der Evangelist Johannes sieben Bisthümer gestiftet; eines derselben, Sardania, habe er dem Milto übertragen und dieser habe, auf Ersuchen der Chorherrn in der Stadt Lodica, niedergeschrieben, was er über das Ende unsrer Frau von ihrem Pfleger Johannes erfahren. Hiemit ist also die oben unter 4) angeführte apokryphische Erzählung unter den Namen von Johannes und Melito angezeigt. In der **Lombardica historia (Jacobi de Voragine), quæ a plerisque aurea legenda sanctorum appellatur. Argentinæ 1502.** Fol. wird Cap. 114: **De assumptione beatæ Mariæ virginis: „ex quodam libello apocrifo, qui Johanni evangelistæ ascribitur“** eine Erzählung gegeben, welche offenbar dieselbe ist, der das deutsche Gedicht gefolgt. Die griechische Quelle ist gleichfalls oben angegeben worden.

Als unser Herr am Kreuze starb, hieß er seine Mutter und seinen Jünger Johannes einander an Mutter und Sohnes Statt sein (Joh. 19, 25—27). Sie blieben nun beisammen, bis er die Zwölfe nach verschiedenen Seiten aussandte, die Heidenschaft zu bekehren. Johannes fuhr nach Asien und empfahl zuvor Marien einem frommen Manne **ze Sîôn ûf dem berge**, nahe bei der Stadt Jerusalem. Nach zwei Jahren, als sie allein in der Kammer sitzt, um den Tod ihres Sohnes weinend (denn mit Weinen ist ihr am wohlsten), erscheint ihr der Engel Gabriel, S. 120b [Z. 195 ff.]:

> **Sam diu sunne durch ganzez glas**
> **sô kom er zuo ir in daz hûs,**
> **âne krach und âne sûs.**

Er verkündet ihr, daß sie am dritten Tage von dieser Mühsal scheiden werde, um als Himmelskönigin zu thronen; längst haben sich die Engel mit Lob und Sang auf sie gefreut und bereitet. Zugleich überbringt er ihr ein schneeweißes Kleid und eine Friedenspalme,[1] glänzend wie der Morgenstern, die man vor ihrer Bahre tragen soll. Maria klagt, wer sie begraben und vor dem Haß der Juden schützen werde. Alle, die sich ihrer annehmen sollten, seien todt oder so ferne, daß sie ihr nicht zu Statten kommen mögen. Sie verlangt nach Johannes, den ihr Sohn ihr zum Sohne ließ. Wie einst der Weissage Habacuc[2] bei der

[1] Bl. 122b. [Z. 241 ff. 349 ff.] Vgl. **Jac. de Vorag.: Palma autem illa** u. s. w.
[2] Auch bei **Jac. de Vorag.**

Wirbellocke gefaßt [Z. 301] und mit dem Essen, das er seinen Schnittern bringen wollte, nach Babylon entrafft ward, um Danieln bei den Löwen zu speisen (Vom Drachen zu Babel V. 32—38), so wird Johannes, als er desselben Tages zu Ephesus Gottes Wort singt und spricht, von einem Engel enthoben und vor Mariens Thüre gebracht. Auch die übrigen Apostel (die zwelf nôtgestallen) finden sich aus allen Landen unerwartet vor dem Hause zusammen. Johannes führt sie zu Marien ein, Bl. 122 b. Der Dichter fühlt sich zu schwach, die Freude dieses wechselseitigen Begrüßens wiederzugeben. Der Herr selbst erscheint sichtbar in der Apostel Mitte (Z. 424: Er sprach zuo in: „Pax vobis!") und empfiehlt ihnen seine Mutter; am dritten Tage werde er kommen und diese zu sich nehmen. Er heißt Marien freudig sein und beruft sie, seinen eigenen Thron zu zieren. Sie soll nicht nach Menschen Sitte sterben, der Tod soll ihr nicht wehe thun. Sie legt sich nun nieder, in dem schönen, weißen Gewand, und giebt den Geist auf, als wäre sie entschlafen. Christus selbst lehrt seine Diener (sîne holden), wie sie es mit ihr halten sollen. Sie wird auf eine Bahre gelegt und darüber ein kostbares Seidentuch (ein pfelle tiure) gebreitet. Sie liegt nicht da, wie eine andre Leiche. Von ihrem reinen Leibe geht ein lieblicher Geruch. Dem Lieblingsjünger Johannes wird die Palme zu tragen gegeben. Paulus, Petrus und zween andre Apostel tragen die Bahre. Sie stimmen einen Psalm an und die Stimmen der Engel aus der Höhe klingen darein. Eine lichte Krone [1] sieht man über der Bahre schweben, ähnlich dem Kreise, der um den Mond in seinem vollen Scheine geht. Noch ätherischer macht sich diese Scene bei Jacobus de Voragine:

> Elevantes itaque Petrus et Paulus feretrum, Petrus incepit cantare ac dicere: „Exiit Israel de Aegypto, alleluja." Cæteri autem apostoli cantum dulciter prosequuntur. Dominus autem feretrum et apostolos nube prætexit, ita quod ipsi non videbantur, sed tamen eorum vox audiebatur. Affuerunt et angeli cum apostolis concinentes et totam terram sonitu miræ suavitatis replentes. Excitati omnes ad tam dulcem sonum et melodiam de civitate velocius exeunt u. s. w.

Die Erzählung vom Priester etwas ausführlicher, als im deutschen Gedicht:

> Reliquus autem populus ab angelis, qui erant in nubibus, cæcitate percussus est.

[1] Bei Jac. de Vorag. nichts von dieser Krone.

Die, welche glauben, erhalten das Gesicht wieder, die Übrigen bleiben auf immer blind.

Ihr Weg geht von der Stadt Jerusalem gen Josaphat, wo sie Marien begraben wollen. Die Juden, als sie den lauten Gesang hören, wollen das Begängnis stören. Der Bischof [1] eilt herzu und das Volk ihm nach. Wie ein Rasender fällt er mit beiden Händen die Bahre an und will sie niederreißen. Aber er bleibt an ihr kleben, wie der Vogel am Kloben. Seinen Begleitern geht es nicht besser. Mancher entbrennt von wildem Feuer, plötzliche Krankheit wirft sie nieder und das Feld liegt mit Kranken bestreut. Dem Bischof wird seine Hand von Petrus entbunden, als er reuevoll erklärt, an Christus zu glauben. Ihm wird der Palmzweig übergeben, er bestreicht damit die Seinigen, die ihm den Glauben nachsprechen, und sie werden sogleich gesund; nur fünfe weigern sich, seine Lehre anzunehmen, und sterben eines jähen Todes. Die Leiche wird nun ungehindert in das Grab gelegt, das in einen Fels gehauen ist und worin nie zuvor ein Mensch lag. Die Wache währt zwo Nächte und zween Tage. Am dritten Morgen frühe kommt unser Herr und befragt die Apostel um ihren Rath, was nun mit Marien geschehen soll. Simon Petrus erwidert, daß ja in seiner Hand alle Dinge beschlossen seien, daß er die Gedanken des Menschen kenne, bevor sie geschehen; aber das würde wohl stehen, daß neben dem gekrönten Könige die Königin throne. Er möge dem edeln Leibe die reine Seele wiedergeben und sie ewiglich bei sich in seinem Reiche als Fürbitterin der sündigen Menschen leben lassen. Dem Herrn gefällt dieser gute Rath. Er gebeut ihnen, den obern Stein von dem Grabe abzunehmen, und heißt die Seele zu dem Leichnam widerkehren, Z. 884 ff. Als nun unsre Frau ohne Noth des Leibes und der Seele den Tod überwunden, dankt sie ihm der großen Ehren und bittet ihn, allen seinen Geschöpfen ebenso gnädig, als gewaltig, zu sein. Die Auffahrt des Herrn mit seiner Mutter wird beschrieben [Z. 906—978]: Wis gnædec als gewaltic u. s. w.

Als die Zwölfboten eben von einander scheiden wollen, kommt eilend Thomas (der nôtgestallen einer) daher. Sie begrüßen ihn und halten ihm vor, daß er sich wieder versäumt, wie er auch nach der

[1] Jac. de Vorag.: princeps sacerdotum.

Auferstehung des Herrn erst nachgekommen und dann nicht glauben gewollt, was sie gesehen. Thomas aber sagt ihnen, daß der Herr ihm gnädiger gewesen, als sie es seien. Er habe auf dem Wege den Gesang der Engel gehört und gesehen, wie die himmlische Heerschaar ihre Königin empfangen. Sie aber hab' ihm ihren Gürtel herniederfallen lassen, den er hier zum Zeugnis vorweise.[1] Die Zwölfe werden nun jeder wieder in sein Land gesetzt, wohin sie zuvor ausgesandt waren [Z. 1101]:

Und beschach daz in sô kurzer frist,
als ein ouge zuo geslagen ist
und wider ûf geblicket hât.

Vgl. Aretin, Beitr. IX. 1152 f. 1174, Nr. 75 u. 76.

4. Die Gedichte, von denen bisher die Rede war, behandeln jedes nur in einzelnen Partieen die legendenhafte Geschichte Mariens und ihres Sohnes. Umfassender ist dieselbe erzählt in dem Marienleben Philipps, des Karthäusers; die Erzählung beginnt hier von den Eltern der h. Jungfrau, wie bei Wernher, und endigt mit ihrer Himmelfahrt. (Diz buch heist Maria leben. Grundriß 253. Marien leben get hie vz. Wilken 465.)

Dieses Gedicht ist nur durch Inhaltsanzeigen und Auszüge bekannt:[2] Grundriß 251 ff. Docens Misc. II, 66 ff. Vgl. I, 75 f. (Tenzels) Monatl. Unterred. 1697. S. 537—66. Wenn die Jenaische Pergamenthandschrift nach Docens und v. d. Hagens Angaben (Misc. II, 94. Grundriß 251) wirklich noch aus dem 13ten Jahrhundert ist, so gehört das Werk doch wohl erst dem letzten Theile dieses Jahrhunderts an. Die Anzahl der Handschriften zeigt, daß es ziemlich verbreitet war. (In der k. Handbibl. zu Stuttgart findet es sich, mit fehlendem Schlusse, in einer von Mergentheim herstammenden Pergamenthandschrift hinter der Weltchronik Rudolfs von Ems, Diutisca II, 55. Vgl. I, 74.) Auch niederdeutsch ist es vorhanden. Der Verfasser selbst scheint, wenn er auch hochdeutsch geschrieben, doch kein Oberdeutscher[3] gewesen zu sein; darauf deuten seine

[1] Jac. de Vorag. hat nur soviel: Thomas autem cum abesset et rediens credere recusaret, subito zonam, qua corpus ejus præcinctum fuerat, ab aere accepit illæsam, ut vel sic intelligeret, quod totaliter fuisset assumpta.

[2] [Jetzt herausgegeben von Heinrich Rückert. Quedlinburg 1853. K.]

[3] [Vgl. Franz Pfeiffers Beiträge zur Geschichte der mitteldeutschen Sprache und Litteratur S. XV. K.]

Reime, besonders im weichen Gebrauch des t (z. B. schalen : entladen Misc. II, 85). Der Verfasser nennt sich selbst am Schlusse:

> Bruoder Philipp bin ich genant,
> Got ist mir leider unerkant.
> In dem orden von Carthûs
> Geschriben hân ich in dem hûs
> Ze Seitz ditz selbe büechelîn;
> Sand Jôsep was der maner mîn.

Er sagt auch, daß er das Buch den deutschen Herren sende, weil sie gerne Marien ehren und den Christenglauben mehren (Grundriß 255. vgl. 253. Misc. I, 76. Wilken 464). Auch seine Quelle verdankt er ihnen (Misc. I, 76. Vgl. Grundriß 253). Maria war die Patronin der deutschen Ritter, noch von der Kirche ihres Spitals zu Jerusalem her; sie hießen darum auch Marianer.

Wenn der h. Joseph den frommen Karthäuser zu seinem Werke gemahnt hat, so hat er ihn nicht zugleich dichterisch inspiriert. Docen (Misc. II, 97) bezeichnet dasselbe, nach den vorliegenden Proben richtig, so: „es fehlt dem Ganzen an Erhebung; ohne Glanz und Ton, wie es ist, vernachläßigt es selbst die äußeren Formen der Kunst.“ Wirklich ist die Sprache unbeholfen, die Verskunst, außer dem häufig unvollkommenen Reime, darin mangelhaft, daß sie, gegen die Regel des 13ten Jahrhunderts, in klingender Reimzeile eben so viele Hebungen hat, als in stumpfer; die Darstellung fällt ins Abgeschmackte, gerade wo sie ein Übriges thun will. So beschreibt er die Gestalt der h. Jungfrau, in Nachahmung weltlicher Gedichte, bis ins Kleinlichste; er vergißt weder die wohlgeflochtenen Zöpfe, noch das Weiße in den Augen (milchfarb, glänzend, als das weiße Glas), noch das Grübchen im Kinne, noch die langen, schmalen Finger, noch selbst die reinen, schönen Nägel. (Misc. II, 75 f. Eine ähnliche Beschreibung des jungen Jesus, ebd. 90 f.) Viel würdiger und enthaltsamer hat der ältere Wernher es verstanden, in einfachen, edeln Zügen und dichterischen Bildern die mehr als irdische Schönheit und zugleich die jungfräuliche Demuth Mariens darzustellen, z. B. S. 60. An Wundern aus der Kindheit des Heilands ist Philipps Erzählung reicher, als Konrads von Fußesbrunnen, z. B. wie Jesus mit drei Händen voll Korns den ganzen Acker seines Pflegvaters besät und daraus die reichste Ernte aufgeht. (Monatl. Unterred.

1697. S. 549 f.; auch bei Fabricius I, 212.) Dagegen scheint bei Philipp sowohl, als bei Konrad das Mährchen zu fehlen, in welchem das griechische Fragment des Ev. Thomae (c. 7) abbricht und das im Ev. inf. arab. c. 37 erzählt ist, wie nemlich der Knabe Jesus in der Werkstätte eines Färbers aus Einem Kessel in allen Farben färbt; ein Mährchen, das sich auch in einem persischen Buche von der Kindheit Jesu finden und weshalb er bei den Persern für den Patron der Färber gelten soll.

Fabricius, I, 156. Testimon. de Ev. inf. Henric. Sike in not. ad Ev. inf., arab. et lat. a se edit. Traj. ad Rhen. 1697. S. 55: Apud Persas quoque παιδικὰ ista Christi miracula percrebuisse, patet ex iis quæ leguntur in Angeli de la Brosse lexico Persico ad voc. Tinctoria ars; refertur inquit, in apocrypho Persarum libro de infantia Christi, quod salvator tinctoriam artem exercuerit, item quod unica tinctura pannos cujuslibet coloris exhiberet. Quapropter hunc tinctores Persæ pro patrono venerantur et tinctoriam domum officinam Christi appellant.

Allgemeine Bemerkungen über diese Apokryphen und ihre Behandlung in deutschen Gedichten.

1. Die christliche Religionslehre sträubt sich dagegen, daß ihre geschichtliche Grundlage mit Fictionen vermengt werde. Ob das für geschichtlich Anzuerkennende, nach evangelischer Ansicht, auf die apostolischen Schriften beschränkt, oder, nach katholischer, durch Tradition erweitert sei, immer muß im Grundsatz das Factische vom Symbolischen streng getrennt bleiben, während in den Glaubenslehren der alten Welt durchaus die Symbolik vorherrscht. Handgreifliche Fictionen sind nun die angeführten Pseudoevangelien, nicht bloß indem sie die Namen der Evangelisten an der Stirne tragen, sondern auch dem Inhalte nach in dem Meisten, was sie über das aus den echten Religionsurkunden Entnommene erzählen. Man erkennt die Absicht, für bestimmte Dogmen weitere Zeugnisse aufzustellen, als sich aus den h. Schriften selbst beibringen ließen. So ist Mariens Leben im Tempel, ihre Beaufsichtigung durch die Jungfrauen, während der Abwesenheit Josephs, ihre Rechtfertigung durch das Prüfungswasser, die Herbeiziehung der Hebammen, welche keine Spur einer Gebärerin an ihr finden, offenbar berechnet, näher zu beweisen, daß sie, wie Bruder Philipp sich ausdrückt, „Magd

war vor der Geburt, in der Geburt, nach der Geburt" (Misc. II, 82). Sowie man den Zweck durchschaut, so erkennt man auch leicht die Beschaffenheit der Mittel; großentheils sind es alt- und neutestamentliche Erscheinungen und Wunder, welche wiederholt und auf andere Gegenstände angewendet werden. Es zeigt sich aber auch in manchen dieser apokryphischen Erzählungen eine Richtung, welche dem Geist und der Sittenlehre des Christenthums geradezu entgegen ist. Wenn Diejenigen, welche dem Jesusknaben sein Spiel verderben oder sonst Leides thun, von seinem bloßen Worte todt hinfallen oder nur mit verdorrten Gliedern davonkommen, so sagen die Juden nicht mit Unrecht zu Joseph: Heiz in, daz er segenen lerne! (Konr. v. Fuß. Bl. 116 a.) Fabricius bemerkt zu einer solchen Erzählung (I, 162, n. g. ad Ev. Thom. c. 3), daß der verdorrte Feigenbaum das einzige nicht wohlthätige Wunder Christi sei. Die abenteuerlichsten Heilungen und Teufelsaustreibungen durch die Kleider und Windeln des Jesuskindes sind besonders im Ev. infant. arab. auf widerliche Weise gehäuft. Aber auch da, wo die Absichtlichkeit und dumpfe Befangenheit nicht herrscht, wo eine freiere, unschuldige Thätigkeit der Phantasie sich regt, wird doch die Würde des Gegenstandes nicht selten durch das Spielende der Mährchen verletzt; die Wunderwerke des kleinen Jesus erinnern oft allzu sehr an die Kunststücke der Taschenspieler. Bei solcher Bewandtnis hat schon frühzeitig die katholische Kirche, in dem schon angeführten Decrete des Gelasius, diese Schriften als apokryphisch verworfen. Noch weniger dürfen wir uns wundern, wenn Luther sich sehr nachdrücklich dagegen erklärt. Er sagt u. A. (in der Kirchenpostill, über das Evangelium nach dem Christtage):

„Es sind etliche fürwitzig gewesen, denen nicht benügt an dem, das die Schrifft saget, haben wollen wissen, was doch Christus in seiner Kindheit begangen habe, da ist ihrem Fürwitz recht geschehen, hat sich erfür gethan ein Narr oder Bube und ein Buch ertichtet von der Kindheit Christi, sich nichts gefurcht noch geschämt, seine Lügen fürzulegen, und gaukelt einher, wie Christus sey in die Schule gangen, und desselbigen nerrichten lesterigen Alfenzens viel mehr. Scherzt also mit seinen Lügen über dem Herren, den alle Engel anbeten und fürchten, und alle Creatur zittern, daß der Bub werth wäre gewesen, man hätte ihm einen Mühlstein an seinen Halß gehenget und ersäufft im tieffen Meer, daß er seinen und aller Herrn nicht höher geschätzt hat, denn an dem er seinen Gauch und Affen hätte. Noch findet man, die solch Buch drucken, lesen und

glauben; das hat der Bube wollen haben. Darumb sage Ich: solche Bücher solten Babst, Bischoffe und hohe Schulen, wenn sie Christen wären, verbrennen. Aber nu machen sie noch viel ärgere dazu und sind Blindenleitter, bleiben auch Blindenleitter." (Monatl. Unterr. 1697. S. 553 f.) Vgl. Tischreden Cap. 9.

2. Soweit die Schattenseite dieser Schriften. Gleichwohl ist nicht zu verkennen, daß sie neben dem Dogmatisierenden und Abergläubischen ein wirklich poetisches Element in sich tragen, welches ihrem Inhalte wohl auch die Verbreitung durch so viele Jahrhunderte und unter den Völkern verschiedenen Glaubens gesichert hat. Sie sind auch, wie zum Theil schon die abweichenden Auffassungen zeigen, nicht die Arbeit irgend eines Einzelnen, sondern das Ergebnis eines allmählichen Wachsthums und einer Vereinigung verschiedenartiger Bestandtheile. Ihren Ursprung schreibt Luther gewiss richtig dem Fürwitze zu, welcher sich nicht mit dem begnügt, was die echten Evangelien berichten; nur scheint für diesen Fürwitz auch eine gelindere Bezeichnung zuläßig zu sein. Die innige Betrachtung der evangelischen Geschichten, die rege Theilnahme an dem Schicksal der Personen, konnte nicht gleichgültig vor denjenigen Zeitabschnitten stehen bleiben, über die in der h. Schrift selbst keine nähere Auskunft gegeben ist: die Abkunft und Jugendzeit Mariens, ihr Schicksal nach dem Tode des Erlösers und ihr Ende; das Leben Jesu bis zu seinem zwölften Jahre und besonders was ihm auf der Flucht nach Ägypten begegnet. Die Phantasie, in jenen Jahrhunderten stets geschäftig, duldet keine leeren Räume; sie ergriff die in der h. Schrift gegebenen Grundzüge; diese im Geiste der Zeit weiter entfaltend, erfüllte sie den Umkreis der heiligen Geschichten, in derselben Weise, wie die weltlichen Sagenkreise sich ausgebildet. Es war die Aufgabe, die Gebenedeite unter den Weibern, die von keinem Manne wufste, aber den Sohn Gottes zur Welt gebar, so aufzufassen, daß ihre Jugend als eine Weihe zu diesem wundervollen Berufe, daß auch ihr Ende als eine verherrlichende Beglaubigung desselben erscheine; es kam darauf an, sich den Herrn der Welt in Kindesgestalt zu denken, ihn, den auf der Mutter Schooße die Weisen anbeteten und der zwölfjährig im Tempel lehrte, sich beim Spiele seiner Altersgenossen vorzustellen. Sehen wir hiebei mehr auf die Gestaltung und den Ausdruck im Ganzen, als auf alle einzelnen Züge, so finden wir die Lösung der Aufgabe so weit vorbereitet, daß sie später in der bildenden Kunst vollführt werden konnte.

In der Natur des Gegenstandes lag es, daß die Darstellung, besonders der Kindheit Jesu, eine symbolische war; der Baum, der sich seinem Winke neigt, die Quelle, die unter seinem Finger aufspringt, die Löwen und Drachen, die sich ihm schmiegen, die Vögel aus Lehm, die, vom Zusammenschlagen seiner Hände zum Leben erweckt, auffliegen, zeigen symbolisch in dem Kinde den Herrn und Schöpfer der Welt. Selbst das Abenteuer, wie er aus Einer Farbe alle hervorruft, ist nicht ohne symbolische Bedeutung der schöpferischen Entfaltung des Manigfaltigen aus dem Einen. Überall waltet in diesen Erzählungen die Bilder- und Mythensprache des Orients; sie erinnern uns an den homerischen Hymnus von Hermes, der, Morgens geboren, am Mittag die Cither schlug:

Ἠῷος γεγονὼς μέσῳ ἤματι ἐγκιθάριζεν,

an Apollo, der (Callimach. hymn. in Delum V. 86 f. 162 f. Fabricius I, 169. n. b.) noch unter dem Herzen der Mutter (*ὑποκόλπιος*) weissagt, eben wie nach dem Ev. inf. arab. c. 1 und nach dem Koran (bes. Sure XIX. Wahl S. 260. Vgl. Rosenöl, I, 261.) Jesus in der Wiege seine Sendung verkündigt. Das Anstößige ist, wie bereits bemerkt worden, zumeist die Verwebung dieser Symbolik mit der evangelischen Geschichtserzählung.

3. Als diese apokryphischen Darstellungen an die deutschen Bearbeiter übergiengen, waren die Wunder schon so reichlich auf minder bedeutende Heilige gehäuft, daß eine Vermehrung derselben in Beziehung auf den Weltheiland und seine Mutter bereite Aufnahme finden muste. Die Bearbeiter geben, was sie in ihrer lateinischen Quelle gelesen, mit dem Ausdrucke tiefer Andacht wieder. So wenig sie aber kritischen Zweifeln Raum geben (obgleich vielleicht Einzelnes, z. B. das Abenteuer in der Werkstätte des Färbers, welches zu bunt erscheinen mochte, nicht ohne Absicht weggelassen worden), so ist ihnen doch das richtige Gefühl nicht abzustreiten, daß sie in das Gebiet der Poesie getreten, daß es sich hier nur von einer poetischen Wahrheit handle. Sie lassen daher das Überlieferte dem Inhalte nach unverändert, aber sie heben es, nach Maßgabe ihrer Fähigkeiten, in das Licht der Poesie. Am meisten hat Wernher das Bild der heiligen Jungfrau geistig erfaßt und dichterisch zu verklären gesucht. Aber auch die Übrigen suchen wenigstens in der Einleitung oder sonst an gelegener Stelle einigen Schmuck poetischer Ausmalung anzubringen, ungefähr so, wie in alten Evangelienbüchern um den

Rand der Pergamentblätter sich blumige Arabesken winden, unter deren Laubwerk wohl hin und wieder auch weltliche Figuren sich blicken lassen.

4. Ihre poetische Vollendung aber haben diese geistlichen Gebilde, wie wir schon angedeutet, nicht in den Gedichten, sondern in der Malerei erlangt. Die erhabene Ruhe, wie sie dem Göttlichen zukommt, eignet sich vorzugsweise für die Darstellung der bildenden Kunst. Bruder Philipp erzählt mit einfachen Worten, wie der ägyptische Herzog Eufrodisius, als er aus dem Tempel gieng, die h. Familie gewahr wurde, die dort Herberge genommen, Misc. II, 87 [Z. 3428. S. 93 bei Rückert]. Vgl. damit Konr. v. Fußesbr. Bl. 108b [S. 41 bei Feifalik]. In zahllosen Bildern der deutschen und italiänischen Schulen ist die dort geschilderte stille Gruppe dargestellt. Die Poesie konnte hier auch nur andeuten, die Ausführung war Sache der Malerei. Gott hat den Menschen, wie Moses ausspricht, nach seinem Bild erschaffen. Der Geist Gottes ist, nach dem Evangelium, zum Fleische geworden; dieses Bild Gottes in der Menschengestalt nachzuweisen, diesen göttlichen Geist in seiner Menschwerdung sichtbar zu machen, liegt nur im Bereiche der bildenden Kunst und ist die höchste Aufgabe des christlichen Künstlers. Wenn die Naturreligionen des Alterthums in der Darstellung des ganzen Körpers mittelst der Plastik ihren angemessensten Ausdruck fanden, so war das geistige Christenthum vorzugsweise auf das Antlitz, auf das Auge, als den Spiegel des Geistes, also auf die Kunst des Malers angewiesen.

Die Grundlagen der christlichen Malerei sind, außer den Evangelien selbst, eben jene apokryphischen Schriften mit andern legendenartigen Erzählungen, z. B. der vom Zuge der drei Könige. Immer aber sind die beiden Hauptgestalten dieselben wie in unsern Gedichten, die jungfräuliche Gottesmutter und der Gott in Kindeseinfalt.

---

3. Marienlegenden.[1]

Außer den Darstellungen, welche die eigenen Lebensumstände der h. Jungfrau betreffen, war im Mittelalter eine Menge von Erzählungen

1 [Vgl. darüber aus neuerer Zeit: Marienlegenden, herausgegeben von Franz Pfeiffer. Stuttg. 1846, wieder Wien 1863. F. H. v. d. Hagen, Gesammtabenteuer 3, 463 ff. K. Diese Marienlegenden gehören eigentlich dem alten Passional an. P.]

verbreitet, worin dieselbe vom Himmel her auf die Schicksale einzelner Menschen, die ihr besondre Verehrung widmen, hülfreich und rettend einwirkt. Frühzeitig kommen sichtbare Erscheinungen dieser Schutzheiligen vor, selbst schon in Verbindung mit einer Art ritterlichen Mariendienstes. Von Narses,[1] dem Überwinder der Ostgothen (552) wird erzählt, daß die Jungfrau und Gottgebärerin, die er besonders verehrt, ihm sichtbar (*ἀναφανδὸν*) die Zeit vorgeschrieben, wann er Krieg führen solle. In jenen Marienwundern des Mittelalters ist es nun vorzüglich darauf abgesehen, die Kraft der mütterlichen Fürbitte bei dem göttlichen Sohne auf den äußersten Grad zu steigern, so daß der verworfenste Sünder, wenn er nur noch den Finger der Gottesmutter nicht ganz gelassen, noch seiner Begnadigung sicher ist. Indem nun aber hiebei, eben um den bezweckten Eindruck zu verstärken, die ruchloseste Gottverläugnung durch Verehrung und Anruf Mariens aufgewogen wird, indem zugleich diese Verehrung als eine bloß äußerliche, als ein wahrer Bilderdienst, bezeichnet ist und, diesem entsprechend, auch das Werk der Rettung auf die sinnlichste Weise, selbst durch Herabsteigen der Marienbilder vom Altare, vollzogen wird, gehören diese legendenhaften Erzählungen zu den merkwürdigen, aber unerfreulichsten Zeichen der Ausartung des Christenthums in Götzendienst und sittenverderblichen Aberglauben.

Gedruckt sind zwei deutsche Dichtungen dieser Classe, etwa vom Schlusse des 13ten Jahrhunderts, im 3ten Band des Laßbergischen Liedersaals. In der ersten, S. 71 ff., deren Verfasser sich „eren frünt der fry“ (V. 1. 296) nennt,[2] macht ein Ritter, der all sein Gut verthan,

[1] Augusti, III, 49: „Als ein vorzüglicher Maria-Ritter war der Feldherr Narses, der Zeitgenosse des Belisarius und Überwinder des Totilas und Tejas, berühmt. Von ihm erzählt Evagrius (a. 586) Histor. eccles. lib. IV, c. 24 Folgendes: *Φασὶ τοίνυν οἱ συγγενόμενοι τῷ Νάρσῃ, ὡς οὗτος τὸ θεῖον λιταῖς τε καὶ ἄλλαις εὐσεβείαις ἐξωσιοῦτο, τὰ εἰκότα γεραίρων καὶ τὴν παρθένον καὶ θεοτόκον, ὡς ἀναφανδὸν αὐτὴν οἱ διακελεύεσθαι τὸν καιρὸν ὅτε πολεμεῖν δέοι.* Auch dergleichen Erscheinungen der heiligen Jungfrau, worauf das *ἀναφανδὸν αὐτὴν* hindeutet, kommen in dieser Periode schon häufig vor. Der verdächtigen Erzählung des Gregcrius ron Nyssa (3tes Jahrhundert) von der Erscheinung der h. Jungfrau (in Begleitung des Apostels Johannes), welche Gregor der Wunderthäter (in der Mitte des 3ten Jahrhunderts) gehabt haben soll, ist schon oben Erwähnung geschehen.“

[2] [Vgl. auch Marienlegenden, herausg. von F. Pfeiffer, Nr. XX, S. 187 ff P.]

aber stets mit seiner Frau die Marientage besonders gefeiert, einen Bund mit dem Teufel, worin er Gott und alle Heilige verschwört und nur Marien vorbehält; dafür aber muß er geloben, nach Umfluß eines Jahres seine Frau dem Bösen zu stellen, welchem dieselbe durch ihr fleißiges Gebet zur Mutter Gottes besonders zuwider ist. Der Teufel verspricht ihm dagegen Gold und Gut, dessen auch der Ritter bei der Heimkehr sein Haus voll findet. Als das Jahr um ist, setzt er sich mit seiner Frau auf und reitet nach dem Ort im Walde, wo der Bund geschlossen worden. Auf dem Wege kommen sie zu einer Kapelle, die Marien geweiht ist. Die Frau verlangt abzusteigen und tritt hinein, um eine Tagzeit zu beten. Der Ritter wagt nicht, die heilige Stätte zu betreten und bleibt unter der Thüre stehen. Da befällt ihn die Reue, auf seinen Knieen ruft er die Mutter Gottes an und vergießt Thränen, die sie in ihren Schooß auffängt; unbemerkt wischt sie mit ihrer Hand ihm die Augen. Aber die Zeit drängt und er ruft seine Frau vom Gebet ab, auf diese jedoch ist Schlummer gesunken, an ihrer Stelle und in ihrer Gestalt setzt sich Maria in den Sattel; er sieht sie an und wieder an, sie gefällt ihm tausendmal besser, als je zuvor, und er dünkt sich unselig, daß er die hingeben will, für die er viel besser sein Leben ließe. Der Teufel erscheint, um seine Beute zu empfangen, wird aber von Marien durch Vorhaltung des Kreuzes und des mit den Thränen des Ritters begossenen Gewandes verjagt. Laut schreit er durch die Wolken und reißt die Berge entzwei. Sie führt hierauf den Ritter zu der Kapelle zurück, wo seine Frau noch schläft. Maria ruft hier ihren Sohn an, daß er ihr den Sünder lasse. Aber das Christusbild wendet sich ab von ihm, bis sie es weinend mit der Hand ergreift. Mit ausgebreiteten Armen fleht sie für ihren Schützling, da steigt Christus vom Kreuze nieder und nimmt ihn zu Gnaden auf. Der Ritter und sein Weib erbauen mit dem empfangenen Gut ein Kloster zu unser Frauen Ehre und begeben sich selbst darein.

Die zweite Legende (ebend. S. 253 ff.) erzählt gleichfalls, doch unter verschiedenen Umständen, von einem Vertrage mit dem Teufel, welcher dadurch vernichtet wird, daß der Ritter, welcher Gott verschworen, nicht auch die Mutter Gottes verläugnen wird. Auch hier werden die hölzernen Altarbilder mimisch in Bewegung gesetzt. Eine Erzählung in niederdeutscher Mundart meldet von einem Bischofe

Theophilus, der, als man ihm wegen weltlichen Sinnes seine Präbende genommen, seine Seele dem Teufel verschrieb und selbst auf die Mutter Gottes, obschon widerstrebend, verzichtet. Dennoch wird sie seine Fürbitterin bei ihrem Sohne, der ihm am schwersten das anrechnet, daß er auch auf sie Verzicht gethan. Romantische und andre Gedichte in altplattdeutscher Sprache u. s. w., herausgegeben von Bruns. Berlin 1798. S. 289 ff. (Enthält mehrere Legenden.) [Ausgabe von Hoffmann 1854. S. Gödekes Grundriß S. 106 f. K.]

Eine Reihe von Marienwundern enthält die Heidelberger Pergamenthandschrift 341. Diese Sammlung poetischer Erzählungen und anderartiger Gedichte des 13ten Jahrhunderts beginnt mit denen von geistlichem Inhalt und geht dann auf die weltlichen und schwankhaften über. Die Überschriften der einzelnen Stücke s. bei Wilken S. 417 ff. z. B. Nr. 6, Nr. 18.

Großentheils desselben Inhalts ist der Koloczaer Codex (Mailath XI ff. Inhalt des ganzen Codex); die gedruckten Stücke sind aber nicht hieher gehörig. Eine Pergamenthandschrift des 13ten Jahrhunderts im Kloster Neuburg bei Wien enthält nach der in Diutisca III, 272—4, Nr. 12 gegebenen Nachricht gleichfalls mehrere solche Marienlegenden, z. B. von einem Ritter, der nichts als Ave Maria lernte und auf dessen Grabe diese beiden Worte aus einer Lilie wachsen. (Dieses wird sonst auch von einem schweigsamen Karthäuser erzählt.) Auch die erste der zwei Erzählungen des Liedersaals findet sich dort, aber in anderer Versification. (S. 273 f.)[1]

Da außer jenen zwei Stücken keines in deutscher Sprache durch den Druck zugänglich ist, so hebe ich, zu näherer Charakterisierung dieser Legendendichtung, den Inhalt einiger altfranzösischen Gedichte aus, der, aus gemeinsamer Quelle lateinischer Klosterschriften, ohne Zweifel auch in deutschen Bearbeitungen vorhanden war.

1. Fabliaux et contes des poëtes françois des 11—15 siècles,

[1] Späterer Zusatz: Zwei Marienlegenden aus der Heidelberger Handschrift 341 sind abgedruckt in: Altes und Neues für Geschichte und Dichtkunst, herausgegeben von Bothe u. Vogler. Heft I. Potsdam 1832. S. 173—187. Die erste (Bl. 38 ff.): Ditz ist ein mere gut von einer vrowen und ir sun wolgemut; die zweite (Bl. 50—52): Ditz ist ein schones mere von einem ritter lobewere. (Vgl. Brower, Antiquit. et annal. Trevirens T. II, S. 93.)

publiés par Barbazan, nouv. édition par Méon. T. I. Paris 1808. S. 82 ff. Ein Ritter, der große Liebe zu Marien hat, reitet auf ein Turnier. Er hört von einer nahen Kirche zur Messe läuten und begiebt sich sogleich dahin. Man singt der h. Jungfrau nach einander drei Messen und er weilt noch immer im Gebet, obgleich sein Knappe ihn mahnt, daß die Stunde des Turniers vorübergehe. Als er endlich dem Orte des Ritterspiels zureitet, kommen ihm schon die Andern entgegen, die von da zurückkehren. Alle preisen seine Waffenthaten und Viele stellen sich ihm als Gefangene dar. Es zeigt sich, daß die, zu der er in der Kirche gebetet, statt seiner auf dem Turnier gestritten. Er kehrt nicht in die eitle Welt zurück, sondern widmet sich in einem Kloster ganz dem Dienste der Heiligen.

2. Ebend. I, 347 ff. Ein Ritter, der einer Dame zulieb alle Turniere besucht, kann durch keine Bewerbung ihre Gunst erringen. Zuletzt räth ihm ein frommer Abt, ein Jahr lang täglich 150 mal den Gruß an die Mutter Gottes, das Ave, herzusagen, nur mög' er ja niemals über Ritterspiel oder Jagd sich daran versäumen. Durch ihre Fürbitte werd' ihm dann geholfen werden. Der Ritter ruft nun Tag und Nacht in seiner Kapelle die Gottesmutter an. Als schon das Ende des Jahres herannaht, reitet er an einem Sommermorgen auf die Jagd, verliert sich im Walde von seinen Leuten und kommt zu einer verfallenen Kapelle. Sogleich steigt er ab, kniet vor dem alten Marienbilde nieder, spricht seine 150 Grüße und klagt seinen Liebeskummer. Da erscheint ihm plötzlich Maria, schönen und klaren Angesichts, mit leuchtender Krone und glänzendem Gewand, und fragt ihn, ob die schöner sei, für die er seufze? Erschrocken wirft er sich nieder, sein Gesicht vor der großen Helle mit den Händen deckend. Sie heißt ihn ohne Furcht sein, er soll die Geliebte seines Herzens haben, aber bedenken soll er sich, welche von beiden ihm die liebere sei. Die Wahl des Ritters ist schnell getroffen und Maria sichert ihm zu, droben im Paradiese werd' er sie finden, aber es sei billig, daß er auch um sie ein Jahr lang die täglichen 150 Ave spreche. Der Ritter läßt sich die blonden Haare abschneiden, in Sehnsucht und beständiger Erinnerung an ihre himmlische Schönheit bringt er als Mönch das Jahr hin. Am Schlusse desselben holt sie, als treue Freundin, ihn von der Erde ab zum dauernden Leben.

3. Ebend. II, 420 ff. (Von Gautier de Coinsi, einem Benedictiner, † 1236.) Vor einer alten Kirche, die ausgebessert wird, hat man ein neues Marienbild für dieselbe aufgestellt. Auf dem Platze pflegen sich die jungen Leute zum Ballspiel zu versammeln. Einer derselben will seinen Ring, den ihm seine Freundin gegeben, damit er nicht verloren oder zerschlagen werde, über das Spiel in Sicherheit bringen und tritt zu dem Bilde. Es erscheint ihm in solcher Schönheit, daß er weinend davor niederkniet und sich ganz der herrlichen Gestalt zu eigen giebt, indem er den Ring an ihren Finger steckt. Das Bild schließt sogleich den ausgestreckten Finger, so daß Niemand den Ring wieder herauszuziehen vermag. Doch nach einiger Zeit hat der Jüngling den wundervollen Vorgang vergessen und vermählt sich mit derjenigen, von der er den Ring erhalten. Aber in der Brautkammer selbst tritt die h. Jungfrau zweimal im Traumgesichte vor ihn, zeigt ihm den Ring und mahnt ihn, erst milder und dann drohend, an sein Gelübde. Da springt er auf, eilt in der Nacht davon und begräbt sich in eine Einsiedelei, wo er sein Leben lang Gott und Marien dient. (Eine ähnliche Erzählung in dem Nouv. rec. p. Méon. T. II, 293 ff.; hier jedoch ist es ein heidnisches Steinbild im Coliseum zu Rom, dem der Ring angesteckt wird, und Maria, um Hülfe angerufen, zwingt dasselbe, ihn zurückzugeben.)

4. Ebend. II, 427. (Von demselben.) Ein Mönch, der die Mutter Gottes besonders verehrt und Tag und Nacht vor ihrem Bilde betet, wird von einer abscheulichen Krankheit befallen. Schon hält man ihn für todt und beginnt die Obsequien, als sie, den Andern ungesehen, zu ihm kommt und ihn an ihrer Brust trinken läßt, wodurch er vollkommen geheilt wird.

5. Nouveau recueil de fabliaux et contes etc. par Méon. T. II. Paris 1823. S. 154 ff. Eine Nonne, Sacristanin ihres Klosters, betet mit besondrem Eifer vor dem Bilde der Gottesmutter und erhält deshalb die Gabe, Kranke durch Berührung zu heilen. Gleichwohl wird sie, durch Einwirkung des Bösen, dahin gebracht, daß sie sich entführen läßt; sie legt ihr Nonnenkleid vor dem Bilde nieder. Zwei Jahre beharrt sie in ihrer Verirrung. Als sie nach dieser Zeit reuevoll zum Kloster zurückkehrt, wird ihr die Kirchenthüre von der Schutzheiligen geöffnet, die inzwischen den Dienst und die Heilung der Kranken für sie

versehen hat. Sie tritt wieder ein, ohne daß jemand ihre Verfehlung erfahren, die sie nun durch strenge Kasteiungen abbüßt.

6. Ebend. II, 443. Ein Dieb empfiehlt sich, so oft er auf den Diebstahl ausgeht, dem Schutze der Mutter Gottes, auch thut er von dem Gestohlenen den Armen Gutes. Er wird ergriffen und aufgehängt. Aber sie, die er im Herzen anruft, kommt ihm zu Hülfe. Zwei Tage lang hält sie ihre weißen Hände unter seine Füße, daß er keine Noth leidet. Die, welche ihn aufgehängt, wollen ihn nun mit den Schwertern durchstechen, doch vergeblich, denn sie hält ihre Hände vor. Sie nehmen ihn ab und preisen das Wunder. Er aber geht noch am nemlichen Tag in ein Kloster. Ohne Zweifel dieselbe Erzählung, welche sich in der Heidelberger Handschrift 341 deutsch befindet, mit der Überschrift (Wilken S. 418 Nr. 11):

Ditz ist ein mer(e) gentzlich
von einem diebe vreislich.

Ebenso im Coloczaer Codex Nr. XV [= Pfeiffers Marienlegenden Nr. VI, S. 47 ff.].

Sowie übrigens in einem Theile dieser Erzählungen die poetisch-lebendige Darstellung nicht zu verkennen ist, oder, wie in derjenigen von dem Ritter, welcher von der irdischen Geliebten sich zu der himmlischen Schönheit Mariens wendet, die symbolische Auffassung das Abstoßende mildert, so ist auch wohl anzunehmen, daß in manchen der ungedruckten Stücke ein edlerer Geist der Legende in lieblichern Bildern hervortreten werde.

Wie Maria in zahlreichen und vieltönigen Lobgesängen gefeiert wurde, werden wir im nächsten Hauptabschnitte, vom Minnesang, abhandeln.

4. Weitere Heiligensagen.

Altdeutsche Gedichte, welche das Leben und das Märtyrthum heiliger Männer und Frauen, die Wunderkraft ihrer Reliquien, ihre hülfreiche Erscheinung, die wunderbare Rettung und Heilung glaubiger Menschen und die hiedurch veranlaßte Gründung frommer Stiftungen zum Gegenstande haben, sind in bedeutender Anzahl auf uns gekommen. Vieles ist noch gar nicht oder nur auszugsweise gedruckt. Aber auch

von dem Bekannten hebe ich vorzüglich nur Dasjenige aus, was entweder durch innern Werth, oder dadurch, daß es in Deutschland entsprungen oder hier sich eigenthümlich angeknüpft (denn ein großer Theil der Legenden war der ganzen europäischen Christenheit mittelst der lateinischen Kirchensprache gemein), oder auch als das Werk eines sonst namhaften Dichters besondre Beachtung verdient.

Ich führe die einzelnen Stücke nach der Zeitfolge ihrer jetzigen Abfassung auf.

a. Anno,

ein Gedicht aus der ersten Hälfte des 12ten Jahrhunderts in 876 kurzen Reimzeilen, mit unvollkommenem Reime. Es ist mehrmals herausgegeben, namentlich von Martin Opitz, Danzig 1639, auch in der Züricher Ausgabe der Opitzischen Gedichte; sodann in Schilters Thesaurus B. I; zuletzt: Der Lobgesang auf den h. Anno u. s. w., herausgegeben von Goldmann. Leipzig 1816.[1] Der Heilige dieses Gedichts ist der im Jahre 1075 verstorbene Erzbischof Anno von Köln, als Kanzler Heinrichs III und nachheriger Reichsverweser während der Minderjährigkeit Heinrichs IV geschichtlich wohl bekannt. Ich suche mit Folgendem einen Begriff von diesem Gedichte zu geben, das sowohl von Seiten der poetischen Behandlung als der darin ausgesprochenen Ansicht des Heiligenwesens zu den merkwürdigsten gehört:

Wir hörten oft und viel singen von alten Dingen, wie schnelle Helden fochten, wie sie feste Burgen brachen, wie sich liebe Freunde schieden, wie gewaltige Könige all zergiengen; nun ist Zeit, daß wir denken, wie wir selber sollen enden.

In der Welt Beginn schuf Gott seine Werke zweifach: diese Welt ist das eine Theil, das andre ist geistig. Beide mischt' er zu Einem Werke, das der Mensch ist, Leib und Geist zugleich, der erste nach dem Engel. Seine andern Werke sah Gott recht gehn: Mond und Sonne geben ihr wonniges Licht, die Sterne halten ihre Fahrt ein, das Feuer nimmt aufwärts seinen Zug, Donner und Wind ihren Flug, die Wolken tragen den Regenguß, nieder wenden die Wasser ihren Fluß, mit Blumen zieret sich das Land, mit Laube deckt sich der Wald, das Wild hat

[1] [Neuere Ausgaben von Karl Roth, München 1847, von Bezzenberger, Quedlinburg 1848. Vgl. Holtzmann in Pfeiffers Germania 2, 1. K.]

seinen Gang, schön ist der Vogelsang, jeglich Ding hat noch das Gesetz, das ihm Gott von Anfang gab, nur die zwei Geschöpfe, die er die besten schuf, übertraten sein Gebot.

Fünf Welten (Weltalter) führte der Feind zur Hölle, bis Gott seinen Sohn sandte. Auf hub der des Kreuzes Fahne. Die Zwölfboten hieß er in die Lande fahren, vom Himmel gab er ihnen die Kraft, daß sie überwanden die Heidenschaft. Rom überwand Petrus, die Griechen der weise Paulus, Andreas siegt' in Patras, in Indien Thomas, Matthäus in Äthiopien, Simon und Judas in Persien, Jakobus in Jerusalem, Johannes predigt' in Ephesus und noch wächst aus seinem Grabe Himmelbrot. Viel andre Märtyrer erfüllten mit ihrem Blute Christi Willen; durch Kampf und Mühsal kamen sie zu ihrem Herrn und sind bei ihm in Ehren.

Die trojanischen Franken sollen des immer Gott danken, daß er ihnen so manchen Heilgen gesandt. Also ist es in Köln bewandt, wo ihrer eine solche Menge rastet: die von Sanct Mauritius Heere und elftausend Jungfraun, um Christi Lieb' erschlagen; manche Bischöfe, die dort zeichenhaftig (wunderthätig) waren, und vor allen der heilige Anno; darum loben wir Christum mit Sange!

Zu Köln war er geweihter Bischof, in der schönsten Burg (Stadt), die in deutschem Lande je ward, war Richter der frömmste Mann, der je zum Rheine kam. Die Stadt erschien um so hehrer, von so weiser Herrschaft erleuchtet, seine Tugend war um so glänzender, weil er einer so hehren Stadt pflegte.

Der Dichter geht nun über auf den Ursprung und die weltgeschichtliche Bedeutung der berühmtesten Städte. Ninus, der Stifter der Heerfahrten, baute Ninive; sein Weib Semiramis Babylon, von wo die 70 Zungen ausgiengen und wo der weise Daniel sein Traumgesicht von den Vier hatte, welche vier weltumgreifende Königreiche bezeichneten. Es werden hiernach die vier Weltherrschaften aufgezählt: die babylonische, die des Cyrus und Darius, die des griechischen Alexander, der mit seinen Heeren bis zu den goldnen Säulen an der Welt Ende drang, mit zween Greifen in die Luft fuhr und in einem Glase sich in das Meer niederließ; endlich das römische Weltreich. Cäsar ward von Rom ausgesandt, wider deutsche Lande zu fechten. Schwaben, Baiern, Sachsen bezwang er, zuletzt auch die edeln Franken, die gleich ihm von

der alten Troja herstammten. Aber mit Hülfe der Deutschen besiegte Cäsar selbst den Pompejus und gewann die Alleinherrschaft. Unter seinem Neffen Augustus ward Augspurg und bald auch von Agrippa Köln gestiftet, zuvor schon waren andre Rheinstädte erstanden. In Augustus Zeiten geschah es, daß Gott vom Himmel niedersah. Da ward geboren ein König, dem die Himmel dienen, Jesus Christus, Gottes Sohn, von der heiligen Jungfrau Maria. Des erschienen Gottes Zeichen zu Rom: aus der Erde sprang lautres Öl und rann über das Land; um die Sonne stand ein Kreis, roth wie Feuer und Blut; denn zu nahen begann, woher uns allen die Gnade kam, ein neues Königreich, dem alles Weltliche weichen muß.

Sanct Peter, des Herren Bote, überwand zu Rom den Teufel, richtete dort des heiligen Kreuzes Zeichen auf und schrieb die Burg zu Christi Eigen. Von da sandt' er drei heilige Männer, den Franken zu predigen: Eucharius und Valerius, aber der dritte, Maternus, verschied auf dem Wege. Da kehrten die Zween zurück und klagten es Sanct Petern. Er aber sandte seinen Stab, den legten sie auf des Maternus Grab,[1] sie hießen ihn wieder vom Tod erstehen und in Sanct Peters Gebot mit ihnen nach Franken gehn. Als der Todte seines Meisters Namen vernahm, war er alsbald gehorsam; da erschloß sich die Erde, er hielt sich am Gras und erhob sich eilig aus dem Grabe, darin er vierzig Tage gelegen. Vierzig Jahre lebt' er noch. Zuerst lehrten sie zu Trier, darnach bekehrten sie Köln und hier ward Bischof derselbe Mann, der vom Tod erstanden. Da gewannen die drei Boten bei den Franken zu Gottes Dienste viel manchen Mann, mit besserem Streite, als mit dem Cäsar sie einst überwunden. Sie lehrten dieselben wider Sünde fechten und vor Gott gute Knechte sein. Dieser Lehre pflegten auch wohl, die nach ihnen Bischöfe waren, dreiunddreißig in der Zahl bis auf Sanct Anno. Ihrer sind nun sieben heilig, die scheinen uns vom Himmel, wie das Siebengestirne zu Nacht, Sanct Annos Licht ist hehr und gut, unter die andern bracht' er seinen Schein, wie der Jachant (Hyacinth) in den goldnen Fingerring.

Diesen theuern Mann mögen wir nun zu Beispiel haben, ihn mögen als einen Spiegel ansehn, die nach Tugend und Wahrheit trachten.

[1] Browver, Antiq. et annal. Trev. T. II, S. 93.

Als der dritte Kaiser Heinrich sich ihm befahl (anvertraute) und er zu Köln mit Lob empfangen ward, da gieng er mit des Volkes Menge, wie die Sonne, die zwischen Erd' und Himmel geht und beidenthalb scheinet. So gieng der Bischof Anno vor Gott und vor Menschen. In der Pfalz (als Reichsverwalter) war seine Tugend eine solche, daß ihm das ganze Reich sich beugte; zu Gottes Dienst erzeigt' er sich, als ob er ein Engel wäre. Offen war er seiner Worte, über die Wahrheit fürchtet' er Niemand; ein Löwe saß er vor den Fürsten, ein Lamm gieng er unter Dürftigen. Den Thörichten war er scharf, den Guten milde; Waisen und Wittwen lobten seine Sitte. Predigt und Ablaß konnte keiner so göttlich thun. Wenn die Leute nachts alle schliefen, stand er auf und besuchte manches Münster mit seinem reinen Gebet; sein Opfer trug er mit sich. Der Armen fand er viele, die nicht Herberge hatten und sein warteten. Wo das arme Weib mit dem Kinde lag, der Niemand sich annahm, dahin gieng der heilige Bischof und bettet' ihnen wohl. So mocht' er mit Recht heißen Vater aller Waisen.

Selig stand das Reich alles, da er des Gerichtes pflegte, als er zum Reiche den jungen Heinrich zog. Welch ein Richter er wäre, ward weithin kund. Von Griechen und England sandten die Könige ihm Gabe, so that man auch von Dänemark, Flandern, Rußland. Die Münster ziert' er überall, selbst stiftet' er viere, ein fünftes ist Siegeberg, seine liebe Wohnstätte, wo nun sein Grab ist. Es ist Siegburg gemeint, wo noch in der Reliquienkapelle der Klosterkirche das Grab des h. Anno gezeigt wird.

Damit aber nicht die große Ehre seiner Seele schadete, so that ihm Gott, wie der Goldschmied thut, wenn er eine Spange wirken will; das Gold siedet er im Feuer, wohl schleift er die Goldsteine; also schliff Gott Sanct Annon mit mancher Mühsal. Oft feindeten ihn die Landherrn an; oft verriethen ihn die, die ihn behüten sollten, und verläumdeten ihn, die er zu Ehren gebracht. Zuletzt ward er mit Waffen aus der Stadt vertrieben, wie Absalon einst seinen Vater David vertrieb. Hernach begann der üble Streit, als dem vierten Heinrich das Reich verworren ward. Mord, Raub und Brand zerstörten Kirchen und Land von Dänemark bis Apulien, von Kärlingen (Frankreich) bis Ungarn. Denen Niemand widerstände, wenn sie wollten mit Treue zusammen gehn, die stifteten große Heerfahrten gegen Blutsfreunde und

Hausgenossen. Das Reich kehrte seine Waffen in seine eigenen Adern, mit sieghafter Rechte überwand es sich selbst, daß die getauften Leiber unbegraben umhergeworfen lagen, zu Aase den bellenden, den grauen Waldhunden. Als das Sanct Anno nicht zu söhnen vermochte, da verdroß ihn, länger zu leben.

Er fuhr gen Salfeld in Thüringen, auf dem Wege that sich ihm der Himmel auf und er sah die göttliche Wonne, die er keinem weltlichen Manne künden durfte. Wie er da auf seinem Wagen im Gebete lag, umfieng ihn solche Mannkraft, daß man sechszehn Rosse vor den Wagen spannte. Damals däucht' ihn, daß er sähe, was irgend künftig wäre. Sehr nahm sichs zu Herzen der heilige Mann und von da begann er zu siechen.

In einer Nacht hatt' er ein Traumgesicht, wie er in einen königlichen Saal käme, zu wundervollem Gestühle, wie es mit Recht im Himmel wäre. Allenthalben war es mit Gold behangen, kostbare Steine leuchteten überall, Sang und Wonne war groß und manigfalt. Da saßen viele Bischöfe, der Bischof Bardo war ihrer einer, Sanct Heribert glänzte wie ein Goldstein, unter ihnen war Ein Leben und Ein Muth. Noch stand ein Stuhl ledig, zu Sanct Annos Ehren war er hingesetzt, o wie gerne wär' er da gesessen! Das wollten aber die Fürsten nicht gestatten, wegen eines Fleckes auf seiner Brust. Auf stand der Herren einer, Arnold, einst Bischof zu Worms, führt' ihn bei Seite und ermahnt' ihn mit freundlichen Worten, diesen Flecken hinweg zu thun, dann sei ihm der ewige Stuhl bereit. Als nun Sanct Anno vom Schlaf erstand, wußt' er wohl, was er thun sollte; den Kölnern schenkt' er seine Huld wieder, wie sehr sie seinen Haß verschuldet hatten.

Als darauf die Zeit kam, da er, seinen Lohn zu empfangen, zu Gottes Gegenwart aufstieg, da that er uns, wie der Aar seinen Jungen thut, wenn er sie ausfliegen lehrt; er schwebt über ihnen und schwingt sich auf, das thun dann auch die Jungen gerne. Also wollt' er uns lehren, wie wir ihm nach sollten fahren. Uns hienieden zeigt er, welch Leben im Himmel sei. An seinem Grabe noch wirkt' er schöne Zeichen, die Siechen und die Lahmen wurden da gesund.

Ein Vogtmann Volprecht, der sich dem Teufel ergeben, begann eines Tags, als er mit Arnold, seinem Herrn, ritt, Gottes Heilige zu lästern und zuletzt auch Sanct Annon. Da sprangen ihm plötzlich beide

Augen aus und er fiel zu Boden. Als er aber Beichte gethan und des Heiligen Gnade anrief, wuchsen ihm in den leeren Aughöhlen neue Augen.

Das Gedicht, das ich hier in seinen Hauptzügen erkennen zu lassen versuchte, ist nicht nur durch poetische Bilder und lebhafte Darstellung, sondern vorzüglich auch durch die Kühnheit seiner Anlage ausgezeichnet. Es erzählt nicht in der gewöhnlichen Weise schnurgerade fort oder verwebt in die Erzählung einzelne, fromme Betrachtungen, sondern es stellt seinen besondern Gegenstand in einen idealen und weltgeschichtlichen Zusammenhang, es umkreist in raschem Flug alle Weltreiche und schwingt sich zuletzt zum Himmel auf. Was wir bei so vielen andern Legenden vermissen, eine würdige Ansicht von dem Beruf ihrer Heiligen, das kommt uns hier entgegen. Einiges für uns Störende, wie z. B. das letzte Wunder, wird uns nicht abhalten, die einfache Größe des Ganzen zu erkennen.

An die Stelle der weltlichen Lieder soll ein geistlicher Heldensang treten; eine Absicht, die wir in der religiösen Dichtung mehrerer germanischen Völker ausgesprochen fanden. Die Helden dieses neuen Gesanges sind die Heiligen, sie kämpfen den großen Kampf gegen Unglauben und menschliche Verderbnis, sie begründen das neue, geistige Weltreich, dem alle irdische Herrschaft weichen muß, sie lehren uns den Aufschwung zum Himmel, wie ihn der Aar seine Jungen lehrt.

Es ist bemerkt worden, daß das Annolied besonders in der Aufzählung jener Weltherrschaften Mehreres zum Theil wörtlich mit der Kaiserchronik, der ich am Schlusse des vorigen Hauptabschnitts erwähnt, gemein habe. Ein bestimmtes Urtheil über dieses Verhältnis ist mir nicht möglich, da ich die noch ungedruckte Kaiserchronik nur stellenweise kenne. H. Hoffmann äußert sich in den Fundgruben für Geschichte deutscher Sprache und Litteratur Th. I, 251 hierüber so:

„Man hat neuerdings gestritten, ob das Lied auf den h. Anno ein ursprünglich für sich bestehendes Gedicht sei oder der Kaiserchronik angehöre. Ich stimme gegen beide Annahmen: das Annolied ist nemlich meiner Meinung nach älter als die Kaiserchronik, kann also aus dieser nicht entlehnt sein; seine Ursprünglichkeit scheint mir aber nur theilweise zuläßig, weil wahrscheinlich sein weltgeschichtlicher Anfang aus einer ältern Reimchronik herrührt, woraus auch der Verfasser der Kaiserchronik schöpfte; daher denn auch wohl in beiden Gedichten diese merkwürdige Übereinstimmung.“

Verhält sich dieses aber auch wirklich so, d. h. ist jener weltgeschichtliche Überblick vom Verfasser des Annoliedes selbst aus einer ältern Chronik in sein Gedicht aufgenommen oder von einem Andern, wenigstens in diesem Umfang und der wörtlichen Übereinstimmung, interpoliert worden, so wird dadurch der ursprüngliche Werth und Bestand des Liedes nicht aufgehoben; denn die schönsten Bilder und die Idee des Heiligenberufes selbst sind gerade nur dem Theile der Dichtung eigen, welcher sich auf den h. Anno bezieht, und der Ausflug in die Weltgeschichte war, wenn nicht in dem, was aus ihr herbeigezogen wurde, doch in der Beziehung auf den besondern Gegenstand eigenthümlich. Entschieden aber ist noch keineswegs, daß nicht eine Chronik, welche ihrer Natur nach Compilation ist, das einzelne, ausgezeichnete Gedicht benützt haben könne.

b. Orendel und Breide.

In dem vorangeführten Marienleben von Philipp, dem Karthäuser, wird erzählt, wie Maria ihrem Sohne einen Rock gemacht, ohne Naht, und der mit dem Kinde fortgewachsen (Grundriß 297. 27 [1]). An diese Legende vom ungenähten Rock Christi ist in den Abenteuern des trierischen Königssohnes Orendel eine Brautfahrt angeknüpft, ähnlich den in der Heldensage vorkommenden Fahrten Otnits, Rothers, der Hegelinge. Wenngleich dieses Gedicht in der ältesten Gestalt, in der wir es besitzen, nur in einem Augsburger Drucke von 1512 [2] vorhanden ist und hier manche entstellende Änderung erfahren hat, so läßt doch der darin noch herrschende unvollkommene Reim dasselbe als ein Erzeugnis des 12ten Jahrhunderts vermuthen (Hoffmanns Fundgruben I, 213). Es besteht in 6949 Reimzeilen. Der Stil ist der des volksmäßigen Heldenliedes und wir haben es deshalb bei der Erörterung des epischen Stils benützt.

Der Eingang des Gedichts berichtet die seltsamen Schicksale des grauen Rockes Christi. Maria hat ihn aus der Wolle eines schönen Lammes gesponnen, die h. Helena (sehr anachronistisch) ihn gewirkt.

1 Vgl. Altd. Wäld. B. II, 28. Wilken, Gesch. d. Kreuzz. I, 13 f., Nr. 31.

2 [Neue Ausgabe von H. v. d. Hagen. Berlin 1844. K. Orendel und Bride von L. Ettmüller. Zürich 1858. Übersetzung von K. Simrock. Stuttgart und Tübingen 1845. P.]

Er ist gewirkt und nicht genäht. Christus hat darin die heiligen vierzig Tage gefastet; nach seinem Tode verlangt ein alter Jude von Herodes den Rock zum Lohne 23jährigen Dienstes. Der Jude wäscht ihn am Brunnen und breitet ihn an die Sonne, aber des Heilands rosenfarbes Blut bleibt daran. Da heißt Herodes den Rock aus dem Gesichte schaffen; er wird in einen steinernen Sarg verschlossen und 72 Meilen vom Strand in den Grund des Meeres geworfen. Eine Sirene bricht den Sarg auf und der Rock schwimmt ans Ufer. Hier liegt er volle acht Jahre, im neunten kommt ein armer Waller, der vielgewanderte Tragemund, in Cypern auf den Sand, um ein Schiff nach dem heiligen Grabe zu suchen. Er findet den Rock und hebt ihn auf, als eine Gabe Gottes. Er will ihn tragen um der Seele des Mannes willen, der darin ertrunken. Er wäscht ihn im Meere, aber das rosenfarbe Blut bleibt ganz frisch. Der Waller erräth, daß es Christi Rock sei, durch den des Speeres Stich gegangen; nicht ihm, noch irgend einem Sünder gezieme, den Rock zu tragen. Er wirft ihn wieder in die Meeresflut. Ein Fisch, der Wal genannt, verschlingt den Rock und trägt ihn weitere acht Jahre im Magen, bis er dem Helden des Gedichtes zu Theil wird.

Orendel ist der Sohn des mächtigen Königs Eigel zu Trier an der Mosel. Als er zu seinen Jahren gekommen, empfängt er an St. Stephans Tage das Schwert und weiht es Marien. Es soll nun eine Braut für ihn gewählt werden. Alle benachbarten Königstöchter sind ihm blutsverwandt. Nur eine, fern überm Meere, weiß ihm sein Vater zu nennen; es ist Jungfrau Breide, die schönste der Weiber, der das heilige Grab dient und viel der Heidenschaft. Es werden 72 Schiffe gezimmert. Orendel will nur solche Gefährten, die freiwillig mit ihm ziehen. Er läßt goldne Sporen auf den Hof schütten, die Ritter, die ihm folgen wollen, heben sie auf; nur ein Paar bleibt zurück, daraus der junge König unsres Herrn Bild machen läßt, zum Opfer in Jerusalem. Sie fahren die Mosel hinab nach Koblenz, dann auf dem Rhein in das Meer. Nach dreijähriger, abenteuervoller Irrfahrt nähern sie sich dem h. Lande, als ein Sturm sich erhebt und die 72 Kiele versenkt. Orendel allein wird ans Land getrieben. Die Kleider sind ihm abgerissen. Drei Tage bringt er in einem Loche zu, das er mit der Hand in den Sand gegraben. Am vierten Morgen hört er das Meer rauschen. Ein Fischer fährt heran, dem Orendel, der sich für einen beim

Fischfang Verunglückten ausgiebt, als Knecht zu dienen sich erbietet. Meister Eise, so heißt der Fischer, ein Greis von 72 Jahren, will die Kunst des Fremdlings prüfen. Orendel, der noch nie gefischt hat, hebt seine Hände zu Gott. Dann wirft er die Garne aus und fängt in kurzer Zeit das Schiff voll Fische. St. Peter hilft ihm dazu. Sie fahren nun nach dem Hause des Fischers. Es ist eine Burg mit sieben Thürmen, darauf dem Meister 800 Fischer dienen. Seine Frau steht an der Zinne mit sechs Dienstfrauen, alle kostbar gekleidet. Vierthalbtausend Fische liest Meister Eise auf, einen, den Wal, schneidet er auf und findet in dessen Magen den grauen Rock. Orendel, der seine Blöße nur mit Laub bedeckt hat, bittet um denselben, aber Eise will ihn nicht umsonst geben. Orendel dient darum sechs Wochen, bis gegen Weihnachten. Da meint der Meister, der elende Mann soll dieses Fest über nicht so nackt vor ihnen gehen, man soll ihm ein Gewand kaufen. Des Fischers Frau kauft ihm dürftige Bekleidung und ein Paar große rinderne Schuhe. Orendel klagt Gott seine Noth. Marie, die ihren Sohn für ihn gebeten, sendet ihm durch den Engel Gabriel dreißig güldne Pfenninge, mit dem Troste, daß seine ertrunkenen Ritter bei Gott im Himmelreiche seien. Mit den Pfenningen soll er den grauen Rock kaufen, den der Herr bei seiner Marter getragen. Darin sei er besser bewahrt, als in Stahlringen, kein Schwert mög' ihn dadurch verwunden. In demselben soll er fünfzehn Kämpfe gegen die Heiden fechten. Orendel begiebt sich auf den Markt, wo man den grauen Rock feil bietet. Da thut unser Herr um des jungen Königs willen ein großes Zeichen. Der Rock schleißt, wo man ihn angreift, auseinander, als ob er faul wäre. So muß der Meister ihn um die dreißig Goldpfenninge ablassen, gerade um so viel, als einst unser Herr verkauft ward. Als aber Orendel ihn zu sich genommen, erscheint er nagelneu. In diesem Rocke zieht nun Orendel zum h. Grabe, wo er für die schöne Breide, der eine Gottesstimme sein Kommen zum voraus verkündigt hat, viele und ungeheure Kämpfe gegen die Heidenschaft siegreich besteht, in welchen Breide mitunter auch selbst das Schwert führt. Sie setzt ihm Davids Krone auf und er vermählt sich mit ihr, aber, nach dem Geheiß eines Engels, bleibt immer ein Schwert zwischen ihnen liegen. Er geräth in Gefangenschaft, auch Breide wird entführt, doch stets ist ihnen der Himmel wieder hülfreich. Orendel wird überall der graue Rock genannt. Anfangs wird

er um seiner unscheinbaren Kleidung willen gering geschätzt. Als er aber zum erstenmal auf dem Tempelhof zu Jerusalem ein wildes Ross besteigt und die rindernen Schuhe nicht in den Stegreif bringen kann, sendet ihm Christ vom Himmel durch den Engel Gabriel goldne Schuhe hernieder. Drei Erzengel, Schwerter in Händen, reiten mit ihm in den Streit. Als er auf einer heidnischen Burg gefangen liegt, schreibt die Gottesmutter selbst einen Brief, den eine Turteltaube zu seinem Heere bringt und, als eben der Priester die Messe singt, auf den Altar fallen läßt. Nachdem Orendel seinen Vater zu Trier von der Belagerung eines heidnischen Heeres entsetzt und die Heiden, die sich ihm unterworfen, getauft hat, befiehlt ihm der Engel, den grauen Rock zu Trier zu lassen, wo der Herr am jüngsten Tage sein Gericht halten und alle seine Wunden zeigen werde. Orendel läßt drei Priester holen, verschließt den Rock in einen steinernen Sarg und empfiehlt ihm das Land von Trier. Er befreit noch das h. Grab, das in die Gewalt der Heiden gefallen, und lebt in dessen Dienste mit Breiden und dem Meister Eise, den er zum Herzog des h. Grabes bestellt hat, bis die Engel ihre Seelen hinführen.

Dieser ungenähte Rock[1] nun (tunica inconsutilis) war die berühmte Hauptreliquie der Kathedralkirche zu Trier und ist vielleicht[2] noch dort zu sehen. In den Antiquitat. et annal. Trevirens. auctor. Browero et Masenio. Leod. 1670 findet man dieses Kleinod umständlich beschrieben und die Geschichte seiner Erwerbung und Verehrung ausführlich abgehandelt. Die Legende ist diese: der h. Agricius, der im Jahre 327 von Antiochien als erster Bischof nach Trier kam, brachte den ungenähten Rock nebst andern Heilthümern dahin, als ein Geschenk, das ihm die h. Helena, Mutter Constantins des großen, für seine neue Kirche mitgegeben (I, 216 fg.). In den nachfolgenden Kriegsunruhen und Verheerungen war aber die Reliquie verschwunden und Jahrhunderte lang verschollen, bis im Jahre 1196 Erzbischof Johann I sie im Altare des h. Nicolaus wieder auffand (II, 91). Doch wurde sie abermals der

[1] Der Anlaß zu der Legende vom ungenähten Rock Christi liegt im Evangelium Joh. 19, 23: Der Rock aber war ungenähet, von oben an gewirket durch und durch.

[2] [Geschrieben vor den neuen Ausstellungen desselben im Jahre 1844 und später. R.]

öffentlichen Verehrung entzogen und erst im Jahre 1512, während der Anwesenheit Kaiser Maximilians I bei einer Reichsversammlung zu Trier, von neuem, unter Veranstaltung allgemeiner Gebete, aufgesucht und entdeckt. Bei ihrer öffentlichen Ausstellung sollen sich gegen hunderttausend Menschen versammelt haben. Man war damals so glücklich im Finden heiliger Gewande, daß zu gleicher Zeit in einer andern Kirche zu Trier auch das Kleid der heiligen Jungfrau zum Vorschein kam. Der ungenähte Rock wurde anfangs nur zusammengefaltet, wie er aufgefunden worden war, vorgezeigt, aber auf inständiges Begehren der Menge breitete man ihn vor aller Augen aus, worüber die Meisten, wunderbar bewegt, in plötzliche Thränengüsse ausbrachen (II, 328 fg.). Matthias Agricius, ein trierischer Geistlicher, beschreibt das Aussehen desselben u. A. in folgenden panegyrischen Versen:

Vix etiam cuiquam certum didicisse colorem
Contigit, usque adeo variat decor undique fusus,
Puniceusve rubor certat ferrove, crocove,
Ut coram aspexi: fugiuntque hærentque tuentum
Pendentes oculi: jurares numen inesse.
Non tot multicolor pallentibus arcubus Iris
Induitur formas, quas versat imagine tota,
Quot rutilant varii variante decore colores.
Atque ea sanguineis nonnunquam interlita guttis
Arida prodit adhuc sudati semina roris,
Dixeris æthereo demissam a culmine vestem.

(II, 421. Vgl. II, 91.)

Eine päbstliche Bulle vom Jahre 1514 gewährte den Besuchern und Verehrern des heiligen Rockes reichliche Indulgenzen (II, 556). Da man auch anderwärts das Kleid Christi zu besitzen behauptete, so fand sich Calvin zu der Bemerkung veranlaßt, daß man frevelhafter mit dem Rock des Herrn umgehe, als einst die Kriegsknechte, die sich gescheut hätten, ihn zu zertrennen, während man ihn nun zwar nicht in zwei Stücke, aber in zwei ganze Röcke zerschnitten habe. Hiegegen ereifert sich der Jesuit Brower sehr und vertheidigt insbesondre den verjährten Besitzstand der Kirche zu Trier, indem er sich auf das Edictum uti possidetis beruft (I, 217 fg.).

Der Umstand, daß die Legende von der Erwerbung des Heilthums, wie sie sich zu Trier erhalten, mit der Erzählung unsres Gedichtes nichts

gemein hat, bestätigt die Ansicht, daß in letzterem die legendenhafte Überlieferung sich eines alten Heldenliedes bemächtigt habe. Wir sahen auch im Otnitsliede eine Brautfahrt der deutschen Heldensage zu einem Kreuzzuge umgewandelt. Der ungenähte Rock, welcher besser vor Schwertschlägen schützt, als stählerne Ringe, entspricht St. Georgs Hemde, welches Wolfdietrich mit gleicher Eigenschaft trägt und welches auch mit ihm gewachsen ist. Aber auch in diesem glaubten wir ein gefeites Gewand, ein Rothhemd, wie es schon in den nordischen Sagen vorkommt, christlich umgetauft, zu bemerken; ein solches kann nun auch die Anknüpfung des Liedes von Orendel an die Legende vom Rocke Christi veranlaßt haben. Die Engel leisten in diesem Liede die ähnlichen, hülfreichen Dienste, wie im Otnitsliede der Zwerg Elberich. Ja es kommt sogar ein wonnesamer Zwerg Alban vor, der Breiden durch zween hohle Berge in den Kerker des gefangenen Orendel führt. Weil er aber treulos an ihnen handeln will, wird er von einem Engel mit einer dreistrangigen Geisel gezüchtigt. Christliche und heidnische Figuren sind hier seltsam vermischt und die Geisel, die im Nibelungenliede der Zwerg Alberich führt (V. 1991), ist in die Hand des Engels übergegangen. Auch der prosaische Anhang des Heldenbuchs setzt Orendeln mit den Helden der deutschen Sage in Verbindung:

Bl. 208: Kunig ernthelle von Trier was der aller erste held der ye geboren ward. Der für übermer mit vil schiffen. wann er was gar ein reicher künige. Do giengen jm die schiff alle vnder. doch kam er myt hilff eines fischers auß., vnd was lang zeyt by dem fischer vnnd halff jm fischen. Darnach kam er gen Jherusalem tzů dem heyligen grabe. Do was syn frawe eins küniges tochter. die was geheyssen frauwe Brigida, was gar ein schöne fraw.[1] Darnoch ward dem künig geholffen von andern grossen herren das er wider kam gen Trier. vnd starb do, vnd liget zů Trier begraben.[2] Also ertruncken jm alle syn diener, vnnd verlor gar vil gůtz auff dem mere.

Des ungenähten Rockes wird hier gar nicht erwähnt. (Vgl. Hormayr I, 17. III, 25. Orendil, Gaugraf im Chiemgau. Orendelsall, Pfarrdorf, Oberamt Öhringen.)

[1] Die Legende der heil. Brigida bei Jac. de Vorag. CC hat mit ihr nichts gemein.

[2] was nicht mit dem Liede stimmt.

c. Der arme Heinrich,

ein Gedicht Hartmanns von Aue, vom Ende des 12ten Jahrhunderts, in 1520 kurzen Reimzeilen. Es ist mehrmals herausgegeben, besonders mit schätzbaren Untersuchungen über den Mythus desselben u. s. w. durch die Brüder Grimm, Berlin 1815. Später mit noch strengerer Kritik des Textes in K. Lachmanns Auswahl aus den hochd. Dichtern des 13ten Jahrhd. Berlin 1820 [später von W. Müller 1842, von Haupt 1842, von Wackernagel 1855 abgesondert, ferner im altdeutschen Lesebuch. K.]. Ganz neuerlich ist erschienen: Der arme Heinrich u. s. w., metrisch übersetzt von K. Simrock. Nebst der Sage von Amicus und Amelius und verwandten Gedichten des Übersetzers. Berlin 1830.

Heinrich von Aue, ein Ritter in Schwaben, der mit allen Gaben des Glücks reichlich gesegnet ist, wird von der Miselsucht (dem Aussatz) ergriffen. Er fährt nach Monpelier und Salerno, um bei den Ärzten Heilung der schrecklichen Krankheit zu suchen. Am erstern Orte wird sie für unheilbar erklärt, am letztern bescheidet ihn der beste Meister, daß er nur durch das Herzblut einer reinen Jungfrau, welche freiwillig für ihn den Tod leide, geheilt werden könne. Heinrich giebt den Gedanken an seine Genesung auf, entschlägt sich seiner Habe bis auf ein Gereute (neuangebautes Land), wohin er vor den Menschen flieht. Dieses Gereute baut ein freier Meier, den Heinrich stets wohl gehalten und der nun zum Danke seines Herrn treulich pflegt. Besonders aber nimmt die zwölfjährige Tochter des Meiers sich des Kranken liebreich an und in ihr bildet sich, als sie die Bedingung seines Genesens erfahren, der feste Entschluß, sich für seine Heilung zu opfern. Sie läßt nicht ab, bis er mit ihr nach Salerno zieht. Schon streicht der Meister sein Messer, um ihr das Herz aufzuschneiden, als Heinrich, der es von außen gehört und durch einen Ritz der Wand in die Kammer geblickt, ungestüm Einlaß verlangt und zum großen Leidwesen des Mägdleins erklärt, daß er ihren Tod nicht ertragen könne. Sie ziehen wieder nach der Heimat, aber auf dem Wege wird Heinrich durch die Gnade des Himmels frisch und gesund. Seine Freunde rathen ihm, sich zu vermählen, und er umfängt als Gemahlin die, von der er Leben und Genesung hat und die er zuvor schon im kindlichen Spiele sein Gemahl zu nennen pflegte.

Die Brüder Grimm haben den Grund dieser Dichtung als eine alte, hier in dem Geschlechte, dessen Dienstmann der Dichter war, angeknüpfte Opfersage nachgewiesen, welche in manigfachen Gestaltungen vorkommt und deren ursprüngliche Bedeutung ist, daß das Unreine durch die Hingebung des Reinen geheilt werde. Die Reinigung vom Aussatze durch Blut insbesondre kommt schon im alten Testamente vor. [1]

Der Gegenstand des Gedichtes, wie ich ihn nur in Umrissen angegeben, kann herb und schwierig erscheinen. Aber der mildeste und innigste unter den altdeutschen Dichtern hat durch seine Behandlung über das schroffe der alten Sage ein so sanftes, gedämpftes Licht ausgegossen, daß dieses Gedicht als eines der gediegensten und anmuthigsten des deutschen Mittelalters dasteht. Die jungfräuliche Retterin faßt und verfolgt ihren Vorsatz so mit innerlicher Begeisterung, daß sie in ihrem freudigen Muthe den Hörer selbst über die Schrecken der grausamen Opferung hinwegsetzt und es glaublich macht, wie ihre Eltern, wie der anfangs widerstrebende Meister, wie Heinrich selbst, für den sie sich opfern will, unwiderstehlich bis zum Puncte der Entscheidung mit hingerissen wurden.

Ich habe diese Erzählung hier eingereiht, nicht bloß, weil die endliche Wendung ein Gnadenwunder ist, sondern weil das Ganze in religiösem Sinne aufgefaßt ist.

Der Dichter, der sich auf eine geschriebene Quelle beruft, sagt im Eingang, er habe sich genannt, um nicht ohne Lohn seiner Arbeit zu bleiben, damit nemlich, wer nach seinem Leben diese Mähre lese oder sagen höre, seiner Seele vor Gott gedenken möge; man sage, wer für des andern Schuld bitte, erlöse sich selbst damit. Diese Stimmung, mit der er anhebt, verbreitet sich über das ganze Gedicht. Er zeigt vorn herein an des armen Heinrichs Geschicke die Hinfälligkeit alles Irdischen

[1] Vgl. das Ausland 1833. 3 Mai. Nr. 123, S. 492. „In der Nähe von Agra wollte sich ein Mohammedaner, der mit dem Aussatze behaftet war, lebendig verbrennen. Es besteht nemlich unter den Hindus ein Aberglaube, der auch auf die Mohammedaner übergegangen ist, daß durch einen solchen Tod der Aussatz, der oft in Familien sich vererbt, in denselben ausgerottet wird. Wahrscheinlich wirkt aber am meisten Lebensüberdruß zu solchen Selbstopferungen mit, die in Indien Samadh genannt werden. Sobald die Behörde von dem Entschlusse des Kranken in Kenntnis gesetzt wurde, untersagte sie den Verwandten des Kranken, ihm dazu behülflich zu sein.“

(Grimm S. 2 ff.). Diesem Unbestande, diesem schmählichen Versinken des Erdenglückes gegenüber erhebt sich dann in der Begeisterung des heldenmüthigen Kindes der Blick zu einer andern, unvergänglichen Herrlichkeit, zu der dieses reine Wesen, als freiwilliges Opfer für die Rettung ihres geliebten Herrn, sich aufschwingen will. Schon bei ihren kindlichen Spielen wird der Geist angedeutet, den der Himmel selbst in ihr erweckt (Grimm S. 6 f.):

> Iedoch geliebte irz aller meist
> von gotes gebe ein süezer geist.

In voller Reife aber spricht sich ihre Gesinnung in den beredten Worten aus, wodurch sie die Einwilligung ihrer Eltern zu ihrem kühnen Entschlusse sich erringt (Grimm S. 11—17).

Besonders aber zeichnet sich Hartmanns Gedicht vor andern Darstellungen dieser Opfersage am Schluß noch dadurch aus, daß nicht das blutige Opfer äußerlich vollbracht und durch ein ebenso gewaltsames Wunder die Todte wieder ins Leben geweckt wird, sondern daß die freiwillige Hingebung geistig vollendet wird und dann die Genesung nur leise, wie ein Thau, vom Himmel sinkt. Das alte Blutopfer ist rein innerlich geworden und der Dichter spricht seinen Sinn klar in den Worten aus:

> Do erzeigte der heilige Krist,
> wie liep ime triuwe ist,
> und schiet sî dô beide
> von allem ir leide
> und machete in dâ zestunt
> reine unde wol gesunt.

Ein späterer Dichter des 13ten Jahrhunderts, Gottfried von Straßburg, rühmt von Hartmann (Tristan 4626):

> Wie lûter und wie reine
> sîn kristallîniu wörtelîn
> beidiu sint und iemer müezen sîn!
> sî koment den man mit siten an,
> sî tuont sich nâhen zuo dem man
> und liebent rehtem muote.

In keinem seiner Gedichte hat wohl Hartmann von Aue diese klare, anmuthende Beredsamkeit schöner dargelegt, als im armen Heinrich.

Von den übrigen Werken des Dichters, von seinen Lebensumständen und von den Beziehungen, die sich dafür auch aus dem armen Heinrich ergeben, wird später die Rede sein.

d. Gregor vom Steine.

Dieser Legende ist hier nur zu erwähnen, um eine Lücke in der Kenntnis unsrer ältern Poesie zu bezeichnen und nothdürftig zu ergänzen. Der Dichter des armen Heinrichs hat auch einen Gregor gedichtet. Aber die einzige Pergamenthandschrift dieses Werks, welche sich zu Straßburg befand, wird seit mehreren Jahren vermisst. Sonst ist (außer einem abgerissenen Pergamentblatte im Besitze Prof. Veesenmeyers zu Ulm) nur eine Papierhandschrift in Wien vorhanden,[1] deren Beschaffenheit kritische Sprachkenner nicht zur Herausgabe einzuladen scheint. Gleichwohl wäre, in Ermanglung eines bessern Codex, zu wünschen, daß wir, was auch ein schlechterer nicht ganz verdunkeln könnte, von der poetischen Auffassung einer der bedeutsamern Heiligensagen durch einen so ausgezeichneten Dichter endlich Kunde erhielten.[2] Gregor vom Stein ist eine christliche Ödipussage. Ich gebe von ihr nach den Gestis Romanorum,[3] einer im Mittelalter gangbaren Sammlung lateinischer Erzählungen, mit geistlicher Anwendung, einen kurzen Begriff:

Gregor ist der Sohn eines Kaisers, in verbrecherischer Liebe mit der eigenen Schwester erzeugt. Er wird, um die Schande zu verbergen, in einem verschlossenen Fasse ins Meer ausgesetzt. Die Wellen treiben ihn ans Land, in die Nähe eines Klosters, dessen Abt ihn erziehen läßt. Sein Vater stirbt auf einer Bußfahrt im h. Lande. Um seine Mutter, als Erbin des Kaiserthums, wirbt ein Herzog von Burgund. Als sie diesen abweist, verheert er ihr Land und sie muß sich mehrere Jahre lang in einer festen Stadt verschlossen halten. Dahin kommt, vom Sturme verschlagen, Gregor, der inzwischen herangewachsen und wehrhaft geworden ist. Er kämpft, ihr unerkannt, für die bedrängte Frau, erlegt den Herzog und befreit ihr Land. Man dringt in sie, sich dem

[1] Büsching, der Deutschen Leben, Kunst und Wissen im Mittelalter. II, 120—24. Iwein u. s. w. von Benecke und Lachmann, S. III.

[2] [Ausgaben haben wir seither erhalten von K. Greith im spicilegium vaticanum 1838, von Lachmann 1838. K.]

[3] Gesta Romanorum cum applicationibus moralisatis ac mysticis [S. 81].

zu vermählen, der allein das Reich vor ähnlicher Gefahr schirmen könne. So wird er Kaiser und Gemahl seiner Mutter. Sie selbst macht, mittelst einer Schrift, die sie einst zu ihm in das Faß legen ließ, die gräßliche Entdeckung. Gregor zerbricht seine Lanze und geht nachts in Pilgertracht mit bloßen Füßen von dannen. Er kommt zu einem Fischer, der ihn sechszehn Meilen weit ins Meer hinein zu einem einsamen Felsen überfährt. Hier läßt er sich in Fesseln anschmieden und die Schlüssel zu diesen ins Meer werfen. Schon siebzehn Jahre hat er dort gebüßt, was er nicht verschuldet, als der Pabst stirbt und eine Stimme vom Himmel ruft: „Sucht einen Mann Gottes mit Namen Gregorius und bestellt ihn mir zum Statthalter!" Die ausgeschickten Boten haben schon durch manche Reiche vergeblich geforscht; da kommen sie auch zum Hause des Fischers, der sich, auf ihre Nachfrage, an den Namen jenes Pilgrims erinnert, ihn aber längst für todt hält. An demselben Tage jedoch fängt er einen Fisch, in dessen Eingeweide sich die ins Meer geworfenen Schlüssel finden. Sie fahren nun nach dem Felsen über, wo sie Gregorn noch am Leben finden und zum Statthalter Christi berufen. Als er in die Stadt eingeführt wird, schlagen alle Glocken von selber an, zum Zeichen, daß er der Erkorene sei.

Auch als Volksbuch wird diese Legende in Görres deutschen Volksbüchern S. 244 angeführt. (Vgl. Wilken, Heidelb. Bibl. 350, 6.)

In den serbischen Volksliedern kommt sie, in doppelter Gestalt, nicht unter dem Namen Gregors, sondern Simeons des Fündlings vor (Talvj, I, 139. Wila, I, 226), auch sonst mit veränderten Nebenumständen.

e. Engelhart und Engelbrut,

ein Gedicht Konrads von Würzburg, eines sehr fruchtbaren Dichters, besonders in Erzählungen, aus der zweiten Hälfte des 13ten Jahrhunderts. Es ist nur noch in einem Drucke des 16ten Jahrhunderts, Frankfurt 1573,[1] vorhanden, worin es, wie in solchen Fällen immer geschah, zugleich in die neuere Mundart übertragen worden. Es scheint von diesem Drucke nur ein einziges Exemplar bekannt zu sein, das sich auf der Wolfenbüttler Bibliothek befindet. Daraus ist in Eschenburgs

[1] [Neue Ausgabe von M. Haupt. Leipzig 1844. K.]

Denkmälern altdeutscher Dichtkunst, Bremen 1799, S. 41 ff. ein Auszug gegeben, wonach der Hauptinhalt des Gedichts dieser ist:

Engelhart, der Sohn eines Edelmanns in Burgund, will fremde Länder besuchen. Beim Abschied giebt ihm sein Vater drei Äpfel mit. Wenn er Jemand auf der Reise treffe, der mit ihm Gesellschaft machen wolle, soll' er demselben einen der Äpfel geben. Verzehre jener den Apfel ganz, ohne ihm etwas davon zu reichen, so soll' er ihn meiden; geb' er ihm aber einen Theil davon, so soll er seine Freundschaft annehmen. Vor allen Dingen empfiehlt ihm der Vater die Treue. Der Sohn verspricht, dieser Weisung zu folgen, reitet davon und ihm begegnen nach einander zwei junge Leute, die mit ihm Gesellschaft machen wollen, aber beide nicht Probe halten, sondern die Äpfel allein verzehren. Darauf begegnet ihm ein Dritter, an Gestalt ihm selbst vollkommen ähnlich. Dieser nimmt den Apfel, schält ihn und giebt dem Schenker die Hälfte zurück. Engelhart wählt ihn zum Gefährten. Sein Name ist Dietrich von Brabant und der Zweck seiner Reise gleichfalls, fremde Dienste zu nehmen. Sie kommen zusammen nach Dänemark und werden dort am Hofe wohl aufgenommen. Der König hält sie, ihrer Ähnlichkeit wegen, für leibliche Brüder; sie versichern aber, daß nur ihre Gesinnungen brüderlich und dazu vereint seien, ihm ihre Dienste anzubieten, um von seiner Tugend zu lernen. Ihr Erbieten wird angenommen, sie machen sich am Hofe überall beliebt und leben mit einander in der treuesten Freundschaft. Der König hat eine Tochter, mit Namen Engeldrut, von ausnehmender Schönheit. Die beiden Jünglinge gefallen ihren Augen und bald auch ihrem Herzen [Z. 1045]:

Denn was den augen sanfte thut,
Das dünket auch dem herzen gut
Und ist ihm [zwar] wohl damitte.
Herz und augen han die sitte,
Daz sie gehellen unter [e]in;
Das auge muß das herze sein
Zu lieblichen dingen
Leiten und bringen

Der großen Ähnlichkeit wegen ist sie von beiden gleich stark eingenommen, zuletzt aber entscheidet der Name Engelhart, weil er ihr am besten klingt und am meisten zu dem ihrigen stimmt.

Aus Brabant kommt ein Bote an Dietrichen, der ihm den Tod seines Vaters meldet und ihn zurückberuft, um sein Land in Besitz zu nehmen. Nicht minder schmerzlich, als der Verlust des Vaters ist ihm die Trennung von seinem Freunde. Er bietet diesem einen Theil seines Erbes an, wenn er mit ihm ziehen wolle; er macht einen zweiten Versuch und will lieber den ganzen Besitz seines Landes, als Engelharts Umgang verlieren. Dieser hält es aber für Undank, des Königs Dienste schon wieder aufzugeben, verspricht jedoch, sobald er den dänischen Hof verlasse, zu Dietrichen zu kommen. So scheiden die Freunde. Bald hernach stirbt die Königin von Dänemark. Engeldruts Schmerz um den Tod ihrer Mutter, vereint mit ihrem Liebeskummer, macht sie sehr niedergeschlagen und schwermüthig. Ihr Vater sucht sie aufzuheitern und fällt darauf, ihr Engelharten zum Kämmerer zu geben [Z. 1844]:

> Der kann dir alle schwere
> Mit freuden gar vertreiben,
> Teutsch lesen und schreiben,
> Harfen und singen,
> Tanzen und springen
> Kann er aus der maaßen wol,
> Damit er alle stunden soll
> Kurzweile machen dir u. s. w.

Als nun Engelhart der Königstochter bei der Tafel aufwartet, läßt er beim Vorschneiden das Messer aus der Hand fallen, mit einer Verwirrung, die auf einmal sein Herz verräth. Das Verhältnis, das sich zwischen ihnen entspinnt, wird aber von dem eifersüchtigen Auge Ritschiers von England, der des Königs Schwestersohn ist, beobachtet. Er verräth dem König eine nächtliche Zusammenkunft der Liebenden im Garten. Ein Zweikampf soll über Schuld oder Unschuld entscheiden. Engelhart, der sich schuldig weiß, fürchtet einen unglücklichen Ausgang und fällt auf das Mittel, seinen Freund Dietrich für sich kämpfen zu lassen. Er begiebt sich zu diesem nach Brabant und sie verabreden, Einer des Andern Rolle zu spielen. Engelhart bleibt in Brabant zurück und wird für Dietrichen gehalten. Dietrich kommt auf den bestimmten Tag in Dänemark an und besteht den Zweikampf. Er haut seinem Gegner eine Hand ab und will ihm das Leben nehmen, als der König dem Kampfe Einhalt thut und Dietrichen, der immer noch für Engelhart

gehalten wird, die Hand seiner Tochter zur Belohnung verspricht. Die Hochzeitfeier wird angestellt, aber Dietrich legt ein Schwert zwischen sich und Engeldrut; eine Treue, die ihm sein Freund bei seiner Gemahlin erwidert. Sogleich nach der Hochzeit kehrt Dietrich nach Brabant zurück und Engelhart kommt von dort wieder nach Dänemark. Hier erhält er bald darauf, da der König stirbt, die Krone und lebt mit Engeldrut im größten Glücke.

Nicht lange hernach wird Herzog Dietrich von einer schweren Krankheit, der Miselsucht, befallen. Er läßt sich ein Gartenhaus am Wasser bauen, wo er für sich allein wohnt und Erleichterung seiner Beschwerden hofft. Hier erscheint ihm einmal im Traum ein Engel, der ihm als das einzige Rettungsmittel andeutet, hin zu Engelhart zu reiten und ihn zu bewegen, daß er seine beiden Kinder tödte und den Kranken mit deren Blute bestreiche. Zu der Wahl dieses Mittels kann aber Dietrich sich auf keine Weise entschließen. Indeß bewegt ihn der Mangel an Pflege und die Hintansetzung, die er in seinem eigenen Hause und Lande erfahren muß, zu dem Entschlusse, nach Dänemark zu gehen, wo sein Freund ihn auf das liebreichste bei sich empfängt. Auf die dringenden Anfragen desselben, ob er denn nicht irgend ein Heilmittel für seine Krankheit wisse, erzählt Dietrich, nach vieler Überwindung, seinen Traum. Engelhart, im Kampfe der Freundschaft mit der väterlichen Liebe, bittet Gott, seinen Entschluß zu lenken, und hält sich endlich verpflichtet, dem Freunde, der das Leben für ihn gewagt hat, das Leben seiner Kinder zum Opfer zu bringen. Er nimmt dazu einen günstigen Augenblick wahr; sein Herz empört sich jedoch wider die That, indem er über den schlummernden Kindern steht und im Begriff ist, sie zu tödten [Z. 6256]:

Viel sanfter überwunden
Hätte er zween starke riesen,
Denn er gesiegen mocht an diesen
Kleinen kindern.

Und bald darauf [Z. 6284]:

Bis er zuletzt manchen kuss
Gab den kindern beiden
Und er aus seiner scheiden
Das schwert mit nassen augen scheidt.

Er schlägt ihre Häupter ab und bringt das Blut zu seinem Freunde, der dadurch auf einmal von seiner Krankheit geheilt wird. Engelhart geht mit schwerem Herzen, voll Freude über seines Freundes Genesung und voll Betrübnis über das dazu angewandte Mittel, zurück und fragt nach seinen Kindern. Die Wärterin, die sie zu ihm bringen soll, findet beide spielend auf dem Bette, jedes mit einem rothen Faden um den Hals. Über dieses Wunder geräth ihr Vater in freudiges Erstaunen. Dietrich kehrt nach Brabant zurück und beide Freunde leben von nun an sehr glücklich. Das Gedicht schließt mit folgender Nutzanwendung [Z. 6497]:

Daß ein herze wohlgemuth
Daran ein selig bilde gut
Zu läuterlicher treue nehme
Und sich der falschen untreu schäme,
Wenn er hört in seinen tagen
Von so fremdem wunder sagen,
Als den viel trauten gesellen zweyn
Um ihre hohe treu erschein.

Die Geschichte Engelharts und Dietrichs ist in den Hauptzügen dieselbe, welche unter den Namen Amicus und Amelius in den Chroniken des Mittelalters erzählt wird, namentlich in: Vincentii Bellovacensis spec. hist. l. 24, c. 162—164 Chronicon Alberici in Leibnitzs access. historic. II, 108—110; nach diesen als Anhang zu Simrocks Übersetzung des armen Heinrichs. Amicus und Amelius werden in die Zeit Karls des großen versetzt und sind von der Kirche heilig gesprochen worden. Obiges Wunder kommt daher auch in ihrer besondern Legende vor (Grimm, Armer Heinrich 187 f.). Doch mögen sie die Heiligsprechung hauptsächlich dem Wunder verdanken, das sich, nach dem Chronicon Alberici, nach ihrem Tod im Dienste der Kirche zugetragen. Der Pabst Hadrian ließ den Kaiser Karl auffordern, der römischen Kirche gegen den Langobardenkönig Desiderius zu Hülfe zu kommen. In dem Heere, welches Karl nach Italien führte, befanden sich Amicus und Amelius, ersterer von deutschem Geschlecht, aber in Frankreich angesessen, letzterer ein Sohn des Grafen von Auvergne. Beide fielen in der Schlacht, in welcher Karl den Sieg erkämpfte. Zum Dank dafür und zur Begräbnisstätte für die Umgekommenen ließ Karl eine Kirche dem h. Eusebius und seine Gemahlin eine dem Apostel Petrus zu Ehren bauen. Amelius

wurde in einem steinernen Sarge in der Peterskirche, Amicus ebenso in der Eusebiuskirche bestattet. Am Morgen aber fand man den Leichnam des Amelius zusammt dem Sarge neben dem des Amicus in der vom König erbauten Kirche, weshalb er und die Königin dieselbe auf das reichlichste begabten.

Diese Erzählungen von Engelhart und Dietrich, Amicus und Amelius, Ludwig und Alexander, wie sie in dem noch gangbaren Volksbuche von den sieben weisen Meistern,[1] wo die gleiche Geschichte vorkommt, genannt sind, bewähren, wie sehr im Vergleiche mit dem äußerlich gewaltsamen Opfer und Heilwunder, wie es hier erscheint, die Sage in der dichterischen Behandlung Hartmanns von Aue, im armen Heinrich, sich innerlich und geistig gehoben hat.

f. Die heilige Elisabeth.

Sente Elsebede leben, ein großes erzählendes Gedicht, in kurzen Reimzeilen, vermuthlich noch aus der 2ten Hälfte des 13ten Jahrhunderts, ist neuerlich durch die reichhaltigen Auszüge, welche Graff im 1ten Bande der Diutisca, Heft 2 und 3, aus der im Archiv zu Darmstadt befindlichen Pergamenthandschrift gegeben hat, bekannter geworden.[2]

Die h. Elisabeth war eine Tochter des Königs Andreas II von Ungarn. Schon im vierten Jahr ihres Lebens ward sie mit Ludwig, dem nachherigen Landgrafen von Thüringen, verlobt und aus ihrem Vaterlande dahin gebracht. Als sie 14 Jahre alt war, wurde sie im Jahre 1221 mit dem Landgrafen vermählt. Aber schon in ihrem zwanzigsten zog derselbe nach Italien, um Theil am Kreuzzuge zu nehmen, und nur sein entseelter Leichnam kam zurück. Er war vor der Überfahrt zu Otranto gestorben. Schon früher war es ihre Freude, Hungernde zu speisen und Kranke zu pflegen. Der Pabst Gregor IX empfahl sie der besondern Leitung ihres bisherigen Beichtvaters, Konrads von Marburg. So lebte sie in Marburg, wo sie ein Hospital gestiftet, widmete sich der Sorge für Arme und Kranke und gab die stärksten Proben von Demuth und Entsagung. Dort verblühte sie 1231

[1] [Karlmeinet S. 306. 880. Das altfranzösische Gedicht ist herausgegeben von K. Hofmann. Erlangen 1852. K.]

[2] [Ausgabe vorbereitet von Max Rieger. K.]

im 24sten Jahre ihres Lebens, den Anstrengungen erliegend, nachdem sie schon vorher, oft lange in ihr Inneres zurückgezogen, ohne Nahrung oder nur bei kärglicher, gestärkt erschienen. Der Ruf der Wunder verherrlichte bald ihr Grab. Kranke kamen und kehrten hergestellt zurück, selbst Todte wurden wieder erweckt. Der Pabst ordnete eine Untersuchung an. Die damit beauftragten Geistlichen erließen eine Aufforderung, daß Alle, die sich durch das Verdienst der Landgräfin geheilt glaubten, vor ihnen erscheinen und Zeugen beibringen sollten. Die Zahl derselben war so groß, daß man nicht Zeit hatte, Alle zu vernehmen. Nur das, was am klarsten schien, ward aufgezeichnet und bezeugt und dann dem Pabst ein noch vorhandener Bericht erstattet. Gregor IX sprach sie 1235 heilig. (Schmidt, Geschichte des Großherzogthums Hessen, B. 1. Gießen 1818. S. 142 f.)

Zu der Erhebung ihrer Gebeine fand sich Kaiser Friedrich II selbst zu Marburg ein und weihte der Heiligen einen goldnen Becher, woraus er zu trinken pflegte und worin nun das Haupt Elisabeths aufbewahrt wurde (Die Vorzeit 1823. S. 313). Ihr zum Denkmal und zur Aufnahme ihrer Überreste wurde noch im Laufe des 13ten Jahrhunderts die Elisabethenkirche zu Marburg erbaut, eines der berühmtesten Werke altdeutscher Baukunst.

Über das Geschichtliche vgl. Elisabeth die Heilige, Landgräfin von Thüringen und Hessen. Nach ihren Schicksalen und ihrem Charakter dargestellt von K. W. Justi. Neue sehr verm. und verb. Aufl. Marburg 1835. Von dems. Züge aus dem Leben der h. Elisabeth u. s. w. Die Vorzeit 1823. S. 254. Ebd. Die Kirche der h. Elisabeth zu Marburg und ihre Kunstdenkmäler. Die Vorzeit 1824. S. 1 ff. Ebd. Konrad von Marburg, Beichtvater der h. Elisabeth und erster Inquisitor in Teutschland, in Pölitzs Jahrb. der Gesch. und Staatskunst. B. 1. 1829, Juni. S. 555 ff.

Das Gedicht von der h. Elisabeth wird von einigen Schriftstellern dem Konrad von Marburg selbst zugeschrieben (Grundriß S. 299. Rosenkranz, Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter S. 202). Allein die Auszüge in der Diutisca zeigen klar, daß dieses nicht der Fall ist; es wird von Konrad in der dritten Person rühmend gesprochen.

Der Werth dieser gereimten Lebensbeschreibung ist übrigens mehr ein geschichtlicher, als ein poetischer. Nicht als ob sie überall im

Einzelnen, in der Erzählung manigfacher Wundergeschichten, Glauben verdiente. Aber sie enthält ebenso gewiß manche lebendige Züge aus einer nahen Vergangenheit und giebt uns merkwürdige Blicke in die innere Geschichte des Zeitalters. Ein frommes, liebevolles Gemüth steigert sich mehr und mehr in ascetischer Übertreibung, das jugendliche Leben welkt unter diesen unnatürlichen Anstrengungen und Entbehrungen frühe dahin, aber den Zeitgenossen erglänzt um das schöne, erblaßte Angesicht der Heiligenschein.

Ein späteres Elisabethenleben in Reimen von Johannes Rote, der bis 1440 lebte, ist gedruckt in Menckenii Script. rer. germ. T. II.

Aus der großen Anzahl einzelner, in poetischer Form bearbeiteter Legenden habe ich bisher vorzugweise solche ausgehoben, welche in Deutschland erwachsen sind oder sich hier auf eigenthümliche Weise angesetzt haben. Ich bezeichne nun, um auf die größern Kreise übergehen zu können, nur litterarisch noch einige, welche zwar dem Inhalte nach in das allgemeine Gebiet der Martyrologien gehören, aber durch die Namen ihrer Bearbeiter und den Werth der Bearbeitung selbst auf Beachtung Anspruch machen.

g. Barlaam und Josaphat,

ein Gedicht des Rudolf von Ems, von der Mitte des 13ten Jahrhunderts, in kurzen Reimzeilen, herausgegeben von F. K. Köpke, Königsberg 1818.[1]

Josaphat ist der Sohn eines indischen Königs, vor dessen Palast Barlaam, ein alter Weiser von der Insel Senaar, als Juwelier erscheint, aber seinen köstlichsten Edelstein nur dem Königssohne selbst zeigen will. Dieser Juwel ist das Christenthum, in welchem Josaphat von Barlaam unterrichtet wird und dem er dann seinen christenverfolgenden Vater selbst und dessen Volk zuwendet, zuletzt aber, der Krone entsagend, mit seinem Lehrer als Einsiedler in der Wüste lebt.

Des deutschen Bearbeiters Quelle war eine lateinische, welche jedoch

[1] [Von Franz Pfeiffer. Leipzig 1843. Vgl. Gödekes deutsche Dichtung im Mittelalter S. 186 ff. Das altfranzösische Gedicht über Barlaam haben P. Meyer und H. Zotenberg für den litterarischen Verein in Stuttgart herausgegeben und mit ausführlichen litterarhistorischen Untersuchungen begleitet. K.]

wieder auf eine griechische zurückgeht.[1] Darüber finden sich die litterarischen Nachweisungen in Fr. W. Val. Schmidts Recension von Dunlops history of fiction in den Wiener Jahrbüchern 1825.

Die Belehrung im Christenthum besteht großentheils in Apologen. Die Bearbeitung Rudolfs von Ems ist besonders dadurch merkwürdig, daß sie zeigt, mit welcher Meisterschaft dieser Dichter um die Mitte des 13ten Jahrhunderts den Ausdruck geistiger Beziehungen zu handhaben wuste.

h. Der heilige Georg,

ein Gedicht Reinbots von Doren, gedruckt in den deutschen Gedichten des Mittelalters von v. d. Hagen und Büsching. B. 1. [Aufseßs Anzeiger 4, 186. K.]

Der Heilige dieser byzantinischen Legende erleidet sein Märtyrthum unter den Verfolgungen des Kaisers Dacian. Der ritterliche Charakter des Drachentödters ist hier noch nicht entwickelt. Reinbot hat seine Arbeit auf Anlaß Ottos, Pfalzgrafen am Rhein und Herzogs von Baiern, und der Gemahlin desselben im zweiten Viertel des 13ten Jahrhunderts unternommen. Er hat den Stil Wolframs von Eschenbach vor Augen gehabt und seine Darstellung hat lebendige Farbe.

Von einem ältern Lied auf den h. Georg, in der Versweise Otfrieds, aus dem Schluß des 9ten oder Anfang des 10ten Jahrhunderts ist nur ein kleines Bruchstück vorhanden, gedruckt u. a. in Wilkens Geschichte der Heidelberger Büchersammlung S. 547 f.

i. Der heilige Alexius,

ein Gedicht Konrads von Würzburg, des Verfassers der Erzählung von Engelhart und Engelbrut. Von ersterem ist Nachricht gegeben, mit einzelnen Stellen daraus, in Oberlins Diatribe de Conrado Herbipolita. Straßburg 1782.[2]

[1] [Griechisch herausgegeben von Boissonade. Paris 1832. Daraus deutsch von Liebrecht. Münster 1847. Die tiefer liegende Quelle hat Liebrecht entdeckt, worüber eine Abhandlung in Eberts und Wolfs Jahrbuch 2, 314 ff. Vgl. Meyers Ausgabe. K.]

[2] [Ausgaben von Maßmann, Quedlinburg 1843, von Haupt in seiner Zeitschrift 3, 535 ff. K.]

k. Der heilige Sylvester,

von demselben. Von diesem bisher ganz unbekannten Gedichte findet sich ein umständlicher Auszug, nach einer Pergamenthandschrift zu Trier, in Graffs Diutisca B. 2, S. 3 ff. [1]

l. Leben der heiligen Martina,

ein Dichtwerk Hugs von Langenstein, vom Schlusse des 13ten Jahrhunderts, gleichfalls im Auszuge, nach einem Codex zu Basel, bekannt gemacht in Diutisca B. 2, S. 115 ff. [2]

5. Das karolingische Epos.

Die Heiligen, deren Sagen wir bisher abgehandelt, erweisen ihr Märtyrthum, nach dem Vorbilde des Erlösers selbst und seiner Apostel, im unerschrockenen Bekenntnis ihres Glaubens und im Dulden für denselben. Sie stehen vereinzelt mitten unter einer herrschenden Heidenschaft oder versenkt in ihr innres Leben im Getümmel der Welt. Aber, wie im Leben selbst, so trat auch in der Dichtung die christliche Kirche mehr und mehr als eine wehrhafte, äußerlich streitbare hervor. Kriegerische Völkerschaften, deren Kampfmuth die milde Lehre des Christenthums keineswegs gebrochen hat, treten im Eifer des neuen Glaubens gegen die Feinde desselben in Waffen und ihr Kreuz ist ein Schwertheft. Gegen die spanischen Araber schirmen die Franken siegreich ihr Land und ihre Kirche und bald ziehen die europäischen Völker über Meer, um demselben Volke das heilige Grab zu entreißen.

So ersteht ein christliches Heldenthum und der erste Sagenkreis desselben ist das karolingische Epos. Die Betrachtung des letztern kann für jetzt nur eine summarische sein. Dasselbe hat sich ursprünglich in der altfranzösischen Poesie ausgebildet, welche nicht unmittelbar in unsern Bereich gehört und, was diesen Fabelkreis betrifft, noch meist in den Handschriften begraben liegt. Aber auch von dem, was im 12ten und 13ten Jahrhundert daraus auf deutschen Boden verpflanzt wurde, ist ein großer Theil noch ungedruckt.

[1] [Ausgabe von W. Grimm. Göttingen 1841. K.]

[2] [Ausgabe für den litterarischen Verein in Stuttgart 1856. K. Vgl. Pfeiffers Germania 8, 15 ff. H.]

Die einzelnen deutschen Gedichte werde ich nachher besonders angeben. Über den Sagenkreis im Allgemeinen geben Auskunft: Dippoldt, Leben Kaiser Karls des großen. Tübingen 1810, in der Beil. D.: Poesieen und Sagen von Karl dem großen. Görres, die teutschen Volksbücher. Heidelberg 1807. S. 99 ff. aus Anlaß des Volksbuchs von den Haimonskindern. F. W. Val. Schmidt, Über die italiänischen Heldengedichte aus dem Sagenkreis Karls des großen. Berlin 1820. Ders. in der schon angef. Recension von Dunlops history of fiction, Wiener Jahrb. der Litt. 1825. B. 31. „Über das altfranzösische Epos“ habe ich in der Zeitschrift „Die Musen“ vom Jahre 1812 eine Abhandlung eingerückt, worin ich von den Gedichten dieses Heldenkreises Nachricht gab, welche mir aus altfranzösischen Handschriften der Pariser Bibliothek bekannt geworden waren. Zu demselben Kreise gehört: Der Roman von Fierabras, provenzalisch, herausgeg. von Imm. Bekker. Berlin 1829. Auch in der Einleitung und den Anmerkungen dieser Ausgabe ist Vieles aus den altfranzösischen Gedichten, zum Theil nach meinen Mittheilungen, abgedruckt. [Karlmeinet S. 852 f. K.]

Ich gehe hier, nach dem Zusammenhang des Bisherigen, von dem Gesichtspunct aus, welchen dieser Sagenkreis als Legende darbietet.

Karl der große ist in die Zahl der Heiligen aufgenommen worden. Als seine und seiner Glaubensstreiter Legende können wir betrachten: Turpini historia de vita Caroli magni et Rolandi, gedruckt in Reubers Scriptor. rer. germanic. Frankfurt 1584.

Aus derselben hebe ich Folgendes aus:

Als Karl der große von der Besiegung vieler Länder ausruht, sieht er am Himmel eine Sternstraße, die sich vom friesischen Meer erhebt und bis nach Galicien hinzieht. Nachdem er sie mehrere Nächte betrachtet und über ihre Bedeutung nachgedacht, erscheint ihm in herrlicher Gestalt der Apostel Jakobus und hält ihm vor, daß er, der so viele Länder und Städte erobert, noch nicht das Land Galicien, wo seine, des Apostels, Gebeine verborgen liegen, von den Saracenen befreit habe. Karln habe der Herr erwählt, dasselbe frei zu machen und die Straße dahin zu öffnen. Der Sternweg am Himmel bedeute, daß er mit einem großen Heere nach Galicien ziehen und nach ihm, bis ans Ende der Welt, alle Völker dorthin zu der Kirche und dem Sarge des Apostels wallfahren werden. Dafür sei dem Kaiser die himmlische

Krone und hienieden bis ans Ende der Tage ein gepriesener Name bestimmt. Auf solche dreimalige Mahnung sammelt Karl seine Heere und bricht nach Spanien auf.

(Hiebei ist zu bemerken, daß die Milchstraße, die wir aus der Heldensage als Iringsstraße kennen lernten, in der christlichen Bezeichnung des Mittelalters die Jakobsstraße hieß, sowie die zahlreichen Waller nach Compostella in Galicien, dem Heiligthume des Apostels Jakobus, Jakobsbrüder genannt wurden. Die leuchtende Himmelsstraße war Vorbild des irdischen Pilgerweges. J. Grimm, Irmenstraße und Irmensäule S. 15—20. V. d. Hagen, Irmin S. 38—41. Eine via Jacobitana kommt bei Turpin C. XI, C. XII, C. XIV vor.)

Die Stadt Pampelona belagert Karl drei Monate lang; da ruft er den h. Jakob an und die Mauern stürzen zusammen. Er unterwirft sich das Land mit Schwert und Taufe und stößt seine Lanze in das Meer. Von dem Golde, das ihm als Schatzung gezollt wird, stattet er besonders St. Jakobs Kirche aus. Nach dreijährigem Aufenthalt kehrt er nach Frankreich zurück, wo er die Jakobskirche zu Paris stiftet.

Bald jedoch ist er zu einer neuen Heerfahrt nach Spanien genöthigt, welches der afrikanische König Aigoland nach Karls Abzuge überwältigt hat. Die Heere treffen sich auf der Ebene am Flusse Cera. Am Abend vor der Hauptschlacht, als die Christen ihre Waffen zurichten, stecken Viele ihre Speere auf den Wiesen am Strome aufrecht in die Erde. Am Morgen finden sie dieselben festgewurzelt, berindet und belaubt, und müssen dieselben am Boden abschneiden. Diejenigen, denen dieses begegnet, erlangen in der Schlacht die Märtyrerpalme. Zwölftausend Christen fallen, darunter der Herzog Milo, Rolands Vater. Karls Ross wird getödtet und er kämpft zu Fuße mit seinem Schlachtschwerte Gaudiosa (Joyeuse). Der Sieg bleibt unentschieden. Aigoland zieht sich gegen Leon, Karl nach Frankreich zurück. Aus den Wurzeln jener abgehauenen Lanzen aber erwachsen große Eschengebüsche, welche noch dort zu sehen sind.[1] Nachdem Aigoland große Verstärkung an sich gezogen, dringt er in Gasconien ein und bemächtigt sich der Stadt Agen.

[1] Das Wunder mit den Lanzen wiederholt sich Cap. X; offenbar liegen verschiedene Darstellungen derselben Schlacht zu Grunde. Vgl. C. XVI.

Karln läßt er einladen, mit einer kleinen Schaar Bewaffneter im Frieden zu ihm zu kommen, und verspricht dafür dem Kaiser sechszig Pferde, mit Gold, Silber und andern Schätzen beladen, zum Zeichen seiner Freundschaft. Damit bezweckt er nur, Karln persönlich kennen zu lernen, um ihn nachher in der Schlacht erlegen zu können. Karl, der dieses merkt, nähert sich mit 2000 Kriegern der Stadt Agen bis auf vier Meilen und begiebt sich von da mit nur Sechszigen auf einen Berg in der Nähe der Stadt, von wo man diese übersehen kann. Dort läßt er auch jene zurück, vertauscht seine Kleider und geht, eine Lanze über die Schulter und mit umgekehrtem Schilde, wie es Brauch der Boten im Krieg ist, mit einem einzigen Gefährten zur Stadt. Vor Aigoland geführt, sagen sie: „Karl hat uns gesandt; er ist selbst, wie du befohlen, mit 60 Kriegern gekommen und will dir dienen, wenn du ihm giebst, was du versprochen. Darum komm auch du mit Sechszigen und sprich mit ihm!" Aigoland waffnet sich und heißt sie zurückkehren und Karln sagen, daß er seiner warte. So hat Karl seinen Feind kennen gelernt und ausgespäht, wo die Stadt am schwächsten ist. Er kommt wieder zu den Seinigen, sammelt ein großes Heer und belagert die Stadt, aus der Aigoland mit seinen Unterkönigen heimlich entfliehen muß. Sie wird eingenommen und 10000 Saracenen erliegen dem Schwerte der Christen.

Aigoland setzt sich in Pampelona und läßt Karln wissen, daß er ihn hier zum Kampf erwarte. Mit einem ungeheuren Heere, dessen Schall man 12 Meilen weit vernimmt, zieht Karl dahin. Seine vornehmsten Helden werden genannt, insbesondre Turpin, Erzbischof von Rheims, der das Volk Christi zum Kampf ermuthigt und selbst die Waffen führt, Roland, Karls Neffe von seiner Schwester Bertha; Balduin, Rolands Bruder, Oliver, Ganelon, der nachher zum Verräther wird. Dieses sind die berühmten Streiter Christi, die seinen Glauben in der Welt ausbreiten. Denn wie er selbst mit seinen zwölf Aposteln die Welt eroberte, so erwarb Kaiser Karl mit diesen Helden Spanien zur Ehre des göttlichen Namens.

C. XI, S. 72: Isti præfati sunt viri famosi heroes, bellatores potentibus cosmi potentiores, fortiores Christi proceres, Christianam fidem in mundo propagantes. Ut enim dominus noster Jesus Christus una cum duodecim apostolis suis et discipulis mundum acquisivit, sic Carolus, rex

Gallorum et imperator Romanorum, cum his pugnatoribus Hispaniam acquisivit ad decus nominis dei.

In der Schlacht vor Pampelona kommt Aigoland um und die Saracenen erleiden eine schreckliche Niederlage, der nur wenige entrinnen.

Karln wird gemeldet, daß bei Nagera ein Riese, mit Namen Ferracut, von der syrischen Küste mit einem großen Heere angekommen sei, um ihn zu bekriegen. Dieser Riese ist 12 Ellen hoch, scheut weder Speer noch Pfeil und hat die Stärke von 40 Männern. Karl zieht deshalb sogleich vor Nagera. Ferracut kommt aus der Stadt und verlangt, daß ihm ein Franke zum Zweikampf gestellt werde. Mit den Helden, die Karl nach einander gegen ihn schickt, wird er leicht fertig, indem er sie nur unter den Arm nimmt und wie Lämmer zur Stadt trägt. Nur ungern gestattet Karl noch seinem Neffen Roland, sich zu versuchen. Diesen faßt Ferracut mit Einer Hand und nimmt ihn vor sich aufs Roß. Aber Roland vertraut dem Herrn, ergreift den Riesen am Bart und reißt ihn mit sich vom Pferde. Sie kämpfen bis zum zweiten Tage, Roland, der sein Schwert verloren, nur noch mit einem Stab und mit Steinwürfen. Am zweiten Mittag wünscht der Riese einen Schlaf zu thun. Sie machen Stillstand und Roland legt selbst ihm einen Stein unter das Haupt. Nachdem Ferracut ausgeschlafen, läßt er sich von Roland die Geheimnisse und Hauptlehren des christlichen Glaubens erklären. (Eine ähnliche Erörterung fand schon früher zwischen Karln und Aigoland statt.) Die Fassungskraft des Riesen reicht jedoch nicht völlig aus und er will über die Wahrheit dieser Lehre den Ausgang des Zweikampfs entscheiden lassen. Er bringt den Gegner unter sich, aber dieser erfaßt den Dolch des Riesen und sticht ihn damit tödtlich durch den Nabel, die einzige Stelle, wo er verwundbar ist, wie er selbst zuvor thörichter Weise verrathen hat. Die Christen bringen mit den Saracenen, welche den sterbenden Riesen in die Stadt tragen, in diese ein und befreien ihre Gefangenen.

Nachdem Karl zur Ehre Gottes und des h. Jakobus ganz Spanien sich unterworfen, nimmt er auf dem Heimzug nach Frankreich zu Pampelona Herberge. Damals sitzen zu Saragossa zween saracenische Könige, Marsir (Marsirius) und sein Bruder Beligand, Karls Herrschaft untergeben. Ihnen entbietet er durch Ganelon, entweder sich taufen zu lassen oder ihm Schatzung zu senden. Sie schicken hierauf 30 Pferde,

mit Gold und andern Schätzen beladen, 40 mit dem süßesten und reinsten Weine, für Karls Kriegsleute, und tausend schöne Saracenninnen. Dem Ganelon aber bieten sie 20 Pferde mit Gold, Silber und kostbaren Stoffen an, wenn er die Helden in ihre Hand gebe. Er geht es ein, kehrt mit den Schätzen zum Kaiser zurück und sagt ihm, Marsir wolle Christ werden und bereite sich, zu Karln nach Frankreich zu kommen, um dort die Taufe zu empfangen und fortan sein Land von ihm zu Lehen zu tragen. Karl glaubt Ganelons Worten und auf dessen Rath befehligt er seine liebsten Helden, Roland und Oliver, mit ihren Genossen und 20000 Christen im Thale Ronceval (in Runciavalle) die Nachhut zu halten, während er selbst mit dem übrigen Heere durch die Engpässe der Pyrenäen ziehe. Diese Nachhut, die sich den gefährlichen Geschenken Marsirs hingegeben, wird von ihm und Beligand mit 50000 Saracenen überfallen und in heißem Kampfe aufgerieben. Von den zwölf Genossen sind nur noch Turpin und Ganelon, die mit dem Kaiser vorangezogen, Balduin und Thiedrich, welche sich in die Wälder gerettet, und Roland, der allein zurückbleibt, am Leben. Er hat noch die letzte Anstrengung gemacht, indem er nur mit hundert Christen, die er um sich versammelt, unter die Saracenen, welche schon eine Strecke zurückgegangen, eingebrochen ist und den fliehenden Marsir erschlagen hat. Aber auch seine hundert Gefährten sind umgekommen und er allein, von vier Lanzen durchstochen, reitet durch die Wälder dem Engpasse zu, durch welchen das fränkische Heer gezogen. Aber oberhalb Ronceval steigt er ab, unter einem Baume, neben welchem ein Marmorstein aus der Wiese emporragt. Noch hat er sein treffliches Schwert Durenda. Dieses entblößt er, hält es in der Hand und blickt es traurig an: „O schönes, leuchtendes, treufestes Schwert, wer soll dich ferner führen? Durch dich ist das Volk der Ungläubigen vertilgt, die christliche Satzung aufgerichtet, der Preis Gottes ausgebreitet worden. Deines Gleichen war nie und wird niemals sein. Der dich verfertigt, hat nie zuvor, noch nachher ein ähnliches geschmiedet. Wen du berührt, dessen Leben war zu Ende. Sollte dich ein feiger Kriegsknecht oder ein ungläubiger Saracene haben, das wäre mir bittrer Schmerz." Da schlägt er das Schwert, damit es nicht in fremde Hand komme, dreimal auf den Marmorstein, aber der Fels wird von oben bis unten durchgespalten und das zweischneidige Schwert bleibt unverletzt. Darauf stößt er in sein

Horn, wie Donnerhall (tuba sua cœpit altisona tonitruare), ob er etwa noch einen versprengten Christen herbeirufe, der sein Schwert und sein Ross nehme. Er bläst mit solcher Gewalt, daß das Horn entzweispringt und seine Halsadern reißen. Der Schall dringt acht Meilen weit bis zu den Ohren des Kaisers, der in einem Thale gegen Gasconien hin, das Karls Thal genannt wird, seine Zelte aufgeschlagen hat. Karl will sogleich umkehren, um ihm Hülfe zu bringen. Aber Ganelon spricht: „Kehre nicht um, mein König! Roland bläst alle Tage; er bedarf deiner Hülfe nicht; er verfolgt ein Wild und läßt sein Horn durch den Wald erschallen.“ Bald darauf aber hält der Erzbischof Turpin, noch in demselben Thale, in Gegenwart des Kaisers eine Todtenmesse für die Erschlagenen. Da geräth er plötzlich in Entzückung und hört den Gesang der himmlischen Chöre. Der Erzengel Michael führt Rolands Seele zum Himmel, während die Teufel den Marsir zur Hölle raffen. In demselben Augenblicke kommt Balduin, Rolands Bruder, auf dem Rosse des Helden dahergesprengt; er kam eben noch zum Verscheiden dieses Märtyrers und hat umsonst nach einem Trunke Wassers gesucht, den der Sterbende von ihm verlangt. Karl kehrt um mit dem ganzen Heere und findet seinen Neffen entseelt im Grase liegen. (Noch hält er sein Schwert in die Hand geklemmt und läßt es Niemand; als aber der Kaiser hinzutritt, öffnet sich die todte Hand. Strickers Karl d. gr. S. 90.) Nachdem Karl über der Leiche geweint, schwört er beim allmächtigen Gotte, nicht zu rasten, bis er die treulosen Saracenen erreicht. Er verfolgt sie mit seinem Heere; die Sonne steht still und der Tag verlängert sich zu dreien, bis er am Ebro die Unglaubigen trifft und an ihnen seine Helden rächt. Über Ganelon wird ein Gottesgericht gehalten; Dietrich kämpft als Ankläger, Pinabel für den Angeschuldigten. Durch Pinabels Tod wird der Verräther überwiesen, an vier wilde Pferde gebunden und in Stücke zerrissen. Nicht lange überlebt Karl den Untergang seiner Helden. Er stirbt zu Aachen, nachdem mancherlei Zeichen seinen Tod verkündigt.

Das lateinische Buch in 32 Capiteln, aus welchem der vorstehende Sagenumriß entnommen ist, giebt sich das Ansehn, als wär' es vom Erzbischof Turpin von Rheims selbst, dem Zeitgenossen Karls des großen, verfaßt. Es hebt in Form einer Zuschrift an:

Turpinus, dei gratia archiepiscopus Remensis ac sedulus Caroli m. imperatoris in Hispania consocius, Leoprando, decano Aquisgranensi, salutem

in domino. Quoniam nuper mandastis mihi apud Viennam, cicatricibus vulnerum aliquantulum ægrotanti, ut vobis scriberem, qualiter imperator vester famosissimus Carolus m. tellurem Hispanicam et Gallicianam a potestate Saracenorum liberavit, mirorum gestorum apices ejusque laudanda super Hispanicos Saracenos trophæa, quæ propriis oculis intuitus sum, quatuordecim annos perambulans Hispaniam et Galliciam una cum eo: quod exercitibus suis pro certo scribere vestræque fraternitati mittere non ambigo. Und so benimmt sich der Verfasser durchaus als Augenzeuge und Theilnehmer. Dieses Buch, welches überall das Verdienstliche der Begabung der Kirchen und der Züge gegen die Unglaubigen hervorhebt, ist auch vom Pabste Calixtus II auf der Kirchenversammlung zu Vienne im Jahre 1122 wirklich als echt bestätigt worden:

Magnum Chron. belgic. in Struvii Scriptt. rer. germ. S. 163: „Idem Calixtus papa fecit libellum de miraculis s. Jacobi et statuit historiam s. Caroli descriptam a beato Turpino, Remensi archiepiscopo, esse authenticam.“ (Eichhorn, Allgemeine Geschichte der Cultur und Litteratur I, Göttingen 1796. Erläuterungen S. 40.)

Die Legende des heiliggesprochenen Karls des großen, wie sie namentlich Jacobus de Voragine im 14ten Jahrhundert in seine Legendensammlung aufgenommen hat, ist auch ein bloßer Auszug dieser Historia Turpini.

Daß letztere keine historische Geltung habe und nur für die Sagengeschichte in Betracht komme, wie es der ausgezogene Inhalt sogleich ergiebt, ist begreiflich längst anerkannt. Wenn man aber, eben von poetischer Seite, die Historia Turpini in früherer Zeit für den Urquell der Dichtungen vom Kaiser Karl und seinen zwölf Genossen angesehen hat, so war dieß nur bei völliger Unbekanntschaft mit dem altfranzösischen Gedichtkreise und bei einer sehr oberflächlichen Betrachtung des Buches selbst möglich. Dasselbe gewährt, wozu wir es auch benützt haben, eine summarische Übersicht des legendenhaften Bestandtheils der karolingischen Sage und ist auch als ein bedeutendes Glied in der Kette sagenhafter Überlieferung anzuerkennen, indem es vielleicht die älteste Zusammenstellung mehrerer Dichtungen dieses Kreises ausmacht, durch sein kirchliches Ansehn und die Abfassung in der allgemeinen Kirchensprache sich überall Zugang verschafft und durch Übertragung in die romanischen Vulgarsprachen noch weitere Verbreitung erlangt hat. Aber die Ansicht des Buches zeigt unzweifelhaft, daß es nicht ein Keim der

Sage, sondern vielmehr ein Auszug schon entfalteter Dichtungen ist. Die Charaktere der Hauptheldern sind schon fertig aufgenommen und hinwider werden manche Helden genannt, von denen hier nichts Besondres gemeldet wird, während sie in den romanischen Gedichten viel besungen sind. Indem nun der falsche Turpin bereits eine reiche Ausbildung der Sage voraussetzt, kann auch die Zeit der Abfassung nicht viel früher, als die päbstliche Sanction vom Jahre 1122 angenommen werden und wird hiernach in den Anfang des 12ten Jahrhunderts zu setzen sein. Aber schon im Jahre 1066 wurde die Schlacht von Hastings, durch welche die normannische Eroberung Englands entschieden wurde, mit einem Liede von Roland, der auch Turpins Hauptheld ist, eröffnet. Guilielmus Malmesburiensis, in der ersten Hälfte des 12ten Jahrhunderts, berichtet lib. 3 de gest. reg. Angl. (ad ann. 1066): tunc cantilena Rollandi inchoata, ut Martium viri exemplum pugnaturos accenderet, inclamatoque dei auxilio, prælium consertum, bellatumque acriter. (Eichhorn a. a. O. S. 47.) Noch mehr aber ergiebt die Vergleichung der Historia Turpini mit dem Reichthum altfranzösischer Heldengedichte, daß jene nicht die Quelle von diesen gewesen sein könne, wenn auch die Gedichte in ihrer jetzigen Abfassung, obgleich nicht im Volksgesange, der ihnen zu Grunde liegt, großentheils später als Turpin sind. Selbst die legendenhafte Seite und auf dieser die spanischen Feldzüge giebt die Historia Turpini nur unvollständig. Karls Jugendabenteuer bei den spanischen Saracenen, seine Wallfahrt nach Jerusalem, die Kämpfe in Spanien gegen Fierabras, lauter Gegenstände ausführlicher altfranzösischer Dichtungen, sind dort entweder, wie die beiden erstern, nur angedeutet,[1] oder, wie der dritte, gar nicht berührt. Der unbekannte Verfasser des lateinischen Werks weist selbst auf die von ihm weit nicht erschöpfte Fülle der Überlieferungen von Karl dem großen hin:

C. XX, S. 80: Sed si quem magna ejus gesta audire delectaverit, enarrare nobis magnum est et onerosum. Quemadmodum Galafrus, admiraldus C[T]oleti, illum in provincia exulatum ornavit habitu militari in palatio C[T]oleti, et quomodo idem Carolus postea ob merita ejusdem Galafri occidit in bello Braimantum, magnum ac superbum regem Saracenorum, Galafri inimicum, et qualiter diversas terras et urbes acquisivit et trino nomini subjugavit, et quomodo abbatias multasque ecclesias per

[1] S. 73. 80. C. XX Beziehung auf Karls Jugend bei den Saracenen.

mundum instituit, et quomodo multorum sanctorum corpora et reliquias in auro et argento collocavit, et qualiter Romæ imperator fuit, et dominicum sepulcrum adiit, et qualiter lignum dominicum secum attulit, unde multas ecclesias dotavit, scribere nequeo: magis deficit manus et calamus, quam ejus historia.

Auch ein andrer lateinischer Roman, der eben die Wallfahrt Karls in das h. Land erzählt, wird von den Litteratoren weiter hinauf, als die Historia Turpini, noch in das 11te Jahrhundert, gesetzt. (Lebeuf, Examen critique de trois histoires fabuleuses, dont Charlemagne est le sujet, in der Histoire de l'acad. des inscr. T. XXI.)

Außer diesen Gedichten von legendenhafter Richtung umfaßt aber der altfranzösische Fabelkreis noch eine ganze Classe andrer, welche nicht unmittelbar religiöse Beziehung, sondern die Kämpfe des Königs mit seinen Vasallen zum Gegenstande haben. Diese andre Seite des fränkischen Epos geht bei Turpin völlig leer aus. Ihr gehört insbesondre das Gedicht von den vier Söhnen des Herzogs Aimon an, dessen Inhalt bei uns noch im Volksbuche von den Haimonskindern verbreitet ist.

Der hiernach erweiterte Umfang der karolingischen Heldensage ist in den allgemeinsten Umrissen dieser:

Nachdem Karl, in früher Jugend durch die Ränke seiner Stiefbrüder von seinem Erbe verstoßen und in die Dienste eines saracenischen Königs in Spanien eingetreten, sich den väterlichen Thron wieder erkämpft hat, muß er sich in Kriegen mit Auswärtigen und mit widerspenstigen Vasallen zwölf Genossen durch Streit gewinnen, die ihm fortan als geharnischte Apostel zur Seite stehn, um mit ihm die Sache der Christenheit zu führen. Sie ziehen zum h. Grabe und durch eine Glorie, die im Tempel über ihren Häuptern erscheint, werden sie als Streiter Gottes anerkannt und geweiht. Als solche kämpfen sie in vielfachen Feldzügen gegen die heidnischen Sachsen und gegen die Ungläubigen in Spanien, bis sie endlich, nach vielen wunderreichen Thaten und Schicksalen, durch Ganelon verrathen, im Thale Ronceval gemeinsamen Helden- und Märtyrertod erleiden. Karl selbst und einige aus der Zahl bleiben zwar am Leben, doch nur um jene zu rächen, zu verherrlichen und zeitlebens zu betrauern. An diesen Kern des Epos aber schließen sich in aufsteigender Linie, zu Pipin und Karl Martell, und in absteigender,

zu Karls Nachfolgern und den Nachkommen seiner Helden, sowie in Nebenzweigen, noch viele andre Heldengeschichten an.

Den Zusammenhang der zahlreichen und manigfaltigen Gedichte dieses Kreises bilden innerlich: der alterthümliche Heldengeist, nicht mehr mythisch riesenhaft, zuweilen schon der Galanterie zugeneigt, aber voll heroischer Freudigkeit; der religiöse Nimbus, der die Helden umgiebt; die durchgehende Charakteristik der bedeutendern unter ihnen: Karls ruhige, zuweilen starre, mehr leitende, als selbstthätige Größe, des Herzogs Naimes von Baiern bedächtiges Alter und weiser Rath, Rolands achilleisches Feuer und seine innige Waffenbrüderschaft mit dem heitern Olivier, Ganelons Falschheit und Tücke; endlich der Helden gemeinsamer Untergang und das vorahnende Hindeuten darauf in den meisten Gedichten, welche noch die früheren Abenteuer darstellen; äußerlich aber: die Gleichförmigkeit eines epischen Stils und bestimmte epische Versarten.

Von diesen, besonders dem romanischen Alexandriner, als identisch mit dem epischen Verse der deutschen Heldenlieder, ist bei der geschichtlichen Erörterung des letztern gehandelt worden.

Die Verfasser der altfranzösischen Gedichte in ihrer jetzigen Gestalt sind, vielleicht ohne Ausnahme, Geistliche. Mehrere derselben nennen sich. Aber sie beziehen sich, wenn auch im Widerspruche damit, auf den schon herkömmlichen Volksgesang der Jongleurs, und sie selbst noch bestimmen ihre Arbeiten für den Gesang. Nicht die Erfindung der Sagen, sondern die Vereinigung und Ausbildung der rhapsodischen Gesänge zu größern Compositionen war hier, wie anderwärts, das Geschäft Derjenigen, welche das Epos in Schriftwerke auffaßten.

Dieses nordfranzösische Epos, erzeugt in einem germanischen Volksstamme, dem fränkischen, aber abgefaßt und ausgebildet in einer Mundart, welche aus dem Siege hervorgieng, den die Sprache des gebildetern, unterworfenen Volkes über diejenige seiner Eroberer davongetragen, zeigt uns, im Vergleiche mit dem alteinheimischen Epos, folgende wesentliche Umwandlungen der Heldendichtung:

1. Über die Genossenschaft der zwölf Helden ist der Heiligenschein der Legende gekommen. Sie sind streitbare Apostel und einer aus ihrer Zahl macht, wie Judas, den Verräther. Als Karl und seine zwölf Kämpfer zu Jerusalem mehrere Reliquien und vor allen die Dornen-

krone des Heilands empfangen, da fängt diese auf einmal an, zu erblühen und so köstlichen Geruch um sich zu verbreiten, daß sie Alle meinen, im Paradiese zu sein. (Fierabras Cap. 12. Bongarsius S. 128 ff.) So ist der neue Glaube zur Poesie erblüht und diese hat über die alte Heldenwelt neuen Glanz und Duft ergossen.

2. Das Zusammentreffen der christlichen Helden mit den mahomedanischen Arabern hat einen neuen, bedeutenden Bestandtheil in die Dichtung eingeführt. Der phantastische Glanz der maurischen Welt tritt in anziehende Zusammenstellung mit dem freudigen, aber rauhern Heldenthum der fränkischen Recken (besonders im Agolant und Fierabras). Diese neue Erwerbung, die späterhin immer mehr ins Abenteuerliche verfolgt wird, erscheint hier noch in lebendiger Frische, das fremde Leben ist anschaulich und mährchenhaft zugleich dargestellt, so daß man wohl den Eindruck fühlt, der von wirklichen, kriegerischen und nachbarlichen, Verhältnissen des fränkischen Reichs mit den spanischen Arabern in die Poesie übergegangen ist.

3. Aber auch im ursprünglich germanischen Bestande der Heldendichtung ist eine bedeutende innere Veränderung vorgegangen. Die bewegende Kraft in der deutschen Heldensage war die gegenseitige Treue des Königs und seiner Gefolgschaft. In demjenigen Theile des altfranzösischen Epos, welcher dem legendenhaften gegenüber der weltliche genannt werden kann (wohin der Roman von Viane und die Haimonskinder gehören), stehen König und Vasallen sich feindselig entgegen und zwar so, daß das Interesse auf der Seite der Letzteren ruht. Der König, in den deutschen Liedern der Hauptheld, ist hier nur noch die Folie seiner Vasallen. Die Dichtung ist aber hierin ganz dem Geiste der Zeit selbst gefolgt. Diejenigen, welche fest zusammenhalten mußten, um sich der neuen Lande zu bemächtigen, entzweiten sich über den Besitz derselben. Die Könige strebten nach concentrierter Herrschaft, die Vasallen nach Unabhängigkeit. Auch in den später entwickelten deutschen Sagen, namentlich der vom Herzog Ernst, finden wir den gleichen Zwiespalt. Und wie überall in der Opposition die bewegtere Kraft sich äußert, so trat auch die Heldendichtung auf diese Seite. Geschichtlich aber hat der Kampf so geendet, daß in Frankreich die Königsgewalt über die widerspenstigen Vasallen siegte und deren große Gebiete zur Einheit verband, in Deutschland dagegen die Fürsten sich selbständige

Landeshoheit errangen und so der Zustand der Zersplitterung und Auflösung eintrat.

Was im Übrigen die historische Grundlage des altfranzösischen Epos anbelangt, so sind zwar im Allgemeinen die Saracenenkriege in Spanien und ein verderblicher Überfall, den die Basken im Pyrenäengebirge auf die heimkehrenden Helden machten, geschichtlich beurkundet, dagegen dürfte die Nachforschung über manche andre Theile der Dichtung und über einzelne Züge derselben den ähnlichen Erfolg haben, wie die Untersuchung von Rolands Grabe zu Blaye, worin man statt der erwarteten Riesenknochen ein Häufchen Gebeine fand, welche kaum Fingerslänge hatten. Solche Resultate gaben z. B. die Untersuchungen von Foncemagne, Wilken u. A. über den fabelhaften Zug Karls des großen nach Palästina. Karl, als der christliche Heros, ward auch an die Spitze der großen Zeitbewegung, der Kreuzzüge gestellt. Nur 150—160 Jahre nach Karls Tode findet sich diese Sage von seinem Heerzuge nach Constantinopel und Jerusalem schon in einer lateinischen Mönchschronik. (Pertz Monum. II, 730).

Der karolingische Sagenkreis hat sich von Frankreich aus der italiänischen und spanischen Poesie mitgetheilt. In der erstern sind auf ihn, ernsthaft oder ironisch, die Epopöien Bojardos, Ariostos und Andrer gebaut. Von den Spaniern ist er in Romanzen, prosaischen Romanen und Schauspielen vielfach bearbeitet worden, und zwar auf eigenthümlich patriotische Weise: Karl wird hier von den mit dem Maurenkönige Marsilio verbundenen christlichen Spaniern besiegt und Roland von dem Castilianer Bernardo del Carpio, wie der Riese Antäus von Hercules, in freier Luft erdrückt.

In deutscher Sprache sind, schon vom Schlusse des 11ten Jahrhunderts an, mehrere der altfranzösischen Gedichte dieses Sagenkreises bearbeitet worden, ohne daß jedoch derselbe hier zu neuer und eigenthümlicher Dichtung sich ausgebildet hätte.

Ich zähle die Bearbeitungen auf, welche, ganz oder in Bruchstücken, noch vorhanden sind:

1. Das Gedicht des Pfaffen Kunrat von Karl dem großen, vielleicht noch vom Schlusse des 11ten Jahrhunderts, unter Heinrich IV (Grimms Gramm. Einl. LXIX). Der Verfasser nennt sich am Ende des Werks, unter Angabe seiner Quelle.

Auch einzelne französische Worte und Formen bezeichnen den Ursprung. Die Reime sind noch unvollkommen und die Sprache neigt in das Niederdeutsche.

Die Straßburger Handschrift, nach welcher das Gedicht in Schilters Thesaurus T. II (4621 V.) abgedruckt worden, ist unvollständig. Eine Ausgabe nach der vollständigen Heidelberger Handschrift erwartet man von W. Grimm, wobei man sich zugleich Untersuchungen und Aufschlüsse über den ganzen Sagenkreis wird versprechen dürfen.[1] Kausler in Stuttgart hat ein einzelnes Pergamentblatt aufgefunden, dessen Inhalt in eine Lücke der Straßburger Handschrift fällt.

Im 13ten Jahrhundert hat der Stricker eine erweiternde Überarbeitung dieser Dichtung in die Reimweise seiner Zeit vorgenommen, welche gleichfalls in Schilters Thesaurus T. II gedruckt ist.[2] Das Gedicht hat den letzten spanischen Feldzug und den Untergang der Helden in Ronceval zum Gegenstand, den wir bereits aus Turpin kennen. Es mag ungefähr gleichzeitig mit diesem und eben darum seine altfranzösische Quelle älter, als derselbe sein, was zu der früher geäußerten Ansicht über die Entstehung der Historia Turpini stimmt. Der tapfere Erzbischof, welchen letztere den Fall der Helden überleben lassen muß, damit er solchen beschreiben kann, geht im Gedichte mit ihnen unter.

2. Gedicht von den Haimonskindern. Davon sind nur einzelne Stellen gedruckt. Von dem entsprechenden altfranzösischen Gedichte stehen größere Bruchstücke in der Einleitung zu J. Bekkers Ausgabe des provenzalischen Fierabras.[3]

Der Inhalt dieser Heldengeschichte ist aus dem noch gangbaren deutschen Volksbuche genugsam bekannt. Sie ist eine der besten und kräftigsten Dichtungen dieses Kreises.

3. Malagis. Dieses gleichfalls noch ungedruckte Gedicht weist ausdrücklich auf eine welsche Quelle hin. Die Sprache ist ursprünglich niederdeutsch. Malagis ist der Oheim der Haimonssöhne, ein berühmter Zauberer. Das Gedicht enthält seine Jugendschicksale. Es beginnt mit

[1] [Erschienen Göttingen 1838. Dort ist auch Kauslers Fragment benützt. K.]

[2] [Neue Ausgabe von Bartsch. Quedlinburg 1857. K.]

[3] [Vollständige Ausgabe von Michelant für den litterarischen Verein in Stuttgart 1862. K.]

einer ergetzlichen Erzählung von der Hochzeit seiner Eltern, die in Kunischs Handbuch der altdeutschen Sprache und Litteratur, Leipzig 1824, S. 78 ff., nach der Heidelberger Handschrift abgedruckt ist:

Herzog Buovo von Aigremont heirathet die schöne Druwane, Schwester des Grafen von Monpelier. Zu der festlichen Hochzeit kommen alle Könige der Christenheit. Aber Druwane verlangt von ihrem Bräutigam, daß er alle Arme und Elende, nah und ferne, zu ihrer Hochzeit lade. Als nun dieselben herbeigekommen und in den Saal getreten sind, sagt sie zu Buovo, diese seien ihres Vaters Geschlecht und sollen vor ihr her zur Kirche gehn, daß es Jedermann sehe. Der Herzog wundert sich, daß sie diese armen, schlecht bekleideten Leute um sich haben wolle, besser thäte sie, ihre Verwandten in Buntwerk und Zobel in ihrem Zuge prangen zu lassen. Aber Druwane schwört, daß sie nimmer sein Weib werde, wenn nicht diese Bettler, ihre nächsten Freunde, mit ihr gehen. So sehr der Herzog sich dessen schämt, muß er es doch geschehen lassen. Zween zerlumpte und bestäubte Bettler führen ihn. Vor, nach und neben der Braut gehen Krüppel, Stumme, Blinde. Als sie in der Kirche angekommen, sieht man eine wunderbare weiße Hand und hört eine Stimme, welche spricht: „Geh, Druwane, in Gottes Geleit! Die Ehre, die du Gott gethan, soll deiner Frucht zu Statten kommen." Als Druwane dieß vernommen, fällt sie nieder auf ihre Kniee, dankt Gott von Herzen und spricht demüthig ihr Gebet. Da kommt eine große Klarheit vom himmlischen Throne herab. Die Bettler und Krüppel werden alle schön, ihr Leib ist licht und klar, ihre Kleider werden so herrlich, als wären sie vom Himmel gebracht; die Blinden werden sehend, die Stummen sprechen. Und jeder hebt ein eignes Spiel an, der eine schlägt die Handtrommel, der andre streicht meisterlich die Fiedel, von Trompeten ist großer Schall. Die Glocken klingen von selber, die Pfaffen singen und Alle stimmen ein: „Deo gratias." So große Ehre geschah nie einem Weibe, als damals Druwanen; das that Gott, der es alles vermag. Zum Schlusse wird sie noch einmal von der weißen Hand gesegnet. Am Tische sitzen die Bettler, die Gott selbst gekleidet, an ihrer Seite. Als aber die Mahlzeit ein Ende hat, bittet der Herzog seine Braut, ihm zu sagen, warum sie so die Armen sich erwählt. „Herzensfreund," spricht sie, „als ich von Liebe zu euch Schmerzen empfieng, da bat ich Gott von Herzen, daß ihr mich gleicherweise lieben

möchtet, ich wollt' ihm dafür ewiglich dienen. Da erhörte Gott mein Gebet und darum nahm ich zu seiner Ehre die Armen zu mir. Ihm will ich auch fortan dienen, denn durch seine Gnade ist es kommen, daß ihr mich habt zu Weibe genommen."

4. Ogier von Dänemark, nur handschriftlich, zu Heidelberg, vorhanden.

5. Gedicht von den Ahnen Karls des großen, handschriftlich zu Wien. Nähere Notiz von seinem Inhalt ist noch nirgends gegeben. (Grundriß S. 164.)[1]

6. Valentin und Namelos, gedruckt in Staphorsts Hamburg. Kirchengeschichte. B. IV.

7. Wilhelm von Oranse, in drei Theilen, von drei verschiedenen Verfassern. Der mittlere Theil von Wolfram von Eschenbach, bei dessen Hauptwerken ich auf dieses Gedicht zurückkommen werde.

Bruchstücke von zwei bisher unbekannten niederdeutschen Gedichten dieses Kreises, die des einen vormals im Besitze des verstorbenen Professors Conz, die des andern, mir gehörend, sind zum Druck gegeben in Maßmanns Denkmälern deutscher Sprache und Litteratur. Heft 1. München 1828. S. 149 ff.[2]

So weit von dem karolingischen Sagenkreise, wie er sich in der altfranzösischen Poesie gestaltet hat und aus dieser in deutschen Gedichten bearbeitet worden ist. Ein großer Theil dieser Bearbeitungen ist in niederdeutscher Mundart, oder doch hinneigend zu dieser, geschrieben. Sie weisen somit nach den Gegenden des Niederrheines und der Maas hin, wo die beiden Sprachen sich begegneten und wo die Heimat der Karolinger und der älteste Sitz ihres Reiches war. Ob nun diese Dichtungen, welche zwar nur noch in französischer Sprache und erst aus dieser in der deutschen auf uns gekommen sind, aber ihrem Inhalte nach dem germanischen Frankenstamme angehören, nicht eben darum doch ihre Grundlage in deutschem Gesange haben, ist eine Frage, welche mit großer Wahrscheinlichkeit bejaht werden kann, ohne daß jedoch eine urkundliche Nachweisung möglich wäre. Die Ausbildung und Entwicklung

[1] [Nun unter dem Titel „Die gute Frau" von Emil Sommer herausgegeben in Haupts Zeitschrift II, 385—481. P.]

[2] [Ausgabe des ganzen cyklischen Gedichtes unter dem Titel „Karlmeinet" für den litterarischen Verein in Stuttgart 1858. K.]

des Dichtungskreises aber gehört unbestreitbar der altfranzösischen Poesie an.

In Deutschland fehlt es darum keineswegs an eigenthümlichen Überlieferungen von Karln dem großen. Nur haben sie keinen vollen Sagencyklus zu Stande gebracht. Karl, der sich der alten, deutschen Heldenlieder so treulich angenommen, sollte doch nicht in der ihm selbst angeborenen, sondern in einer fremden Sprache den vollen Dank der Poesie empfangen. Diese Erscheinung läßt sich wohl erklären. In Gallien war die Macht des fränkischen Stammes, aus welchem Karl hervorgegangen; einem großen Theile von Deutschland war Karl feindlich erschienen und dann war im Mutterlande eben jene uralte, heimische Heldensage schon vorhanden und festbegründet. Und sowie die Heroen derselben, die längst in mythischer Größe umherwandelten, dem jüngern Helden, so glänzend er in der Geschichte aufgetreten, die Anerkennung in der Poesie erschweren mochten, so stand auch er seinerseits zu gewaltig da, um in ihrem Kreise eine untergeordnete Stelle einzunehmen. Darum brach er sich eigene Bahn, da, wo neue Bildungen der Sprache und des Gesanges sich eröffneten.

Spuren volksmäßig-deutschen Gesangs von Karln dem großen und seinen Helden mögen in jenem modus Carelmanninc gesucht werden, der uns, wie ich früher erwähnt, in einer Handschrift des 10ten Jahrhunderts nur noch genannt ist,[1] mit untergelegtem lateinisch-kirchlichem Texte; sodann in dem gleichfalls schon berührten Rolandston und dem im Coburgischen Gesangbuche von 1621, zur Bezeichnung der Tonweise, gegebenen Liedesanfang: „O Roland, lieber Roland."

Ich habe bei Aufzählung der deutschen Kaisersagen die von Karln dem großen ausgesetzt, um sie hier im größeren Verbande und in der Zusammenstellung mit der altfranzösischen Sagenbildung nachzuholen. Die erheblichern sind folgende:

1. Der eiserne Karl. (Grimm, deutsche Sagen II, 112 f.) Diese Sage wird erzählt in Monachi Sangallens. de gestis Caroli m. l. II,

[1] Karlemaine, wie der Kaiser in den altfranzösischen Gedichten heißt, ist ursprünglich nicht Carolus magnus, sondern Karlmann, und der lateinische Beiname bei den Schriftstellern des Mittelalters ist eher aus diesem hervorgegangen. Museum für altdeutsche Litteratur II, 233. Fierabras S. 180. [Vgl. B. I, S. 383 f. K.]

c. 17, in Pertz Monum. Germaniæ historic. T. II, S. 759 f. Das kleine Werk des ungenannten St. Gallischen Mönches, eines Alemannen, welches schon so manches Sagenhafte von Karln dem großen meldet, ist nach den von Pertz ausgehobenen Anzeigen im Jahr 884 geschrieben, also nur 70 Jahre nach Karls Tode (814). Pertz bemerkt darüber in der Vorrede S. 730:

Majorem igitur operis partem licet inter fabulas referamus, non tamen omne ei apud historiarum peritos pretium adimere in animo est, et fabularum in historia vim vix usquam clarius, quam in iis quæ de Carolo magno circumferuntur, perspicimus. Quis enim Einhardi ceterorumque ejus ævi monumentorum lector a stupore quodam temperet, quum septuagesimo post Carolum defunctum anno in libris abnepoti ejus, viro litterato,[1] a monacho non indocto, quique in celeberrimo tunc ob doctrinæ laudem sancti Galli monasterio versaretur, oblatis vera falsis ita misceri, et (ut in fabulis fieri solet) quæcunque dicenda occurrerent in clariora antiquitatis nomina, Hildegardam, Drogonem, Riculfum, confusa temporum serie, conferri, animadverterit.

2. Der lombardische Spielmann. Chronicon novalicense (geschrieben um 1060, bei Muratori, Scr. rer. it. II, 2.) l. III, c. 10. 14. Grimm, deutsche Sagen II, 110 ff.

3. Karl vor Pavia. Chron. novalic. III, 14. D. Sag. II, 114 f.

4. Abelgis. Chron. novalic. III, c. 10. 22—24. D. Sag. II, 115 ff.

Die drei letztern Sagen sind zwar der Chronik eines italiänischen Klosters, Novalese in Piemont, entnommen, aber sie treten mit der ersten, vom eisernen Karl, in so natürlichen Zusammenhang, daß wir keinen Anstand nehmen, sie zur deutschen Karlssage zu ziehen. Der St. Gallische Mönch, von dem jene erste Erzählung nur 70 Jahre nach Karls Tode herrührt, nennt als Gewährsmänner dessen, was er von Karln berichtet, einen gewissen Adalbert, der als Jüngling mit seinem Herrn, dem Grafen Gerold, den hunnischen, sächsischen und slavischen Feldzug mitgemacht, und den Sohn Adalberts, Werembert, den Lehrer des Chronikschreibers selbst. Wir sehen in diesen vier Stücken die Überreste eines unvollendeten Sagenkreises von den letzten Schicksalen des

[1] Der Mönch schrieb sein Buch, wie er selbst sagt, auf Geheiß und zum Gebrauche Kaiser Karls III, der auf der Rückkehr aus Italien zu St. Gallen verweilte.

langobardischen Königshauses und es wiederholt sich hier die Erscheinung, die wir schon in frühern Fällen beobachtet haben, daß die Untergehenden in der Sage ihrer Überwältiger zum letzten mal aufleuchten.

5. **Karl nach der Kaiserchronik.** Diese sagenreiche deutsche Reimchronik aus der Mitte des 12ten Jahrhunderts, deren am Schlusse des vorigen Hauptabschnitts gedacht worden, hat einen ausführlichen Abschnitt: Von kunich Karln, welchen Docen in Aretins Beiträgen zur Geschichte und Litteratur, B. IX, München 1807, S. 1064 ff. besonders hat abdrucken lassen. Unter andern sagenhaften Erzählungen, namentlich der von Karln und seinem Bruder, dem Pabste Leo, den die Römer blendeten und austrieben und der dann, von Karln mit Gewalt wieder eingesetzt, durch ein Wunder sein Gesicht wieder erlangte, findet sich auch eine kurze und, in Vergleichung mit der Historia Turpini, eigenthümliche Darstellung des spanischen Feldzugs.

In Gallathia (Galicien) thut ihm der Heidenkönig viel zu Leide. Die Christen werden all erschlagen. Karl selbst entrinnt kaum:

Hiute ist der stein naz, Dâ Karl ûffe saz;
Vil heize weinunde Klagete er sîne sunde.[1]

„Gnade, Herr," spricht er, „meiner Seele! scheide meinen Leib von dieser Welt! nimmer kann ich froh werden." Da kommt ein Engel und tröstet ihn: „Karl, du bist Gott lieb. Deine Freude sollst du bald wieder haben. Heiß deine Boten eilen nach reinen Jungfraun, die Frauen laß daheim! Gott will an jenen seiner Wunder eines erscheinen lassen, sie werden dir deine Ehre wieder gewinnen." Die Boten eilen in alle Reiche und sammeln die Jungfraun, dreiundfünfzig tausend und sechsundsechszig an der Zahl. Sie kommen zu dem Kaiser in das Karlthal (Turpini Historia c. 25: in valle Caroli), rüsten sich zum Kampf und schaaren sich mannlich. Der Heiden Wartleute wundern sich, wer dieses Volk sei. Sie eilen zurück und sprechen zu ihrem König: „Herr, haben wir die Alten erschlagen, so sind die Jungen nachgekommen, jene zu rächen. Sie sind stark um die Brust, ihre Haare sind lang, sie haben schönen Gang; es ist ein vermeßnes Volk; unser Fechten ist nichts gegen sie. So viel wir unsrer auf diesem Erdboden zusammenkommen mögen, sie

[1] [Maßmann, II, S. 385; Diemer S. 457. H.] Es giebt eine ähnliche französische Volkssage von einem thränenden Steine, la pierre qui pleure, welche in den Gedichten des Königs von Bayern als Romanze bearbeitet ist.

dürfen wir nimmer bestehn, so schrecklich ist ihre Gebärde." Da rathen dem Heidenkönige seine Weisen, dem Kaiser Geißel zu geben. Er läßt sich und sein Volk taufen. So macht Gott Karln sieghaft, ohne Stich und Schlag. Wohl erkennen die Jungfraun, daß Gott vom Himmel mit ihnen war.

Karl und die Seinen ziehen nach der Heimat. Die heermüden Heldinnen kommen auf eine grüne Wiese. Sie stecken ihre Speerschäfte auf, werfen sich in Kreuzstellung nieder und loben Gott um der Güte willen, die er an ihnen gethan. Sie weilen hier die Nacht über; da geschieht ein großes Zeichen. Die Schäfte beginnen zu grünen, zu lauben und zu blühen. Davon heißet die Stelle der Schäftenwald. Der Kaiser läßt hier eine stattliche Kirche bauen, zur Ehre Christi, Mariens und aller Gottesheiligen und zum Gedächtnis an den Sieg der reinen Mägde. Das Wunder mit den grünenden Schäften, wodurch bei Turpin die zum Tod in der Schlacht bestimmten Krieger vorbezeichnet werden, hat hier, als blühendes Zeichen jungfräulicher Heiligkeit, eine eigenthümliche und, wie es scheint, treffendere Bedeutung.

Der Abschnitt von Karln schließt mit den Worten:

Solden wir sîne wundir alle sagen,
Sô muosen wir die wîle haben.
Des zîtes inist nû niht;
Karl hât ouch andere liet.[1]
Karl was ein wârer gotis wîgant.
Die heiden er zuo der kristenheite getwanc.
Karl was kuone,
Karl was scône,
Karl was gnædic,
Karl was sælic.
Karl lobete man billîchen
In rômesken rîchen
Vor allen werltkunigen.
Er habete die allir meisten tugende u. s. w.[2]

6. Die Legende von Karls Streit vor Regensburg. Unter diesem Namen wird in v. d. Hagens litterarischem Grundriß S. 172 ein alter Nürnberger Druck, der diese Legende vermuthlich in Prosa enthält,

[1] Vgl. Grimm, Heldensage S. 197.

[2] Deutsche Sagen II, S. 182 ff. [Maßmann, II. S. 394 f.; Diemer S. 461 f. H.]

angeführt. Es hat sich aber seitdem ein Gedicht dieses Inhalts und zwar in zwei Papierhandschriften vorgefunden, deren eine zu London, im brittischen Museum, wovon in der Abendzeitung 1821, Wegweiser Nr. 45, Nachricht und Auszug gegeben ist, die andre in der bischöflichen Bibliothek zu Karlsburg in Siebenbürgen, welche Graf Mailath herauszugeben beabsichtigt hat. Ich habe die zu diesem Zwecke veranstaltete Abschrift vor mir.[1] Das Gedicht, welches aus verschiedenen Schichten zu bestehen scheint, erzählt legendenhaft die Kämpfe Karls mit den Heiden vor Regensburg, die Stiftung des Schottenklosters daselbst und fortan, nach Karls Tode, die Geschichte dieses Klosters.

Von Marian, einem der Schottenbrüder, wird u. A. erzählt, wie er viel bei Nacht geschrieben und einst, als man vergessen, ihm ein Licht zu bringen und er lange vergeblich gewartet, plötzlich die fünf Finger seiner linken Hand zu brennen anfiengen, so daß er bei ihrem Lichte bequem mit der rechten Hand schreiben konnte.

Das Gedicht enthält gegen 10000 (9891) Reimzeilen.

Soweit mir dieses Gedicht bis jetzt bekannt geworden ist, erscheint es vorzüglich dadurch beachtenswerth, daß es Karln auch in deutscher Sage als Glaubenshelden darstellt, wie dieß auch bei der Kaiserchronik der Fall ist. In demselben Lichte zeigt ihn die folgende Sage.

7. Karls Heimkehr aus Ungerland. Diese Sage ist erzählt in Johannes des Enikels gereimter Weltchronik, um die Mitte des 13ten Jahrhunderts. Die Chronik ist noch ungedruckt. Die Brüder Grimm geben in den deutschen Sagen II, 105 einen Auszug aus einer Heidelberger Handschrift (Wilken 415).[2]

8. Kaiser Karl im Untersberg. Über die Wunder im Innern dieses Berges, bei Salzburg, giebt es ein Volksbuch, das, mit der Ortsbezeichnung Brixen, auch auf unsern Märkten verkauft wird. Wir finden hier dieselbe Sage, die uns schon von den hohenstaufischen Kaisern bekannt ist. Karl sitzt im Untersberge, mit goldner Krone auf dem Haupt und dem Scepter in der Hand. Auf dem großen Welserfeld ward er verzückt und hat noch ganz seine Gestalt behalten. Sein Bart ist

[1] [Dieselbe befindet sich nun in der fürstlich Fürstenbergischen Bibliothek zu Donaueschingen. Barack, Die Handschriften u. s. w. Tübingen 1865. S. 114. P.]

[2] [Abgedruckt in v. d. Hagens Gesammtabenteuer II, 617 ff. und Maßmanns Kaiserchronik III, 1033 ff. P.]

grau und lang gewachsen und bedeckt ihm das goldne Bruststück seiner Kleidung. An Fest- und Ehrentagen wird der Bart in zwei Theile getheilt, einer liegt auf der rechten Seite, der andre auf der linken, mit einem kostbaren Perlband umwunden. Der Kaiser hat ein scharfes und tiefsinniges Angesicht und erzeigt sich freundlich gegen seine Untergebenen, mit denen er dort manchmal auf einer schönen Wiese hin und her geht. Warum er sich da aufhält und was seines Thuns ist, weiß Niemand und steht bei den Geheimnissen Gottes. (Deutsche Sagen I, 33.)

Auch zu Nürnberg auf der Burg soll Kaiser Karl sich in den tiefen Brunnen verflucht haben und daselbst aufhalten. Sein Bart ist durch den Steintisch gewachsen, vor welchem er sitzt. (Ebd. I, 28.)

9. Karls Recht. Es ließen sich zu den bisher erzählten andre, nicht unmerkwürdige Sagen, Karln den großen betreffend, anführen, z. B. die von Eginhard und Emma (Deutsche Sagen II, 125 ff.), von Karln und Elegast (Grundriß S. 171. Museum f. altd. Litt. u. Kunst II, S. 226 ff.). Das bisherige wird jedoch genügen, um zu zeigen, wie Karl auch in eigenthümlich deutscher Überlieferung, von legendenhafter, heroischer und mythischer Seite, vielfach gefeiert war.

Aber noch eine andre, besondre Richtung hat die Sage bei den Deutschen genommen, welche, wenn auch über Deutschland hinaus die Spur derselben nachgewiesen werden kann, doch hier mit ausgezeichneter Vorliebe verfolgt und manigfach ausgeprägt worden ist.

Karl ist der Held und Heilige des deutschen Rechts, der Urquell aller Gesetzgebung und Rechtspflege.

Benecke hat in seiner Ausgabe des Wigalois, um 1212 gedichtet, Berlin 1819, in der Anmerkung zu einer Stelle dieses Rittergedichts (V. 9554), wo von Karls Recht die Rede ist, ausführlich von der hohen, sprichwörtlich gewordenen Meinung gehandelt, in welcher bei den Deutschen, besonders auch den Dichtern des 12ten und 13ten Jahrhunderts, Karl und seine Zeit in der bemerkten Beziehung standen, und J. Grimm, Rechtsalterth. S. 830 (vgl. 829. 670. 927) hat weitere Beweisstellen hinzugefügt. Indem ich diese Nachweisungen benütze, glaube ich jedoch vorzüglich auf die von Benecke ganz beiseite gelassenen und von Grimm, nach dem Zwecke seines Werkes, nur kurz berührten Sagen Rücksicht nehmen zu müssen, die uns hier zunächst angehen und als der älteste Ausdruck der Volksbegriffe anzusehen sind.

Eginhard, Vita Caroli m. imp. (C. 29, Reuber S. 11) sagt:

Post susceptum imperiale nomen cum adverteret multa legibus populi sui deesse (nam Franci duas habent leges, plurimis in locis valde diversas) cogitavit quæ deerant addere et discrepantia unire, prava quoque ac perperam prolata corrigere. Sed in iis nihil aliud ab eo factum est, quam quod pauca capitula et ea imperfecta legibus addidit. Omnium tamen nationum, quæ sub ejus ditione erant, jura, quæ scripta non erant, describere ac literis mandari fecit.

Von diesen karolingischen Gesetzsammlungen und den zu ihrer Ergänzung und Bestimmung erlassenen Capitularien her, welche überall abschriftlich vorhanden sein, öffentlich vorgelesen und bekannt gemacht werden musten, bildete sich die Vorstellung, daß alles Recht von Karl dem großen ausgehe. Der Sachsenspiegel, wenn er gleich gewisse Rechte benennt, welche die Sachsen wider Karls Willen behalten, der Schwabenspiegel, welchem die alte Lex Alamannorum Karles Recht (vgl. Rechtsalterth. S. 670), Karlen Buch heißt, und das friesische Rechtsbuch leiten von Karln den Ursprung der Gesetze ab. Auch die Freigrafen musten schwören, nach Karls Gesetz und Ordnung zu richten, und die Femgerichte selbst wurden diesem Kaiser zugeschrieben und nach seinem Namen benannt.

Die Stellen der Dichter, worin sprichwörtlich von Karls Recht. Karls Loth, Karls Zeit, als einer goldenen, gesprochen wird, hat Benecke a. a. O. angeführt. Auf ähnliche Weise schrieben die Dänen alle ihre Rechtsgebräuche ihrem Könige Frodi zu und seine Zeit war die des Friedens und der allgemeinen Sicherheit.

Was nun aber die Sagen betrifft, in denen sich die volksmäßigen Begriffe von Karln als Gesetzgeber und Richter ausgedrückt und verbreitet haben, so hebe ich davon folgende aus und zwar zuerst solche, die ihn als Gesetzgeber, hernach diejenigen, die ihn als Richter bezeichnen:

a. König Karl und die Friesen. Das Altfriesengesetz berichtet die Entstehung des friesischen Rechtes auf eine ganz mythische Weise. (Grimm, Deutsche Sagen II, S. 118—20.)

Diese Sage ist nicht ohne tiefere Bedeutung: das ruderlose Schiff ist ein Volk ohne Gesetz und Recht; ein höherer Geist, der doch den Männern des Volkes gleich sieht, giebt die rechte Satzung. Im Übrigen scheint eine gewisse Opposition des freiheitliebenden Volkes gegen Karln hindurch, wie wir sie auch im Sachsenspiegel bemerkt haben. Dennoch

ist es Karl, der den Anstoß giebt, daß die Friesen ihr Landrecht erhalten.

b. Der Schwaben Vorrecht. Das Recht, in Reichskriegen vorzufechten, verlieh König Karl dem schwäbischen Herzoge Gerold, nach der Kaiserchronik auf dem Heerzuge gegen die Römer, als er den Pabst Leo wieder einsetzte, nach andern in der Schlacht von Ronceval. (Deutsche Sagen II, S. 125. 136. Aretins Beiträge IX, S. 1063.)

c. Gleichfalls nach der Kaiserchronik hat Karl, unter Eingebung eines Engels, das Recht der Geistlichkeit und der Bauern eingesetzt. Doch kommt, was dort davon gemeldet wird, die erstere besser weg, als die letztern. (Aretin ebd. S. 1070 f. Deutsche Sagen II, S. 138.)

d. Älteste Sage über die Geburt und Jugend Karls des großen. Zum erstenmale bekannt gemacht und erläutert von J. Christ. Freih. v. Aretin. München 1803. Unter diesem Titel ist eine alte, fabelhafte Geschichte Karls des großen, in deutscher Prosa, soweit solche die Geburt und Kindheit desselben betrifft, vollständig, das Übrige im Auszuge herausgegeben. Die Handschrift ist aus der Abtei Weihenstephan bei Freisingen in die Münchner Bibliothek gekommen. Sie wird vom Herausgeber viel zu hoch hinauf, ins 13te Jahrhundert, gesetzt. Bertha, Karls Mutter, durch trügerische Ränke von ihrer Würde verdrängt, lebt mit ihrem Knaben in einer einsamen Waldmühle in der Gegend von Weihenstephan, damals einer Burg des Königs Pipin. Dieses sowie ein großer Theil der übrigen Geschichte stimmt in den Hauptzügen mit altfranzösischen Dichtungen, nur daß die Sage in Baiern örtlich angeknüpft ist. Hierher gehört nun, was im 4ten und 5ten Capitel dieses Buchs erzählt wird (S. 43—45).

Auch diesem Edelmann hilft Karl durch seine Klugheit eine mißliche Rechtssache gewinnen. König Pipin, der von dem weisen Knaben Kunde erhält, zieht ihn an seinen Hof zu Weihenstephan und Karl dient, ohne es zu wissen, seinem Vater.

e. Karls Recht, ein Meistergesang, in Regenbogs Zugton u. s. w.; nur in alten Drucken des 15ten Jahrhunderts vorhanden. Docen giebt im Museum für altd. Litt. u. Kunst, B. II, S. 280—3, den Inhalt dieses Meisterliedes.

Es ist die bekannte Geschichte des Juden von Venedig, worein zwei weitere Fälle verwoben sind, welche die Entscheidung schwieriger machen und dadurch den richterlichen Scharfsinn des Kaisers stärker hervorheben

ollen, obgleich man gestehen muß, daß er es mit den zwei letztern
Sprüchen ziemlich leicht genommen hat. (Vgl. v. d. Hagens Grundriß
S. 172. Grimm, Rechtsalterth. S. 616 f. Quellen des Shakspere in
Novellen, Mährchen und Sagen, von Echtermeyer, Henschel und Simrock,
uch Bibliothek der Novellen, Mährchen und Sagen, Thl. 3, Berlin 1831,
S. 193—9, in Simrocks Anmerkungen zum Kaufmann von Venedig.)

f. Der Kaiser und die Schlange. Diese Sage findet sich wieder
i Enikels ungedruckter Reimchronik.[1] Sie ist aber nicht auf Deutsch-
and beschränkt, sondern kommt u. a. auch in den Gesta Romanorum
. 105 unter andrem Namen vor. Die Brüder Grimm, welche sie (Deutsche
Sagen II, S. 130) im Auszug geben, führen zugleich die Litteratur an.
In ihr herrscht wieder das Mythischsymbolische.

Hier knüpft sich nun die Rechtssage an eine andre, vom See bei
Aachen, an. Karl ist durch den Ring noch an den Leichnam der ge-
ebten Frau[2] gebunden, bis derselbe entdeckt und weggenommen wird.
uch an jeden andern Besitzer des Ringes fühlt er sich gefesselt. Darum
irft er denselben in einen See bei Aachen. Seit der Zeit gewinnt er
en Ort so lieb, daß er nicht mehr von Aachen weichen will, ein kaiser-
ches Schloß und ein Münster da bauen läßt und in jenem seine übrige
ebenszeit zubringt, in diesem aber nach seinem Tode begraben sein will.
uch verordnet er, daß alle seine Nachfolger in dieser Stadt sich zuerst
llen weihen lassen. (Deutsche Sagen II, S. 128. 131.)

So weit die deutschen Sagen von Karl dem großen.

Auch in deutschen Landen sprang vor Karln überall die Ader der
Sagendichtung, wie vom Odenberg in Hessen erzählt wird, daß dort
om Hufschlage seines Rosses ein starker Quell entsprungen sei. (Mone,
Geschichte des Heidenthums im nördlichen Europa II, S. 155.)

---

i. Poetische Bearbeitungen griechischer und römischer Fabeln.

Wir befanden uns bisher und noch im karolingischen Epos auf
em Gebiete der Legende, jetzt betreten wir das des Rittergedichts.

[1] [Nun unter der Aufschrift „Naturrecht" abgedruckt in v. d. Hagens Ge-
sammtabenteuer 2, S. 635 ff. P.]

[2] [Karlmeinet S. 317. 880. Pfeiffers Germania 5, S. 179. K.]

Dem Heldenthum mit dem Heiligenscheine folgt ein Ritterthum in weltlichem Glanze, der rauhern Kraft des erstern die Zierlichkeit und Üppigkeit des letztern.

Das christlich-romanische Element des Lebens und der Poesie des deutschen Mittelalters hat uns bisher zumeist als christliches beschäftigt, d. h. in der Einwirkung des neuen Glaubens auf die dichtende Phantasie der belehrten Völker; jetzt wird es uns als romanisches in Betracht kommen, d. h. in der Rückwirkung der in den gallischen Provinzen des Römerreichs altbegründeten geselligen Bildung auf die eingewanderten Völker und deren deutsche Heimat. In Südfrankreich entfaltete sich eine lyrische, in Nordfrankreich eine erzählende Dichtung, als Ausdruck der neuen geselligen Cultur des Ritterstandes. Diese erzählende Dichtung, auf deutschen Boden verpflanzt, ist es, was wir Rittergedicht nennen. Die einheimische Sage, Mähre, tritt im deutschen Ritterstande zurück vor der welschen Aventüre. So nennen die deutschen Bearbeiter der französischen Gedichte ihre Muse, die personificierte Erzählung ritterlicher Abenteuer, mit der sie öfters sich in förmliches Gespräch einlassen.[1]

Denn eben das ist für diese neue Dichtungsweise bezeichnend, daß, während im einheimischen Heldenliede Person und Namen der Bearbeiter in dem durch uralte Überlieferung geheiligten Gegenstande verschwanden, nun hier, der fremden Fabel gegenüber, bestimmte Dichterpersönlichkeiten hervortreten. Die Bearbeitung aus einer andern Sprache war eine gelehrte Anstrengung, der Bearbeiter muste sich seiner subjectiven Thätigkeit bewust und eben damit auch angereizt werden, sie weiter zu versuchen. In der Fabel selbst, im Gange der Erzählung blieb zwar das Original unangetastet. Aber in der Darstellung ließ der Bearbeiter, je mehr ihm Dichtergabe zu Gebot stand, seine Eigenthümlichkeit vorscheinen; Betrachtungen, Empfindungen, Beziehungen auf sein eigenes inneres und äußeres Leben, auf die Verhältnisse seiner Zeit und Umgebung verwob er in die Geschichtserzählung, ja es wird sich zeigen, daß diese dichterische Selbstthätigkeit bis zur vollen, poetischen Läuterung des empfangenen Stoffes vorschritt. So eröffnet sich uns in den Rittergedichten eine Reihenfolge von Dichtercharakteren. Heinrich von Veldeke, Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach, Gottfried

[1] [Vergl. J. Grimm, Frau Aventiure. Berlin 1842. Deutsche Mythologie 2, S. 868 f. H.]

von Straßburg, Rudolf von Ems, Konrad von Würzburg erscheinen nach einander in entschiedener Persönlichkeit. Sie bilden eine fortlaufende Dichterschule, indem je der Spätere den Frühern im Auge hat und auf ihn Bezug nimmt; Gottfried von Straßburg und Rudolf von Ems führen die Reihe ihrer Vorgänger in geschichtlichem Zusammenhang und mit kritischer Charakteristik auf. Mit dem Bewustsein dieses fortlaufenden Zusammenhangs und der Besonderheiten der frühern Meister erwächst aber auch das Bestreben, sich selbst in einer neuen und eigenthümlichen Darstellungsweise auszuzeichnen.

Wenn ich nun hier zuerst von denjenigen Gedichten handle, worin Gegenstände der alten griechischen und römischen Fabelwelt, der trojanische Krieg, die Schicksale des Äneas, die Züge Alexanders des großen u. s. w., behandelt sind, so habe ich nicht zum Zwecke, eine Einwirkung der classischen Poesie auf die des Mittelalters nachzuweisen.[1] Unsern deutschen Dichtern wenigstens sind diese Stoffe, schon ganz in das Costüm der Ritterzeit übergetragen, in nordfranzösischen Werken zugekommen und haben für sie keine andre Bedeutung, als jede andre Rittermähre. Was mich bestimmen muste, diese Umdichtungen antiker Fabeln voranzustellen und den Dichtungskreis vom König Artus und der Tafelrunde, diesen Hof aller Ritterlichkeit, erst nachfolgen zu lassen, ist der Umstand, daß der älteste in jener Dichterreihe durch ein Werk aus der antiken Fabeldichtung seinen Namen begründet und dem Rittergedichte in deutscher Poesie die Bahn eröffnet hat.

Wir betrachten demnach

1. die Äneis des Heinrich von Veldeke.

Mit der Betrachtung der Dichtwerke ist dem Gesagten zufolge fortan auch die Charakteristik der Dichter, doch mit Beschränkung auf die bedeutendern, zu verbinden. Bei dem ersten Werke und dem ersten Dichter dieser Classe, wenn sie auch keineswegs die ausgezeichnetsten sind, verweile ich ausführlicher, damit wir auf dem neuen Boden einheimisch werden.

Von den Schicksalen des Dichters ist uns wenig Kunde geblieben. Er war ein Niederdeutscher der Sprache und schon dem Namen nach.

[1] [Dies ist seitdem in ausführlicher Weise geschehen von C. L. Cholevius in seiner Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen. Leipzig. 1 Thl. 1854. P.]

Veldeke ist die niederdeutsche Verkleinerung von Feld. Bestimmteres erhellt aus seinen eigenen Werken nicht über seine Heimat und Herkunft. Auf dem Bilde, das in der Weingartener Handschrift seinen Liedern vorgesetzt ist, sieht man weder Helm noch Schild. Der Meister, so wird er dort genannt, ist, einen Kranz in den Haaren, unter einem dichtbelaubten Baume gelagert, worauf Vögel herumhüpfen und sich schnäbeln. Die Beziehung auf eines seiner Lieder, worin er das fröhliche Leben der Zweigbewohner beschreibt, ist leicht zu erkennen. Ein grünender Baum mit Singvögeln ist auch das passendste Wappen für einen Dichter, der so innig den Frühling gesungen. Der Beschreibung vom Hochzeitfeste des Äneas fügt Heinrich hinzu:

„Ich vernahm nimmermehr von einem so großen Feste, außer jenem zu Mainz, das wir selber sahen, das war ganz unmäßlich, als der Kaiser Friedrich zweien seiner Söhne Schwert gab. Mancher tausend Marke werth ward da verzehret und gegeben. Ich wähne, Alle, die nun leben, haben kein größeres gesehen. Was künftig noch geschehen wird, kann ich nicht wissen. Aber wahrlich nie vernahm ich von Schwertleite, da so mancher Fürst gewesen und so mancher Art Leute. Ihrer leben noch heute genug, die es wahrhaft wissen. Dem Kaiser Friedrich geschah so manche Ehre, daß man Wunder davon sagen mag bis zum jüngsten Tage. Fürwahr es wird noch über hundert Jahr von ihm gesagt und geschrieben.“ (Äneis, V. 13021—50.)

Dieses Fest, bei dem der Dichter offenbar zugegen war, fand an Pfingsten 1184 statt. Kaiser Friedrich I weihte dort seine beiden Söhne, den jungen König Heinrich und den Herzog Friedrich von Schwaben, zu Rittern, er gab ihnen Schwert, wie man es nannte. Schwertleite hieß man das Fest, weil die Jünglinge in feierlichem Zuge zur Kirche geleitet wurden. Es ist die uralte, germanische Sitte des Wehrhaftmachens. Das dreitägige Fest zu Mainz, welches zur Zeit eines allgemeinen Friedens in Deutschland gefeiert wurde,[1] wissen auch die Geschichtschreiber nicht glänzend genug zu schildern. In der ganzen römischen Welt sei es kundbar geworden und die Hoftage der vorherigen Kaiser seien gar nicht damit zu vergleichen.[2] Dort habe die Welt all ihre vergängliche Herrlichkeit zur Schau gelegt an Überfluß der Speisen, Manigfaltigkeit der Kleider, Schmuck der Pferde, Gepräng und Lustbarkeiten jeder Art.[3] Die Stadt faßte

[1] Otto de s. Blasio C. 26.
[2] Godefridus Coloniensis ad ann. 1184.
[3] Otto de s. Blasio C. 26.

nicht die Menge der Gäste. Unzählige bunte Gezelte waren, gleich einer zweiten Stadt, auf dem weiten Feld umher aufgeschlagen.[1] Ein Unfall, der dabei vorkam, der Einsturz eines zur Capelle des Kaisers aufgerichteten Gebäudes, wurde von Manchen als eine Stimme des Himmels gegen diesen weltlichen Übermuth betrachtet.[2] Der Anblick dieser Herrlichkeit mochte manches glänzende Bild in der Phantasie der anwesenden Dichter zurücklassen. Man denke an Veldekes Schilderungen dieser Art. Die prachtvollen Beschreibungen solcher Schwertleiten in manchen Rittergedichten, im Tristan, Wigalois u. s. w., ja selbst Siegfrieds Schwertnahme in den Nibelungen, sollten sie nicht als Nachglanz jenes großen Festes betrachtet werden können? Bemerkenswerth für Veldeke, als den ersten namhaften Minnesänger und Bearbeiter welscher Aventüren, ist noch ein weiterer Umstand. Nicht bloß aus allen deutschen Landen waren Fürsten und Ritter nach Mainz gekommen. Auch die Herren der benachbarten Reiche, worunter besonders Frankreich zu verstehen, fanden sich ein; ja selbst slavische und italische Fürsten, Gäste von Illyrien bis Spanien. Es war dort, sagt der Geschichtschreiber, eine unglaubliche Menge von Menschen verschiedener Länder und Sprachen versammelt.[3] Daß namentlich auch fremde Sänger erschienen, davon ist bestimmte Nachweisung vorhanden. Der nordfranzösische Dichter Guiot de Provins, von dem noch Lieder und ein satyrisches Gedicht vorhanden sind, meldet in letzterem: „Vom Kaiser Friedrich kann ich euch wohl sagen, daß ich ihn zu Mainz einen Hof halten sah, dem gewisslich niemals ein andrer gleich kam.“[4] Gewiss brachten die Sänger hier zusammen, was in den verschiedenen Ländern für die

[1] Godefridus Coloniensis l. c.

[2] Otto de s. Blasio l. c.

[3] Otto de s. Blasio l. c.

[4] La Bible Guiot de Provins V. 278—82 (Barbazan und Méon, Fabliaux et contes. T. II, S. 316. Vgl. S. 317): Et de l'empereor Ferri Vos puis bien dire que je vi Qu'il tint une cort a Maience; Ice vos di-je sanz doutance, C'onques sa pareille ne fu. Die Lieder von Guiot befinden sich in einer handschriftlichen Sammlung altfranzösischer Gedichte in der Bibliothek zu Bern. (N. 389. Chansons diverses.) Extraits de quelques poësies du 12. 13 et 14 siècle. Lausanne 1759. S. 65. [W. Wackernagel, Altfranzösische Lieder und Leiche. Basel 1846. 8. S. 24—32. Vgl. auch mein Buch über Crestien von Troies S. 221, Anm. 1. H.]

Blüthe geistiger Unterhaltung galt, und wie auf dem Markt einer großen Handelsstadt die erlesensten Erzeugnisse verschiedener Erdstriche umgesetzt werden, so muste bei einem Feste, wie das beschriebene, ein folgenreicher Austausch von Liedern und Sagen, Kunstformen und Kunstfertigkeiten stattfinden.

Die angeführten Worte der Äneis sprechen von dem Feste zu Mainz als einer längst vergangenen Sache. Der Schluß dieses Gedichts hilft aber noch zu näherer Zeitbestimmung und giebt anziehende Nachrichten von dem Dichter und seiner Arbeit. Meister Heinrich hatte schon das Mehrtheil, über Dreiviertheile, seines Werks gedichtet, bis dahin, wo Äneas Laviniens Brief liest (V. 10766), da ließ er, schwer gekränkt, die Arbeit liegen. Er hatte das Buch verloren. Noch unvollendet hatte er dasselbe der Gräfin von Cleve zu lesen gegeben, der milden und guten, der groß Geben und herrlich Leben wohl anstand. Da ward es, zu der Zeit, als der Landgraf von Thüringen sie zur Gemahlin nahm, zu Cleve einer Jungfrau gestohlen, der es die Gräfin befohlen hatte. Die Herrin warf darüber große Ungunst auf den Grafen Heinrich von Schwarzburg, der es genommen und heim nach Thüringen gesandt. Wohl neun Jahre war das Buch dem Meister genommen. Nirgends, wohin er kam, konnt' ers finden, bis er einst nach Thüringen kam zu des Landgrafen Bruder, dem Pfalzgrafen Hermann zu Sachsen, von der Neuenburg (Naumburg) bei der Unstrut. Dieser stellte ihm das Buch wieder zu und hieß es ihn volldichten. Denn die Rede däuchte dem Pfalzgrafen gut und das Gedichte meisterlich. Ohne des Fürsten Bitte hätte Heinrich es nicht vollendet. Ihm aber war er, seit er sein Kunde gewann, zu jedem Dienste bereit, wie auch dem Grafen Friedrich. (V. 13268 ff.)

Der Dichter führt uns hier ganz in das thüringische Fürstengeschlecht. Der Landgraf, der die Gräfin von Thüringen heirathet, ist Ludwig III, der von 1172 bis 1190 an der Landgrafschaft war. Von jener Vermählung schweigen zwar die Geschichtbücher, da aber über den ehlichen Verbindungen dieses Fürsten überhaupt einiges Dunkel waltet,[1] so ist

[1] Über diese Verhältnisse s. Schmidt, Geschichte des Großherzogthums Hessen. 1 B. Gießen 1818. S. 138 u. 274. Auch die clevische Geschichte (Teschenmacher, Annales Cliviae u. s. w. Frankfurt und Leipzig 1721 fol. besagt nichts von jener Heirath.

kein gegründeter Zweifel gegen die sonst so genauen Angaben des Gedichts. Ludwig begab sich im Jahr 1188 auf die Kreuzfahrt und starb 1190 auf der Rückreise. Der Pfalzgraf Hermann, des vorigen Bruder, ist der berühmte Freund und Förderer des Gesanges. Bevor er durch den Tod Ludwigs zur landgräflichen Würde gelangte, war er Pfalzgraf zu Sachsen. Diese Pfalzgrafschaft hatte ihm sein Bruder im Jahr 1181 überlassen. Graf Friedrich ist der Graf von Ziegenhayn, Bruder jener beiden. Graf Heinrich von Schwarzburg war ohne Zweifel im Gefolge des Landgrafen nach Cleve gekommen.[1] Aus dem Ganzen ergiebt sich, daß die Äneis zwischen 1184, der Zeit des Festes zu Mainz, und 1190, dem Todesjahre des Landgrafen, verfaßt worden, überhaupt aber, daß Veldekes dichterisches Wirken in das letzte Viertel des zwölften Jahrhunderts zu setzen ist. Die Erzählung, wie Heinrich mit Vaterschmerz das verlorene Gedicht sucht, bezeichnet ihn als einen wandernden Sänger. Sein Aufenthalt zu Cleve, in Verbindung mit der durch Püterich von Reicherzhausen im 15ten Jahrhundert aufbehaltenen Nachricht, daß Heinrich von Veldeke die Legende des h. Gervasius von Maestricht gedichtet habe, macht es für sich schon wahrscheinlich, daß er am Niederrhein oder der Maas zu Hause gewesen. In einem seiner Minnelieder segnet er die ferne Geliebte, die ihm all über den Rhein, wo sein Leib ferne im Elend (in der Fremde) sei, den Muth erheitre.[2] Neuerlich hat aber Mone, Quellen und Forschungen zur Geschichte der teutschen Litteratur und Sprache, B. I, Aachen 1830, S. 252 f. noch folgende bestimmtere Notiz beigebracht: „In dem Hausbuch der Abtei St. Truyden (St. Trond), das jetzt bei der Universität zu Lüttich ist, heißt es fol. 9a: Anno domini 1253 in crastino octavarum epiphaniæ concessit abbas Willelmus in feoda domino Henrico de Veldeke militi terram incultam hactenus sitam apud Spalbeke, quæ est allodium ecclesiæ S. Trudonis. Der Dichter war um diese Zeit schon todt, wohl aber kann es sein gleichnamiger Sohn gewesen sein, und diese Ritter wären dann Lehnsleute des Abts von St. Truyden gewesen.

[1] Ein Graf Heinrich von Schwarzburg kommt um jene Zeit in der Geschichte vor. Junghans, Geschichte der Schwarzburgischen Regenten. Leipzig 1821. S. 28. 29 f.

[2] Weingartner Handschrift S. 57 (Manesse, I, S. 20b). [In F. Pfeiffers Ausgabe der Weingartner Liederhandschrift, Stuttgart 1843. 8. S. 68, Str. 32. H.]

Diese Vermuthung wird bestärkt durch den Umstand, daß Veldeke die Legende vom h. Servatius (nicht Gervasius) von Maestricht gedichtet hat, denn diese Stadt liegt nur 6 Stunden von St. Truyden, und solche geistliche Stoffe, so wie den classischen der Eneit konnte der Dichter doch wohl nur von Mönchen erhalten haben." [1]

Die Heimat des Dichters in jener niederländischen Grenzgegend ist nun eine weitere Erklärung seiner Bekanntschaft mit der nordfranzösischen Poesie. Vom Herzog Johann von Brabant, aus der zweiten Hälfte des 13ten Jahrhunderts, sind Minnelieder vorhanden, die, wie Veldekes, die niederdeutsche Mundart durchscheinen lassen, aber noch weit mehr mit französischen Worten versetzt sind. (Manesse, I, S. 7a.) Ein Herzog von Brabant erscheint aber auch unter den nordfranzösischen Liederdichtern [2] und Adenez le Roi, Verfasser mehrerer erzählender Gedichte in nordfranzösischer Sprache, war Minstrel Heinrichs III von Brabant, Vaters von obigem Minnesänger. [3]

Eines der Lieder Heinrichs von Veldeke deutet darauf, daß dieser Dichter ziemlich zu Jahren gekommen:

„Die Weiber, sagt man, hassen graues Haar; das ist mir leid und bringt wenig Ehre, die ihren Freund lieber thöricht, denn weise hat. Nicht so sehr darum, daß ich selbst grau bin, aber ich hasse an Weibern den schwachen Sinn, daß sie neues Zinn lieber nehmen, denn altes Gold." (Manesse, I, S. 20a.)[4]

2. der trojanische Krieg,

in dreierlei Bearbeitungen:

a. durch Herbort von Fritzlar, im ersten Zehntel des 13ten

1 [Nun aufgefunden und herausgegeben von J. H. Bormans. Maestricht 1858. Vgl. Germania 5, S. 406 ff. P.]

2 Roquefort, De l'état de la poésie françoise dans les 12 et 13 siècles. Paris 1815. 8. S. 211. Extraits S. 65. [W. Wackernagel, Altfranzösische Lieder S. 56—58. H.]

3 Roquefort l. c. S. 138 f. Extraits S. 15. 16.

4 [Die weitere Ausführung dieses Abschnitts fehlt in der Handschrift; ich verweise über das Buch auf die neue Ausgabe des Dichters von L. Ettmüller. Leipzig 1852. K. Man vgl. ferner: A. Pey, L'Énéide de Henri de Veldeke et le roman d'Énéas in Eberts Jahrbuch für romanische und englische Litteratur 2. Berlin 1859. 8. S. 1—45. H.]

Jahrhunderts; nur handschriftlich, zu Heidelberg, in Verbindung mit der Äneis des Heinrich von Veldeke. (Grimms Grammatik I, S. 455. Wilken S. 448 f.) [1]

b. von Wolfram (nicht Wolfram von Eschenbach); gleichfalls nur handschriftlich vorhanden. Der in v. d. Hagens litterarischem Grundriß S. 216 f. abgedruckte Schluß, worin der Bearbeiter sich nennt, deutet an, daß das Werk, an 30000 Verse stark, auch den Inhalt der Äneis umfaßt habe.

c. durch Konrad von Würzburg, aus der zweiten Hälfte des 13ten Jahrhunderts. Gedruckt ist etwa die Hälfte der Straßburger Handschrift, 25245 Verse, im dritten Bande der Müllerischen Sammlung altdeutscher Gedichte. Da dieser unvollständige dritte Band, in welchem der Druck des Gedichts abgebrochen wurde, weder im Buchhandel, noch auf einer Bibliothek unsrer Gegend zu haben ist, so muß man sich in Ermanglung desselben an die Auszüge halten, welche in Oberlins Diatribe de Conrado Herbipolitano, Argentorati 1782 aus dem Straßburger Codex gegeben sind. [2]

Konrad giebt an, daß er sein Werk aus Welsch in Deutsch gedichtet (l. c. S. 17) habe, und rühmt dabei die Unterstützung des werthen Sängers (vermuthlich Domcantors) Dietrichs von Basel; der Cantor war einer der Dignitarien der Stiftskirchen. Außer dem französischen Vorbilde bezieht er sich noch auf Dares Phrygius, de excidio Trojæ. Vielleicht, daß ihm eben in Beziehung auf das lateinische Buch der Domcantor behülflich war.

Von dem Inhalte des Gedichtes hat Konrad nach den Eingangsworten eine große Meinung. Von dem unheilverkündenden Traume Hecubas, als sie mit Paris schwanger geht, erstreckt sich die Erzählung bis zu Trojas Untergang.

Eine zuvor unbekannte Pergamenthandschrift befindet sich, nach Erkundigungen, die ich eingezogen, in der fürstlich Waldburgischen Bibliothek zu Zeil. [3]

[1] [Ausgabe von K. Frommann. Quedlinburg und Leipzig 1837. H.]

[2] [Vollständige Ausgabe nach den Vorarbeiten von K. Frommann und F. Roth für den litterarischen Verein in Stuttgart 1858. K.]

[3] [Sie ist von S. D. dem Fürsten Constantin von Waldburg Zeil zur Benützung für die Stuttgarter Ausgabe bereitwillig überlassen worden. K.]

3. Ovids Verwandlungen

durch Albrecht von Halberstadt. Gedruckt ist dieses Werk nur nach der von Georg Wickram um die Mitte des 16ten Jahrhunderts vorgenommenen Umarbeitung, zuerst Mainz 1545 und nachher wiederholt. Nur Albrechts Prolog ist in diesen Drucken, bis auf die Rechtschreibung, unverändert gelassen und daraus zu ersehen, daß Albrecht, geboren zu Halberstadt, im Jahre 1210 begonnen habe, für den tugendberühmten Landgrafen Hermann von Thüringen dieses Buch von Latein zu Deutsch zu bringen. [1]

4. Alexander der große.

Dieses leuchtende Meteor, das unversehens von den macedonischen Gebirgen aufstieg, in schnell wachsendem Glanze sich über den Horizont verbreitete und im fernsten Osten in wunderbaren Lichtern versprühte, hat sogleich auch die Phantasie der Völker mächtig und über ein Jahrtausend hin aufgeregt. Alexander selbst schon wies die Erzählung eines Zeitgenossen von seinen Thaten als fabelhaft zurück. (Itinerarium Alexandri, præf. XII.) In Griechenland und im Orient gestaltete sich seine Geschichte zu abenteuervollen Dichtungen und besonders sein Zug nach Indien erschloß die Welt aller Wunder.

Zur Geschichte dieser Fabelwerke über Alexander den großen sind besonders anzuführen:

Saint Croix, Examen critique des anciens historiens d'Alexandre-le-grand. Sec. éd. Paris 1804. Itinerarium Alexandri etc. et Julii Valerii res gestæ Alexandri etc. translatæ ex Aesopo Græco ed. Angelo Majo, Mediolani 1817. (Das letztere Werk ist großentheils Fabelgeschichte.)

Während in Persien Nisami, gestorben 1180 (v. Hammer, Geschichte der schönen Redekünste Persiens S. 105) sein Iskendername (Alexandersbuch) dichtete, war auch das europäische Mittelalter unermüdlich, die Alexanderssagen in allen Sprachen zu verbreiten.

Was die deutschen Dichter insbesondre betrifft, so schöpften sie aus doppelter Quelle: einmal aus dem um 1200 geschriebenen lateinischen Gedichte, der Alexandreis Gualtheri a Castellione (von Chatillon),

[1] [Albrecht von Halberstadt und Ovid im Mittelalter von K. Bartsch. Quedlinburg 1861. K.]

welche mehr noch historische Haltung hat und in den gelehrten Schulen viel gelesen war; sodann aus den phantastischern nordfranzösischen Gedichten aus dem letzten Viertel des 12ten Jahrhunderts.

Es sind vier altdeutsche Alexandersgedichte vorhanden, wovon jedoch nur eines, das älteste, gedruckt ist:

a. vom Pfaffen Lamprecht, noch aus dem 12ten Jahrhundert, 6952 Verse, mit noch unvollkommenem Reime; gedruckt in Maßmanns Denkmälern deutscher Sprache und Litteratur. Heft I, München 1827.[1]

Über dieses Gedicht ist auch ein akademisches Programm von Heinrich Schreiber erschienen: Commentatio de Germanorum vetustissima quam Lambertus Clericus scripsit Alexandreide. Freiburg 1828. 4. Der deutsche Dichter nennt sich im Eingang (Z. 1): der pfaffe Lamprecht. Über seine Quelle spricht er Z. 13 und 33.

Dieses Gedicht, welches den Helden von seiner frühsten Jugend durch seine Eroberungskriege und wunderbaren Abenteuer bis zu seinem Tode begleitet, ist nicht nur in der aus dem französischen Werke entnommenen Fabel für die Phantasie anziehend, sondern trägt auch in der Darstellung des deutschen Bearbeiters lebendige Farbe und es klingt in ihm, besonders in den Beschreibungen der Kämpfe, der Stil des einheimischen Epos an, wie denn auch auf das Gudrunslied (ein älteres, als das noch vorhandene) ausdrücklich angespielt wird.

Ich hebe folgendes Abenteuer des indischen Zuges aus (V. 4812 ff.):

Alexander kommt mit seinem Heere zu einem herrlichen Wald, aus dem sie so süßen, vielstimmigen Gesang hören, daß sich ihm nichts vergleichen dürfte, wenn man auch allen Leier- und Harfenklang und was je von Menschen gesungen ward, zusammenbrächte. Im Schatten der hohen Bäume, den die Sonne nicht durchdringen kann, wuchern Blumen und Kräuter; klare Quellen rinnen aus dem Walde hervor, auf eine schöne Aue, die vor ihm liegt. Hier lassen die Helden ihre Rosse stehn und gehen in den Wald, dem wonnigen Sange nach, bis sich ihnen das Wunder offenbart. Mehr denn hundert tausend schöne Mädchen finden sie auf dem grünen Klee spielend, springend und

[1] [Von Diemer nach der Vorauer Handschrift, Wien 1849; von Weismann, Frankfurt 1850. Vgl. Gödekes Grundriß S. 1151. K.]

singend. Hier vergessen sie all ihr Herzeleid, alles Mühsal und Ungemach, das sie bisher erduldet. Hier, dünkt ihnen, hätten sie für ihr ganzes Leben Glück und Freude genug und nichts zu fürchten, als den Tod. Um die Jungfraun aber ist es so gethan: wenn der Sommer angeht, wenn es zu grünen beginnt und die edeln Blumen im Wald aufgehen, da erscheinen auch wundergroße Knospen und wenn diese sich aufschließen, erblühen aus ihnen die schönen Mädchen, wie im Alter von zwölf Jahren; schöner, als sie war nie eine andre Blume, weiß und roth glänzen sie fernhin; sie lachen und singen in den Gesang der Vögel. Auch ihr Gewand ist ganz wie Blumenblätter. Stets aber müssen sie im Schatten sein, denn welche von der Sonne beschienen wird, die kann nicht am Leben bleiben. In diesem Walde nun schlagen die Helden ihre Gezelte auf und bringen hier den Sommer in Wonne zu. Als aber die Bäume ihr Laub lassen, die Quellen ihr Fließen und die Vögel ihr Singen, da verderben auch die Blumen und die schönen Frauen sterben täglich alle nach einander hin. Trauervoll ziehen die Helden von dannen.

b. von Rudolf von Ems, vor der Mitte des 13ten Jahrhunderts; nur handschriftlich, zu München. In einer von Maßmann aus der Handschrift mitgetheilten Stelle gedenkt Rudolf Derjenigen, die vor ihm diese Mähre von Alexandern zu dichten unternommen. Es werden ihrer drei genannt: Berchtold von Herbolzheim, der sie für den edeln Zäringer (vermuthlich den letzten Herzog von Zäringen, Berthold V, der 1218 zu Freiburg starb, Museum I, S. 137) gedichtet, jedoch nicht den zehnten Theil dessen, was die Historie von Alexandern sage; sodann Lamprecht, dessen Werk wir besprochen; endlich Rudolfs Freund Biterolf. Die erste und die dritte dieser Bearbeitungen sind noch nicht wieder zum Vorschein gekommen.

c. durch Ulrich von Eschenbach; ungedruckt. Nach einer in der öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart befindlichen Pergamenthandschrift ist von diesem Werke Nachricht gegeben in Weckherlins Beiträgen zur Geschichte altdeutscher Sprache und Dichtkunst, Stuttgart 1811, S. 1 ff. Aus den hier mitgetheilten Stellen ergiebt sich, daß Walther (Gualtheri Alexandreis) die Quelle des Buches ist und der deutsche Bearbeiter, der Mehreres über seine Verhältnisse und Zeitgenossen besagt, im letzten Viertel des 13ten Jahrhunderts geschrieben hat. Er bescheidet sich

billigermaaßen neben dem einigemale von ihm angeführten Vorgänger Wolfram von Eschenbach, mit dem er nicht unwahrscheinlich aus demselben Geschlechte stammt. Seine mythologische Kenntnis ist noch geringer, als Heinrichs von Veldeke, denn er sagt einmal: Vrouwe amor was da nicht laz.

d. von Seifried; gleichfalls ungedruckt, auch nirgends näher beschrieben. Aus den in Wilkens Geschichte der Heidelberger Büchersammlung S. 431 gegebenen Endversen erhellt, daß das Buch im Jahr 1352 an St. Martins Nacht vollendet wurde.

Ein kurzer Prosaroman von Alexander dem großen in niederdeutscher Mundart ist gedruckt in Bruns, Romantische und andere Gedichte in altplattdeutscher Sprache. Berlin 1798, S. 331 ff.

Noch ist hier einer kleineren Erzählung „Alexander und Aristoteles“ zu erwähnen. Wir sahen früher, was die Dichtungen des Mittelalters aus Virgil gemacht haben,[1] in diesem Schwanke muß der weise Aristoteles an die Reihe. Die Erzählung ist im dritten Bande der Müllerischen Sammlung[2] gedruckt. Da aber dieser Band in unsrer Gegend nicht zu haben ist, so gebe ich ihren Inhalt nach einer altfranzösischen Erzählung, vielleicht der Quelle jener deutschen.

Sie steht in Barbazan und Méon, Fabliaux et contes des poètes français des 11—15 siècles. Tome III. Paris 1808. S. 96 ff.

Der große Alexander ist bis nach Indien vorgedrungen, wo ihn die Liebe zu einer schönen Eingebornen festhält und seinen Kriegsgenossen entfremdet. Sein Meister Aristoteles sucht ihn durch weisen Rath und ernste Vorwürfe zur Besinnung zu bringen. Die Schöne beschließt, sich dafür an dem Meister zu rächen, und ist zum voraus versichert, daß ihm seine Dialektik nichts gegen sie helfen werde. Am andern Morgen frühe begiebt sie sich in den Garten; schön, ohne fremden Schmuck, geht sie durch das Grün und sammelt Blumen zu einem

[1] Vgl. altenglische Sagen und Mährchen nach alten Volksbüchern. Herausgegeben von William J. Thoms. Deutsch und mit Zusätzen von R. O. Spazier. Erstes Bändchen. Braunschweig 1830, worin u. a. das fabelhafte Leben des Zauberers Virgilius mit den nöthigen litterarischen Nachweisungen gegeben ist.

[2] [Gedruckt in Hagens Gesammtabenteuer 1, S. 21 ff. Vgl. Fastnachtspiele aus dem 15ten Jahrhundert S. 150. 1488 f. Nachlese dazu S. 338. Gödekes Gengenbach S. 601. Altdeutsche Hs. 2, 82. K.]

Kranze, indem sie zärtliche Lieder singt. Der alte Meister Aristoteles sitzt schon über seinen Büchern, nachdem er aber gesehen, was unter seinem Fenster vorgeht, schlägt er bald das Buch zu und findet sich unwiderstehlich in den Garten gezogen. Er macht der Schönen seine Liebeserklärung und wird von ihr dahin gebracht, daß er sich von ihr einen Sattel auflegen läßt und auf allen Vieren, wie ein Pferd, sie durch den Garten trägt. So reitet sie, fröhlich singend, bis zu einem Thurm, aus dessen Fenster Alexander mit lautem Gelächter sich blicken läßt.

Bei den Liederdichtern des Mittelalters ist Alexander vorzüglich das Muster fürstlicher Freigebigkeit. Walther von der Vogelweide schreibt ihm den Ausspruch zu, daß Königshände sollten hohl sein, d. h. daß aus ihnen Alles den minder Bemittelten zufallen sollte. Das vorerwähnte Gedicht des Pfaffen Lamprecht erzählt Züge von Alexanders Freigebigkeit, welche seinen Ruhm von dieser Seite wohl begründen konnten: so überläßt er den Gästen, die an seinem Tische reichlich bewirthet werden, zum Wein auch noch die goldenen Trinkgefäße.

---

7. König Artus und die Tafelrunde.

In den gallischen Gebieten des Römerreichs, von wo der romanische Bestandtheil unsrer altdeutschen Poesie ausgegangen, fanden schon die römischen Eroberer eine eigenthümliche, gesellschaftliche und geistige Bildung einheimisch, welche nicht als eine frischaufgeblühte, sondern als eine gealterte sich darstellt. Bekannt ist, was Cäsar von der Adelsaristokratie, dem Priester- und Bardenwesen der Gallier berichtet. In der großen europäischen Ansiedlung war der keltische Volksstamm dem germanischen lange vorangeschritten. Gallien und Britannien waren seine festen Wohnsitze geworden. In beiden Gebieten kam über ihn erst die römische und dann die germanische Eroberung. Die Römer machten überall in ihren Provinzen auch ihre Sprache zur herrschenden. Die Angelsachsen trieben, was sie von der brittischen Bevölkerung nicht völlig vertilgt, auf den Rand und die Gebirgshörner des Insellandes hinaus. In Wallis und Kornwallis und, auf das gegenüberliegende Festland geflüchtet, in der Bretagne erhielten sich Überreste des brittischen

Keltenstammes. Auf diesen schmalen Ecken hat sich, in verwandten Mundarten, bis auf den heutigen Tag keltische Sprache vererbt und mit ihr war dort auch die brittische Sage heimisch geblieben, deren Held König Arthur (in französischen und deutschen Gedichten Artus) ist.

Nach der Eroberung Englands durch die französischen Normannen, in der zweiten Hälfte des 11ten Jahrhunderts, erwuchs unter dem neuen Königsstamme eine normannischenglische Poesie in nordfranzösischer Sprache, welche besonders auch die brittischen Sagen von König Arthur und seinen Helden in ihren Bereich zog. Diese waren ihr vorzüglich von der Bretagne her bekannt, die zuvor schon von den Normannen abhängig war und wo die alten Dichtungen in romanzenartigen Liedern, den in den altfranzösischen Erzählungen so oft als Quelle genannten bretagnischen Lais, zur Harfe gesungen wurden.

Die Sagen von Arthur scheinen ursprünglich mehr mythische Gestaltung gehabt zu haben. So erscheinen sie, so viel davon bekannt ist, in den Triaden der wälischen Barden, in den wälischen Mabinogien oder Kindermährchen, deren Herausgabe längst erwartet wird [1] und in örtlichen Anknüpfungen in Wallis und der Bretagne. Ein Gestirn hieß Telyn Arthur, Arthurs Harfe. Aufgethürmte Granitfelsen in der Bretagne heißen Arthurs Schloß. Wenn man aber deshalb einen doppelten Arthur, einen mythischen und einen historischen, annehmen will, so ist dieß ein zwar öfters zur Erklärung der Sagenpoesie angewandtes, aber darum doch unstatthaftes Auskunftsmittel. Der Gang der Sache ist einfach der, daß das Mythische mehr und mehr dem Heroischen, wie dann auch dieses dem Abenteuerlichen und Ritterlichhöfischen gewichen ist.

Unter den lateinischen Geschichtbüchern, worin der brittischen Sage noch voller Raum gegeben wird, ist das älteste die historia Britonum von Nennius, um die Mitte des 9ten Jahrhunderts (in Gale, Scriptores historiae Britannicae und besonders herausgegeben von Gunn, London 1819 [2]), das reichhaltigste, durchaus sagenhafte aber Galfredi

[1] [The Mabinogion from the Llyfr Coch o Hergest and other ancient welsh manuscripts with an english translation and notes by lady Charlotte Guest. London 1838 ff. Vgl. San-Marte, die Arthursage. Quedlinburg 1842. Dessen Beiträge zur bretonischen Heldensage. Quedlinburg 1847. K.]

[2] [Ausgabe von San-Marte. Berlin 1844. K.]

Monemutensis historia regum Britanniæ (in den Scriptores rerum Britannicarum, Heidelberg 1587), geschrieben um 1152.[1]

In diesem letztern werden die Thaten und Schicksale des brittischen Königs Arthur, seine siegreichen Kämpfe gegen Sachsen, Picten, Scoten und Römer, diese unter einem Kaiser Lucius Tiberius, bis zu seiner letzten Schlacht gegen seinen verrätherischen Neffen Modred, welcher mit den angelsächsischen Heerführern Hengist und Horsa gleichzeitig angenommen ist, auf eine Weise erzählt, welche zwar den Helden und die Ereignisse in das hellere Licht der Geschichte zu stellen sucht und eben darum sichtbar manches Abenteuerliche abgestreift hat, aber gleichwohl, nicht bloß in den Anachronismen und andrem Unglaublichem, sich als ungeschichtlich verräth, sondern auch, ebenso wie wir es bei Turpin bemerkt haben, einen schon fertigen Fabelkreis als Grundlage durchscheinen läßt. Nicht bloß sind aus diesem Fabelkreise größere Partieen und einzelne Züge, z. B. daß Arthur aus jener letzten Schlacht auf die Insel Avalon entrückt wurde, in die Geschichtserzählung aufgenommen, sondern es erscheinen auch die bedeutendern Namen der bedeutendern Helden, die in den Gedichten hervortreten, und setzen anderwärtige, vollständigere Kunde voraus. Die bereits versammelte und ausgebildete Genossenschaft der Tafelrunde ist offenbar angedeutet, wenn gesagt wird (l. IX, c. 11), Arthur habe alle vorzüglich Tapfre aus weit entlegenen Reichen eingeladen und angefangen, mit ihnen seinen Hofstaat zu vermehren und so viel feine Sitte an seinem Hofe zu pflegen (tantamque urbanitatem in domo suo habere), daß er fern wohnende Völker zur Nacheiferung angereizt. Dadurch angetrieben habe Jeder, der Ansprüche auf adeliches Wesen machte, sich nur dann für etwas gehalten, wenn er im Anzug und in der Art, die Waffen zu führen, sich nach der Weise der Ritter Arthurs trüge.

Unde nobilissimus quisque incitatus, vilipendebat se, nisi sese, sive in induendo, sive in arma ferendo, ad modum militum Arthuri haberet.

Endlich habe sich der Ruf seiner Freigebigkeit und Tapferkeit durch die entlegensten Ecken der Erde so sehr verbreitet, daß die Könige der Reiche jenseits des Meers von großer Furcht ergriffen worden, sie könnten, von ihm bekriegt und unterdrückt, die ihnen unterworfenen Völker verlieren.

[1] [Ausgabe von San-Marte. Halle 1854. K.]

Als seine Quelle bezeichnet Galfred die Mittheilung des Walter Calenius, Archidiacons von Oxford, welcher auf seinen Reisen in Armorica (der Bretagne) einen bedeutenden Vorrath brittischer Materialien gesammelt, die er in seine Hände gegeben, mit dem Ersuchen, sie ins Lateinische zu übertragen und bekannt zu machen, welches dann theils mittelst des Buches, von dem wir sprechen, theils mittelst eines noch ungedruckten [1] Lebens des Weissagers Merlin, vita Merlini Caledonii, in lateinischen Hexametern, geschah. Er sagt u. A. im Proömium:

Obtulit Galterus etc. quendam Britannici sermonis librum vetustissimum; und l. VII, c. 7: Sed ut in Britannico præfato sermone invenit (Galfredus) et a Galtero Oxenofordensi, in multis historiis peritissimo viro, audivit (hier auch mündliche Überlieferung), vili licet stylo, breviter tamen propalabit. [2]

Den Glauben an einen geschichtlichen Bestand der Sagen von Arthur theilte Galfred mit seinen Zeitgenossen. Alanus de Insulis, in der ersten Hälfte des 12ten Jahrhunderts, versichert sogar, wenn man in Britannien einen hörte, der es in Abrede stellte, daß Arthur noch lebe, so würd' er gesteinigt werden.

„Wer spricht nicht von ihm?" fährt Alanus fort. „Er ist sogar in Asien noch mehr bekannt, als in Britannien, wie unsre aus dem Morgenlande zurückkehrenden Wallfahrer uns versichern. Aber das Morgenland und Abendland ist voll von ihm. Ägypten und der Bosporus schweigen nicht. Rom, die Gebieterin der Städte, besingt seine Thaten. Antiochien, Armenien, Palästina preisen seine Heldenwerke."

Merkwürdig ist eine Stelle des Wilhelm von Malmesbury, aus derselben Zeit, welcher Kritik üben will und doch mitten in die Sage hineinfällt:

Hic est Arthurus, de quo Britonum nugæ hodieque delirant, dignus plane, quem non mendaces somniarent fabulæ, sed veraces prædicarent historiæ; quippe qui labantem patriam diu sustinuerit, infractasque civium mentes ad bellum acuerit; postremo in obsidione Badonici montis, fretus imagine dominicæ matris, quam armis suis insuerat, nongentos hostium solus adorsus incredibili cæde profligavit.

[1] [Herausgegeben von Francisque Michel und Thomas Wright, Paris 1837, wieder von San-Marte, Halle 1853. K.]

[2] [Vgl. die Ausgabe von San-Marte S. 155. H.]

Ducange, in seinem Glossarium ad scriptores mediæ et infimæ latinitatis, hat einen besonderen Artikel:

Arturum exspectare, proverbium apud Anglos, quorum credula fuit olim fides, ut Arturum regem denuo regnaturum persuasum haberent.

Endlich hat auch in Beziehung auf diesen Sagenhelden die Aufgrabung der Gebeine stattgefunden, die schon bei mehrern andern zur handgreiflichen Bestätigung ihres geschichtlichen Daseins dienen sollte.

In den Annales de Margan (die Abtei Margan in Wallis), Historiæ Anglicanæ scriptores quinque u. s. w. Vol. II, Oxford 1687, habe ich zum Jahr 1191 Folgendes angemerkt gefunden:

Inventa sunt ossa famosissimi Arthuri, quondam regis majoris Britanniæ, in quodam vetustissimo sarcophago recondita, circa quod duæ pyramides stabant erectæ, in quibus litteræ quædam exaratæ erant, sed ob nimiam barbariem et deformitatem legi non poterant: inventa sunt autem hac occasione dum inter prædictas pyramides terram quidam effoderant, ut quendam monachum sepelirent, qui ut ibi sepeliretur a conventu pretio impetraverat, reperierunt quoddam sarcophagum, in quo quasi ossa muliebria cum capillitio adhuc incorrupto cernebantur, quo amoto reperierunt et aliud priori substratum, in quo ossa virilia continebantur, quod etiam amoventes invenerunt et tertium duobus primis subterpositum, cui crux plumbea superposita erat, in qua exaratum fuerat: hic jacet inclytus rex Arthurus, sepultus in insula Avellana; locus enim ille paludibus inclusus insula Avallonis vocatus est i. e. insula pomorum, nam Aval Britannice pomum dicitur. Deinde idem sarcophagum aperientes, invenerunt prædicti principis ossa robusta nimis et longa, quod cum decente honore et magno apparatu in marmoreo mausoleo intra ecclesiam suam monachi collocaverunt. Primum tumulum dicunt fuisse Guenhaveræ reginæ, uxoris ejusdem Arthuri, secundum Modredi nepotis ejusdem, tertium prædicti principis.[1]

Was nun Galfred, bei seinem Bestreben nach historischer Glaubwürdigkeit, in seiner Chronik nur halb aufdeckt, der brittische Sagenkreis von Artus und seiner Tafelrunde, das ist, so viel man aus den vorhandenen Nachrichten ersehen kann, völlig aufgeschlossen in einem altfranzösischen Gedichte von nahezu 18000 Reimzeilen, Le Brut d'Angleterre,

[1] Abbatia de Margan in Wallia, fundata a. 1147 a Roberto comite Gloucestrensi. Es kann in obiger Stelle dieses Kloster gemeint sein, obgleich Glaston zufällig gerade vorher genannt ist.

verfaßt von Meister Wace im Jahre 1155 und am Hofe der normannischen Könige von England öffentlich vorgelesen. Eine Ausgabe dieses bisher ungedruckten Werkes wird gegenwärtig in Paris veranstaltet.[1]

Noch in demselben, dem 12ten Jahrhundert, bearbeitete dann ein gewandter und fruchtbarer nordfranzösischer Dichter, Chrestien de Troyes, nach einigen gestorben 1191, in einer Reihe erzählender Gedichte die Abenteuer einzelner Ritter dieses Kreises. Nachrichten über ihn und Auszüge seiner noch ungedruckten Erzählungen sind zu finden in der Histoire littéraire de la France B. XV, Paris 1820.[2] Diese erzählenden Gedichte des Chrestiens de Troyes sind es nun, die dem gröſten Theile der deutschen Bearbeitungen des Sagenkreises von Artus und seinen Rittern zu Grunde liegen.

Erschöpft wird derselbe durch diese vereinzelten Darstellungen keineswegs und den Zusammenhang des ganzen Cyklus übersieht man für jetzt noch am besten in dem alten, englischen Roman „die Geschichte des berühmten Fürsten Arthur und seiner Ritter von der Tafelrunde," welchen Thomas Malory im 15ten Jahrhundert aus französischen Romanen zusammengesetzt hat und der vom Ende des gedachten Jahrhunderts an öfters gedruckt worden ist, namentlich in Walkers British classics, in deren Reihe er, auch einzeln zu haben, 2 Bände (London 1816) ausmacht.[3]

Litterarisch kann man sich über die hieher gehörigen Romane näher unterrichten in F. W. V. Schmidts Abhandlung über dieselben, welche einen Theil der sonst schon angeführten Anzeige von Dunlops history of fiction bildet, Wiener Jahrb. d. Litt. B. 29. 1825. S. 71 ff.[4]

Die deutschen Gedichte dieses Kreises sind hauptsächlich folgende:

1. Erek und Enite, von Hartmann von Aue.

Dieses Werk, wodurch Hartmann bei den nachfolgenden erzählenden Dichtern des 13ten Jahrhunderts, welche häufig darauf Bezug nehmen, vorzüglich sein Ansehen begründet hat, ist, noch ungedruckt,[5] in einer

[1] [Ausgabe von Pluquet. Rouen 1827. K.]

[2] [Crestien von Troies, eine litteraturgeschichtliche Untersuchung von W. L. Holland. Tübingen 1854. K.]

[3] [Neue Ausgabe von Thomas Wright, 3 Bände. London 1858. 8. H.]

[4] [Schmidts Anzeige ist benützt in Liebrechts Übersetzung von J. Dunlops Geschichte der Prosadichtungen. Berlin 1851. K.]

[5] [Ausgabe von Haupt. Leipzig 1839. K.]

einzigen Handschrift zu Wien übrig. Es sind nur einzelne Stellen und Auszüge daraus mitgetheilt in den Wiener Jahrbüchern und in Hormayrs vaterländischem Taschenbuch. Ohne Zweifel ist die Quelle desselben ein gleichfalls nur handschriftlich [1] übriges nordfranzösisches Gedicht des vorgenannten Chrestien de Troyes.

2. Iwein, der Ritter mit dem Löwen, auch von Hartmann von Aue; mehrmals herausgegeben, besonders mit kritischer Sorgfalt von Benecke und Lachmann, Berlin 1827. [2] Auch hier liegt ohne Zweifel ein noch vorhandenes Gedicht des Chrestien de Troyes zu Grunde. [3] Der Iwein ist nach dem Erek gedichtet, auf welch letztern in jenem angespielt wird (S. 407).

Wie in der vorigen Abtheilung von den poetischen Bearbeitungen antiker Fabeln uns Heinrich von Veldeke an die Spitze trat, so hier, bei den Mähren von der Tafelrunde, Hartmann von Aue. Er wird auch überall von den nachfolgenden Dichtern, der Zeit nach, als der zweite Meister der Aventüre betrachtet und gepriesen; und dieses Ansehen hat ihm nicht etwa das früher erörterte Gedicht vom armen Heinrich verschafft, denn wenn auch wir dieses letztere seiner innern Tiefe wegen über den Iwein stellen, so wird es doch von den Dichtern des Mittelalters nirgends genannt; vielmehr verdankt er jenen Ruhm den beiden Rittergedichten. Diese geschichtliche Stellung bringt es mit sich, daß wir hier von seinen Lebensumständen und seinem dichterischen Charakter sprechen, wie in der vorigen Abtheilung von denen seines Vorgängers.

Hartmann von Aue ist bemerktermaßen der zweite in der Reihe der namhaften Aventürendichter. Seine Poesie ist reifer und innerlicher, als die seines Vorgängers, Heinrich von Veldeke; mehr vom Gemüth, als von der Phantasie beseelt. Mit diesem Charakter seiner Dichtung stehen seine äußeren Lebensumstände, so viel er selbst von solchen meldet, in schönem Einklang. [4]

[1] [Ausgabe von Imm. Bekker in Haupts Zeitschrift für deutsches Alterthum B. 10. K.]

[2] [Wieder 1843. K.]

[3] [Herausgegeben von Lady Ch. Guest, dann von W. L. Holland. Hannover 1862. K. Eine Inhaltsangabe des Gedichtes findet sich in meinem Buche über Crestien von Troies S. 149—166. H.]

[4] [Neueres über ihn sieh K. Barthel, Leben und Dichten Hartmanns von Aue. Berlin 1854. K.]

Hartmann war Ritter[1] und Dienstmann (ministerialis) zu Aue (Ouwe).[2] Welchem adelichen Geschlechte dieses Namens, deren es in Schwaben und in Franken gab,[3] er diente, ist nicht bestimmter angezeigt. Einmal spricht er so, daß man auf seinen damaligen Aufenthalt in Franken schließen muß.[4] Dagegen war der arme Heinrich, in dessen Geschichte Hartmann ohne Zweifel eine Sage vom Stamme seines Dienstherrn erzählt, von Aue geboren und in Schwaben gesessen (V. 31. 49). In demselben Gedichte rühmt er das herzliche Wohlwollen (den „guten Willen"), das den Schwaben jeder Biedermann zugestehen müsse, der sie daheim gesehen.[5]

Er scheint nicht, gleich andern Sängern, sich unstet umhergetrieben, sondern ein stilles und beschauliches Leben geliebt zu haben.[6] Wenn er seine Stunden nicht besser anwenden konnte, so las er in den Büchern, ob er etwas darin fände, was, wenn er dichtend seinen Fleiß daran gelegt, zu Gottes Ehre gereichen und von den Leuten gerne gehört werden möchte.[7] Als Liederdichter ist Hartmann, nach der Einfachheit des Stils, Reinmarn dem Alten ähnlich, dem er wohl auch gleichzeitig war.[8] Seine Minnelieder bezeichnet ein biederer, treuer Sinn. Wohl

[1] Iwein V. 21. Armer Heinrich V. 1. Manesse I, S. 183 a. In der Weingartener Handschrift ist er vor seinen Liedern ritterlich zu Pferde dargestellt. Schild, Waffenrock und Pferdsdecke sind schwarz, mit weißen Vogelköpfen bestreut. Auch auf dem roth und goldnen Helm ist ein Vogelkopf. Dieser Wappenschmuck kann darauf führen, zu welchem Geschlechte man den Sänger damals gezählt. J. v. Laßberg hat neuerlich darauf Untersuchungen gegründet, welche jedoch noch nicht bekannt gemacht sind. [Vgl. Greiths Spicilegium vaticanum S. 162 ff. K.]

[2] Armer Heinrich V. 4 f. Iwein V. 28 f. Mit dem Namen Hartmann läßt er sich auch sonst öfters anreden, Iwein V. 2965. 2973. 6998. Manesse I, S. 183 a.

[3] Crusius, Schwäb. Chronik a. m. O. Grimm, Armer Heinrich S. 133 f. Oberthür, Die Minne- und Meistersänger aus Franken u. s. w. S. 86. Pastorius, Francon. rediviv. u. s. w. S. 479.

[4] Manesse I, S. 183 b. Saladin lebte bis 1193.

[5] Armer Heinrich V. 1421 ff.

[6] Vgl. Manesse I, S. 183 b.

[7] Iwein V. 21 ff. Armer Heinrich V. 6 ff.

[8] Die Würzburger Handschrift giebt auch ein paar seiner Lieder Reinmarn dem Alten und Walthern v. d. Vogelweide. Museum I, 1. S. 169. [Die Lieder und Büchlein und der arme Heinrich, herausgegeben von Haupt. Leipzig 1842. Des Minnesangs Frühling von Lachmann und Haupt S. 205. K.]

thät' ihm Untreue besser, da sein Dienst ihm nicht gelohnet wird, aber Treue läßt ihn nicht von der Geliebten scheiden.[1] Ihr hat er gedient seit der Zeit, da er auf dem Stabe ritt, sie war von Kindheit an und wird immer seine Krone sein.[2] Ist sie ihm abgeneigt, so wirft er nur auf sich die Schuld:[3] „Mich schlägt nichts andres, denn mein eigen Schwert." Wie ferne sie ihm sei, so sendet er ihr seinen unsichtbaren Boten, den Gesang.[4]

Doch ist nicht der Minnesang die schönste Seite seiner Lieder. Am rührendsten zeigt sich sein treues und edles Gemüth, wenn er in der Trauer über den Tod seines geliebten Herrn sich vom Irdischen lossagt und als Kreuzfahrer die Heimath verlassen will.

Oft weissagt ihm sein Muth herrannahendes Übel und wenn er froh ist, seufzt er künftigen Verlust.[5] Aber nichts hat ihn tiefer betrübt, als seines Herren Tod. Seit der Tod ihn seines Herren beraubt hat, kümmert er sich nicht weiter um die Welt, seiner Freude besten Theil hat Jener mit sich dahin genommen. Die Kreuzesfahrt, die er sich vorgesetzt, soll auch der Seele seines Herrn hälftig zu gut kommen. Mög' er denselben vor Gott wiedersehen![6]

Mehrere seiner Lieder betreffen diese fromme Fahrt. Wann er sie wirklich vorgenommen, erhellt nicht. Man war oft geraume Zeit mit dem Kreuze bezeichnet, bis Gelegenheit wurde, sich dem größeren Zug eines Fürsten anzuschließen. Diese Bestimmung für den Dienst des Himmels betrachtet Hartmann als eine geistliche Weihe, als ein ritterliches Priesterthum, als einen Zustand von Heiligung und Beseligung. Dem Kreuze ziemt wohl reiner Muth und keusche Sitte, so mag man damit alles Heil erwerben. Was taugt es auf dem Gewande, wer es nicht am Herzen hat? Wess Schild sonst weltlicher Ehre bereit war, der ist nicht weise, wenn er ihn Gott versagt. Hier wird ihm beides, der Welt Lob und der Seele Heil. Welche Frau ihren lieben Mann mit rechtem Muth auf diese Fahrt sendet, kann sich den halben Lohn

[1] Manesse I, S. 179b 1.
[2] Ebd. I, S. 179a 3. 182b 5.
[3] Ebd. I, S. 179a 4.
[4] Ebd. I, S. 180a 4.
[5] Iwein V. 3087 ff.
[6] Manesse I, S. 179a 6. 180b 2.

daran erkaufen. Bete sie daheim für beide, während er dort für beide fährt! Ihr Minnesänger, was ist eure Minne gegen meiner? Ich darf jetzt mich rühmen, wohl von Minne zu singen. Nie hatt' ich sorgenlose Freude bis zu dem Tag, da ich mir Christi Blume erkor, die ich nun trage. Sie kündet uns eine Sommerzeit, die so ganz in süßer Augenweide liegt.[1]

Vom armen Heinrich ist schon früher gehandelt worden. Es bleibt uns also noch vom Iwein zu reden übrig.

Es ist bereits bemerkt worden, daß Hartmann dieses Gedicht nach dem Altfranzösischen des Chrestiens de Troyes bearbeitet habe. Ein Auszug aus dem Chevalier au lyon des welschen Erzählers beweist, daß ihm der deutsche Dichter nicht bloß im Gange der Handlung, sondern selbst bis zu einzelnen Wendungen und Bemerkungen gefolgt ist. Die Arbeit des Letztern kann daher im Ganzen nicht als freie Umdichtung, sondern nur als Übertragung betrachtet werden, wenn gleich nicht in dem Sinne wörtlich, wie die Werke der neueren Übersetzungskunst, wie denn auch bei anziehenden Stellen, deren der Auszug nicht besonders erwähnt, noch auszumitteln ist, was etwa der Bearbeiter aus dem Seinigen hinzugethan. Kann nun dem deutschen Iwein das Verdienst der Erfindung nicht zugesprochen werden, so gebührt ihm doch in doppelter Beziehung eine aufmerksame Beachtung. Einmal weil die Dichtungen von den Rittern der Tafelrunde, vorzüglich durch Hartmanns gefällige Bearbeitungen in Deutschland bekannt und beliebt geworden, einen unverkennbaren Einfluß auf den Geist des deutschen Ritterthums ausgeübt, sodann weil Hartmanns Iwein, gegen Veldekes Äneis gehalten, so bedeutende Fortschritte in der Kunst sinniger Darstellung und in der Ausbildung des Stils beurkundet. Der Inhalt des Gedichts ist in den Hauptzügen in Rosenkranzs Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter S. 253 ff. [auch in Gödekes deutscher Dichtung im Mittelalter S. 719 f. K.] angegeben.

Daß die Fabel von dem wunderbaren Brunnen in der Bretagne[2] wirklich örtliche Anknüpfung hatte, ergiebt sich aus einer Stelle des Roman de Rou. Diese normännische Reimchronik des schon erwähnten Wace, aus dem dritten Viertel des 13ten Jahrhunderts, ist im

[1] Manesse I, S. 180a 6. 180a 7. 180b 3. 183b 6. 181b 2.

[2] [Vgl. darüber mein Buch über Crestien von Troies S. 152—156. H.]

Druck erschienen unter dem Titel: Le Roman de Rou et des ducs de Normandie, publié par F. Pluquet. Rouen 1827. Der Verfasser derselben erzählt gelegenheitlich von den Wundern des Waldes Brecheliant (Breziljân im deutschen Iwein). Er führt an, daß die Bretone viel von diesem Walde zu erzählen wissen. Darin befinde sich die Quelle von Berenton. Wenn die Jäger dort, um ihren Durst zu löschen, mit ihren Jagdhörnern Wasser schöpfen und den Stein begießen, so pfleg' es im ganzen Wald umher zu regnen. So soll es wenigstens ehemals gewesen sein. Auch sehe man dort, wenn die Bretone die Wahrheit sagen, Feen und andre Wunder.

„Ich gieng dahin, Wunder zu suchen," fährt Meister Wace fort, „ich sah den Wald und das Land; Wunder sucht' ich, aber keine fand ich; thöricht gieng ich hin, thöricht kam ich zurück; Thorheit sucht' ich und machte mich selbst zum Thoren." (II, S. 143 f.)

Die neuesten Herausgeber des Iwein bezeichnen das Ziel dieser Dichtung dahin: wer mit ganzer Kraft seiner Seele nach dem trachtet, was wahrhaft gut ist, dem folget Glück und Ehre. Dieses ist im Eingang des Gedichtes ausgesprochen.

Die Anlage des Gedichts, wie sie Hartmann von seinem französischen Vorbild erhalten, ist übrigens nicht besonders zu loben. Die Handlung zerfällt allzu sehr in zwei gesonderte Theile, die Ereignisse vor und nach der Heirath des Helden, und das Interesse schwebt zu sehr zwischen dem Verhältnis zu seiner Frau und dem zu seinem Freunde Gawein.

Eine der einnehmendsten Scenen des Gedichts ist die V. 6435 ff. Iwein kommt auf seinen Fahrten einst abends zu einer Burg. In einem schönen, weiten Baumgarten sieht er einen alten Herrn, auf ein kostbares Ruhebett gelehnt, wo ihm am warmen Abend die schönen Blüthen und das reine Gras süßen Duft geben:

Er hete ein schœnen alten lîp,
und ich wæne wol, sî was sîn wîp,
ein vrouwe diu dâ vor im saz.
sine mohten beidiu niht baz
nâch sô alten jâren
getân sîn noch gebâren.

Vor Beiden sitzt ein junges anmuthiges Mädchen, das gar wohl welsch lesen kann. Dieses kürzt ihnen mit Lesen die Stunde und macht sie manchmal lächeln:

Ez dûht si guot swaz si las,
wand si ir beider tohter was.

Als sie den Gast gewahren, wird er wohl empfangen. Die Jungfrau führt ihn an der Hand herbei, er setzt sich zu ihr in das Gras und findet im Gespräche, daß bei ihrer jugendlichen Schönheit auch süße Worte und edle Sitte wohnen. Die beiden Jungen freuen sich ihrer Jugend und reden von des Sommers Schönheit und welche Lust ihnen noch das Leben bringen solle. Die beiden Alten aber sprechen schon vom kalten Winter und wie sie sich vor dem Froste schützen mögen.

Leider kann man nicht vergleichen, wie viel an diesem lieblichen Abendgemälde Hartmanns besondres Verdienst sei, da der Auszug des französischen Gedichtes hierüber keinen Aufschluß giebt.[1] Der altenglische Iwein (Ritson, Ancient engleish metrical romanceës. Vol. I, London 1802. S. 129 f.), welcher aus derselben altfranzösischen Quelle geschöpft zu haben scheint, hat zwar diese Scene, aber in einer, gegen Hartmanns malerischer Darstellung, ziemlich trockenen Erzählung.

Das Bild jungfräulich kindlicher Anmuth und Sitte erinnert an das uns schon aus dem armen Heinrich bekannte, und das milde Frühlingsabendlicht, das auf dem Ganzen ruht, ist der Charakter von Hartmanns Poesie.

3. Wigalois, der Ritter mit dem Rade, von Wirnt von Gravenberg, herausgegeben von Benecke. Berlin 1819.[2]

Dieses Rittergedicht von 11708 Reimzeilen ist, gleichfalls nach einer altfranzösischen Quelle, um das Jahr 1212 verfaßt, worüber Benecke im Vorbericht ausführliche Nachweisung giebt. Der Dichter hat sich in Darstellung und Stil seinen ältern Zeitgenossen, Hartmann von Aue, zum Vorbild genommen. Die Abenteuer des Helden sind jedoch phantastischer, als die des Iwein. Wirnts Geschlechte gehörte die Burg an, deren Name bis auf den heutigen Tag dem darunter liegenden Städtchen Gräfenberg, zwischen Nürnberg und Baireuth, geblieben ist. Ein kleines erzählendes Gedicht des spätern Konrad von Würzburg[3] bezeichnet ihn als Kreuzfahrer. Wirnt von Grafenberg war ein Ausbund deutscher Ritterschaft, schön und tugendreich, und in Allem vollkommen,

[1] [Vgl. Li romans dou chevalier au lyon in meiner Ausgabe Z. 5352 ff. H.]
[2] [Neuerdings von Franz Pfeiffer. Leipzig 1847. K.]
[3] [Der Welt Lohn, herausgegeben von Franz Roth. Frankfurt 1843. K.]

womit man in dieser Welt Preis erwirbt. Er trug ausgewählte Kleider, Birschen und Beizen verstand er wohl, Schachtafel und Saitenspiel war seine Kurzweile. Einem Ritterspiele wär' er über tausend Meilen nachgeritten, um den Sold der Minne zu erstreiten. Einst saß er allein in der Kammer und hatt' ein Buch in der Hand, darin er Aventüre von der Minne geschrieben fand. Damit hatt' er den Tag bis zur Vesperzeit vertrieben. Da kam ein wunderschönes Weib herzugeschlichen, von deren lichter Farbe das Gemach erleuchtet ward. Sie trug kostbare Kleider und eine reiche Krone. Erschrocken sprang Wirnt auf und hieß sie willkommen. Die Frau dankt' ihm: er soll nicht so sehr vor ihr erschrecken, sie sei es ja, der er langeher gedient, für die er oft Leib und Seele gewagt; nun sei sie hergekommen, um ihm den Lohn zu zeigen, der ihm für seinen Dienst werden soll. Wirnt wunderte sich, daß er der Dienstmann einer Frau sein soll, die er doch nie gesehen; doch woll' er mit Freuden der Ihrige sein, nur möge sie ihm ihren Namen sagen. Da sprach sie, unter ihrer Krone stehen Kaiser und Königssöhne; Herzoge, Grafen und Freie biegen ihr das Knie; „die Welt“ sei sie geheißen, und ihren Lohn soll er jetzt sehen. Da wandte sie ihm den Rücken zu, der überall mit Schlangen, Nattern und Kröten behangen, mit giftigen Blattern bedeckt und von Maden bis auf das Gebein zerfressen war; ihr seiden Kleid war in ein schlechtes Aschentuch verwandelt. So schied sie von dannen. Der Ritter aber verwünschte solchen Dienst, schied von Weib und Kind, nahm das Kreuz an sein Gewand und hub sich über das wilde Meer, um in Gottes Heere gegen die Heidenschaft zu streiten.

Unter den litterarischen Notizen, welche Benecke im Vorberichte zum Wigalois giebt, ist besonders die S. XXIX hervorzuheben.

4. Lanzelot vom See, durch Ulrich von Zazichoven, nur handschriftlich vorhanden, zu Wien und Heidelberg.[1] Aus einer im Museum für altd. Litteratur und Kunst I, S. 603 mitgetheilten Stelle ergiebt sich über Zeit und Anlaß dieser deutschen Bearbeitung Folgendes: Als der König von England (Richard Löwenherz) von dem Herzog Leopold (von Östreich) gefangen ward und zur Sicherheit für das Lösegeld edle Herrn von fremden Landen zu Geiseln geben muste, welche Kaiser Heinrich (dem

[1] [Herausgegeben von K. A. Hahn. Frankfurt 1845. K.]

Leopold seinen Gefangenen abgetreten hatte) in Deutschland verwahren ließ, da befand sich unter diesen Geiseln Gui von Morville, welcher das welsche Buch von Lanzelot besaß. Auf Bitte lieber Freunde begann Ulrich von Zazichoven es ins Deutsche zu dichten. Richards Lösung erfolgte 1194 (Walther von der Vogelweide S. 27 N.) und Ulrichs Gedicht mag hiernach noch älter sein, als Hartmanns Iwein, seine Wirkung war aber nicht so bedeutend.

5. Daniel von Blumenthal, von dem Stricker, einem Dichter aus der Mitte des 13ten Jahrhunderts, von dem auch das überarbeitete Gedicht von Karls des großen letztem Feldzug nach Spanien und mehrere kleinere Erzählungen herrühren. Er beruft sich auf ein welsches Buch des Meisters Albrich von Bisencze. Man hat daraus einen Albrich von Vicenza gemacht. Es ist aber ohne Zweifel derselbe Meister Älberich von Bisenzun (Besançon), dessen Alexandersgedicht der Pfaffe Lamprecht bearbeitet hat.

Vom Daniel von Blumenthal ist nur der Anfang, ungefähr 350 Verse, gedruckt in Nyerups Symbolæ ad litteraturam Teutonicam antiquiorem. Kopenhagen 1787.

6. Wigamur, ein sehr abenteuerliches Gedicht von ungenanntem Verfasser, gedruckt in den Deutschen Gedichten des Mittelalters, herausgegeben von v. d. Hagen und Büsching, B. 1.

Ich schließe hiermit die Aufzählung der Gedichte von den Rittern der Tafelrunde. Es ließen sich zwar noch andere nennen, aber schon mehrere der bisher angeführten sind theils nur litterarisch bekannt, theils zu weitläufig und dem Sageninhalte nach nicht bedeutend genug, um sie im Auszuge zu geben. Die Dichtungen vom heiligen Gral und von Tristan greifen zwar auch in den Fabelkreis von der Tafelrunde ein, aber von ihnen ist nachher besonders zu handeln.

Ich beschränke mich daher auf einige allgemeinere Schlußbemerkungen:

1. Die Gedichte dieses Kreises haben in den deutschen Bearbeitungen und schon in den französischen Vorbildern, welche diesen zu Grunde liegen, ihren nationalen Sagenboden fast gänzlich verloren und schweben im grenzenlosen Gebiete des Abenteuerlichen. Die Ritter, welche König Artus um seine Tafelrunde versammelt hat, essen nicht zu Morgen, bevor sich ein Abenteuer gezeigt. Gewöhnlich erscheint dann

irgend ein fahrendes Fräulein, das einen Kämpfer begehrt, der für sie die außerordentlichsten Proben ritterlicher Tapferkeit bestehen muß, oder es kommt Nachricht von einem fremden Ritter, der draußen zum Kampfe hält, oder es wird sonst eine seltsame Kunde erzählt, welche die Genossen der Tafelrunde auf abenteuervolle Irrfahrten hinausführt. Wälder voll Löwen und Schlangen, Kämpfe mit Riesen, verzauberte Paläste, gefährliche Brücken u. dgl. gehören hier zum täglichen Brote, ohne daß in all diesem Wunderbaren noch eine mythische Bedeutung zu suchen wäre.

2. Der innere Anhalt dieser Gedichte liegt vielmehr darin, daß die unerschrockenen Kämpen zugleich Muster edler Rittersitte und feiner Hofzucht sind. Sie sind der Ausdruck des Wohlgefallens an der eben erst errungenen Verfeinerung des geselligen Lebens, in welchem die Frauen obenan stehen. Wo nun, wie besonders bei Hartmann von Aue, die innere Milde des Gemüths hinzukommt und der sanfte Strom der Rede in den reinen Formen der ausgebildeten mittelhochdeutschen Sprache sich hinbewegt, können diese Gedichte einen wohlthuenden Eindruck nicht verfehlen. Dagegen ist nicht zu miskennen, daß geziertes Wesen, weitschweifiges Ceremoniel und galante Sittenlosigkeit mehr und mehr überhand nehmen und damit zugleich die Sprache sich zum Spielenden hinneigt. Der große Umfang der Dichtwerke tritt außer Verhältnis mit dem Gewichte des Inhalts und die Äußerlichkeit der endlosen Beschreibungen glänzender Hoffeste, Turniere u. s. w. wird für unsre Zeit in hohem Grad ermüdend.

3. Die epische Charakteristik, wie sie der echten Sagendichtung eigen ist, konnte weder im bodenlos Abenteuerlichen, noch im höfisch Conventionellen gedeihen. Darum haben auch die Helden und Heldinnen häufig nur ein sehr allgemeines Gepräge. Dennoch ziehen sich einige Hauptcharaktere durch den ganzen Kreis in festerer Haltung hindurch, vielleicht noch in älterer Gestaltung begründet, aber nun im Sinne dieser ritterlichhöfischen Dichtung umgeformt. König Artus selbst ist das Bild eines Fürsten, der mit Prachtliebe und unerschöpflicher Freigebigkeit einen glänzenden Hof zu halten weiß; sein Neffe Gawein hat alle Tugenden und Fehler ritterlicher Galanterie; der Seneschall Kai, der am tiefsten erfaßte dieser Charaktere, handhabt Zucht und Ordnung am Hofe, geräth aber selbst durch seine Spott- und Tadelsucht, durch sein

prahlerisches und voreiliges Wesen in manchen Unfall, der ihn der Schadenfreude preisgiebt; der wilde Segremors, den man binden müßte, um ihn vom Fechten zurückzuhalten, der über den Rhein schwämme, wo er am breitsten ist, wenn er am andern Ufer streiten sähe, ist der Wolfhart dieser Tafelrunde und ein Überrest alten Heldenwesens.

8. Der heilige Gral.

Es ist bereits bemerkt worden, daß der Sagenkreis vom Grale mit dem von der Tafelrunde in naher Verbindung stehe. Gleichwohl glaube ich ihn von diesem unterscheiden und aussondern zu müssen, worüber ich nachher Erläuterung geben werde. Die Dichtungen von der Tafelrunde sind der Kreis grüner, nur an der Spitze leicht gerötheter Blätter, in denen die purpurne Blume selbst, die Sage vom Grale, ruht.

Wie bei den Heldenliedern, werde ich zuerst den Inhalt der Sage im Umriß geben, und zwar eben dasjenige, was ihr zum Unterschiede von jenem andern Fabelkreise eigenthümlich ist.

Die deutschen Gedichte, welchen ich diese Umrisse entnehme, sind folgende:

1. Parcival,[1] von Wolfram von Eschenbach, gedruckt im 1 B. der Müllerischen Sammlung deutscher Gedichte des 12ten bis 14ten Jahrhunderts. Berlin 1784.

2. Bruchstück des Titurel, von demselben Dichter, herausgegeben von Docen in dessen erstem Sendschreiben über den Titurel u. s. w. Berlin und Leipzig 1810 und in den Wiener Jahrbüchern der Litteratur B. 8, 1819. Anz. Bl. S. 28 ff.

3. Der spätere, vollständige Titurel, nach dem alten Drucke von 1477.[2]

[1] [Wolframs Werke, Gesammtausgabe von Lachmann. Berlin 1833 und wieder 1854. Was außerdem für das Verständnis dieses großen Dichters seither besonders von San-Marte (Albert Schulz) und Simrock geschehen ist, verzeichnen die litterarhistorischen Handbücher. K.]

[2] [Neue Ausgabe von K. A. Hahn. Quedlinburg 1842. K.]

4. Lohengrin u. s. w., herausgegeben von J. Görres, Heidelberg 1813.[1]

Der Meister dieses Sagenkreises ist eben Wolfram von Eschenbach.

Der Gral.

Der heilige Gral ist die Schüssel, daraus Christus bei der Stiftung des Abendmahls mit seinen Jüngern gespeist hat. Er besteht aus einem Jaspis, dem edeln Steine, von dessen Kraft der Phönix aus der Asche sich verjüngt. Ein Kranker, der den Gral ansieht, kann in der Woche hernach nicht sterben. Zweihundertjährige Jugend giebt der öftere Anblick dieses Steins. In demselben Gefäße hat Joseph von Arimathia das Blut aus den Wunden des Erlösers aufgefangen.[2] Engel haben ihn vor alter Zeit zur Erde gebracht und in den Sternen ward gelesen, daß einst ein gesegnetes Geschlecht zu seiner Pflege werde berufen werden.[3]

Dieses erwächst in dem Königsstamme Senabors[4] aus Kappadocien. Drei seiner Söhne folgen dem Kaiser Vespasian nach der Eroberung Jerusalems in römische Lande. Dem einen, Berillus, vermählt der Kaiser seine Tochter und giebt ihm Frankreich, den andern verleiht er Anjou und Cornwallis. Alle sind eifrige Verbreiter des Christenthums. Berillus bekämpft die Heiden von Galizien und Saragossa; kräftiger noch sein Nachfolger Titurison, mit Elizabel von Aragon vermählt. Einen Erben von Gott zu erflehen, wallfahrten diese zum heiligen Grab und opfern ein Bild von Golde. Ihr Gebet wird erhört; sie weihen in ihrer Freude das Kind dem Himmel. Da verkündet ein Engel,

[1] [Wieder von H. Rückert. Quedlinburg 1858. K.]

[2] Tit. Bl. 304a. 304b. Parc. 13998—4019. Bemerkenswerth ist, daß im Parcival nirgends der ursprünglichen Bestimmung des Steines gedacht wird, obgleich der Einsiedler Trevrezent seinen Neffen ausführlich mit den Wundern des Grals bekannt macht. Von dem Auffangen des Bluts wird auch im Titurel nicht ausdrücklich gesagt, aber die Erwähnung Josephs von Arimathia deutet darauf.

[3] Tit. 304a 11. Parc. 13561—75. 14066—79.

[4] Über Senabor vgl. Sandabar, Sendebar, Sendebad, Syntipas, Göttingische gelehrte Anzeigen 1830, St. 172, 30 Oct., S. 1707 ff. in der Recension von: Συντίπας. De Syntipa et Cyri filio Andreopuli narratio e codd. Pariss. edita a Jo. Fr. Boissonade. Paris 1828. (Die griechischen sieben weisen Meister.) Vgl. Rosenkranz, Allgemeine Geschichte der Poesie I, S. 73, R.

es werd' in keuscher Jugend ein Streiter des Glaubens und einst selbst Genosse der Engel sein. (Tit. Cap. 1. Vgl. Conybear S. 186 f. Hier erinnert der Fall der Engel und die Bestimmung der neugeschaffenen Menschen, sie zu ersetzen, an den Anfang des Parcivals und erläutert die Tendenz dieser Dichtungen.)

Titurel.

Wie dem Wächter nach langer, kalter Nacht der aufglänzende Morgenstern, wie allem Lebenden der wonnereiche Mai, wie nach kaltem Reif die Sonne, wie in Mittagsglut ein Brunnen und einer duftigen Linde breiter Schatten, wie dem Bedrängten der milde Freund, wie dem Beraubten, der Gericht begehrt, des Königes Gruß, wie dem Blinden, wenn er es wiederfände, das Augenlicht, wie dem Durstigen der süße, klare Wein, dem müden Gaste die Herberge, wie dem Liebenden das Geliebte, über all dieses herzerfreuend ist der Anblick des schönen Jünglings Titurel. Vielfach wird ihm der Frauen holder Gruß geboten, ein Klausner hätte sich daran entzündet. Doch Titurel ist eingedenk der Verkündigung des Engels bei seiner Geburt. Im Kampfe für das Christenthum will er von Gott verdienen, daß ihm einst ein Kuss von rothem Munde werde. Mit dem Vater zieht er auf Heerfahrt gegen die Saracenen von Auvergne und Navarra. Zween Falken gleich, schweifen die beiden in rauschendem Flug umher, bis in allen Abendlanden der Heiden wenig sind. So wirbt er, in unverblühter Jugend, bis zum fünfzigsten Jahre; da bringt der Engel die Botschaft, daß Titurel um seiner Tugend willen zum Gral erwählt sei. Er scheidet von den Eltern, die in Thränen Gott loben. Vom Gesang der Engel geleitet, kommt er zu einem pfadlosen Walde, der nach allen Seiten sechszig Meilen sich erstreckt. Cypresse, Ceder, Ebenbaum, Gehölz aller Art ist hier wild verwachsen, fremde Vögel singen in den Zweigen. Mitten im Walde ragt ein Berg, den Niemand finden kann, als wen die Engel führen, der bewahrte, behaltene Berg, Montsalvatsch. Mit vielen Gezelten liegt auf diesem Berge Titurels künftige Schaar. Über ihr schwebt, in reichem Gehäuse, der Gral, von unsichtbaren Engeln gehalten; denn noch lange soll nicht geboren sein, wer ihn berühren darf. Was sie bedürfen, giebt der Gral, welch Gefäß man darunter hält, es ist der besten Labung voll. Reich an Gold und edeln Steinen

ist das Land, Salvaterre, denen bekannt, die in Galicien fahren. Hier waltet Titurel, herrlich vor allen Königen. Er baut auf Montsalvatsch eine weite Burg, von ihr aus dient er Gott mit Speer und Schwert gegen die Heiden, die sich in der Wildnis ansiedeln wollen. Noch immer bleibt der Gral schwebend, da beschließt Titurel, ihm einen Tempel zu stiften, dessen Pracht Niemand überbieten könne, ganz aus edlem Gestein, aus lautrem Gold und, wo man Holz zu dem Gestühle braucht, aus Aloe. Was man zum Werke bedarf, findet man von dem Grale bereit.

Der Fels des Berges ist ein Onyx; eine Schichte desselben, mehr denn hundert Klafter im Umfang, säubert Titurel von Gras und Kräutern; er läßt sie schleifen, daß sie wie der Mond erglänzt. Auf ihr findet er eines Morgens den Grundriß des Werkes eingezeichnet. [1] Rund, mit zweiundsiebenzig Chören, jeder von acht Ecken, erhebt sich der Bau. Innerhalb und außen glänzt aus rothem Golde jeder Edelstein nach seiner Farbe. Je auf zwei Chören ruht ein hohes Glockenhaus, allum zu einem Kranze stehen die Türme, achteckig, mit vielen Fenstern; inmitten hebt sich einer, zweimal so groß, als die andern. Die Turmknöpfe brennende Rubine, darauf krystallene Kreuze, auf jedem Kreuz ein Aar, von Golde funkelnd; von ferne scheint er im Fluge zu schweben; das Kreuz, darauf er ruht, verschwindet dem Auge. Des mitteln Turmes Knopf ein Karfunkel, der den Rittern des Grals, wenn sie im Walde sich verspätet, durch die Nacht zur Heimat leuchtet. Zwo Glocken mit goldnen Klöpfeln rufen zum Tempel und zum Convent, zum Tisch und zum Streite. An den Außenwänden des Tempels ist ergraben und ergossen, wie seine Diener täglich gewappnet zum Schutze des Grales kämpfen. Drei sind der Pforten, von Mittag, Abend und Mitternacht, jede mit reichen Vorlauben geziert. Nach Morgen sind die meisten Chöre gerichtet; gen Mittag führt ein Kreuzgang zu der Wohnung der Brüderschaft. Im Innern des Tempels ist das Gewölb ein blauer Himmel von Sapphiren, mit Karfunkeln gestirnt, die selbst in dunkler Nacht erglänzen. Dazwischen ziehen, durch verborgne Kunst, die goldne Sonne und der silberne Mond, die sieben Tageszeiten zum Gesang anzeigend. Der Estrich ein krystallnes Meer; wie unter dünnem Eise, sieht man Fische und Meerwunder sich

[1] [Vgl. S. Boisserée, Über die Beschreibung des Tempels des heiligen Grals. München 1834. 4. H.]

bekämpfen. Die Mauern von Smaragd, darauf goldne Bäume, mit Vögeln besetzt. Die Bogen mit Reben durchflochten, die über das Gestühl herabhängen. Dichtbelaubt, aus Gold, sind diese Reben, Rosen und Lilien dazwischen. Erhebt sich ein Wind, so erklingen die Blätter, als ob tausend Falken mit goldnen Glöcklein sich aufschwängen. Engelgestalten wiegen sich auf den Reben. An Wänden und Pfeilern Bilder der Evangelisten und Zwölfboten, der Propheten und der Heiligen. Nirgends spannenbreit im Tempel ungeschmückt. Die Fenster, statt Glases, Berylle; auf ihnen, daß nicht der Glanz das Auge verletze, Bilder aus farbigem Gestein, nach welchem die Sonnenstrahlen sich färben. Entbehrlich ist zwar der Fenster Helle, Überfluß an Licht geben die edeln Steine, deren Glanz das lichte Gold entzündet. Goldne Kronen mit leuchtenden Kerzen hängen herab, darob je speereshoch ein Engel, als wollt' er die Krone in die Lüfte führen. Auch auf Kanzeln und Mauern tragen viel Engel Kerzen. Engel, mittelst verholner Bälge, geben zum Gesang der Priester süß Getöne. Welche Stimme im Tempel ertönt, durch die edle Art der Steine, die Weite und Höhe des Raums, wird der Widerhall in hellem Tone verlängert, wie wenn im Walde Orgelklang ertönte. Der größern Chöre einer ist dem heiligen Geiste geweiht, der Patron über all den Tempel ist; der nächste dabei der reinen Mutter Gottes, der dritte dem Johannes, die folgenden den übrigen Zwölfboten. Vor jedem Chor zwo goldne Gitterthüren, innen herrlich gezierte Altäre, darauf Balsamfeuer brennt. In der Mitte des Tempels aber steht ein überreiches Werk, diesen im Kleinen darstellend, jedoch nur mit Einem Altar; hier soll der Gral bewahrt werden, wenn er sich niederlassen wird. In dreißig Jahren ist der Bau vollbracht. Ein Bischof weiht Tempel und Altäre; da führt der Engel den Gral in die köstliche Zelle, die ihm bereitet ist (Tit. Cap. 3 und der Anfang von Cap. 4). An jedem Charfreitag schwingt sich fortan eine glänzend weiße Taube vom Himmel und legt auf den Gral eine kleine, weiße Oblate, davon der Stein seine Wunderkraft empfängt (Parc. 14020—41).

Als Titurel das Werk vollendet, hat er vierhundert Jahre Gott gedient und ist nach der Gestalt, als wär' er noch nicht gegen vierzig. Jetzt ist am Gral die Schrift zu lesen, Titureln sei ein Weib erlaubt, Richoude, die reine Königstochter aus Spanien. Aus großer Demuth

ist er bis daher nicht Ritter worden, jetzt, an seiner Hochzeit, läßt der Jüngling, der vierhundertjährig Haupt trägt, sich zum Schwerte segnen. Er wählt sich aus Richoudens Gefolge zweihundert Schildgefährten, mit denen er ferner dem Gral gegen Feinde dienen will. Ein engelgleiches Geschlecht entsprießt aus dieser Ehe. Die Söhne der Könige werben, einen Ast des edeln Stammes zu gewinnen. Am Gral findet man stets die Namen derjenigen geschrieben, die er aus allen Landen zu seinem Dienste wählt, Mägdlein und Knaben. Arme und Reiche freuen sich, wenn ihr Kind dorthin gefordert wird, wo reines, seliges Leben und himmlischer Lohn seiner wartet. Die Jünglinge erwachsen dort zu der ritterlichen Brüderschaft (P. 14040) der Templeisen. Mit dem Wappen des Grals, der weißen Taube, bezeichnet, reiten sie aus und bekämpfen Jeden, der die heilige Wildnis zu betreten wagt. Die Jungfraun aber treten in das Gefolge der reinen Urepanse, Titurels Enkelin, die zuerst und allein gewürdigt ist, den Gral zu berühren. Die goldne Krone im gelockten Haar, leuchtend wie der aufgehende Tag, tritt sie im Geleit ihrer Jungfraun daher und trägt den heiligen Stein zum Königssaale, wo er die Fülle irdischer Gaben spendet.[1]

Amfortas.

Mitten in solcher Herrlichkeit kommt schwerer Jammer über die Genossenschaft des Grals.[2] Schon hat Titurel, als ihm vor großem Alter der Speer entsank, die Krone seinem Sohn Frimutel übertragen. Als dieser einem Lanzenstoß erlegen, folgt sein Erstgeborner, Amfortas (P. 7462—7. 14151—8). Jedesmal ist am Grale zu lesen, wer als König walten soll. Gepriesen an Schönheit und ritterlicher Kraft sind Amfortas und sein Bruder, der schnelle Trevrezent, der das Wild im Sprung ereilt (Tit. 25b, 4. 10). Aber beide wenden sich weltlichen Dingen zu. Wer dem Grale dient, soll auf Weibes Minne verzichten. Der König allein darf sich vermählen, wie des Grals Inschrift ihn

[1] Parc. 14042—65. 6994—7009. 24176—92. 24271. 14243—49. 14730—5. 42—78. 24402—10. 14971—85. 24313—21. 24409 f. Die Jungfraun pflegen des Grals, die Ritter hüten ihn (Parc. 14730—5).

[2] Parc. 7469.

antweist; die Andern nur dann, wenn der Gral sie als Gebieter herrenloser Länder aussendet (P. 14274—7). Die Brüder kehren sich nicht an dieses Gebot. Verstohlen zieht Trevrezent auf Ritterschaft, sein Bruder selbst giebt ihm die Mittel, sich mit Knappen und andrer Ausrüstung zu versehen. In den drei Theilen der Erde fährt er umher, turniert und kämpft mit Christen und Heiden, im Dienst einer schönen Frau (P. 13654—75. 14779—902). Auch Amfortas, der König, dient der Minne eifriger, als dem Grale (P. 14250—93. 24369—74. Tit. 87a, 1). Er glüht für Orgelusen von Logrois, Gemahlin des Herzogs Zidegast, von so leuchtender Schönheit, daß bei ihr, auch ohne Kerzen, nimmer Nacht wäre.[1] Ist gleich seine Liebe hoffnungslos, doch läßt er nimmer ab, in ihrem Dienst Speere zu brechen und Schilde zu durchbohren (Tit. 86b, 1 v. u. — 88a, 6. 89b, 1 v. u. 99a, 4 f. 110a, 1. 238a, 5—8). Indeſs wird der Herzog, Orgelusens Gemahl, mit dreien seiner Ritter, von dem stolzen König Gramoflanz erschlagen, der nie anders als mit Mehreren kämpft. Vergeblich bietet der Mörder ihr Krone und Land (P. 18105—12). Fortan läßt sie ihre Schönheit nur leuchten, um dem Erschlagenen einen Rächer zu erwecken. In einem Gehölze bei Logrois, wo Ölbäume und Reben, Feigen und Granaten üppig erwachsen, am Rand einer Quelle, die aus dem Felsen schießt, erwartet sie den Kämpen, der durch blutige Rache ihre Hand und ihr Herzogthum gewinnen will. Manchen sendet sie so in den Tod. Amfortas aber, ihr eifrigster Diener, erscheint nicht; schon hat ihn die Strafe seiner Versündigung am Gral erreicht (P. 14102—15. Tit. 255a, 9—11). Eines Heiden vergifteter Speer hat ihn getroffen. Bleich und kraftlos, das Speereisen im Leibe, kommt er heim. Ein Arzt holt es aus der Wunde, aber vom Gift eitert diese fort und fort. Sie tragen den König vor den Gral; das ist sein gröstes Leiden, daß sie ihn nicht sterben lassen (P. 23521—79. 23767—76). Was man der Heilbücher liest, von Mitteln gegen Schlangengift, nirgends ist Hülfe zu finden. Wasser aus den vier Paradiesesströmen, Blut des treuen Pelikans, das Herz des Einhorns und der Karfunkel unter seinem Horne, die Wurzel, die aus Drachenblut erwächst, Nardensalbe, Theriak, Rauch von Aloeholz, nichts von allem mag frommen, wenn mit der

[1] Parc. 19071.

Sterne Wiederkehr und des Mondes Wechsel die Schmerzen sich erneuen. Nur der Speer selbst, in die Wunde gelegt, giebt einige Linderung (P. 14294—429. 14454—9. 14613—51. 704—19. 736—8). Nicht reiten noch gehn, nicht stehn noch liegen kann der Kranke, er lehnt nur, ohne zu sitzen (P. 7473—5. 23757 f. 14652—5. Tit. 284a, 4). Oft trägt man ihn, damit die Wunde sich erlufte, zum nahen See (Brumbane); das heißt er seinen Waidetag. Dort lehnt er im Schiff, als stellt' er den Fischen nach. Davon wird gesagt, er sei ein Fischer (P. 14657—68).

Als Trevrezent des Bruders Leiden sieht, da wirft er sich nieder und gelobt Gott, nicht mehr Ritterschaft zu üben. Er verschwört Fleisch, Wein und Brot (P. 14331—9). Fortan lebt er als Einsiedler in einer Felshöhle (Fontane la salvatsche, P. 7995—9. 13497—512. 13605—8), von Wurzeln und Kräutern sich nährend (P. 14478—504. 14965 f.).

Wehklage ertönt in der Burg des Grals; hülflos der König, kein Schirmer des Heiligthums, seit auch Trevrezent vom Schwerte geschieden (P. 14340—55). Manch Gebet wird vor dem Gral verrichtet, an dem eines Tags geschrieben steht, ein Ritter werde kommen, frage dieser vor der ersten Nacht unaufgefordert nach dem Grunde dessen, was er sehe, so soll Amfortas genesen und der Ritter König sein (P. 14430—53).

Sigune.

Zwei Maulthiere tragen durch unwegsamen Wald eine Bahre, darauf die Leiche eines Jünglings liegt, durch köstlichen Balsam frisch und blühend erhalten. Ein Ritter, mit dem Wappen des Grals, treibt die Maulthiere. Hinter der Bahre geht eine schöne Jungfrau, traurig und bleich, nur der Mund noch leuchtet in voller Röthe (Tit. 249a, 7). Es ist Sigune, vom königlichen Stamme des Grals. Ihre Mutter, Schoisiane, die älteste Schwester von Amfortas und Trevrezent, mit Kyot, dem Herzog von Katelangen (Catalonien), vermählt, ist an der Geburt des Töchterleins gestorben und im Schmerz darüber hat Kyot der Welt entsagt (P. 14232—43). Das verwaiste Mägdlein ist bei ihrer Muhme, der Fürstin von Waleis, erzogen worden, zugleich mit Schionatulander, dem Erben von Graswaldan (Graisivaudan in der

Dauphiné). Frühe zarte Minne ist zwischen diesen Zöglingen erblüht, und als Sigune den Jüngling gemahnt, unter Schildesdache müß' er sie verdienen, da ist sein Leben fortan eine siegreiche Ritterfahrt in Morgen- und Abendlanden, bis er im Zweikampf mit Orilus von Lalander vom Speere des Gegners tödtlich getroffen wird. Hier zieht nun Sigune mit dem Leichnam des Geliebten.

Unfern der Burg des Grals breitet sich in der Wildnis eine Linde. Auf dieser will Sigune wohnen, das Haupt des Todten im Schooße haltend. Die Turteltaube kieset sich den dürren Zweig, wenn sie ihr Lieb verloren; Sigune setzt sich auf belaubten Ästen, damit die Sonne nicht das klare Antlitz und den Rosenmund des Theuern fälbe. Lichtgrün, dem Laub der Linde gleich, ist er gekleidet. Endlos ertönt nun Sigunens Klage durch die Wildnis: „O Pelikan,[1] könnt' ich, wie du, das Leben aus meiner Brust verblutend, den Todten neu beleben! Hätt' ich den süßen Ton der Nachtigall, die mit Sang ihre Eier zu Leben bringt, entzwei gesungen würde mein Haupt. Hätt' ich des Löwen Stimme, der seine todtgebornen Kinder ins Leben ruft, jungfräulich zarte Stimme ließ ich gerne, dich, Liebster, zu erwecken. Hätt' ich des Straußes Art, der mit den Augen brütet, nimmer würden meine Augen von dir gewendet, bis der deinen Blick lebendig mir entgegen leuchtete." So jammert sie den Abend und den Morgen; sie wirft sich vor, daß sie ihm nicht ohne so strengen Dienst ihre Minne gegeben, jetzt minnet sie den Todten (P. 4207. 13007). Man sagt: „Die Frauen haben langes Haar und kurzen Muth"; wie lang Sigunens braune Haare wallen, doch ewig treu ist ihr Gemüth (Tit. 245 a, 1. Tit. Cap. 35. Bl. 250 ff. P. 4106—215. 7406—607).

Jeden Samstag (P. 13095 — 102) wird Sigunen Speise vom Gral gebracht; doch ist Wehklage ihre halbe Kost, ihr Wachen und ihr Schlaf (Tit. 260 b, 6). Einst wird sie von ihrem Vater Kyot und andern ihren Verwandten besucht. Die Klage hat ihr die Augen geschwächt, so daß sie die Freunde nicht gleich erkennt. Sie bietet dem Vater alle Ehre, doch steigt sie nicht von der Linde, denn nimmer läßt sie des Todten Haupt von ihrem Schooße. Die Freunde stimmen ein in ihre Klage; die sie trösten wollten, muß ihnen Trost

[1] Vgl. Altdeutsche Dichtungen von Meyer und Mooyer S. 70 b.

sagen. Drei alte Helden und eine blühende Jungfrau, des Kummers noch ungewohnt, sitzen die Nacht hindurch, in Klage wetteifernd, mit Sigunen auf den Ästen der Linde. Die Vögel erheben ihren fröhlichen Morgensang, aber wenig achten jene darauf. Am dritten Morgen scheiden die traurigen Gäste (Tit. Cap. 37. Bl. 261 ff.).

Fünf Jahre schon hat Sigune auf der Linde gewohnt: da bedenkt sie, daß Schionatulander, noch sterbend, ihr Gebet, statt Klage, angerathen. Sie läßt sich im Wald eine Klause bauen, über einem klaren Quell, der dadurch hin fließt. Hier läßt sie sich vermauern. Wer an das Fenster tritt, kann sehen, wie die bleiche Jungfrau, in grauem Kleide, den Psalter in der Hand, über dem Sarge des Geliebten kniet. Ein kleiner Edelstein an ihrem Finger, das Brautkleinod ihrer unvergänglichen Minne, schimmert durch diese Dämmerung (P. 12976—13145. Tit. Cap. 38). So findet man sie eines Abends im Gebete verschieden. Sie wird zu ihrem Freunde besargt. Da sieht man recht die Treue dieser beiden, aus dem Sarge winden sich zwo Reben, die ihnen aus dem Munde wachsen und hoch oben, nie vergrünend, sich verflechten (Tit. Cap. 40. Bl. 283 b. 5—284 a. 8. P. 24036—60).

Parcival.

Herzeloide, des Königs Amfortas zweite Schwester, mit Gamuret von Anjou vermählt, wird einst, als sie um Mittag entschlummert, von angstvollen Träumen gequält. Unter Donnerstralen und Feuerregen schwebt sie in den Lüften; dann säugt sie einen Drachen, der ihr das Herz aus dem Leibe bricht und davonfliegt. Laut ruft und jammert sie im Schlafe; ihre Jungfraun springen herbei und wecken sie. Da kommt ein Knappe auf den Hof geritten; aus fernem Morgenlande bringt er den blutigen Speer, davon Gamuret den Tod erlitten. Aus ihrem Lande zieht die Witwe, mitten in wüstem Walde läßt sie reuten und bauen. Nicht der Blumen und Kränze wegen hat sie den Wald erwählt. Ihren jungen Sohn, Parcival, dessen sie im Jammer genesen, will sie in der Einöde vor Ritterschaft behüten, die dem Vater verderblich war. Nichts darf vor ihm von Rittern je verlauten.

Schon aber schneidet der Knabe sich Bogen und Bolze, womit er

Vögel schießt. Hat er einen getroffen, der zuvor mit lautem Schalle sang, da weint er und rauft sich die Haare. Wenn er sich morgens am Strome wäscht und über ihm der Vögel Sang ertönt, da dehnet ihm der süße Laut die junge Brust. Zur Mutter läuft er weinend, doch er kann nicht sagen, wie ihm geschehn. Sie geht der Sache nach, bis sie ihn nach dem Schalle der Vögel lauschen sieht. Da wird sie inne, daß von dieser Stimme ihres Kindes Brust erschwillt. Sie ahnt die Regung, die zu kühnen Thaten treibt. Da heißt sie die Vögel fangen und würgen, doch Parcival erbittet ihnen Frieden (P. 3474—542).

Die Mutter lehrt den Sohn das Lichte von dem Finstern unterscheiden. Lichter, denn der Tag, ist Gott. Als nun Parcival, der mit dem Wurfspieß Hirsche jagt, einst im Walde mehrere Ritter in glänzender Rüstung dahersprengen sieht, hält er jeden für einen Gott und fällt auf die Kniee nieder. Von ihnen erfährt er, daß sie Ritter seien und daß der König Artus Ritters Orden ertheile. Oft heischt er nun von der Mutter ein Pferd, um zu Artus zu reiten. Sie kann nicht versagen, schneidet ihm aber Kleider zu, wie närrische Leute sie tragen, damit er, durch üble Behandlung geschreckt, bald umkehre. So beginnt der wunderschöne Jüngling in schmählicher Tracht seine Fahrt. Die Mutter aber, als sie ihn nicht mehr sieht, fällt zur Erde und stirbt vor Jammer.

Mancherlei Abenteuer hat Parcival, indem er die Lehren der Mutter allzu wörtlich anwendet. Doch gelangt er bis nahe vor die Stadt Nantes, wo König Artus Hof hält. Hier begegnet ihm ein Ritter von blanker Hautfarbe und rothen Haaren. Roth ist auch sein Ross, roth sein Harnisch, sein Wappenkleid, seine Rossdecke, feuerroth Schild, Schwert und Speer. Es ist der kühne Ither, der rothe Ritter genannt, einst Trevrezents Knappe. Auf der Hand trägt er einen goldnen Becher, den er keck von Artus Tafelrunde weggerafft, so daß der Wein in der Königin Schooß vergossen ward. Keiner von den Rittern der Tafelrunde hat es gewehrt; hier erwartet er, ob sie mit Kampfe den Becher ihres dürstenden Königs zurückholen. Dieses heißt er Parcivaln am Hofe melden. Der Jüngling reitet in die Stadt, tritt vor den König, meldet die Botschaft und bittet, daß Artus ihn zum Ritter mache. Der König verspricht es und will ihn

köstlich dazu ausstatten. Parcival aber verlangt keine Gabe, als die Rüstung des rothen Ritters, die er selbst sich holen will. Zögernd gewährt der König und Parcival reitet wieder hinaus. Als er an der Laube vorbeikommt, worauf die Königin mit ihren Frauen sitzt, da lacht die schöne Cunneware, die niemals lachen wollte, bis sie den gesehen, dem der höchste Ruhm beschieden sei, da spricht der schweigsame Antanor, der nimmer reden wollte, bevor Cunneware gelacht. Beide werden von Key, des Königs mürrischem Seneschall, geschlagen, der darüber zürnt, daß dem Knaben geboten werde, was so manchem ehrenwerthen Ritter versagt blieb. Bei Ithern angelangt, fordert Parcival des Ritters Ross und Harnisch, greift ihm rasch nach dem Zaume, und als Ither mit dem Schaft ihn blutig schlägt, schleudert er den Wurfspieß nach des Gegners Haupte. Ither fällt todt zur Erde, sein Blut röthet die Blumen. Parcival reitet auf dem Ross und in der Rüstung Ithers, die er über die Thorenkleider anlegt, von dannen und heißt hinfort selbst der rothe Ritter. Den Goldbecher sendet er dem König.

Schwer gewappnet reitet Parcival den Tag entlang, so weit das treffliche Ross rennen mag. Gegen Abend erblickt er eine Turmspitze, und als noch mehr Türme erscheinen, meint er, sie wachsen hervor, von Artus gesät. Gurnemanz von Graharz, der fürstliche Wirth dieser Burg, sitzt vor derselben im Schatten einer breiten Linde. Der Jüngling, dem die Mutter empfohlen, dem Rathe grauer Männer zu folgen, verlangt sogleich den Rath des graugelockten Fürsten. Dieser wirft von seiner Hand einen Sperber empor, der sich, mit goldner Schelle klingend, ein schneller Bote, in die Burg schwingt. Alsbald kommen Junkherren, die den Gast in die Burg führen. Kaum ist er vom Rosse zu bringen, ein König hieß ihn ja Ritter sein. Die Junkherrn entwappnen ihn. Der Wirth selbst verbindet ihm die Wunden, die er von Ither empfangen. Väterlich pflegt der Greis des Jünglings, giebt dem rathbedürftigen (V. 5096) weise Rathschläge, lehrt ihn Sitte und ritterliche Kunst. Nach vierzehn Tagen zieht Parcival weiter, der Thorenkleider und der kindischen Thorheit ledig.

Er kommt in die Stadt Pelrapeire, die durch Belagerung ausgehungert ist. Gebieterin des Landes ist die Königstochter Condwiramurs, deren Minne der König von Brandigan mit Gewalt erwerben

will. Sie blüht, wie die junge Rose, die im Morgenthau, weiß und roth, aus der Knospe hervorglänzt (P. 5581).

In stiller Nacht tritt sie in Parcivals kerzenhelles Gemach und klagt ihm mit Thränen ihre Noth. Der junge Held besiegt im Zweikampf die Führer der feindlichen Heere, befreit dadurch die Stadt und gewinnt die Hand der jungen Königin. Unschuldige Minne führt diese Beiden zusammen; Condwiramurs geht am Morgen als Jungfrau hervor, obgleich sie nach Frauensitte ihr Haupt bindet.

Bald verläßt Parcival seine Frau und sein neues Land. Die Sorge um seine Mutter und der Drang nach Abenteuern läßt ihn nicht rasten. Am ersten Tage schon reitet er so weit, daß ein Vogel es mit Müh' erflogen hätte. Abends kommt er an einen See, wo Waidleute geankert haben. Einer lehnt traurig im Schiffe, der so reiches Gewand trägt, als dienten ihm alle Lande. Ihn befragt Parcival um Herberge. Auf dreißig Meilen, ist die Antwort, sei kein Haus zu finden, als eines dort um den Fels. Parcival reitet, wie ihn der Mann gewiesen. Er kommt zu einer festen Burg, mit vielen Türmen, wo er auf sein Versichern, daß ihn der Fischer sende, wohl empfangen und bewirthet wird; die Traurigen sind mit ihm froh. Er wird in einen herrlichen Saal geführt; hundert Kronen hängen hier, mit Kerzen besteckt. Holz von Aloe brennt auf drei marmornen Feuerstätten. An der mitteln ruht auf einem Spannbette der kranke Wirth des Hauses, in kostbare Pelze gehüllt, auf dem Haupt eine Zobelmütze, deren Knopf ein lichter Rubin. Der Kranke heißt den Gast sich zu ihm setzen; viele Ritter sitzen umher. Ein Knappe springt zur Thür herein, einen Speer tragend, an dessen Schafte Blut herabläuft. Laute Wehklage erhebt sich. Als der Speer all um getragen ist, verläßt der Knappe den Saal. Wieder öffnet sich eine Thür, eine lange Reihe schöner Jungfraun, in Scharlach und Sammt gekleidet, Blumenkränze in den Haaren, zieht herein; sie tragen kostbares Geräth: goldne Leuchter mit brennenden Kerzen, zween Stollen von Elfenbein, eine Tafel von durchsichtigem Steine, die vor dem König auf die Stollen niedergesetzt wird, zwei silberne Messer, schärfer denn Stahl, die sie auf den Tisch legen. Zuletzt eine Jungfrau mit goldner Krone; ihr Antlitz leuchtet, man glaubt, es wolle tagen. Auf grüner Seide trägt sie die unschätzbare Himmelsgabe, den Gral. Vor ihm werden sechs Gläser mit

brennendem Balsam getragen. Sie setzt den Gral vor den König und stellt sich in die Mitte ihrer Gespielen. An hundert gedeckten Tafeln sitzen die Ritter, vier an jeder. Auf kleinen Wagen wird goldnes Geschirr herbeigeführt. Hundert Knappen dienen vor dem Gral, jeder versieht eine Tafel; nach was sie die Hand bieten, von Speise oder Getränk, das spendet der Gral in Schüssel und Napf. Am Schlusse des Mahls beschenkt der Wirth den Gast mit einem herrlichen Schwerte, das er selbst in gesunden Tagen geführt. Als die Jungfraun wieder mit dem Gral hinausgehn, sieht Parcival durch die Thür auf einem Ruhbette den schönsten alten Mann, den er je gesehen; weißer, denn Duft, ist der Greis (Titurel). Wohl hat Parcival das Wunder alles beachtet, doch fragt er nicht; sein Lehrer Gurnemanz hat ihn vor unbescheidener Frage gewarnt; noch glaubt er ohne Frage alles zu erfahren. Als er aber Morgens, nach schweren Träumen, erwacht, findet er niemand zu seinem Dienste bereit. Auf dem Fußteppich liegt seine Rüstung, die er selbst anlegt. An der Treppe steht sein Ross angebunden, Schild und Speer dabei. Nirgends ist jemand zu sehen noch zu hören. Zerstampft ist das Gras auf dem Burghof. Durch das offne Thor reitet Parcival hinaus, schnell wird die Brücke hinter ihm aufgezogen und ein Knappe ruft ihm Scheltworte nach. Er verfolgt die Spur der Hufschläge, doch sie theilt sich und bald verliert er sie ganz. Da hört er die klagende Stimme einer Frau; es ist Sigune auf der Linde. Sie erklärt ihm, was er gesehen und was er versäumt.

Zweierlei Sorge erfüllt Parcivals Seele, der Wunsch, den Gral wieder zu finden, und die Sehnsucht nach Condwiramurs. Eines Morgens, als er durch den Wald reitet, ist frischer Schnee gefallen. Ein Falke jagt vor ihm eine Schaar wilder Gänse auf. Eine ist im Fluge getroffen und aus ihrer Wunde fallen drei Blutstropfen auf den Schnee. Wie das Blut den Schnee röthet, wie der Schnee das Blut mit Weiße mischt, das mahnt den Ritter an die blühende Farbe der Geliebten. „Condwiramurs, hie liegt dein Schein“, ruft Parcival aus; unverrückt hinschauend, versenkt er sich in Gedanken. Mit aufgerichtetem Speere hält er, wie schlafend, zu Rosse. Unfern diesem Ort ist König Artus mit den Helden der Tafelrunde gelagert. Ihnen wird gemeldet, daß im Wald ein Ritter kampfbereit halte.

Zween der Ungestümsten, Segremors und Key, der Seneschall, reiten nach einander hinaus, ihren Speer an ihm zu brechen. Drohworte, selbst Schläge mit dem Schaft wecken ihn nicht, bis eine Wendung seines Rosses, ein Stoß des Gegners ihm die Blutstropfen aus dem Blicke bringen; so zur Besinnung kommend, fällt er Beide. Der Seneschall bricht vom Sturz einen Arm und ein Bein, zur Vergeltung, daß er einst Cunnewaren geschlagen. Der Dritte, der geritten kommt, ist der freundliche Gawan; auch er ruft den Träumenden vergeblich an. Doch er kennt selbst die Kraft der Minne, er merkt, wohin Parcivals Augen stehen, und wirft ein seidnes Tuch über die Blutmale. Da verschwindet Condwiramurs, und Parcival reitet mit Gawan zu den Gezelten. Längst ist die Tapferkeit des rothen Ritters kundbar geworden; er wird in die Gesellschaft der Tafelrunde aufgenommen und Gawan ist hinfort sein treuster Freund.

Als nun in aller Freude Ritter und Frauen bei Tische sitzen, kommt auf einem hohen, fahlen Maulthier, mit kostbarem Reitzeug, eine Jungfrau daher getrabt, um deren Minne noch wenig Speere gebrochen worden (P. 9360). Ihre Augen gelb, wie Topase, der Mund weit hinein blau, gleich einer Viole, eine Hundsnase, zween spannenlange Eberzähne, Ohren wie eines Bären, Nägel wie Löwenklauen. Sie trägt einen Mantel, blauer, denn Lasur; ein Pfauenhut hängt ihr am Rücken, doch hätt', auch ohne Hut, ihrer Affenhaut die Sonne nicht geschadet; über den Hut schwingt sich ein schwarzer Zopf, lind, wie Schweinshaare, bis auf das Maulthier herab. In der Hand führt sie eine Geisel mit seidnen Schlingen, der Stiel von Rubin. Es ist Cundrie, die Dienerin des Grals, von der Mohrenkönigin Secundille dem Amfortas geschenkt. So häßlich sie ist, so getreu und weise. Sie bringt Sigunen Speise vom Gral; sie ist aller Sprachen kundig und des Laufs der Sterne. Diese nun kommt in den Kreis geritten und hält vor dem König Artus. „Tafelrunde ist entehrt," ruft sie, „ein Schlechter sitzt daran." Dann reitet sie vor Parzivaln: „Schmach deinem lichten Schein und deinem mannlichen Wuchs! Ich dünke dir missgestalt und bin lieblicher doch, denn du. Sage mir, als der traurige Fischer, trostlos, vor dir saß, warum hast du ihn nicht von Seufzen erlöst? Ungetreuer Gast, hat deines Wirthes Noth dich nicht erbarmt? Er gab dir ein Schwert, das du nie verdient, du

sahest den Gral vor dich tragen, sahest schneidend Silber und blutgen Speer und hast keine Frage gethan. Daß die Zunge dir aus dem Munde fiele! Eine Frage hätte dir mehr gewonnen, denn alles Erdengut. Siech bist du nun an Ehre, kein Arzt mag dich heilen. O weh, daß Herzeloidens Sohn an Preise so gesunken (missevarn)! O Montsalvatsch, Ziel des Jammers, weh, daß dich niemand trösten will!" Bestürzung und Trauer herrscht im Kreise; Cundrie, selbst weinend und händeringend, reitet hinweg. Parcival aber, der Welt zum Spotte geworden, sagt sich von der Tafelrunde los und zieht von dannen, an Gott verzweifelnd (P. 9292—520. 23325—38).

Manches Land hat der junge Held bestrichen, zu Roſs und zu Schiffe, manchen Ritter im Lanzenbrechen gefällt, manch heiße Schlacht rühmlich mitgekämpft (P. 12955—68). In Kirchen oder Münstern, wo man Gottes Preis verkündet, wird er nie gesehen, nur Kampf und Streit sucht er (P. 13757). Einst liegt morgens ein dünner Schnee, als Parcival in einem großen Walde reitet. Eine fromme Schaar zieht daher, baarfuß, in grauen, rauhen Röcken. Voran ein alter Ritter mit grauem Bart, schönem und lichtem Antlitz, mit ihm seine Frau, dann seine Töchter, zwo liebliche Jungfraun; ihr Mund, trotz des Frostes roth und heiß, stimmt wenig zum Ernste des Tages; nebenher laufen zierliche Frauenhündlein; Ritter und Knappen, demüthigen Gangs, folgen nach. Parcival, dessen Ritterschmuck dem Gewande der Waller gar ungleich steht, lenkt sein Roſs aus dem Pfade. Der graue Ritter beklagt ihn, daß er an so heiligen Tagen in vollem Harnisch umher reiten müsse. „Was kümmern mich", erwidert Parcival, „des Jahres Anfang, der Wochen Zahl, der Tage Namen? einst dient' ich Einem, der heißt Gott; seine Hülfe ward mir gepriesen, Schmach, für Hülfe, hat er über mich verhängt." Da mahnt der Greis den Zweifler, daß heute der Tag sei, des alle Welt mit Seufzen sich freuen möge, der Tag, an dem Gottes große Treue so hülfreich sich erzeigt, daß er für unsre Schuld am Kreuze gestorben. Er räth Parzivaln, auf der Spur, die er getreten finde, nach der nahen Wohnung eines heiligen Mannes zu reiten, zu dem er selbst heute, wie jeden Charfreitag, eine Gottesfahrt gethan. Die Töchter meinen, den jungen Ritter müsse im eisernen Harnisch frieren, besser würd' er zu den Zelten ihres Vaters gewiesen. Parcival aber scheidet von ihnen, sein

Herz ist bewegt, er denkt wieder an seinen allmächtigen Schöpfer; dem Rosse läßt er die Zügel hängen: ist heute Gottes Hülfetag, so helf' er und weise den rechten Weg! Das Roß geht wirklich der Höhle zu, wo Trevrezent sich zum Himmel bereitet. Am Feuer des Einsiedlers erwarmt Parzival. Er lernt in Trevrezent seinen Oheim kennen, erfährt von ihm die Wunder des Grals und die Geschichten von Titurels Geschlecht; auch den Tod seiner Mutter vernimmt er, und wie er selbst der Drache war, den sie gesäugt. Fünfzehn Tage verweilt er und empfängt des Oheims heilige Lehren. Kräuter und Wurzeln, aus dem Schnee gegraben, sind ihre magre Speise, und doch ward Parcival nie so köstlich bewirthet; an der Seele genesen, mit neuem Vertrauen auf Gott, verläßt er die Höhle (P. 13310 — 15012. 22166 — 70).

Fünf Jahre schon ist Parcival nach dem Gral umhergestreift (P. 23883). Wieder sitzt er am Tische des Königs Artus und abermals kommt Cundrie angeritten, in schwarzem Mantel, mit goldnen Tauben, dem Wappen des Grals. Noch unerkannt, fällt sie zu Parcivals Füßen und fleht weinend um seine Huld. Dann wirft sie ihr Hauptgebände von sich und verkündet die freudige Botschaft, daß Parcival durch die Schrift am Grale zum Herrn desselben berufen sei. Segensreich preist sie den Stand der Gestirne. Freudethränen fließen aus Parcivals Augen; er macht sich mit Cundrien auf den Weg nach Montsalvatsch (P. 23263—403). Eine Schaar von Templern, die ihnen im Walde begegnet, springt von den Rossen und empfängt mit abgebundnen Helmen den neuen König. Ein Segen däucht ihnen sein Gruß. Es ist eben die Zeit, da des Amfortas Schmerzen sich erneuen. Duftende Würzen sind umhergestreut; das Aloefeuer brennt; mit den edelsten Steinen, von heilender Kraft, ist das Bett besät; doch nichts lindert die Qual. Da erscheint Parcival; ihn fleht Amfortas um das Eine, daß der Gral sieben Nächte und acht Tage aus seinen Augen gerückt bleibe. Parcival aber wirft sich dreimal vor dem Grale nieder und betet, daß die Noth des armen Mannes ende. Plötzlich kommt ein herrlicher Glanz über den Kranken; in blühender Schönheit erhebt er sich vom Siechenbett. Ritterlich bricht er wieder manchen Speer im Dienste des Grals, nicht um Frauengunst (P. 23520—806. 24620—3. 24486—515).

Von Cundrien hat Parcival auch das vernommen, daß Condwiramurs ihm Zwillingssöhne geboren habe (P. 23355—62). Schon ist

nach ihr gesendet und Parcival reitet ihr entgegen. Am frühen Morgen kommt er zu der Aue, wo sie gelagert ist. Als er in ihr Gezelt tritt, schläft sie noch, neben ihr die beiden Kinder. Freudig springt sie auf und umfängt den Gemahl. Zürnen sollte sie, aber sie kann nicht. Es ist dieselbe Stelle, wo einst Blut und Schnee ihm den Sinn entrückt. Hier ist wieder beides, doch nicht der leere Schein (P. 23818—978).

Ferafis.

Bevor noch Gamuret von Anjou Herzeloiden, Parcivals Mutter, gefunden, wirft ihn auf Ritterfahrten ein Sturm vor die Burg der Mohrenkönigin Belacane, die von Feinden hart bedrängt wird. Er befreit sie und ihre Minne lohnt ihm. Wohl gleicht sie nicht dem lichten Tage noch der thauigen Rose, dennoch thut es seinen Augen wohl, wenn durch die Krone von Rubin ihr dunkles Haupt erscheint (P. 694). Ihre Schwärze däucht ihm schöner, denn das Licht der Sonne (P. 2697). Doch lange kann er nirgends weilen, in der Nacht einst schifft er von dannen. Die trauernde Belacane genest eines Sohnes, der zweier Farben ist, weiß und schwarz, der Elster gleich. Immer küsst sie ihn an die weißen Male, Gamurets gedenkend (P. 1687—700). Ferafis artet dem Vater nach; er wird ein kühner Streiter im Dienste der Frauen. Viel Könige hat er bezwungen; ererbt und erstritten, dienen ihm zwanzig Lande, die reichsten der Welt; keines der zwanzig Völker versteht die Sprache des andern. Wie ein Gott wird Ferafis angebetet (P. 9440—50. 9773—800. 22950—81. 23010—64. 24269—91). Mit großem Heere fährt er aus, seinen tapfern Vater zu suchen. Einst als seine Schiffe, um Wasser zu fassen, geankert, reitet er allein in einen Wald, wo Parcival, sein Bruder, ihm begegnet. Diesem steht ein Kampf bevor, wogegen alle früheren Kinderspiel waren. Herrlich gerüstet ist Ferafis. Sein glänzendweißer Wappenrock ist von Salamandern im heißen Feuer gewirkt; die edelsten Steine, dunkel und licht, Kraft und Muth verleihend, liegen darauf. Auf dem Helme trägt er das Thierlein Ecidämon, dessen Geruch alle giftigen Würme tödtet. Mit dem theuersten Seidenzeug ist sein Ross gedeckt. Sein Schild, gleichfalls reich besteint, ist von dem Holz Aspinde, das weder fault noch brennt. In solchen Waffen blieb er

unverletzt, als er im fernen Osten mit einem feurigen Ritter stach. All sein Schmuck ist Geschenk schöner Frauen (P. 22612—50. 22760—70). So halten, unerkannt, sich gegenüber die beiden, die an Sittigkeit Lämmer, an Kühnheit Löwen sind. Den Löwen gebiert seine Mutter todt, von seines Vaters Brüllen wird er lebendig: Gamurets Söhne sind aus Speereskrachen erboren. Ist die Erde nicht breit genug, daß die sich feindlich treffen müssen, die Ein Leib und Blut sind? Keiner kann in diesem Kampfe gewinnen. Die Speere sind zersplittert, sie springen von den Rossen und lassen die Schwerter klingen. Feuer sprüht von den Helmen; von des Heiden Schilde fliegen Späne, mancher hundert Marke werth. Da bricht Parcivals Klinge. Ferafis, der von dem Schlag aufs Knie gesunken, springt auf, doch läßt er vom Kampfe, weil der Gegner das Schwert verloren. Sie setzen sich, um auszuruhen, auf das Gras. Ferafis wirft sein Schwert weithin in den Wald, damit gleiches Spiel sei. Im Gespräch erkennen sie sich und küssen sich als Brüder. „Gepriesen sei des Planeten Schein," ruft Ferafis, „darin meine Reise gethan ward; gepriesen Luft und Thau, der heute Morgen auf mich fiel!" Ferafis hört, daß sein Vater nicht mehr lebe, er hat dafür den Bruder gefunden (P. 21946—2558). Bald hernach wird Parcival zum Grale berufen, er darf sich einen Gefährten wählen und er nimmt dazu den Bruder (P. 23427—30. 54—7). Lohengrin, Parcivals Knabe, fürchtet sich, als er den halbschwarzen Oheim küssen soll (P. 24086—91). Beim Mahle wird der Gral vorgetragen, doch der Heide kann das Heiligthum nicht sehen, er sieht nur die grüne Seide, darauf es getragen wird. Aber in das Herz geht ihm der Anblick der schönen Urepanse, die den Gral trägt; bleich wird er an seinem weißen Theile. Am nächsten Morgen läßt er sich im Tempel des Grals taufen. Er glaubt, was man ihn glauben heißt; der Gott, an den Urepanse glaubt, ist ihm der rechte. Dem Getauften wird die Jungfrau anvermählt; er führt sie mit sich nach Indien, wo er das Christenthum ausbreiten hilft (P. 24211—607).

Lohengrin.

In brünstigem Gebete kniet jeden Tag die schöne Else, des Herzogs von Brabant und Limburg verwaiste Tochter. Friedrich von

Telramund, ein Dienstmann ihres Vaters, behauptet, sie hab' ihm die Ehe gelobt. Ein Kampf vor Gerichte soll entscheiden. Kein Streiter wagt sich für Elsen, so gefürchtet ist Friedrichs Arm. Wenn sie nun weinend vor dem Altare liegt, dann läutet sie, zum Zeichen ihrer Noth, ein goldnes Glöcklein, das sie einst einem beschädigten Falken abgelöst. Der Klang dringt fernhin durch die Wolken, wie Donner erschallt er unablässig auf der Burg des Grals. Auf diesen Ruf um Hülfe wird Lohengrin, Parcivals Sohn, ausgesendet. Schon setzt er den Fuß in den Stegreif, als ein Schwan daherschwimmt, der ein kleines Schiff zieht. Lohengrin läßt das Ross und tritt in das Fahrzeug. Ein schneller Strom trägt ihn auf das Meer; die Wogen werfen ihn hoch empor. Fünf Tage schon fastet er, da fängt der Schwan ein Fischlein und theilt seine Speise mit dem Ritter. Auf dem Schilde schlafend, kommt Lohengrin zu Antwerpen an das Gestad, eben zu rechter Zeit, um den Kampf zu bestehen. Der Schwan fährt mit dem Schifflein zurück. Lohengrin aber siegt im Zweikampf und gewinnt die Hand der Fürstin. Das bedingt er, daß sie ihn nie um seine Herkunft frage, wenn sie ihn nicht verlieren wolle. Seit Parcival zu fragen vergessen, ist dem Gral Frage zuwider und die Männer werden nur heimlich weggegeben (vgl. P. 14742—56. 24471—85. Tit. 291 b, 7 f. 292 a, 5 f.). Lohengrin lebt lange Zeit glücklich mit Elsen, auch dient er dem Kaiser, von dem er mit den Landen belehnt ward, gegen Hunnen und Heiden. Einst fällt er im Ritterspiel den Herzog von Cleve, wobei dieser den Arm zerbricht. Seine Gemahlin, deshalb erbittert, spricht vor den Frauen zweideutig von Lohengrins dunkler Herkunft. In der Nacht weint Else über diese Reden; ebenso in der zweiten Nacht, in der dritten aber bittet sie den Gemahl, um ihrer Kinder willen, ihr zu sagen, von wannen er geboren sei, obgleich das Herz ihr sage, er sei reich an Adel. Lohengrin nennt sein Geschlecht: dann heißt er seine zween Knaben bringen, küsst sie zum Abschied und befiehlt, Horn und Schwert, so er mitgebracht, ihnen aufzubehalten; der Herzogin läßt er den Ring, den ihm seine Mutter gegeben. Sein Freund, der Schwan, kommt wieder mit dem Schifflein und Lohengrin fährt Wasser und Wege hin, bis wieder zum Gral. Die Herzogin fällt in Unmacht und ihr Lebenlang klagt sie um den verlorenen Gemahl (Lohengr. vgl. P. 24624—715).

Trauriger noch wird Lohengrins Schicksal so erzählt: Er kommt in das Herzogthum Lyzaborie (Luxenburg?) und gewinnt die Erbin des Landes, die schöne Belaye. Sie hütet sich vor Frage, aber sie fürchtet seinen Wankelmuth. Sie liebt ihn so heftig, daß sie ohne Besinnung hinfällt, wenn sie ihn nicht sieht. Niemals will sie ihn von sich lassen. Lohengrin, der nicht gerne so träges Leben führt, reitet oft zu jagen aus. Dann liegt sie ohne Kraft und Sprache da. Vergeblich werden Ärzte und Sternkundige befragt, ob Zauberei im Spiele sei. Ihre Verwandten werden ihm darüber gram. Ein Kammerweib aber räth ihr, wie sie des Geliebten sich versichern könne; wenn er müde von der Jagd entschlafen sei, soll sie ein Stück von seinem Leibe schneiden lassen und essen. Belaye zürnt über den Rathschlag; lieber will sie sterben, als schuldig sein, daß ihm ein Finger schwäre. Die Rathgeberin, aus Belayens Huld verwiesen, wendet sich an die Verwandten und beredet sie, des Frevels sich zu verwegen. Als Lohengrin einst auf der Jagd ausruht, bedünkt ihn im Schlaf, als wären tausend Schwerter über ihn gezückt. Auffahrend sieht er die Schwerter der Verräther. Mannlich setzt er sich zur Wehr, sie erschrecken, ihrer Schuld bewußt. Viele streckt er nieder, doch die Menge siegt. Er empfängt in den linken Arm eine Wunde, wo kein Arzt sie heilen kann. Da fallen sie alle ihm zu Füßen, seine Tugend geht ihnen zu Herzen. Als Belaye seinen Tod erfährt, stirbt sie vor Herzeleid. Ein Kloster wird gebaut, darin man sie zusammen besargt. Noch werden dort ihre gebalsamten Leichname gezeigt. Das Land, sonst Lyzaborie genannt, heißt nach ihm fortan Lothringen (Tit. Cap. 40. 290a, 3—292a, 8).

Des Grals Zug nach Indien.

In Salvaterre, weit um den Gral, mehren sich ruchlose Nachbarn, die seinem Volk ein Greuel sind. Sünden, die wir jetzt gering wägen, däuchten damals ungeheuer. Vergeblich sucht man auf Montsalvatsch mit Gebet, Fasten und Kreuzgang den Fall der sündigen Seelen abzuwenden. Der Gral will nicht länger bleiben, er begehrt dahin, von wo das Licht der wonnebringenden Sonne kommt. Sie ziehen aus Salvaterre, auf zwo Rasten darf ihrer Fahrt niemand

nahen, der ihnen schaden wollte. Die Christen, die mit Ehrfurcht entgegenkommen, werden vom Grale gespeiset. Klöster, Krankenhäuser, arme Leute werden beschenkt. In der Habe von Marsilie schiffen sie sich ein. Stets segeln sie mit günstigem Winde. An dem Schiffe des Grals verliert der Magnetberg seine Kraft. Heiden, die dort festsitzen, werden gerettet und lassen sich taufen. Das Lebermeer, darin sonst die Kiele stehn und starren, zerfließt, wie Eis am Feuer. An brennenden Bergen vorbei, oft unterirdisch durch Gebirge, fahren sie dahin. Sie sehen den Kampf der Ungeheuer zu Land und Meere. Dem Gral weit entgegen reitet Ferafis, der seine Lande zum Christenthum bekehrt. Mit feierlichen Umgängen wird das Heiligthum empfangen. Ferafis selbst hat seine Reiche dem heiligen Priester Johann zu Dienste gegeben, dem die drei Indien dienen. Drei Viertheile der Welt gehorchen seinem Winke. Nahe dem Paradiese wohnt er, von dem heilkräftige Wasser niederströmen, Edelsteine mit sich führend. Alles ist Wunder in jenen Gegenden. Reich an Schätzen sind die Bewohner, reicher noch an Tugenden. Wer ihnen von Meineid, Diebstahl, Raub, Geiz, Unglauben, Verrath spräche, sie wüsten nicht, was er meinte. Glänzend sind des priesterlichen Herrschers Paläste, wo Bischöfe und Patriarchen, die zugleich Könige sind, der Hofämter walten; gewaltig sein Aufzug, wenn er gegen Feinde fährt; viel kostbare Kreuze werden dann vorangetragen. Wer den Sonnenstaub zählt, der überzählt dieses Königs Herrschaft. Dorthin erheben sich die Templer und Priester Johann zieht ihnen festlich entgegen. Sie sehen all die Herrlichkeit und wünschen, daß hier der Tempel des Grals wäre. Manch Gebet wird darum vor dem Gral verrichtet. Und sieh! als die Sonne den Tag bringt, erhebt sich in ihrem Strale der Tempel mit der Burg Montsalvatsch. Nicht sollt' er dem argen Volk in Salvaterre gelassen werden. Nie ward so viel nach Rom gewallt, als nun die Straße gen Indien zum Tempel des Grals betreten wird. Fürder wird niemand mehr vom Grale gespeist, seit dieser in ein Land gekommen, wo nirgends Mangel ist. „Nun erst ist er behalten vor aller Wandelung;“ spricht Titurel, „ein halb Jahrtausend hab' ich sein Kunde, er ist nun heimgekommen, auch meine Seele will jetzt heim zum Paradiese fahren.“ Der Greis begehrt, daß man ihm den Gral nicht mehr vor Augen bringe; so geht

er am neunten Tage zur Ruhe. Priester Johann überträgt seine Herrschaft auf Parcivaln, wegen Heiligkeit des Grals und weil die Lande eines tapfern Schwertes gegen die Heidenschaft bedürfen. Parcival weigert sich aus Demuth, aber am Gral steht geschrieben, zehn Jahre soll er König sein und Priester Johann heißen; länger nicht, weil seine Mutter vor Kummer um ihn gestorben. Ihm folgt ein Sohn von Ferafis. Die sonnengleichen Kinder der beiden Brüder wachsen an Ehren vor andrem Geschlecht, wie Lilien über Ostergloien (Sternblumen). Wer Priester Johann werden soll, stehe heute noch jedesmal am Grale mit Gold geschrieben (Tit. Cap. 41).

Dieses sind die eigenthümlichsten und bedeutendsten Bilder aus dem Sagenkreise vom heiligen Gral, wie solcher in den drei deutschen Gedichten Parcival, Titurel und Lohengrin dargestellt ist. Aber diese Hauptbilder stehen nicht in sich abgeschlossen; um sie, in manigfacher Verflechtung, bewegt sich eine Welt von Abenteuern: die Genossenschaft der Tafelrunde mit Hofsitte und Frauendienst, mit Festen und Ritterfahrten, die Spiele der Zauberei, die ungeheuren Schlachten der Herrscher des Morgenlandes, alle Naturwunder des fernsten Ostens. Im Lohengrin insbesondre ist die Gralsage noch an deutschgeschichtliche Verhältnisse angereiht; der Fabelheld zieht mit Heinrich I in die Ungarnschlacht bei Merseburg.

Die Tiefe und Schönheit der Sagen, der reiche Schmuck der Ausstattung, dann besonders die Trefflichkeit des Dichters, der hier waltet, fordern überall zur Betrachtung und Untersuchung auf. Wolfram von Eschenbach, der phantasiereichste unter den deutschen Dichtern dieses Zeitraums, hat den Wundermähren vom Grale sein stetes und inniges Sinnen, sein volles Leben gewidmet.

Bei diesem Fabelkreise, mehr als bei jedem andern, macht sich eine sinnbildliche Bedeutung fühlbar, doch ohne je aus ihrer glänzenden Hülle zu treten. Im Mittelpuncte des Ganzen erhebt sich jener herrliche Tempel mit seinem segensreichen Heilthum, seinem auserwählten Königsstamme, seiner priesterlichen Ritterschaft. Der Grundgedanke dieses Verhältnisses ist vor allem zu erforschen. Dieses ist auch nach verschiedenen Richtungen versucht worden. Ich versuch' es nun in nachfolgender Entwicklung.

Als noch die Kinder Israel durch die Wüste zogen und der Engel vor ihnen hergieng (2 Mos. 23, 20. 23. 32, 34), sprach der Herr auf dem Berge zu Moses: „Sie sollen mir ein Heiligthum machen, daß ich unter ihnen wohne; wie ich dir ein Vorbild der Wohnung zeigen werde, so sollt ihrs machen.“ (2 Mos. 25, 8. 9. 40. 26, 30.) Nach dem Bilde, das Moses auf dem Berge gesehen, ward die Stiftshütte, ein tragbares Gezelt, und die Lade gemacht, darin die steinernen Tafeln lagen, die Moses in der Wolke empfangen, die Tafeln, darauf der Finger des Herrn den Bund geschrieben, den er mit seinem Volk errichtet (2 Mos. 25, 21. 31, 18. 34, 27—29. 40, 20. 5 Mos. 5, 22. 9, 9. 10). Auch von dem Himmelbrot lag in der Lade, mit welchem der Herr sein Volk in der Wüste gespeiset (2 Mos. 16, 32—34. Ebr. 9, 4). So führten die Kinder Israel ihr Heiligthum auf dem Zuge mit sich. Im Lande der Verheißung aber setzten sie sich je den zum Könige, den der Herr selbst erwählt (5 Mos. 17, 14. 1 Sam. 8, 5. 6. 25, 30. 2 Sam. 7, 8. 5, 2). Da nun der König David in seinem Hause saß und der Herr ihm Ruhe gegeben vor allen seinen Feinden umher, sprach er: „Siehe! ich wohne in einem Cedernhause, und die Lade Gottes wohnet unter den Teppichen.“ (2 Sam. 7, 1. 2. 1 Chron. 18, 1).

Doch diesem König war nicht beschieden, dem Herrn ein Haus zu bauen. Sein Sohn, der weise Salomon, sollte das Werk vollführen (2 Sam. 7, 13. 1 Kön. 5, 5. 8, 17—19. 1 Chron. 23). Dieser fängt an zu bauen den Tempel zu Jerusalem auf dem Berge Morija, der seinem Vater David gezeigt war (2 Chron. 3, 1). Die Stätte zur Wohnung des Herrn ist gefunden auf dem Felde des Waldes (Ps. 132, 1—8). Kein Hammer, noch Beil, noch irgend ein Eisengezeug wird im Bauen gehört, denn die Steine sind zuvor zugerichtet (1 Kön. 6, 7). Eitel Cedern, mit lautrem Gold und edeln Steinen (2 Chron. 3) überzogen, ist inwendig das Haus. An allen Wänden um und um, innen und außen, Schnitzwerk von Cherubim, Palmen und Blumwerk, daß man keinen Stein sieht. Auch die Thüren mit schönem Schnitzwerk und übergoldet. Sieben Jahre wird an dem Tempel gebaut (1 Kön. 6). Salomon bereitet auch alles Geräth zum Hause Gottes, den goldnen Altar, den goldnen Tisch, darauf die Schaubrote liegen, fünf Leuchter zur rechten Hand und fünf zur linken, von lautrem

Gold, daß ihre Lampen vor dem Chore brennen (1 Kön. 7, 48. 49. 2 Chron. 4, 19—21). In den Chor selbst aber, in das Allerheiligste, unter die Flügel der Cherubim, wird die Lade des Bundes mit den heiligen Tafeln gebracht, und die Herrlichkeit Gottes erfüllet das Haus (1 Kön. 8, 3—11. 2 Chron. 5).

Dieser Tempel Israels hat spät noch seine Helden. Die Maccabäer, Hohepriester und Heerführer zugleich, vom Vater auf den Sohn, vom Bruder auf den Bruder die Würde vererbend, streiten ritterlich für das Heiligthum ihres Volkes gegen die Heiden; der heidnische Greuel wird aus dem Tempel geworfen, der entweihte Altar des Brandopfers neu aufgerichtet (1 Macc. 4, 6 ff.); feste Mauern und Thürme werden um das Heiligthum auf dem Berge Sion gebaut (1 Macc. 4, 60. 7, 33. 10, 11. 11, 37. 13, 53); hier ist ihnen die heiligste Stätte auf Erden, die der Herr selbst sich erwählt (2 Macc. 5, 15. 5 Mos. 12, 5. 11); Weiber und Kinder, Brüder und Freunde Fahr achten sie nicht so hoch, ihre höchste Sorge ist für den heiligen Tempel (2 Macc. 15, 18).

Die Ähnlichkeit dieser Verhältnisse mit denen vom Tempel des Grals und seinen Hütern ist augenscheinlich. Wie erst das Heiligthum noch schwebt, bis es sich an erlesner Stätte niederläßt, wie der Ort und das Bild des Tempels durch höhere Weisung vorgezeichnet wird, die Pracht des Baues, an dem keine Stelle ungeschmückt, die Könige, die von oben erwählt werden, die verehlichten Priesterfürsten, die für die Ehre des Tempels kämpfen, alles dies ist in den Grundzügen und in Einzelheiten gemeinsam. Auch wird im Titurel bei dem Tempelbau ausdrücklich an den salomonischen erinnert [1] und Titurisons Kämpfe gegen die Heiden werden mit denen der Maccabäer verglichen. [2]

Zwischen jenen Geschichten Israels und den christlichen Rittergedichten ist nun weiter die Vermittlung nachzuweisen, besonders auch zu erklären, wie in den christlichen Tempel statt der Bundeslade der Gral gekommen.

Wie die Schriften des neuen Bundes überall auf die des alten hinweisen, wie sie dort Vorbedeutung und Gleichnis suchen, so auch in

[1] Tit. III, 69. Pfälzer Handschrift 141, Bl. 21b.

[2] Tit. I, 44. Pfälzer Handschrift 141, Bl. 7a. Vgl. Tit. Bl. 152b, 2. 3. 278b, 7. 286b, 4.

Beziehung auf das Heiligthum und den Gottesdienst der Juden. Die Stiftshütte und der Tempel Salomons erscheinen als Vorbild des geistigen Heiligthums, das Christus gegründet. So im Briefe an die Ebräer (9, 11): „Christus aber ist kommen, daß er sei ein Hoherpriester der zukünftigen Güter, durch eine größere und vollkommnere Hütte, die nicht mit der Hand gemacht ist.“ Und in der Apostelgeschichte (7, 47. 48) sagt Stephanus: „Salomon bauete Gott ein Haus, aber der Allerhöchste wohnet nicht in Tempeln, die mit Händen gemacht sind.“ Die Opfer des alten Bundes, die Heilthümer der Bundeslade, Tafeln und Himmelbrot, weichen andern Geheimnissen. Aus dem Kelche des Abendmahls wird das Blut des neuen Bundes getrunken. „Ich bin das Brot des Lebens,“ sagt Christus, nachdem er wunderbar das Volk gespeiset, „wer zu mir kommt, den wird nicht hungern und wer an mich glaubet, den wird nicht dürsten.“ „Eure Väter haben Manna gessen in der Wüsten und sind gestorben; ich bin das lebendige Brot, vom Himmel kommen, wer von diesem Brot essen wird, der wird leben in Ewigkeit.“ (Joh. 6, 35. 49. 51.)

Das Christenthum des Mittelalters, wie der Glaube aller Völker auf gleicher Stufe der Entwicklung, fand sich nicht befriedigt bei dem Höchsten und Übersinnlichen; das Göttliche sollte näher gerückt, zur Anschauung gebracht, ergriffen werden. Nicht genügte der menschgewordene Vermittler zwischen Himmel und Erde; leichter zu rühren schien den Flehenden des Heilands jungfräuliche Mutter; eine Schaar fürbittender Heiliger mehrte sich täglich; jede Kirche, jeder einzelne Mensch, jedes besondre Anliegen hatte seinen eigenen Schützer und Helfer. Nirgends glaubte man das Heilige so unmittelbar zu berühren, als wenn man das Land betrat, wo die Wunder der Erlösung vollbracht worden. Dort kniete man am Grabe des Erlösers, tauchte sich in die Wellen des Jordans, die auch ihn umflossen, kehrte zurück mit dem Palmzweig, den man im Garten Abrahams gebrochen. Um das Eigenthum dieses geweihten Bodens wurde zwei Jahrhunderte hindurch gekämpft. Von dorther kamen auch in großer Zahl kostbare Reliquien, ohne deren Besitz keine Kirche, kein Kloster den Ruf besondrer Heiligkeit erlangen konnte. Vorzügliche Kraft muste denjenigen solcher Überreste eigen sein, welche mit dem Leiden und Opfertode des Heilands in naher Beziehung standen. Die wiedergefundene Dornenkrone erblühte von

Rosen, deren himmlischer Duft die Siechen heilte.[1] Die Lanze, mit der des Erlösers Seite durchstochen worden, zu Antiochien ausgegraben, belebte wunderbar den gesunkenen Muth der Kreuzfahrer. Das heilige Kreuz ward in den Schlachten der Könige von Jerusalem vorgetragen, und wenn dieses unterblieb, war auch kein Sieg zu hoffen; so begierig waren die Waller, ein Stück vom Kreuzesholze heim zu bringen, daß man diesem fortwährendes Wachsthum zuschreiben muste. Als im Jahr 1101 Cäsarea mit Sturm erobert wurde, fanden die Pilger in einer Kirche daselbst die herrlich gearbeitete, sechseckige, smaragdgrüne Schüssel, deren der Heiland beim Genusse des Abendmahls sich bedient; sie fiel den Genuesern zu, welche sich dieselbe, bei Theilung der Beute, für eine hohe Summe aufrechnen ließen. Die Genueser weihten dieses Gefäß ihrer Hauptkirche, wo es während sieben Jahrhunderte als ein theures Kleinod verwahrt und nur einmal jährlich der Verehrung des Volkes ausgesetzt ward. Die Legende sagt, das Gefäß sei unter den Geschenken gewesen, welche die Königin von Saba dem Könige Salomon gebracht, der solches nur am Passahfeste gebraucht; nachher sei es in den Besitz des Königs Herodes und von diesem an Nikodemus gekommen, in dessen Hause der Heiland daraus gespeist; Nikodemus hab' es nach Cäsarea gebracht, als er mit den übrigen Christen von Jerusalem dahin gezogen, um den Gefahren zu entgehen, welche, nach Jesu Weissagung, seiner Jünger in der heiligen Stadt warteten.[2]

Wie aber viele Reliquien nicht bloß einfach vorhanden waren, so kommt der heilige Gral oder die Abendmahlschüssel auch an andern Orten vor. Im Titurel selbst wird eines unechten Grals erwähnt (Bl. 204 b, 3). In England behaupteten drei bis vier Städte, den Gral zu besitzen.[3] Der Glaube, der ein solches Heilthum einmal gefunden, konnte dasselbe leicht vervielfältigen, und die Wiederkehr einer Reliquie ist besonders dann natürlich, wenn diese als Trägerin einer bedeutenden kirchlichen Lehre erscheint. Der Gral, der als Schüssel beim Abendmahle gedient, der das Blut des Gekreuzigten in sich auf-

[1] Französisches Volksbuch von Fierabras S. 23 f.

[2] Wilken II, S. 103 f. Beil. S. 8—11. Roquefort, Glossaire de la langue romane I, S. 705.

[3] Roquefort, Gloss. I, S. 704. Nach einer Stelle des Romans von Perceforest, welche ebd. angeführt ist, wurde der Gral in einem Turme zu Corbenicy verwahrt.

genommen, auf den noch an jedem Charfreitag, dem Tage des Opfertodes, die weiße Taube mit der Oblate niederfliegt, ist unverkennbar ein Sinnbild des Meßopfers, daran, wie im Titurel gesagt wird, der Christen meister Segen liegt.[1] Die Oblate, davon der Stein seine nährende und verjüngende Kraft gewinnt, ist eben die neue Manna, das Brot des Lebens, vom Himmel gekommen, das nicht hungern noch dürsten, das nimmer mehr sterben läßt (Joh. 6, 32—51).

Den Tempel Jerusalems hatte das Christenthum in eine übersinnliche Kirche verwandelt;[2] diese kam hinwieder in den Kirchengebäuden des Mittelalters sinnbildlich zur Anschauung; im Tempel Titurels ward sie dichterisch aufgerichtet. Das höchste Geheimnis der neuen Kirche, das täglich in ihr gefeiert ward, hatte sein Sinnbild in der Reliquie des Grals, die sich nun auch in das dichterische Heiligthum niedersenkte.

Ist die Anlage bis dahin priesterlich, so zeigt sich doch überall, daß es Ritter sind, durch die sie ausgedichtet worden. Die Hüter des Tempels entsprechen der Ausbildung dieses Standes im Zeitalter der Kreuzzüge. Diese vorzüglich entwickelten eine geistliche Bedeutung des Ritterthums. Als Pabst Urban II auf der Kirchenversammlung zu Clermont zum ersten Kreuzzug aufrief, wandt' er sich an die Krieger, die im Eisenharnisch umherstanden. „Streiter des Teufels," sprach er, „werdet Streiter des lebendigen Gottes!" Hartmann von Aue sagt: „Wes Schild je war zur Welt bereit auf hohen Preis, nicht weis' ist er, versagt er den nun Gott; wer da wohl fährt, gewinnt an beidem Theil, das Lob der Welt, der Seele Heil" (Manesse 1, S. 180 a, 7). Ein Trubadur behauptet in seinem Kreuzliede, nicht die geschorne Platte, noch der strenge Mönchsorden gebe fortan das Verdienst, das Gott Allen zugestehe, die ausziehn, die Schmach der Christenheit zu rächen.[3] Bald nach Eroberung der heiligen Stätten bildeten sich zum Schutze derselben ritterliche Verbrüderungen, nach dem Muster der Mönchsregel,

[1] Tit. III, 56. Pfälzer Handschrift Bl. 20b: Der mess ze hohem werde dar an der cristen sæld[e] lit die maiste. Es war gebräuchlich, die Hostie in einem Gefäß zu verwahren, das die Gestalt einer Taube hatte. Curiosit. B. III, S. 257—9.

[2] Vgl. Manesse II, S. 219 a: Der gotes tempel here u. s. w. Aretin, Beiträge IX, S. 1138.

[3] Raynouard, Choix B. IV, S. 89: E ja no 'l cal tondre ni raire u. s. w.

die sich, für so frommen Zweck, dem kriegerischen Berufe fügen muste. Das Schwert schien nicht mehr unverträglich mit dem Ordenskleid, ein geistliches Ritterthum war begründet. Die geachtetste und mächtigste dieser Brüderschaften war die Ritterschaft vom Tempel des Herrn zu Jerusalem, der Templerorden.

Man hat zwischen den Pflegern des Grals, Templeisen, und den Tempelherren einen unverkennbaren Zusammenhang gefunden.[1] Der Gral soll das Symbol einer Geheimlehre der Templer, der Tempel im Titurel ein Bild der Kirchen dieses Ordens, der ganze Titurel ein Gedicht von templerischer Bedeutung sein.[2]

Das Leben der Templeisen ist nun wirklich der Verfassung geistlicher Orden nachgebildet. Im Parcival werden jene ausdrücklich eine ritterliche Brüderschaft genannt; der Gral giebt ihnen reiche Pfründe (V. 14040 f.). Aus demselben Gedichte werden wir späterhin andre, bisher noch unbeachtete Beziehungen nachweisen. Vom Tempel des Titurel führt ein Kreuzgang zum Dorment der Brüder; zwo Glocken läuten ihnen zur Kirche und zum Convent, zum Tisch und zum Kampfe; ehelos, leben sie der Verehrung und Beschirmung ihres Heiligthums. Auf den Templerorden insbesondre deutet der Tempel selbst und der Name Templeisen, der auch im Gedichte von Herzog Ernst (V. 5112. 5097) den Tempelherren zu Jerusalem gegeben wird.

Diese Beziehungen sind jedoch nicht so erheblich, daß sie berechtigten, die Dichtungen vom Gral ihrem Grunde nach für eine Verherrlichung des Templerordens zu erklären. Die Ähnlichkeit ist so wenig durchgreifend, daß vielmehr die Verschiedenheit in wesentlichen Stücken vor Augen liegt. Man kann davon absehen, daß nirgends, selbst in den vielen betrachtenden Stellen dieser Gedichte, eine bestimmte Hinweisung sich findet; das Geheimnis könnte ja absichtlich verschleiert, der ursprüngliche Sinn verloren, eine willkürliche Deutung, wie bei den spätern Bearbeitern des Titurel manche vorkommt, dafür eingetreten sein. Aber schon ursprünglich besteht zwischen dem Tempel zu Jerusalem und den Tempelrittern nur eine zufällige Verbindung, keineswegs eine innere, wie zwischen dem Tempel des Grals und seinen Hütern. Jener berühmte Orden nannte sich nach dem Tempel, den man an die Stelle

[1] Büsching, Museum I, S. 507, Note 22.

[2] Mysterium Baphometis revelatum S. 24. 32. 117, Note 135.

des salomonischen setzte, weil den Ordensstiftern in der Nähe dieses Tempels ihre Wohnung eingeräumt war [1], zu dem sie aber sonst in keinerlei kirchlichem Verhältnis standen. Ihres Gottesdiensts warteten sie, bis sie ein eigenes Bethaus erhielten, in der Kirche des heiligen Grabes. [2] Auch ein Heilthum, das dem Gral entspräche, ist von den Templern nicht bekannt, man finde denn diese christliche Reliquie in jenem bärtigen Götzenhaupte wieder, das sie, nach der Anklage bei ihrer Vertilgung, angebetet und von dem sie geglaubt haben sollen, daß es dem Orden seinen Reichthum schaffe, daß es die Erde keimen und die Bäume blühen mache. [3] Am wenigsten aber paßt auf den Templerorden der Umstand, welcher doch zu den Grundzügen der Dichtung gehört, daß die Könige vom Gral sich vermählen, daß um sie ein herrliches Geschlecht von Söhnen und Töchtern erblüht, die in alle Reiche der Erde segensreich sich verbreiten. Wenn der Orden des Tempels auch verehlichte Brüder duldete, so waren diese nur ein Anhang desselben, der Beerbung halber, und durften gar nicht im Ordenshause wohnen. [4]

Die Ordensregel der Templeisen im Gedichte hat nach meiner Ansicht keinen geschichtlichen Bezug, sie ist ein Theil der sinnbildlichen Darstellung und bezeichnet das reine Leben in jenem geistigen Tempel. Vielfach beschäftigt unsre alten Dichter die Frage, wie der Welt Lob und der Seele Heil zugleich zu gewinnen sei; [5] wie Reichthum, weltliche Ehre und Gottes Huld in Einen Schrein kommen mögen. [6] Der Ritter will süßen Frauen dienen, schöner Rosse, guten Gewandes, schmucker Helmzier sich freuen, des Schildes Ehre werben, und doch sein ewig Theil nicht verscherzen. [7] Diese Aufgabe lösen die Dichtungen vom Gral. Der Schluß des Parcival sagt es deutlich: „Wes Leben sich so verendet, daß Gott nicht wird gepfändet (beraubt) der Seele um des Leibes Schuld, und der doch der Welt Huld behalten kann mit Würdigkeit, das ist eine nütze Arbeit.“ [8]

[1] Wilken II, S. 547.
[2] Münter, Statutenbuch S. 1.
[3] Grouvelle, Memoir. S. 345 f.
[4] Münter, Statutenbuch S. 113.
[5] Die oben angeführte Stelle Hartmanns von Aue, Manesse I, S. 180a, 7.
[6] Walther von der Vogelweide, Manesse I, S. 102a, 2. Vgl. II, S. 235a, 4.
[7] Ulrich von Lichtenstein, Frauendienst S. 281 f. Parcival 14081.
[8] Parc. 24732 ff. Vgl. die oben angeführte Stelle des Parc. 14081—5. Tit. Pfälzer Hdſ. 141 (VI. 4) Bl. 35a. Bl. 83a. Druck: Cap. 26, Str. 166—70.

Hoch und herrlich erhebt sich der Tempel Titurels, die christliche Kirche. In ihr bewahrt ist das Sinnbild ihrer höchsten seligsten Geheimnisse, der Gral. Er giebt seinen treuen Pflegern die Fülle himmlischer und irdischer Segnungen. In reiner Jugend, in keuscher Minne, im Kampfe für das Heiligste leben sie dahin, bis der Engel lichtes Gewand sie umkleidet. Der Sinn des Ganzen: ritterlich Leben in der Weihe des Christenglaubens.

Das ist das Wesen der Poesie, daß die Bilder, die sie dem Gedanken oder dem dunkleren Gefühle leiht, zu selbstständigem Leben gedeihen. Sie wachsen fort im Laufe der Zeit, sie gestalten sich mit dieser, sie mischen sich in den Reigen andrer Fabeln und Gebilde. So sind die Sinnbilder, von denen wir gehandelt, zu einer vollständigen Geschichte erwachsen und haben sich vielfach mit fremden Sagenkreisen verwoben. Aber die schwebende Haltung, der durchsichtige Glanz der Gestalten zeigt noch immer den sinnbildlichen Ursprung. Jene ursprünglichen Gedanken verlangten ihrer Natur nach keine zu feste Verkörperung. Wo sie den Heldenkreis berühren, welcher dazumal der beliebteste war, fallen sie mehr wie ein himmlisches Licht herein, das die irdischen Gestalten überglänzt und vergeistigt.

Unter welchen Verhältnissen die geistlichen Grundgedanken sich zuerst in der Dichtung ausgesprochen, durch welche Anlässe sie sich örtlich angeheftet, ist auf geschichtlichem Wege, so lange nicht neue Quellen sich erschließen, nicht weiter auszumitteln. Schon die welschen Darstellungen, daraus die Deutschen geschöpft, waren unzweifelhaft von der Art, daß bis zu ihnen die Dichtung eine weite Bahn durchlaufen hatte, daß vielfache Mischung vorgegangen war und daß den Erzählern selbst die Bedeutung sich verdunkelt hatte. Nur im Allgemeinen haben wir jene zweierlei örtlichen Gestaltungen zu unterscheiden vermocht, die eine in Spanien und dem westlichen Frankreich, die andre in Britannien und Nordfrankreich. Beide treffen in den deutschen Dichtwerken zusammen.

Für Geschichte und Litteratur, Deutung und Erläuterung dieses Sagenkreises sind anzuführen:

Büsching, der h. Gral und seine Hüter, im Museum für altdeutsche Litteratur und Kunst B. I, Berlin 1810, S. 491 ff.

Görres, Einleitung zu seiner Ausgabe des Lohengrin, Heidelberg 1813.

Über den Dichtungskreis des h. Grales:

J. W. V. Schmidt, über die Romane von der Tafelrunde und dem h. Graal, in der schon angeführten Recension von Dunlops history of fiction, Wiener Jahrbücher der Litteratur B. 29, 1825, S. 71 ff.

K. Rosenkranz, über den Titurel und Dantes Komödie u. s. w. Halle und Leipzig 1829.

Lachmanns Recension dieser Schrift in der Hallischen Litteraturzeitung 1829, Nr. 238, S. 619 ff., worin vorzüglich über Wolframs von Eschenbach Verhältnis zum Titurel und zu diesem Dichtungskreise überhaupt wesentliche Berichtigungen und genaue Bestimmungen gegeben werden.

Rosenkranz hat hierauf in seiner Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter, Halle 1830, S. VI ff. 261 ff. sich über diesen Gegenstand weiter verbreitet.

Leo, Lehrbuch der Geschichte des Mittelalters, Halle 1830, giebt an mehreren Stellen geschichtliche Beziehungen dieser Sage zu der alten brittischen Kirche, zu den Priscillianisten und Paterinern, den Templern und den Baubrüderschaften.

Andre Schriften, in denen die Sage mehr nur in einzelnen Puncten berührt ist, werde ich je an vorkommender Stelle anführen.

Was nun zuerst die Erklärung des Wortes Gral anbelangt, so sind in Roquefort, Glossaire de la langue romane, B. I, Paris 1808, S. 702 ff. s. v. graal, die Stellen altfranzösischer Werke, worin das Wort graal, gréal, gebraucht wird, am vollständigsten gesammelt. Zu verwundern ist, daß der gelehrte Val. Schmidt in der angeführten Recension S. 73 noch jener ältern Erklärung beifallen mag, die er selbst in folgenden Worten angiebt:

„Uns scheint die gewöhnliche Ableitung des Wortes sainct graal (san gréal) von sanguis regalis, sang real, sang royal immer noch die richtige, hergenommen von dem munus regium des Heilands. Denn offenbar ist doch nicht die Jaspis-Schüssel, das Gefäß, die Hauptsache, sondern das darin enthaltene versöhnende Blut."

Eine von Roquefort aus den Assisen von Jerusalem (den Satzungen des Lehenstaates Jerusalem) ch. 289 ausgehobene Stelle zeigt klar, daß das Wort gréal, ohne alle Beziehung auf das heilige Gefäß, ganz allgemein in der Bedeutung von Schüssel, Tafelgeschirr, gebraucht wurde. Es wird dort bestimmt, daß an festlichen Tagen, an welchen der Seneschall, der erste Reichsbeamte, die Tafel des Königs zu besorgen hatte, ihm alle die Schüsseln und Grale (toutes les escueles et les gréaus, Plural von gréal), worin er den König mit dem ersten Gerichte

bedient, angehören sollten, gefüllt mit demselben Fleische, wie es dem König selbst vorgesetzt worden (Wilken I, Beil. S. 27, N. 4).

Ich habe aber auch noch eine andre, viel ältere und bisher unbenützte Beweisstelle gefunden. In J. G. Eccard, Veterum monumentorum quaternio, Leipzig 1720, S. 38 ist ein Testamentum Everardi Comitis (Tarvisiani) ann. Chr. 873 abgedruckt und darin kommt folgende Verordnung vor:

Tertius Adalardus volumus ut habeat spatas duas, una cum hilcis eburneis et aureis, facilum simile et balteos aureos duos cum gemmis, vas ad bibendum marmoreum unum, cum argento et auro paratum. Garalem argenteum unum, ciphum argenteum unum, pallia duo, garales argenteos cum binis cochlearibus duos u. s. w.

Diese Zusammenstellung der Garale mit den Löffeln zeigt, daß es Eßgeschirre waren. Roqueforts Ableitung des Wortes graal von crater, cratera hat ohnehin wenig für sich. Die Verbindung, in welcher das Wort garalis in der angeführten Urkunde des 9ten Jahrhunderts schon mit andern Wörtern germanischen Stammes steht, läßt auch bei ihm einen solchen Ursprung muthmaßen. Kar (bei Ulfila kas) heißt in der ältern deutschen Sprache, wie noch in der dänischen, Gefäß, Geschirr (vgl. Schmeller, bayerisches Wörterbuch, B. II, 1828, S. 320 f. das Kar).

Zur Erklärung der Sage selbst scheint der erste Schritt zu sein, daß auf die Quellen der deutschen Gedichte zurückgegangen werde. Im Parcival und im Titurel, den Hauptwerken, wird auf welsche Vorarbeiten hingewiesen. Wolfram nennt am Schlusse des Parcivals zween welsche Bearbeiter dieser Abenteure, den Meister Christian von Troyes und den Provenzalen Kyot. Letzterer wird an Zuverlässigkeit dem erstern vorgezogen:

„Ob von Troys Meister Christian diesem Mähre hat unrecht gethan, das mag wohl zürnen Kyot, der uns die rechten Mähre entbot; von Provenz in deutsche Land die rechten Mähre uns sind gesandt.“ [1]

Über die Quellen dieses Kyot, der auch sonst als Gewährsmann angeführt und der Provenzal genannt wird, ist ausführlichere Nachricht gegeben: Kyot, der wohlbekannte Meister, habe zu Dolet (Toledo) diese

[1] Parcival 24718—31. 12423—36. 12856. 13513—95. 23201. 24068.

Abenteure in heidnischer Schrift gefunden und mit Hülfe der Nigromanzie entziffert, wie sie von dem sternkundigen Heiden Flegetanis, nach dem, was er im Gestirne vom Gral ersehen, niedergeschrieben worden sei. Darauf habe Kyot in lateinischen Büchern nach einem Volke gesucht, das der Pflege des Grales würdig gewesen sein möchte. Er habe die Chroniken der Lande Britannien, Frankreich und Irland gelesen und endlich zu Anjou die rechte Mähre von Titurel und seinem Geschlechte gefunden [Parcival 453—455 Lachmann. H.].

Man hat nach diesen Stellen, mit denen die Hinweisungen im Titurel übereinstimmen, bisher angenommen, daß Wolfram ein provenzalisches Gedicht des Meisters Kyot vor sich gehabt habe. Gegen diese Annahme hat sich Lachmann mit Recht erklärt. Kyot erscheint, zusammt seinem heidnischen Vorgänger Flegetanis, im fabelhaften Lichte der Darstellung eines altfranzösischen Gedichts. Ein solches, nicht ein provenzalisches, war Wolframs unmittelbare Quelle. Das sagt dieser selbst ausdrücklich (Vers 12431).

Dem gemäß haben auch die fremden Namen, die vielen welschen Wörter und Ausdrücke, die im deutschen Gedichte vorkommen, durchaus nordfranzösische, nicht provenzalische Sprachform.

Diese altfranzösische Quelle des Parcivals und Titurels ist bis jetzt nicht aufgefunden. Aber möglich ist, daß sie unter den alten Gedichten von Parcival und dem Gral, welche in den Handschriftenverzeichnissen französischer Bibliotheken vorkommen, noch einst entdeckt werde.

Wirklich vorhanden aber ist das altfranzösische Gedicht des Christian von Troyes, den wir sonst schon als Quelle deutscher Rittergedichte kennen gelernt haben, den aber Wolfram für seinen Gegenstand als einen unsichern Gewährsmann bezeichnet. Nach den Notizen der französischen Litteratoren über den Parcival des Chrestien de Troyes hat dieser sein Gedicht nicht selbst vollendet, sondern es ist durch Gautier de Denet und nachher durch Manessier zum Ende geführt worden (Roquefort de l'état u. s. w. S. 194, Anm. 1).[1] Ein Auszug desselben in der Histoire littéraire de la France B. XV und eine, zwar unvollständige, Handschrift in einem Pergamentcodex der Bibliothek zu Bern, welche

[1] [Vgl. mein Buch über Crestien von Troies S. 195—219. H.]

ich näher kennen gelernt habe, lassen erkennen, daß wirklich nicht dieses Gedicht den vorgenannten deutschen zu Grunde liegt, ob es gleich späterhin eine besondre deutsche Bearbeitung erfahren hat, von der ich nachher reden werde. Die besondern Abenteuer Parcivals nehmen zwar theilweise auf beiden Seiten den gleichen Gang, aber auch die Abweichungen sind bedeutend. Vom Titurel aber, vom großen Tempel des Grals, von Schionatulander und Sigunen enthält das französische Gedicht, so weit wir ersehen können, gar nichts. Überhaupt aber führt es uns nicht tiefer auf den Grund der Sage. [Vgl. Pfeiffers Germania 1, S. 125 f. 3, S. 81 ff. P.]

Außerdem giebt es einen altfranzösischen Prosaroman vom heiligen Gral. Er ist gedruckt, zu Paris 1516 und 1523. Von diesen überaus seltenen Ausgaben befindet sich die letztere, von 1523, auf der öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart. Der Titel lautet:

C'est l'hystoire du sainct Greaal. Qui est le premier liure de la table ronde. Lequel traicte de plusieurs matieres recreatiues. Ensemble la queste du dict sainct Greaal. Faicte par Lancelot, Galaad, Boors, et Perceual. Qui est le dernier liure de la table ronde.

Es ergiebt sich hieraus, daß in diesem Buche aus den prosaischen Romanen von den Tafelrunderittern, Lancelot, Perceval und Andern, welche gleichfalls handschriftlich oder in alten Drucken noch vorhanden sind, oder aus einem derselben insbesondre Dasjenige zusammengefaßt ist, was den heiligen Gral und dessen Aufsuchung eigens betraf.

Der Verfasser erklärt zum Eingang, er sei ein Priester und habe im Jahre 717 sich durch göttliche Eingebung veranlaßt gefunden, dieß Werk zu schreiben. Er beginnt mit den Nachrichten vom Begräbnis Christi und dem, was Joseph von Arimathia dabei geleistet. Zwei und vierzig Jahre sitzt Joseph in einem dunkeln Kerker, wo Kaiphas ihn verhungern lassen will. Ihn nährt und stärkt geistlich und leiblich der Gral, welchen ihm der Herr selbst bei seiner Auferstehung gereicht. Nach dieser Gefangenschaft wird ihm die apostolische Sendung zur Bekehrung der Heiden, wobei ihm erlaubt ist, täglich einmal das Heilthum zu enthüllen. In dem von ihm bekehrten Britannien errichtet sein Sohn, der Bischof Joseph, eine Tafel des Grals mit einem leeren Platze, welcher für Galaad, den Abkömmling von einem andern Sohne Josephs, aufbewahrt bleibt. Zur Zeit des Königs Artus wird dieser

Galaad, ein Sohn Lancelots vom See, geboren. Auch Artus hat eine runde Tafel nach dem Vorbilde jener ursprünglichen errichtet, aber ihr fehlt der heilige Gral selbst, welcher am Hofe des Fischerkönigs aufbewahrt wird. Die Wunder und Heilungen, welche der Gral verrichtet, die Thaten Lancelots, Galaads, Percevals und Boorts, um ihn zu erringen, füllen den zweiten Theil des Buchs, von der Aufsuchung des Grals.

Der genauere Zusammenhang des Grals mit der Tafelrunde, wie ihn dieser Roman darstellt, ist unsern deutschen Gedichten fremd. Dagegen fehlen dort wieder Titurel mit seinem Geschlechte und der Tempel mit seinen Hütern; und die Verflechtung der Gralssage mit den bunten Abenteuern der Ritter von der Tafelrunde verdunkelt ihre ursprüngliche Bedeutung.

Im Ganzen führt die Vergleichung der deutschen Dichtungen, welchen das uns nicht mehr zugängliche welsche Gedicht zu Grunde liegt, mit den eben erwähnten altfranzösischen Werken darauf, zweierlei örtliche Anknüpfungen und Entwicklungen der Fabel zu unterscheiden, die eine in Britannien und Nordfrankreich, die in den Dichtungen von der Tafelrunde zu Tage tritt, die andre in Spanien und dem westlichen Frankreich, die in den deutschen Gedichten sich erhalten hat, obgleich diesen auch die andre Seite nicht fremd ist. Der auserwählte Ritter Parcival ist Vermittler zwischen beiden.

Führt uns hiernach der geschichtliche Blick nach außen auf die altfranzösische Poesie, so weit er für jetzt möglich ist, nicht auf die tieferen Quellen der Sage, wie sie in den deutschen Darstellungen vorliegt, so sehen wir uns darauf hingewiesen, daß wir sie mehr nach innen zu ergründen suchen.

Soll aber die Erklärung genügend sein, so muß sie das Ganze in einem innerlichen Zusammenhange begreiflich machen; und in dieser Hinsicht erscheinen mir manche der bisherigen Erklärungen, deren ich nachher erwähnen werde, zu vereinzelt, indem sie bald vorzugsweise mit dem Heilthum des Grals, bald wieder mit dem Tempel sich beschäftigten, ohne Beides in eine organische Verbindung zu bringen.

Ich habe die Erklärung der Sage vom heiligen Grale versucht. Es bleibt mir übrig, nun auch anzuführen, was von andrer Seite zu diesem Zwecke Erheblicheres beigebracht worden ist.

Ich übergehe diejenigen Hinweisungen, welche in das weiteste

Gebiet der Sagen und Mythen hinausgreifen und mittelst welcher jedes Heilthum bei verschiedenen Völkern hieher bezogen werden kann, das, nach Art des Grales, unerschöpflich auch irdische Fülle spendet, z. B. der Sonnentisch der Äthiopen (Herodot B. 3, C. 18), der Becher des Dschemschid bei den Persern u. dgl. Unsre Erörterung soll sich auf diejenigen mythischen und geschichtlichen Anknüpfungen beschränken, welche, wenn sie sich begründet erwiesen, unmittelbar die Entstehung oder Ausbildung der Sagen vom heiligen Gral erklären würden.

1. Wir haben gesehen, wie genau in der brittischen Darstellung die Fabel vom Gral mit der von der Tafelrunde zusammenhängt. Joseph von Arimathia, der legendenhafte Apostel Britanniens, bringt die Abendmahlsschüssel dahin. Für sie wird eine Tafel gestiftet, welche offenbar derjenigen entsprechen soll, um welche Christus mit seinen Jüngern beim heiligen Mahle gesessen. König Artus erneuert diese Tafel, aber das Heilthum selbst ist abhanden gekommen und die Genossen der Tafel ziehen aus, es wiederzuerlangen. Nun ist uns Artus als ein Sagenheld der altbrittischen Mythe bekannt geworden und es fragt sich sehr natürlich, ob nicht in dieser schon seine Tafelrunde begründet und nur späterhin christlich umgewandelt sei. Nach Mone, Geschichte des Heidenthums im nördlichen Europa, Theil II, Leipzig 1823, S. 457. 542 ist der Gral in Britannien nichts anders als das verchristlichte Waschbecken der Göttin Ceridwen. Allein sowie Mone selbst (II, S. 520 f.) die Mythe von diesem Becken oder Kessel beibringt, in welchem Ceridwen drei gesegnete Tropfen aussott, die ihrem ungestalten Sohne wunderbare Gaben des Geistes verschaffen sollten, aber von dem Hüter des Kessels weggeschlürft wurden, ist die Ähnlichkeit mit dem Gral eine höchst entfernte, zu der Tafelrunde des Artus aber gar keine Beziehung vorhanden. Näher kommt es den Vorstellungen vom Gral, wenn Roberts in seinen cambrischen (wallisischen) Volksalterthümern (The Cambrian popular antiquities u. s. w. London 1815, woraus Büsching in den Wiener Jahrbüchern der Litteratur Band 5, 1819, S. 35 ff. Auszüge gegeben hat) unter den 13 brittischen Merkwürdigkeiten, welche der kaledonische Merlin mit sich genommen, als er aus Furcht vor den Sachsen in einem Schiffe von Glas auf eine Insel entrann, folgende aufzählt: den Korb des Gwyddno; Speise für Einen, in diesen Korb gesetzt, war Speise für Hundert; sodann: den Tisch und

die Schüssel von Rhydderch (einem König, an dessen Hofe sich Merlin gezwungener Weise aufgehalten, Ellis, Specimens I, S. 77), worauf jedes gewünschte Essen erschien. Büsching bemerkt hiebei die Übereinstimmung der Eigenschaft dieser Schüssel mit der des Grals. Merlin (die verschiedenen Merline sind doch wohl dieselbe mythische Person) veranlaßte aber auch den König Uther, Arthurs Vater, die runde Tafel zu stiften, welche erst vollzählig werden sollte, wenn das Wunder des Grals erfüllt wäre (Altenglischer metrischer Roman von Merlin, im Auszuge bei Ellis, Specimens of early english metrical romances Vol. I, sec. ed. London 1811, S. 249 fg.). So ständen also dem christlichen Heilthum entsprechende brittisch-heidnische, der Tafelstiftung durch Josephus die durch den einheimischen Merlin gegenüber. Daraus würde jedoch keineswegs folgen, daß die christliche Gralsage in der brittischen Mythe ihren ersten Anlaß gehabt habe, denn sie kann eben so wohl nur die entsprechenden heidnischen Symbole ergriffen und sich angeeignet haben. In keinem Fall aber reicht diese brittische Gralstafel zur Erklärung der deutschen Dichtwerke aus; in diesen erscheint zwar Artus mit den Rittern seiner Tafelrunde und Parcival ist auch hier unter die Zahl derselben aufgenommen. Aber dem Gral, seinem Tempel und seiner Ritterschaft ist zu der Tafelrunde keine Beziehung gegeben, als die des entschiedenen Gegensatzes zwischen dem geweihten Ritterthum auf der einen und dem weltlichen Treiben, welches in Gawein seinen vorzüglichen Vertreter hat, auf der andern Seite.

2. In den Dichtungen vom heiligen Gral hat man ferner die Spuren akatholischer Geheimlehren zu entdecken geglaubt. Nachdem Joseph von Hammer in einer weiterhin zu besprechenden Abhandlung dieses in Anregung gebracht, hat neuerlich H. Leo an mehreren Stellen seines Lehrbuchs der Geschichte des Mittelalters mehr Winke, als Ausführungen darüber gegeben.

Bei Erwähnung der Nichtanerkennung des römischen Primats durch die Völker keltischer Zunge in den westlichen Theilen Englands und Frankreichs, sowie in Schottland und Irland, werden in Beziehung auf die altbrittische Kirche in einer Note folgende Momente zusammengestellt:

„Bischöfe verheirathet; der würdigste Geistliche der Provinz Metropolitan; Passahfeier abweichend vom römischen Gebrauch. Columbas Culdeer-Orden (gegen Ende des 6ten Jahrhunderts), sich anschließend an älteres Druidisches. Abgeschlossenheit, durch Sprache und durch Nationalfeindschaft gegen die Nachbarn,

begünstigt die unveränderte Erhaltung alter Institute und mit ihnen zusammenhängender Traditionen. Phantastischer Schwung durch die Freiheits- und Religionskriege gegen die heidnischen Angelsachsen. König Artus. — Das Andenken an die kirchliche Verschiedenheit in urkundlichen Schriften von der katholischen Kirche später so viel möglich unterdrückt; untergeschobene Schriften und Urkunden. In der Form geheimer Gesellschaften und in der christlichen ritterlichen Heldensage erhalten sich Reste jener Institute und Traditionen." S. 76, vgl. S. 99.

Für Spanien und Frankreich wird dann die gnostische Lehre des Basilides (nach welcher u. A. der Tempel zu Jerusalem das Bild der Welt als eines Tempels Gottes) und die sich ihr anschließende des Priscillian aphoristisch bezeichnet und damit die Vorstellungen vom Gral und dessen Tempel auf folgende Weise in Verbindung gesetzt:

„Die Kirche, als vom Staate gesetztes Institut, verfuhr verfolgend gegen die Priscillianisten; daher ward dieser Gnosticismus völlige Geheimlehre: iura, periura, secretum prodere noli. Zuletzt öffentlich die Rede von Priscillianisten im Jahre 561. Ihr Hauptsitz in Galicien, ihre Verbreitung über das südliche und westliche Frankreich und über Spanien. Ihr Gottesdienst geheim — in verborgenen Gemächern und auf Bergen. Weiber haben in der Kirche eine höhere Stellung, als der Katholicismus zugesteht. Fleischessen untersagt; die Ehe besser nicht vorhanden. Die Ostermahlzeit Christi scheint in den apokryphischen Büchern der Priscillianisten eine Hauptrolle zu spielen.

Die gnostischen Ketzer des südlichen Frankreichs seit dem 11ten Jahrhundert schließen sich ihrer ganzen Erscheinung nach an diese Lehre an. Die Gedichte des heiligen Grales. Der Gral selbst ein Symbol des ἀρχων. Der Tempel auf dem Berge zu Montsalvatsch in Galicien geographischer Mittelpunct; außer dem Orient sind es die spanischen, süd- und westfranzösischen Landschaften, welche die Sage vom Gral besonders berührt. Der Tempel zu Montsalvatsch Nachbild des Tempels von Jerusalem und ein Bild der Welt. Zahlenmystik; mystische Naturkunde. Die Patriarchen haben eine hohe Stellung. Die Hierarchie des Tempels nirgends getrübt durch eine Einmischung der Hierarchie von Rom. Die Templeisen sind Auserwählte, sie sind Priester; ihr Leben ein Kampf der göttlichen Natur in ihnen mit den niederen Einflüssen; jede Sünde wird durch Leiden gestraft. Weiber haben in der Versammlung der Templeisen eine hohe Stelle. Doch nur die oberste königliche Familie und die ausgesandten Herrscher werden verheirathet. Die Ostermahlzeit und das Leiden Christi wichtig für die Heiligung des Grales, der jedoch schon vorher von hoher Kraft war.

Gnostische Ansichten dieser Art (der Teufel selbstständig, also gewissermaßen vergöttert; Christus nicht wahrer Gottmensch; der Tempel) scheinen der Ketzerei

der Tempelherren zu Grunde zu liegen. Beide von der römischen Hierarchie verfolgte Richtungen, die altbrittische (sich in den Bauhütten mehr deistisch ausbildend) sowohl als die geistig-tiefere galicische der Templeisen, begegnen sich in der Dichtung; Artus und seine Ritter suchen den Gral, welchen die Templeisen haben. Die ursprünglichen Quellen der durch Übersetzung und spätere Auffassungsweise manigfach getrübten Gedichte vom heiligen Gral wahrscheinlich von den Geistlichen der römischen Kirche unterdrückt." S. 78—80.

Über die Secte der Pateriner wird weiterhin gesagt:

„Die Anfänge der sogenannten Pateriner (Katharer, Gazarer, Ketzer) fallen in den Anfang des 11ten Jahrhunderts. Ihre Meinungen, so weit dieselben aus den Berichten ihrer späteren Verfolger klar werden, schließen sich an die früheren manichäisch-gnostischen der Priscillianisten an; der Name, welcher ihnen gegeben wird, bezeichnet sie als Templeisen, als Theilnehmer jener geheimen Gemeinde des Grales (patera, der Gral; paterinus, ein Hüter des Grales)." S. 158, vgl. S. 160 f. N.

So scheinbar nun diese Ähnlichkeit der einzelnen Momente häretischer Lehren mit denen der Gedichte vom Gral sich für den ersten Anblick darstellen mag, so kann ich mich doch von einem wirklichen Zusammenhange nicht überzeugen, so lange nicht, mehr als aphoristisch andeutend, auf der einen Seite die einzelnen Lehrmomente, und zwar auch diejenigen, welche keine Ähnlichkeit darbieten, zu einem in sich verbundenen Ganzen zusammengefaßt und ebenso auf der andern Seite die Sinnbilder der Gedichte zu einem lebendigen Organismus verknüpft sind, und alsdann die volle Lehre in der ganzen Sage einleuchtend ihren Widerschein findet.

Die Nichtbeiziehung der römisch-hierarchischen Formen darf uns nicht befremden, wo es sich überhaupt nicht von äußerer Kirchenverfassung, sondern von vorn herein lediglich von einer geistigen Kirche und der Symbolisierung ihrer beseligenden Geheimnisse handelt. Das Hauptsymbol aber, der Tempel, ist nicht jenen häretischen Lehren ausschließlich eigen, sondern nur etwa von ihnen eigenthümlich angewendet und hervorgehoben, im Übrigen aber der gesammten Christenheit gemeinsam, wie wir denn auch schon in den kanonischen Schriften des neuen Testaments den Gebrauch desselben nachgewiesen haben.

3. Der Zusammenhang zwischen den Templeisen des Grals und dem Templerorden, wovon früher im Allgemeinen die Rede war, ist, nachdem zuvor schon Büsching (Museum I, S. 507, N. 22) und Görres

(Lohengrin S. XLV) darauf aufmerksam gemacht hat, besonders durch Joseph von Hammer in seiner Abhandlung „Mysterium Baphometis revelatum“ u. s. w. (Fundgruben des Orients B. 6, Wien 1818, S. 3 ff.) geltend gemacht worden.

Diese Abhandlung, welche bestimmt war, die Templer der gnostischen, und zwar ophitischen Apostasie, des Bilderdienstes und der schändlichsten Laster vorzüglich durch ihre eigenen Baudenkmäler zu überweisen, hat, gewiss nicht mit Unrecht, vielfachen Widerspruch erfahren. (Vgl. Wilcke, Geschichte des Tempelherrnordens B. 2, Beil. 22, S. 290 ff.)

Hier gehen uns aus ihr hauptsächlich folgende Behauptungen an:

S. 24: Nihil dubii superest, celeberrimum illum medii ævi craterem sub nomine sancti graal notum nihil aliud, quam symbolum communitatis templariæ ac sapientiæ gnosticæ significasse. Huic assertioni tota fabula, sub nomine Titurel nota, auxiliatur. [1]

Sodann S. 88, Note 33:

Totum poema τε Titurel nihil aliud quam allegoriam societatis et doctrinæ Templariorum esse nil ambigendum, cum ipsi equites „die Templeise“ prædicentur, et omnes descriptiones etiam templi — dispositioni ac sculpturis ecclesiarum templicarum consonent.

Aber die Belege, welche für diese Behauptungen beigebracht werden, zeigen, daß der gelehrte Orientalist weder diesem Sagenkreise überhaupt, noch dem altdeutschen Gedicht und dessen Sprache insbesondre ein genaueres Studium gewidmet hat.

Wie überall, findet der Verfasser auch im Tempel des deutschen Titurel die gnostische μήτη. Es heißt in der Beschreibung desselben Bl. 18:

Aller zierde wunder
trûgent die altare;
auf yeglichem besunder
werent keffzen bilde kostebare [2] u. s. w.

Weil nun dieses keffe oder kefse durchaus keinen Sinn gebe und er in einer Handschrift statt dessen Vette oder Mette lese, so sind ihm

[1] Der Gral ist übrigens kein crater, sondern eine patera.

[2] Heidelberger Handschrift 141: warn kefse vnd bilde kostbar. Hammer liest: keffe taveln bild kostbare und zwar: in exemplari impresso C. R. Bibliothecæ.

dieß: Metis tabulæ (S. 24. 88). Allein kefse, Reliquienschrein, ist ein den altdeutschen Gedichten, besonders denen dieses Kreises, ganz gangbares Wort, und selbst wenn mette richtig gelesen ist, sind wir doch noch weit von der gnostischen Mete.

So stellt der Verfasser auch den Satz auf S. 53:

Hic addemus et Templarios, sicut Gnosticos se ipsos pro diis habuisse, cujus rei nullum luculentius testimonium afferre possumus, quam locum ex Titurel, ubi perfectus Templarius ipse deus, nimirum „Tempelgott“, nuncupatur.

Sieht man sich aber nach diesem Tempelgott in der vom Verfasser selbst angeführten Stelle um, so heißt es S. 88:

Swer danne got selb enpfahet (d. h. wenn er vom Grale gespeist wird),
der ist ein tempel, got vil hoch gepriset;

oder nach der Heidelberger Handschrift 141 Bl. 30a:

Swer dann got selb enpfahet
ze reht, der ist ain tempel, got gepriset;

im Druck V. 14 f. 28:

Wer in selb zů reht enpfaht,
der wirt nach wunsch gar ewiglich gepreiset.

Auch H. Leo nimmt nicht sowohl einen Zusammenhang der Ketzerei der Templer mit gnostischen Geheimlehren (S. 80, 2), als eine ursprünglich templerische Bedeutung der Dichtungen vom Gral an. Er sagt:

„Die ältesten und die ganze Erscheinung am reinsten darstellenden französischen Gedichte von den Templeisen und dem h. Grale sind sicher wegen ihrer unkirchlichen Haltung von den Verfolgern der ketzerischen Mystik im südlichen Frankreich vernichtet worden. In Deutschland ward dieser Kreis symbolischer Legenden ein reicher Quell romantischer Dichtungen.“ S. 358.

Was verlorene Bücher enthielten, darüber läßt sich zwar nicht urtheilen. Daß aber die Gedichte, wie sie vorliegen, keine häretische Richtung offenbaren, wie sie denn auch vorzüglich das Sacrament der allgemeinen Kirche, das Meßopfer, verherrlichen, ist bereits erörtert worden.

Gleichwohl bleibt die Frage, ob nicht, abgesehen von aller Geheimlehre, das Leben der Templeise, wie es in den Gedichten dargestellt ist, für eine poetische Auffassung der geschichtlich bekannten Institutionen des Templerordens anzuerkennen sei. Schon die Namen scheinen darauf

hinzuweisen und ich habe bereits bemerkt, daß im Gedichte von Herzog Ernst die Tempelherren zu Jerusalem Templeise genannt seien. Aber zur Pflege eines Heiligthums, das dem Tempel des Grals entspräche, waren die Ritter des Templerordens nie bestellt. Beim dürftigen Anfang desselben, im Jahr 1119, räumte König Balduin II von Jerusalem ihm widerruflich einen Theil seines Palastes zur Wohnung ein, welcher der Tempel Salomons genannt war, weil er auf dessen Stelle erbaut sein sollte. Ihres Gottesdienstes aber warteten sie, bis sie ein eigenes Bethaus erhielten, in der Kirche des heiligen Grabes, als der Hauptkirche von Jerusalem. Von jenem ersten Wohnsitze erhielt der Orden seinen Namen, und die Gebäude, in welchen Capitel gehalten wurden, hießen daher auch anderwärts Tempel (Wilcke I, S. 11 f. vgl. Wilken, Kreuzz. II, S. 547). Die Beschreibung, welche der heilige Bernhard in seiner Exhortatio ad milites c. 5 von dem Tempel Salomons, als dem Hause der Templer, macht, ist geradezu das Gegentheil von der prachtvollen Schilderung des Tempels vom Grale:

Est vero templum Hierosolymitanum, in quo pariter habitant, antiquo et famosissimo illi Salomonis impar quidem structura, sed non inferius gloria. Ornatur tamen hujus quoque facies templi, sed armis, non gemmis; et pro antiquis coronis aureis, circumpendentibus clypeis paries operitur; pro candelabris, thuribus atque aureolis, domus undique frenis, sellis ac lanceis communitur. Wilcke I, S. 11, N. 12.

Auch eine Reliquie, wie der Gral, ist bei den Templern nicht bekannt, man finde denn diesen in jenem bärtigen Götzenhaupte wieder, von welchem schon die Rede gewesen ist.[1] Allein was hat dieses mit der christlichen Hostie und ihrem Gefässe zu schaffen? Am wenigsten aber stimmt zu den Einrichtungen des Templerordens, wie ich bereits erwähnt habe, der zu den Grundzügen der Dichtung gehörende Umstand, daß die Könige vom Gral sich verehlichen und ihr gesegnetes Geschlecht in alle Reiche der Welt ausgeht.

Bei solchen Erwägungen schwindet die anfänglich so scheinbare Beziehung auf den Tempelherrnorden mehr und mehr, und was eine geschichtliche Grundlage zu sein schien, ist ein Theil der symbolischen Darstellung.

[1] [Vgl. oben S. 156. H.]

4. Endlich werden die Templeise noch mit den Baubrüderschaften des Mittelalters in Verbindung gebracht. Hierüber äußert wieder Leo:

„Im 13ten Jahrhundert erscheint die eigenthümliche gothische Baukunst völlig ausgebildet. Zu dieser Ausbildung wirkten besonders die Baubrüderschaften. Geschickte Werkleute waren nach Vertreibung der Dänen zu Anfange des 10ten Jahrhunderts aus Frankreich zu den Angelsachsen gerufen worden. Sie hielten sich in England abgeschlossen, bildeten Logen, in denen sie die Geheimnisse ihrer Kunst fortpflanzten. In einer geheimen Gesellschaft, bei der die Theorie durch Zeichen und Sprüche dem Gedächtnis behalten ward, muste das symbolische Moment in der christlichen Baukunst wuchern. Die Kirche ward ein Bild der Welt, gleich dem Tempel Salomos, wie ihn die Legende kannte. Die Heimat der Gedichte von den Templeisen, Frankreich, war auch die ursprüngliche Heimat der Bauleute; und während sich ein Theil des Mysticismus des südlichen Frankreichs, aber zum Deismus ausartend, bei den Templern wiederfindet, scheint ein anderer, aber ebenfalls (durch eine gewisse versteckte, höhnende Opposition gegen den katholischen Clerus) zum Deismus hingetrieben, in den Baulogen fortgepflanzt worden zu sein. Doch mögen diese englischen Baulogen auch nicht ohne Berührung geblieben sein mit den bei den Walesern sich haltenden Resten des Culdeerordens, da es, wie das Kirchenbauen früher überhaupt eine vielfach von Mönchen geübte Kunst war, so besonders öfter bei altbrittischen Mönchen gefunden wird, daß sie sich auf den Kirchenbau verstehen.[1] Die Kirche, als Bild der Welt, stellte die Erde dar, auf welcher der Himmel ruht; die Säulen wurden zu Palmen, deren Laubwerk den Himmel berührt. Weinreben, Epheu, Rosen, Königskerzen u. s. w. als Verzierungen nicht ohne tieferen Sinn; Thiere, wie Pelikan, Pfau, Taube, Löwe, Lamm u. s. w., als entschiedene Symbole; Engel schweben vom Himmel nieder, und die heilige Geschichte, die ewige Geschichte der Menschheit, wird allenthalben dargestellt. — In dieser geistig verjüngten Welt waltete der lebendige Geist der Gemeinde in Gesang, Gebet und heiliger Handlung, so daß das Thun der Kirche zugleich ein Bild war der Vereinigung und Durchdringung des göttlichen Lebens mit dem Leben der Natur. Kurz vor dem zweiten Kreuzzuge erstreckten die Baugesellschaften ihren Einfluß von England aus auf die mit England in nähere Berührung gekommene Normandie vgl. Wilken, Geschichte der Kreuzzüge Th. III, Abth. I, S. 46, N.). Von der Normandie breiteten sie sich über Frankreich und Deutschland aus. Deutsche Bauleute waren dann auch in Italien thätig." S. 393 f.

Schon an einer frühern Stelle sagt der Verfasser:

[1] Zuvor schon S. 77 hat der Verfasser bemerkt: „An die altbrittische Kirche scheint sich die Geheimlehre der späteren Baulogen anzuschließen."

„Durch die Steinmetzen und andre Bauleute, welche die Tempelherren unter ihren dienenden Brüdern hatten, mögen sie leicht auch mit den Bauhütten des Abendlandes eine nähere Verbindung gehabt haben." S. 364 f.

In den geschichtlichen Zusammenhängen, wie sie hier wieder nur angedeutet werden, finden wir mancherlei Kettenglieder verbunden: die Templeise der Dichtung mit den Rittern des Templerordens, wovon schon die Rede war, die Tempelritter durch ihre dienenden Brüder mit den französischen Bauhütten und diese mit den brittischen Culdeermönchen. Da nun zugleich diese verschiedenen Genossenschaften als in Geheimlehre und versteckten Richtungen befangen dargestellt werden, so können die bloßen Andeutungen keine Überzeugung gewähren, von der man sich historische Rechenschaft zu geben vermöchte.

Das Symbol des salomonischen Tempels ist, wie ich bereits bemerkt habe, ein so allgemeines, daß es in den verschiedensten Beziehungen wiederkehren kann, ohne daß man darum unter diesen einen innern Zusammenhang anzunehmen hätte.

Das letzte Glied, dessen Anknüpfung dort nur vorbereitet ist, wären die Freimaurerlogen. Über ihre Beziehung zu den Bauhütten werden nur Eingeweihte urtheilen können; was aber ihren längst behaupteten Zusammenhang mit den Templern betrifft, so erklärt sich dagegen Stieglitz in seiner Geschichte der Baukunst, Nürnberg 1827, S. 335, welche Leo bei dem, was er von den Baubrüderschaften sagt, benutzt und angeführt hat. Auch Wilcke, Geschichte des Tempelherrnordens II, S. 290 f. äußert in seiner Prüfung des Hammerischen Baphomets:

„Wie es sich mit jenen Büchern (einigen genannten Freimaurerschriften) und überhaupt mit öffentlichen geschichtlichen Bemerkungen und Raisonnements im Freimaurerorden verhalte, daß dieselben bloß Traditionen und im Betreff der Templerei in jener Zeit erfunden sind, wo sich einige müßige Köpfe die undankbare Mühe gaben, den Tempelorden und dessen Clericat im Freimaurerorden wiederherzustellen, weiß nicht nur jeder nüchterne und besonnene Freimaurer, sondern überhaupt Jeder, der sich mit der Litteratur der Freimaurerei beschäftigt hat."

Ich habe die aufgezählten Ansichten zur Deutung der Gralsage großentheils mit den eigenen Worten der Schriftsteller wiedergegeben und hoffe damit deutlich gemacht zu haben, auf welch schwankendem Boden man sich hier befinde. Daß man bei Untersuchungen dieser

Art häufig von dunkeln Puncten, von historischen Ahnungen ausgehen müsse, um zur Klarheit und Überzeugung zu gelangen, verkenne ich keineswegs. Die aphoristischen Andeutungen Leos, in Noten unter den Paragraphen, mögen auch bestimmt sein, in akademischen Vorlesungen weiter ausgeführt zu werden; so lang aber nicht die beweisende Ausführung selbst gegeben ist, kann man solche Ansichten nur als Anregungen zur Forschung, nicht aber als historische Resultate gelten lassen. Für die Erklärung, die ich selbst zu geben versucht habe, führe ich gerade das an, daß sie keiner vernichteten Bücher und vorausgesetzten Geheimlehren bedarf, sondern auf den Inhalt der Gedichte, wie sie vorliegen, und den Zusammenhang desselben mit allgemeinen und offenliegenden, kirchlichen und religiösen Vorstellungen gegründet ist.

In den bisherigen Erörterungen hat uns vorzugsweise die Lehridee des Sagenkreises beschäftigt. Wir haben nun auch von ihrer poetischen Belebung zu handeln und dieses führt uns auf den Dichter, den wir für diesen Kreis schon vorläufig als den Meister der Aventüre bezeichnet haben, Wolfram von Eschenbach.

Es giebt noch keine ausführliche und genaue Arbeit über die Lebensumstände und den dichterischen Charakter dieses Meisters, welcher doch einer besondern Schilderung vorzüglich würdig wäre. Zwar hat Büsching im Museum für altdeutsche Litteratur und Kunst B. I. Berlin 1809, S. 1 ff. einen Aufsatz angefangen: „Wolfram von Eschenbach, sein Leben und seine Werke.“ Allein diese Arbeit ist nicht bloß unvollendet geblieben, sondern auch darum nur mit Vorsicht zu gebrauchen, weil sie von der Voraussetzung ausgeht, daß Wolfram Verfasser des noch vorhandenen vollständigen Titurels sei. Lachmanns gründliche Bemerkungen über diesen Dichter, dem er besondres Studium gewidmet hat, sind bis jetzt nur in Recensionen und an a. O. zerstreut.[1]

[1] [Neueres darüber ist: Wolfram von Eschenbachs Leben und Dichten von San-Marte. 2 Bde. Magdeburg 1836 und 41. Parzival und Titurel, Rittergedichte von Wolfram von Eschenbach, übersetzt und erläutert von K. Simrock. Stuttgart 1842 und später wiederholt. Neue Bearbeitung der Parzivalübersetzung von Schulz (San-Marte) 1858. Parzivalstudien von demselben, 3 Bde., 1861. K.]

Was über die Lebensumstände Wolframs gesagt werden kann, ist meist nur aus einzelnen, gelegenheitlichen Äußerungen seiner eigenen Werke zu schöpfen.

Der Stammsitz des Geschlechtes, welchem Wolfram von Eschenbach angehörte, heißt jetzt Stadt Eschenbach, ein kleines hochummauertes Städtchen, mit einer alten Kirche und daneben einem schloßartigen Gebäude, im bairischen Rezatkreise, der vormaligen Oberpfalz, seitwärts der Straße von Ansbach nach Nürnberg, unfern der Altmühl gelegen. Er selbst rechnet sich zu den Baiern; „wir Beier“ sagt er im Parc. 3594. Später wird er auch oft „von Pleienfelden“ zugenannt; im Titurel redet ihn mehrmals Frau Aventüre an: „Mein Freund von Pleienfelden!“ Der Markt Pleinfelden, gleichfalls im Rezatkreise, liegt wenige Stunden von Stadt Eschenbach. Wolfram selbst erweist sich in jener Gegend einheimisch. Er spielt einmal im Parc. 12205—9 [409, 8 bei Lachmann] auf die Fasnachtscherze der Kaufweiber zu „Tolenstein“ an. Der Marktflecken Dollnstein liegt wieder in jener Gegend, im Altmühlthale unweit Eichstädt. Auch seine Bekanntschaften auf den Burgen des gesangliebenden höhern Adels ziehen von derselben Gegend aus weitere Kreise. Als Parcival in die Burg des kranken Amfortas einreitet, wo wegen des Leidens, das über diesen Herrn des Grals gekommen, stille Trauer herrscht, wird Z. 6746 [227, 7 ff. Lachmann] im Gegensatze des begrasten, verödeten Burghofes der Anger zu Abenberg erwähnt, der hiernach ein von Ritterspielen belebter war. Abenberg, Schloß und Städtchen, im 13ten Jahrhundert ein Grafensitz, liegt zwischen Eschenbach und Pleinfelden auf der Seite. Weiterhin, in der Maingegend, kennt Wolfram den Grafen von Wertheim; in der Beschreibung einer durch Belagerung ausgehungerten Stadt (Parc. 5473) nennt er den Grafen von Wertheim seinen Herrn.

Nach dem Gedicht vom Sängerkrieg auf Wartburg ist Wolfram vom Grafen von Henneberg zu Masfeld (einem Schlosse dieser Grafschaft) zum Ritter gemacht worden (Ettmüller S. 20 f.). Er spricht selbst im Parc. 432 von seiner „ritterlichen Sicherheit.“ Vgl. 3418 ff. Wenn er aus Anlaß der Feuer von Aloeholz, welche vor Amfortas gebrannt werden, bemerkt (Parc. 6841):

Sô grôziu fiwer sît noch ê
sach niemen hie ze Wildenberc,

so mag dieses auch auf sein Verhältnis zu jenem Grafen zu beziehen sein; Schloß und Grafschaft Wildberg gehörte zu Henneberg (Museum I, S. 20). Daß er am Hofe des Landgrafen Hermann von Thüringen, des berühmten Dichterfreundes, wohl bekannt war, davon zeugt nicht bloß der Antheil, der ihm an dem erwähnten Sängerstreite zugeschrieben wird, sondern bestimmter, was er in seinen Gedichten von diesem Fürsten sagt. Im Parcival hält er demselben den Misbrauch vor, der von der Gastfreiheit seines Hofes gemacht werde (8856 ff.).

(Der dort genannte Kei ist des Königs Artus strenger und mürrischer Seneschall, der solchem Unwesen, nach Eschenbachs Ausdruck, schärfer war, denn der Biene Stachel, und von dem der Dichter eben sprach.)

Zu seinem zweiten größern Gedichte, dem Wilhelm von Oranse, hat Wolfram vom Landgrafen Hermann das französische Original erhalten [3, 8. 9 Lachmann].

Aber noch in demselben Gedichte gedenkt er des Landgrafen als eines Verstorbenen. Er erzählt, wie ein Held des Gedichtes, Rennewart, seine Gefährten mit erkämpften Rossen beritten macht, und fügt dann hinzu [417 Lachmann]:

> Lantgrâf von Dürngen Herman
> het in ouch lîhte ein ors gegebn;
> daz kunder wol al sîn lebn
> halt an sô grôzem strîte,
> swa der gernde kom bezîte.

Hermann war an der Landgrafschaft von 1190 bis 1215, seinem Todesjahre, und es ergeben sich somit aus jenen Gedichtstellen erwünschte Zeitbestimmungen für Wolframs poetische Thätigkeit.

Auf seine bedrängten Umstände spielt der Dichter in der schon erwähnten Erzählung von einer durch Hunger gequälten Stadt (vgl. 7218) an: da, wo man ihn selbst Herren heiße, in seinem eignen Hause, werde selten eine Maus erfreut (Parc. 5480 f.). Im Parc. 3382 ff. beklagt er sich über das Unrecht, das er von einer Frau erlitten. (Vgl. 8552.) Und als Condwiramurs nächtlicher Weile zu Parcivaln kommt, um ihm ihre Noth zu klagen, äußert der Dichter V. 16544 [554 Lachmann]:

Bî mir ich selten schouwe,
daz mir âbents oder fruo
sölch âventiure slîche zuo.

An einigen Stellen jedoch rühmt er das Glück des ehlichen Lebens. Bei einem großen Feste, das König Artus an Pfingsten hält, bemerkt er (Parc. 6437 [216. 217 Lachmann]):

Ich bræhte ungerne nu mîn wîp
in alsô grôz gemenge;
ich vorht unkunt gedrenge;
etslîcher hin zir spræche,
daz in ir minne stæche u. s. w.

Mehrmals erwähnt er einer geliebten Tochter. Im Wilhelm von Oranse beschreibt er einmal die glänzenden Wappenröcke saracenischer Fürsten und setzt dann hinzu (Bl. 49 b [33, 24—26 Lachmann]):

Mîner tohter tocke
ist unnâch sô schœne;
dâ mit ich si niht hœne.

Über den Heidenkönig Terramer, der seinen christlichen Eidam haßt, äußert Wolfram (Bl. 46 b [11, 23. 24 Lachmann]):

Swen mîn kint ze friwende erkür,
ungerne ich den ze friwent verlür.

Des Dichters Todesjahr wird von Lachmann durch Combination um 1220 angenommen. Von seiner Begräbnisstätte haben wir folgende Nachricht.

Püterich von Reicherzhausen, ein bairischer Ritter, der 1462 seinen in der Versweise des spätern Titurel gereimten Ehrenbrief an die verwittwete Erzherzogin Mathilde von Österreich schrieb (gedruckt in Duellii Excerpt. genealogico-histor. Leipzig 1725, S. 265 ff. [auch in Haupts Zeitschrift 6]), meldet in demselben Str. 127—130 (S. 281), das Gebein Wolframs von Eschenbach und Pleienfelden sei im Markt Eschenbach in unser Frauen Münster begraben und besargt; auf dem Grabe sei sein Schild und Helm zu sehen mit dem Wappen, das einen Hafen (Topf) vorstelle. (Ich habe dieses Eschenbachische Wappen in einem alten Wappenbuche zu St. Gallen gesehen, wo es wenigstens ein Blumentopf ist. [1]) Ein Epitaphium stehe zwar auf dem Grab,

[1] [Vgl. Über Wolframs von Eschenbach Heimat, Grab und Wappen, von J. A. Schmeller. München 1837. 4. H. Frommann in Aufseßs Anzeiger 1861, S. 355 ff. K.]

verschweige jedoch die Zeit seines Sterbens. In mancher Kirche, setzt Püterich hinzu, hab' er den edeln Ritter gesucht. Zwanzig Meilen weit sei er dorthin (nach Eschenbach) geritten, um die Stätte seiner Begräbnis zu sehen und durch andächtiges Gebet ihm zu Gottes Reiche behülflich zu sein.

Vor einigen Jahren habe ich von Nürnberg aus einen Seitenweg nach Stadt Eschenbach gemacht[1] und in der dortigen Kirche nachgesehen, ob etwa noch alte Grabdenkmäler daselbst vorhanden seien, fand aber einen neugetäfelten Boden und leere Wände.

Das erste größere Werk Wolframs von Eschenbach ist der Parcival, in 24747 Reimzeilen. Über die französische Quelle ist bereits gesprochen worden.

Dieses Gedicht handelt vom Aufsuchen des Grals.

Der jugendliche Held des Gedichts reift durch manigfache Prüfung heran, der Pflege und Genossenschaft des Heiligthums würdig zu werden. Die Abenteuer seines Vaters Gamuret und dessen Tod in der Heidenschaft werden zuerst erzählt. Dann folgt Parcivals dämmernde Kindheit in der Wildnis, sein mähliches Erwachen, sein Auszug in Thorenkleidern, seine kindischen Fragen und Misgriffe. Von Sigunen wird er über seine Herkunft belehrt. Ankunft am Hofe des Königs Artus, wo Cunneware lacht und Antanor redet. Kampf mit dem rothen Ritter, erste Bekanntschaft mit dem Gebrauche der Ritterwaffen durch den Knappen Iwanet. Vollendeter Unterricht durch den väterlichen Gurnemanz. Ritterthaten in Befreiung der bedrängten Stadt, unschuldige Minne und Vermählung mit Condwiramurs. Hiernach Begegnung des traurigen Fischers, Wunder der Burg des Grals und unterlassene Frage. Weitere Belehrung durch Sigunen über das Versäumte. Jeschute, wieder zu Ehren gebracht. Versinken im Anblicke der Blutstropfen auf dem Schnee. Befreundung mit Gawan, dem Neffen des Königs Artus, und Eintritt in die Gesellschaft der Tafelrunde. Sofort Erscheinung der schmähenden Cundrie, Parcivals Verzweiflung und Irrfahrten.

Alles dieses haben wir in obiger Bilderreihe aufgeführt. Aber von der Aufnahme des Helden in die Genossenschaft der Tafelrunde

[1] [Vgl. A. Schöll in Strodtmanns Orion 1, Hamburg 1863, S. 132. K.]

theilt sich die Mähre zwischen ihm und seinem neuen Freunde Gawan. Dieser nimmt fortan einen großen Theil des Gedichts in Anspruch. Seine Abenteuer sind gänzlich weltlicher Art, spielend, üppig, zauberhaft; erscheint gleich der irrende Parcival jedesmal im Hintergrunde, so stehen sie doch in keiner innern Verbindung mit den Geschichten des Grals, daher wir sie auch hier nicht ausgehoben.

Wieder kommt Parcival zu der Klausnerin Sigune. Er begegnet den Wallfahrenden am Charfreitag, wird zu dem Einsiedler Trevrezent gewiesen, erfährt von ihm die Geheimnisse des Grals und reitet, mit Gott versöhnt, von dannen. Später der Zweikampf mit Ferafis und die Berufung zum Gral. Amfortas wird geheilt. Condwiramurs mit ihren Zwillingsknaben ruht auf der Aue, wo einst die Blutstropfen den Schnee geröthet. Sigune wird über dem Gebete todt gefunden und zu Schionatulandern begraben. Ferafis läßt sich taufen und vermählt sich mit Urepansen, der Trägerin des Grals; sein Sohn herrscht künftig als Priester Johann. Zum Schlusse wird Lohengrins Geschichte kurz berichtet.

In den ästhetischen und poetischen Mittheilungen von K. Rosenkranz, Magdeburg 1827, steht: „Über Wolframs von Eschenbach Parcival. Eine ästhetische Abhandlung." Hier macht Parcival seine Bildung in neun Stufen. Die drei ersten sind: „Parcival in der unmittelbaren Einheit des Selbstbewustseins," die drei weitern: „Parcival in der Entzweiung des Selbstbewustseins," die drei letzten: „Parcival auf der Stufe des mit dem göttlichen Geist versöhnten und sich in demselben, als seiner alleinigen Wahrheit, gewiss gewordenen Selbstbewustseins." Der Verfasser bemerkt übrigens, daß Lachmann den Sinn dieser großen Dichtung zuerst richtiger erfaßt habe, als es noch bis dahin geschehen. Was Lachmann in der Vorrede zu seiner Auswahl aus den hochdeutschen Dichtern des 13ten Jahrhunderts, Berlin 1820, S. VI f. über den Parcival sagt, hat namentlich den Vorzug, auch außerhalb der Schule verständlich zu sein. Er giebt den Gedanken des Gedichtes dahin an, „wie Parcival die höchste überirdische Glückseligkeit auf Erden, das Königthum im Gral, nur durch das errungene feste Vertrauen auf Gott erlangen konnte."

Ich habe zuvor schon angeführt, wie der Dichter selbst das Ziel seines Helden angiebt: zeitliches Heil im Abglanze des ewigen.

Schon bei dem ältesten der deutschen Aventürendichter, Heinrich von Veldeke, haben wir eine sehr glänzende Farbengebung bemerkt. Die Bilder, die ich aus den Dichtungen vom Grale ausgehoben, konnten bereits zeigen, daß die Farben hier noch glühender geworden sind. Was aber den Parcival insbesondre anbelangt, so unterscheidet sich der Farbenglanz in diesem Gedichte, von dem in der Eneit angebrachten, wesentlich dadurch, daß sein äußeres Erscheinen der Widerschein oder Durchbruch des inneren Lichtglanzes ist. Der Knabe Parcival fragt seine Mutter, was Gott sei, und sie erwidert ihm, Gott sei lichter, denn der Tag. Den Wirt (Herrn) der Hölle bezeichnet sie ihm schwarz und finster (3542—56). Fanden wir in den Heldenliedern den Gegensatz des Guten und Bösen ethisch als getreu und ungetreu, so finden wir ihn hier sinnbildlich als Licht und Finsternis. Parcival, der Lehrling zu jenem höchsten Ziele, steht in jugendlichem Zwielicht, aber überall schimmern die Morgenlichter hervor und seine ganze Erscheinung macht uns mehr den Eindruck, wie wenn die Erde noch schlummert und dämmert, aber der östliche Himmel erglüht und schon der goldene Rand der aufgehenden Sonne sich erblicken läßt. Das Licht, das sich in seinem innern Leben entzündet, glänzt schon durch seine Gestalt hindurch. Er heißt der liehtgemâle, der liehtgevar (der die Farbe des Lichtes trägt). Er hat noch nicht die Flügel, aber schon die Farbe der Engel (9171 [308 Lachmann]).

Seine Farbe löscht die Lichter aus (4980). Sein Mund brennt vor Röthe, neben dem Glanze der goldnen Spange (5011). Wenn er sich den Rost der Eisenrüstung abgewaschen, da hätt' er nahezu den Glanz der Sonne verdeckt (5515).

Dieser Erleuchtung des Hauptthelden entspricht denn auch die ganze Farbe des Gedichts in der Schilderung der Frauenschönheit, im Glanze der Waffen und Gewande, in der Blüthe des Frühlings und den vielen Bildern, die ihr entnommen sind. Auch die Greise noch glänzen in mildem Lichte und auf dem Schnee des Winters spiegelt sich Condwiramurs blühende Farbe.

Wolfram von Eschenbach hat (nach Lachmanns Darstellung) aus dem Gesammtinhalte des französischen Buchs, das er sich lesen ließ (er sagt 3934 [115, 27 Lachmann]: Ine kan decheinen buochstap), die Geschichte Parcivals zum Gegenstande des besondern Gedichts gewählt,

das er 1205 oder wenig später vollendete.[1] Dieses Gedicht stand in so hohem Ansehn, daß darüber (im Reime auf Wolfram von Eschenbach) das Urtheil sprichwörtlich ward: Leien munt nie baz gesprach, welches sich schon bei seinem jüngern Zeitgenossen Wirnt von Gravenberg findet. Doch fand es auch Tadler, denen der Ausdruck zu dunkel und schwierig war. Seine Eigenthümlichkeit, die dem Ernst und dem Glanze der Poesie die ironische Laune zu gesellen weiß, steigert sich allerdings in einzelnen Bildern und Ausdrücken ins Barocke. Gleichwohl sind solche Züge nicht unerwünscht, zumal wenn die auch hier nicht ausbleibende ceremoniöse Weitläufigkeit höfischer Festlichkeiten dadurch unterbrochen wird.

Die Weise der Darstellung, welche Wolfram sich in diesem ersten Gedichte zu eigen gemacht, das dichterische Farbenspiel, das in ihm entzündet war, übertrug er auf sein nächstfolgendes Werk, den Wilhelm von Oranje, das er, wie schon erwähnt, auf Anlaß des Landgrafen Hermann von Thüringen unternommen hatte, aber erst nach dessen Tod, also nach 1215, zu Ende brachte, so weit es überhaupt von ihm ausgeführt worden. Auch hier nahm er aus dem französischen, zum karolingischen Sagenkreise gehörenden Gedichte dasjenige zur Bearbeitung heraus, was ihm der Kern des Ganzen schien. Es kamen aber späterhin zwei Ergänzer, Ulrich von dem Turlin und Ulrich von Türheim, welche der Mitte, die Wolfram herausgegriffen hatte, einen vordern und einen hintern Theil beifügten.

Gedruckt sind nur die zwei ersten Theile, Ulrichs vom Turlin und Wolframs[2] Arbeit: Wilhelm der heilige von Oranse. 1ter Thl. herausgegeben durch Casparson. Cassel 1781. 4. 2ter Thl. Ebd. 1784. 4.

Wolframs Gedicht steht zwischen den beiden Anhängen, wie das Altarblatt eines trefflichen Meisters zwischen zwei Seitenflügeln von der Hand geringerer Schüler. Das ist jedoch nicht zu verkennen, daß Wolframs Stil, den er sich im Parcival zugebildet hatte, mit dem mehr noch dem strengern Heldenthum angehörenden Stoffe nicht im rechten Einklange steht. Vielleicht, daß er diese Arbeit eben nur aus äußerem Anlasse vorgenommen und darum auch nach dem Tode des Landgrafen abgebrochen.

Aber in seinem Innern glühte der einmal angefachte Glanz fort

[1] [Vgl. Lachmanns Vorrede zum Wolfram S. XIX. K.]

[2] [Wolframs Dichtung in der Gesammtausgabe Wolframs von Lachmann. H.]

und fort und er wandte sich dahin, wo das rechte Aloeholz für diese Flamme war. Er hatte, wie Parcival, den Gral gesehen, aber noch nicht das ganze Wunder erfragt; er hatte, wie Jener, nur durch die halboffne Thür, den grauen und doch lichten Titurel, vor dem Grale liegend, erblickt (14971), nun erst zum Schlusse noch, bei Ferafis Taufe, hatt' er den Tempel des Grals betreten (24402). Jetzt fühlt' er in sich Kraft und Weihe zum vollen Werke. Er unternahm einen Titurel zu dichten, aber nur zwei unter sich unverbundene Abschnitte, wenig mehr als 170 Strophen, sind uns erhalten. Der Tod scheint ihn vom Werke abgerufen zu haben und der Hinblick auf das Heilthum vermocht' ihm nicht, wie Tětureln, das Leben zu längern.

Es ist Verschiedenheit der Meinung darüber, ob denn an dem später in veränderter Strophenweise vollendeten Titurel dem ursprünglichen Meister wirklich nicht mehr zukomme, als die bemerkten zwei Abschnitte.[1] Aber erweislich ist nicht Mehreres, und es kann kaum für bloß zufällig angesehen werden, daß gerade nur jene beiden Bruchstücke in der ältern Strophe in zwei verschiedenen Handschriften aufgefunden worden sind. Das Anfangen aus der Mitte heraus ist uns, nach dem früher Erwähnten, bei diesem Meister nicht fremd.

In diesen Überresten oder Anfängen des Titurel erscheint Wolframs Poesie zum reinsten Licht und Klange geläutert. Die Geschichte wird fast als bekannt vorausgesetzt und nur ihre duftendste Blüthe gepflückt. Der Gang der Erzählung ist zur lyrischen Schwebung geworden; die Masse der großen Dichtung ist, wie der Tempel des Grals, in die Lüfte gehoben. So wenigstens würd' es geworden sein, wenn Wolfram in dieser Weise sein Lied hätte vollenden können.

Dieser Hebung der Poesie konnte auch die herkömmliche Versart der erzählenden Gedichte nicht mehr genügen. Diese bestand, wie uns bekannt ist, in Reimpaaren von je vier Hebungen der Verszeile mit stumpfem Reim und drei Hebungen beim klingenden. Damit aber diese einzelnen Reimpaare in Fluß gesetzt würden, war die Regel die, daß Sinn und Reim sich nicht zusammen abschlössen, sondern, wo nicht absichtlich ein Ruhpunct herbeigeführt werden sollte, sich durchkreuzten. Von zwei Zeilen, die zusammen reimten, stand die erste mit der ihr

[1] Vgl. Schmellers bayerisches Wörterbuch IV, S. 167.

vorhergehenden, auf die sie nicht reimte, im Zusammenhange des Sinnes und ebenso knüpfte sich die andre weiterhin an.

Der lyrische Schwung, den Wolfram im Titurel nahm, erforderte strophische Versweise. Hier stand ihm der epische Nibelungenvers zu Gebot. Aber seine Dichtweise war eine neue, so must' es auch der Versbau sein; seine Poesie war eine glänzende, und so verlangte sie auch eine klangreiche Form. Er griff nun dazu, daß er, während die epische Strophe nur stumpfe Reime kannte, in der seinigen, welche gleichfalls vierzeilig ist, sich ausschließlich der klingenden bemächtigte und damit war ihm ein noch unerschöpfter Reichthum von Reimklängen und zugleich seiner kecken Phantasie eine Menge von Bildern, welche durch den Anklang aufgeweckt wurden, eröffnet.

Es konnte nicht fehlen, daß Wolframs angefangene Arbeit Andre zur Vollendung anreizte. Der Erste, welcher sich daran wagte, „nahm in sein neues Werk, das er nach demselben französischen Buche dichtete, die beiden Bruchstücke Eschenbachs auf, und zwar unverändert; seinen eigenen Strophen gab er eine künstlichere Form, indem er den Einschnitt der ersten zwei Zeilen ohne Ausnahme mit Reimen versah. Über sich selbst und seine persönlichen Verhältnisse läßt er uns nichts wissen, weil er durchaus in der Person Wolframs spricht. Er ließ aber das Werk ebenfalls unvollendet, ein Albrecht dichtete den Schluß und arbeitete Wolframs Strophen um. Albrecht hielt nicht allein diese, die ihm nur von den Abschreibern entstellt zu sein schienen (4,61), sondern das Ganze für ein Werk Wolframs, wie nach ihm mehrere Andre. Er dichtete fünfzig Jahre nach Wolframs Tode, d. h. um 1270."

Dieses ist nach der, auf sorgfältige Untersuchungen gebauten Ansicht Lachmanns die Entstehung des jüngern, vollständigen Titurel, wie er in Handschriften und im alten Drucke [1] vorliegt.

Wenn er aber noch weiter diesen jüngern Titurel ein langweiliges, todtes und geziertes Werk nennt, so glaube ich, daß der Eifer gegen Diejenigen, welche den Nachahmer mit dem Meister verwechseln, ja über diesen stellen konnten, indem sie diesen Titurel dem Parcival vorzogen, ihn zu weit geführt hat.

Wenn diesem Werke Gedehntheit, Manier, Nachahmerei und zugleich

[1] [Neue Ausgabe von Hahn. Quedlinburg 1842. K.]

absichtliches Überbieten in äußerer Pracht und wunderlicher Gelehrsamkeit mit Recht vorgeworfen wird, so ist es doch keineswegs ein todtes. Es hat noch immer lebendigen Eindruck zurückgelassen und ich glaube schon durch die Bilder vom Tempel des Grals, Sigunen auf der Linde u. a., die ich in dem Umriß der Sage aus ihm entnommen, die ihm inwohnende Poesie bewährt zu haben.

Weniger bedeutend ist der gleichfalls strophische Lohengrin, in welchem die Gralsage an fremdartige Gegenstände angeknüpft ist. Auch die farblose Trockenheit der Darstellung fällt um so mehr auf, als man in diesem Kreise an ganz Anderes gewöhnt ist.

Ich schließe mit diesem Sagenkreise den zweiten Hauptabschnitt von den Heiligensagen und Rittergedichten.

Von den ältesten Bearbeitungen der Evangelien an sahen wir durch Apokryphen, Legenden, legendenhaftes Epos, Rittergedichte die christlich-romanische Richtung der altdeutschen Poesie bis zu einer völlig poetischen Läuterung in dem Dichtungskreise vom heiligen Grale durchdringen. Und wenn auch diesem ursprünglich eine dogmatische Idee zu Grunde lag und die Gedichte selbst noch bestimmte Lehrzwecke aussprechen, so ist doch die Ausführung eine entschieden poetische geworden. Das selige Leben, das vom Gral ausgeht, umfaßt Himmlisches und Irdisches, das Geistige erblüht in den farbigsten Bildern, das Irdische ist von geistigem Glanze durchleuchtet, die Lust erscheint geheiligt und der Schmerz noch verklärt.

Auf Wolfram von Eschenbach folgen zwar noch mehrere namhafte Meister der Aventüre, Gottfried von Straßburg in seinem Tristan,[1] Rudolf von Ems, der vorzüglich als Verfasser des noch ungedruckten Wilhelm von Orleans in diese Classe gehört, und Konrad von Würzburg, von dessen Hauptwerke, dem trojanischen Kriege, früher die Rede war.

Da jedoch diese Art der Poesie in Wolfram ihren Culminationspunct erreicht hat, so schließe ich bei der uns noch kurz zugemessenen Zeit mit ihm die Reihe.

[1] Gottfrieds von Straßburg Werke u. s. w. herausgegeben durch F. H. v. d. Hagen. 2 Bde. Breslau 1823 [wieder von Maßmann 1843. H.].

Dritter Hauptabschnitt.

Minnesang.

[Dieser Abschnitt ist in ausführlicher Bearbeitung aus dem älteren Foliomanuscript vorhanden, bleibt aber hier weg, weil auch eine spätere Wiederaufnahme des Gegenstandes vorliegt, welche sich in einem der folgenden Bände an die Schrift über Walther von der Vogelweide und die Abhandlung über das Volkslied anreihen wird, mit der dieser Abschnitt sich vielfach berührt.]

Vierter Hauptabschnitt.

Zeit- und Lehrgedichte.

Unter diesen Namen begreife ich diejenigen Gedichte, deren Endzweck nicht sowohl ein poetischer, als, in kirchlich-politischer oder sittlich-lehrhafter Hinsicht, im Tone des Ernstes oder dem des Scherzes, ein praktischer ist. Wenn uns die zugemessene Zeit bei der Fülle des Stoffes nicht gestattet hat, bei allen Seiten unsrer geschichtlichen Aufgabe mit gleicher Ausführlichkeit zu verweilen, so erscheint eben dieser letzte Abschnitt am ehesten geeignet, in übersichtlicher Skizze behandelt zu werden. So wichtig die Gegenstände desselben für die Sittengeschichte, für die Kenntnis des öffentlichen Lebens und der Lebensweise der einzelnen Stände sind und so manche Ausbeute hier noch für die historische Darstellung des deutschen Mittelalters überhaupt zu gewinnen sein mag, so sind sie doch für die innere Geschichte der Poesie nicht von gleicher Bedeutung, wie jene vielgestaltigen Sagenkreise, wie jener lyrische Frühling, deren Betrachtung uns in den bisherigen Hauptabschnitten beschäftigt hat. Die Poesie dient fremden Zwecken, während sie dort Selbstzweck war. Wenn uns, wie ich schon in der Einleitung bemerkte, die Lehr- und Zeitgedichte zeigen, wie der Gedanke, die Betrachtung, der gesunde Haus- und Weltverstand mitten unter den phantastischen Stimmungen des Mittelalters ihr Recht behaupteten, ja über diese mehr und mehr das Übergewicht erlangten, so ergiebt sich eben in diesem Bestandtheile des damaligen Dichtens Verbindung, Fortschritt und Übergang der mittleren zur neuen Zeit und man kann bei manchen Erscheinungen zweifelhaft sein, ob man sie mehr in die Aufhör der einen oder in den Anfang der andern Periode setzen soll.

Da wo Zweck und Inhalt der Gedichte nicht wesentlich mehr der Poesie angehören, sondern dieselben mehr nur durch Form und Darstellungsweise sich dem Gebiete der Dichtkunst aneignen, mag es angemessen sein, sie nach den Formen der Darstellung eingetheilt zu überschauen. Von diesem Gesichtspunct aus ergeben sich uns dreierlei Abtheilungen: Zeit- und Lehrgedichte in lyrischer Form, zunächst sich anschließend an den vorhergegangenen Hauptabschnitt, andre in Form der Erzählung, endlich solche, in denen der didaktische Inhalt auch unmittelbar in unverhüllter Lehrform sich ausgesprochen hat.

---

1. Zeit- und Lehrgedichte in lyrischer Form.

a. Zeitlieder.

Hierunter verstehe ich diejenigen kleinern strophischen Gedichte, welche auf die kirchlich-politischen Bewegungen und auf bedeutendere Personen der Zeit, zu allgemeinen oder besondern Zwecken, einzuwirken suchen, oder auch betrachtend solche zum Gegenstande haben.

Dahin sind zuerst wieder die Kreuzlieder zu zählen, die wir früher nur in Beziehung zum Minnesang besprochen haben. Ihre hauptsächliche Bedeutung aber ist die ritterlich-religiöse, welche denn auch in manchen dieser Gesänge ausschließlich oder vorzugsweise aufgefaßt ist.

Walther von der Vogelweide,[1] am Schlusse des 12ten und in der ersten Hälfte des 13ten Jahrhunderts, der älteste und bedeutendste Meister im Fache der Zeitgedichte, Derjenige, dem zuerst aus der Blüthe der Phantasie und Empfindung die Frucht des Gedankens gereift, der zuerst das jugendlich spielende Lied zur Männlichkeit gekräftigt und auch die Formen des Minnesangs ausgedehnt, daß sie vermögend wurden, die Angelegenheiten des Reiches und der Kirche zu fassen, hat auch mehrere der volltönendsten Kreuzlieder gedichtet. Bald ruft er, die Vorzeichen des nahenden Weltgerichts erkennend, die gesammte Christenheit auf, zu Gottes Grabe zu fliehen, bald sendet

[1] [Das neueste über ihn: Das Leben Walthers von der Vogelweide von Rudolf Menzel. Leipzig 1865. K.]

Gott selbst einen Boten an den Kaiser, um Klage zu führen über die Heidenschaft, die im Lande seines Sohnes schmählich hause, bald erhebt sich ein Kriegsgesang schon wie aus den Reihen des Kreuzheeres, das begeistert nach dem wogenden Meere hinzieht, bald scheint der Sänger wirklich auf dem heiligen Boden zu stehen, wo Gott selbst menschlich gewandelt. Das heilige Land ist ihm eben die durch Gottes irdischen Wandel verklärte Erde; der Kampf um dieses Land eine höhere Weihe, ein Übertritt vom Dienste der Welt in den des Himmels; der Tod in diesem Kampfe der geradeste Pfad nach dem Reiche Gottes.

Sehen wir hier den Dichter in den Vorstellungen seiner Zeit befangen, so finden wir ihn zugleich auf der Seite freierer Bestrebungen, die erst nach drei Jahrhunderten zum entschiedenen Durchbruch kamen. Ist er ein begeisterter Herold der Kreuzzüge, so ist er nicht minder ein erklärter Gegner der Priesterherrschaft. Er eifert gegen die Eingriffe der Kirche in die Rechte der weltlichen Gewalt, gegen die Habsucht und Verschwendung des römischen Hofes, gegen den Ablaßhandel, gegen die willkürlichen Bannsprüche, gegen das unerbauliche Leben der Geistlichkeit. In dem großen Kampfe der Hohenstaufen gegen die päbstliche Allmacht schließt er sich den erstern an, besonders Friedrichs II aufstrebender Kraft. Den Kirchenfluch, der auch die Anhänger des Gebannten traf, weist er unerschrocken von sich ab, indem er dem Pabste vorhält, wie dieser selbst bei der Krönung des Kaisers der Christenheit geboten, ihn Herrn zu heißen und vor ihm zu knieen. Er schleudert den Fluch zurück [S. 11, 13 Lachmann]:

Ihr spracheť: „Wer dich segne, daß der gesegnet sei!
Wer dir fluche, der sei verfluchet
Mit Fluche vollgemessen!“

Walthern gebührt unter den altdeutschen Dichtern vorzugsweise der Name des vaterländischen. Bald singt er mit stolzer Begeisterung den Preis des deutschen Landes, bald beklagt er in strafenden Liedern die Zerrüttung des Reiches im Zwiespalt der Gegenkönige und fordert auf, die Ehre der deutschen Königskrone wieder herzustellen; und besonders auch von dieser Seite ist er ein Gegner des Pabstes, dem er die Schuld an diesem Unheile beimißt.

Solche Einmischung der Dichter in die politischen und kirchlichen Angelegenheiten ihrer Zeit findet sich fortan in vielen Liedern, namentlich

denen Reinmars von Zweter, Bruder Werners u. A. In einem Liede des Erstern, der noch unter Friedrich II dichtete, wird eine Reihe geistlicher Orden aufgezählt: Baarfüßer, Prediger, Kreuzer, graue und schwarze Mönche, Hornbrüder, Schottenbrüder, Schwertbrüder, Domherrn, Nonnen und Laienpfaffen; aber über alle diese Orden setzt der Dichter den Orden der Ehe. (Bodmer, Minnesinger 2, S. 153 a.)

Eine besondre Classe der Zeitlieder bilden die an einzelne Fürsten und Herren gerichteten Lob- und Straflieder. Walthers Gedichte dieser Art, besonders die den Königen Philipp und Friedrich II gewidmeten, sind großentheils noch von einem edlen und ernsten Geiste belebt, der von jenen größeren Interessen des Reiches und der Kirche tief ergriffen ist. Doch ersingt auch er sich vom Kaiser Friedrich ein Lehen, und manche andre seiner Lieder, wie diejenigen an den Landgrafen Hermann von Thüringen, den Herzog Leopold von Österreich u. s. f., zeigen auch ihn als einen Solchen, der um die Gunst und Gabe gesangliebender Fürsten wirbt. Wenn er übrigens hierin dem Gebrauche der Zeit und dem äußern Bedürfnisse gefolgt ist, so muß doch auf der andern Seite anerkannt werden, nicht bloß, daß er die Tugend der Milde, der fürstlichen Freigebigkeit, in dichterischen Bildern gepriesen, sondern auch, daß er darüber das Höhere nicht aus den Augen gesetzt, vielmehr mitten im Getrieb der Höfe sich einen freien Blick und einen würdigen Sinn erhalten hat.

Mit dem Verfalle der Liederkunst wächst die zudringliche Begehrlichkeit der Sänger. Sie werden trotziger und niederträchtiger zugleich; während sie dem Einen auf gemeine Weise schmeicheln, drohen sie dem Andern, der ihren Anforderungen nicht genügt, einen Stein in den Garten und eine Klette in den Bart zu werfen (Misner DXCVI in Myllers Meistergesangbuch [v. d. Hagen, Minnesinger 3, S. 104. H.]).

Die Höfe der hohenstaufischen Kaiser, der Markgrafen von Österreich und des Landgrafen von Thüringen waren vorzüglich die Heerde des Gesanges in dessen Blüthezeit. Otto IV von Sachsen und später Rudolf von Habsburg werden der Kargheit gegen die Sänger angeklagt.

An den Hof des Landgrafen Hermann auf Wartburg wird der bekannte Wettstreit der Sänger verlegt. Als geschichtliche Thatsache ist derselbe unerwiesen und die noch vorhandenen Lieder, worin die Wettkämpfer singend auftreten, gehören einer späteren Zeit an.

Sie stehen, jedoch unvollständig, im 2ten Bande der Minnesänger-sammlung, Ergänzungen dazu in Docens Miscellan. B. 1. Vollständig:

Der Singerkriec uf Wartburc u. s. w., herausgegeben und erläutert von L. Ettmüller. Ilmenau 1830.[1]

Erläuterungsschrift:

Koberstein, über das wahrscheinliche Alter und die Bedeutung des Gedichtes vom Wartburger Kriege u. s. w. Naumburg 1823.

b. Lehrlieder.

Dahin gehört eine Menge meist einstrophiger Gedichte lehrhaften, satirischen, allegorisch-religiösen Inhalts. Sie machen einen großen Theil des 2ten Bandes der Minnesängersammlung aus. Viele andre enthält das aus dem alten Meistergesangbuche zu Jena im 2ten Bande von Müllers Sammlung altdeutscher Gedichte Abgedruckte.

Wenn die, schon in andrer Beziehung erwähnten Lieder Spervogels noch in kürzern, mehr episch-lyrischen Strophen Lebensregeln und Lebensbilder von frischer Farbe aufstellen, so wird weiterhin der Strophenbau stets ausgedehnter, verwickelter und schwerfälliger, der Inhalt aber trockener und herber.

Lehrgedichte in lyrischer Form, von größerer Strophenzahl, sind folgende drei:

König Tyro von Schotten und Fridebrand, sein Sohn, in Wechselrede zwischen dem Vater und dem Sohne.

Der Winsbeke, worin gleichfalls der Vater dem Sohne für alle Verhältnisse des Lebens Lehren der Weisheit und Tugend giebt.

Die Winsbekin, worin, als Gegenstück zum vorigen, die Tochter von der Mutter zum Guten unterwiesen wird.

Alle drei im 2ten Bande der Minnesängersammlung.[2]

[1] [Neue Ausgabe von K. Simrock, Stuttgart 1858. K.]

[2] [Die beiden letzten Gedichte außer in Hagens Minnesingersammlung neu herausgegeben von Haupt. Leipzig 1845. K.]

2. Zeit- und Lehrgedichte in Form der Erzählung.

Fabeln oder Beispiele (bîspel, Gleichnisrede), besonders solche, worin das menschliche Treiben in der Thiermaske dargestellt ist, waren im 13ten Jahrhundert sehr beliebt.

Schon jene strophischen Lehrlieder, wovon kaum zuvor die Rede war, enthalten Manches dieser Art. Selbst Spervogels kurze Strophe giebt mehrere Fabeln, z. B. wie der Wolf ins Kloster geht und zum Hüter der Schafe bestellt wird (Minnes. II, S. 228). Ein fruchtbarer Dichter von Fabeln und moralischen Erzählungen in den gewöhnlichen Reimpaaren ist der Stricker; viele solcher Stücke von ihm und Andern sind in den altdeutschen Wäldern[1] abgedruckt.

Der Edelstein von Bonerius, einem Geistlichen am Anfang des 14ten Jahrhunderts, eine Sammlung von 100 Fabeln, ist herausgegeben von Benecke, Berlin 1816.[2]

Zu einem größern Cyklus hat sich die Thierfabel gestaltet in den Dichtungen von Reineke Fuchs. Aus unsrer Periode gehört hieher das mittelhochdeutsche Gedicht Heinrichs des Glichseners, in 2346 Reimzeilen, vermuthlich nach dem Nordfranzösischen; gedruckt im Koloczaer Codex altdeutscher Gedichte von Mailath und Köffinger, Pesth 1817, S. 361 ff.[3] Das bekanntere niederdeutsche Gedicht, von welchem jenes nach Anlage und Inhalt durchaus verschieden ist, fällt nicht mehr in die Zeit, die uns angeht.

Aber auch unmittelbare Darstellungen aus dem wirklichen Leben, in scherzhaften und ernsthaften Erzählungen, sind in großer Zahl vorhanden, darunter einige von Konrad von Würzburg, das Meiste jedoch noch ungedruckt. In den Altdeutschen Wäldern steht eine Erzählung „Von einem fahrenden Schüler," die ein sehr anschauliches Bild von dem Treiben dieser Menschenclasse giebt. Die Schilderung einer Bauernhochzeit, im niederländischen Geschmacke, findet sich in Laßbergs Liedersaal

[1] [Neu in Haupts Zeitschrift 7, 331 ff., in Hahns kleineren Gedichten von dem Stricker, Quedlinburg 1839. K.]

[2] [Neu von Franz Pfeiffer, Leipzig 1844. K.]

[3] [Vgl. Reinhart Fuchs von J. Grimm, Berlin 1834. J. Grimms Sendschreiben an Lachmann, Leipzig 1840. Étude sur le roman de Renart par Jonckbloet. Groeningen 1863. K. Vgl. darüber J. Grimm in den Göttingischen gelehrten Anzeigen 1863, Stück 35. H.]

und Graffs Diutisca. Sind einmal solche Erzählungen in größerer Masse zugänglich, so wird sich aus ihnen ein ergetzliches und für die Sittengeschichte belehrendes Gemälde der Lebensweise der verschiedenen Stände, besonders der untern, im deutschen Mittelalter, entwerfen lassen.[1]

3. Didaktische Gedichte.

Hierunter sind, nach der obigen formellen Eintheilung, diejenigen verstanden, in denen der lehrhafte, geistliche, moralische, praktisch-verständige, kirchlich-politische Inhalt auch in unverhüllter Lehrform dargelegt ist.

Neben vielen kleineren Stücken, besonders aus dem 14ten Jahrhundert, welche hier aufgezählt werden könnten und deren manche in Joseph v. Laßbergs Liedersaal, worunter namentlich auch mehrere Spruchgedichte Heinrichs des Teichners, in den Werken Peter Suchenwirts (herausgegeben von A. Primisser, Wien 1827) und anderwärts gedruckt sind, gehören hieher vorzüglich drei größere und in der Zeit weiter hinaufreichende Werke:

1. Der welsche Gast, durch Thomasin von Tirkeläre [Zerkläre], aus dem Friaul, um 1215 gedichtet, in kurzen Reimpaaren. Er nennt sein Buch den welschen Gast, weil er im Deutschen ein Fremdling sei. Es ist noch ungedruckt,[2] nur einzelne Stellen daraus und litterarische Notizen sind gegeben, besonders in Eschenburgs Denkmälern altdeutscher Dichtkunst, Bremen 1799, S. 121 ff. Eine Pergamenthandschrift befindet sich in der öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart, worin jedoch die 6 ersten Capitel fehlen.

2. Freidanks Bescheidenheit, um 1229 (Iwein S. 408), in 4138 Reimzeilen. Freidank oder Freigedank nennt sich, ohne Zweifel in Beziehung auf den Inhalt des Werks, der Verfasser; Bescheidenheit (Erkenntnis, Verständigkeit) nennt er sein Buch. Dieses Spruch-

[1] [Es kann nun verwiesen werden auf: Gesammtabenteuer. Hundert altdeutsche Erzählungen u. s. w., herausgegeben von F. H. von der Hagen. 3 Bände. Stuttgart und Tübingen 1850. 8. H.]

[2] [Ausgabe von Rückert, Quedlinburg 1852. K.]

gedicht ist gedruckt im 2ten Bande der Müllerischen Sammlung.[1] In demselben sind, wie Lachmann es kürzlich mit wenigen Worten charakterisiert hat (Hall. Litteraturzeit. 1829, Nr. 238), die unter dem Volke gangbaren Sprüche, zum Theil wohl in einer neuen und regelmäßigeren poetischen Form, zusammengereiht, auf eine geistreiche Weise, so daß die sich widerstreitenden Ansichten neben einander gestellt sind und durch die Gegensätze auf die Wahrheit gedeutet wird.

3. Der Renner von Hugo von Trimberg, Schullehrer zu Thürstadt, in der Nähe von Bamberg, vollendet im Jahre 1300, in der gewöhnlichen Versweise. Vollständig gedruckt ist dieses Gedicht nur in der Bearbeitung Sebastian Brants, aus dem 16ten Jahrhundert.[2]

Von dem Verfasser und dem Werke, nach der hiesigen Handschrift, hat ausführlich gehandelt:

Conz, kleinere prosaische Schriften, 2tes Bändchen, Tübingen 1822, S. 290 ff.: Über das Msc. Renner, auf der k. Stiftsbibliothek zu Tübingen u. s. w.,

woselbst auch manche Stellen des Gedichts ausgehoben sind. Später sind erschienen:

Hugos von Trimberg auserlesene Fabeln, Erzählungen und Schwänke nebst Sprüchen u. s. w., in erneuter Schreibweise herausgegeben von Schönhuth, Tübingen 1827.

Hugo von Trimberg hat in diesem umfangreichen Werke die Erfahrungen seines Lebens, die Beobachtungen, die er über Menschen und Sitten seiner Zeit angestellt, und was er in alten Schriften Merkwürdiges und Lehrreiches gefunden, in eine Art Gedenkbuch für sich selbst und seine Leser zusammengetragen (Conz a. a. O. S. 318). Schon früher hatte er ein ähnliches Werk, der samner (Sammler), angefangen, weil ihm aber ein Theil davon verloren gieng, dasselbe unvollendet gelassen; ihm schickt er nun den Renner nach:

Genns louffet vor, diß rennet nach.

Hievon hat, nach Conzs Annahme (S. 316. 313), das Gedicht seinen Namen, ob es gleich auch, vielleicht von andrem Verfasser, die Überschrift führt:

[1] [Neue Ausgabe von W. Grimm, Göttingen 1834. Vgl. Franz Pfeiffer, zur deutschen Litteraturgeschichte, drei Untersuchungen S. 37 ff. und Germania 2, S. 129 ff. K.]

[2] [Ausgabe durch den historischen Verein in Bamberg 1833. K.]

Renner ist dis buch genant,
wenn es sol rennen durch alle lant.

Der Umstand, daß Sebastian Brant am Anfang des 16ten Jahrhunderts diese beiden Lehr- und Spruchgedichte, den Freidank und den Renner, für seine Zeitgenossen erneut hat, ist eine Bestätigung dessen, was früher bemerkt worden, daß eben in dem didaktischen Bestandtheile der Poesie des Mittelalters die Vermittlung dieser Periode mit dem Geiste der neuern Zeit zu suchen sei.

Ich schließe hiemit eine geschichtliche Darstellung, in der ich aus der großen Fülle poetischen Vorraths, welchen das Mittelalter erzeugt hat, so viel mitgetheilt habe, als mir nach der vorgesetzten Zeit und mit den mir zu Gebot gestandenen Mitteln zu geben möglich war.

Geschichte

der deutschen Dichtkunst

im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert.

Einleitung.

Zur Einleitung der Vorlesungen, die ich heut eröffne, wird es angemessen sein, uns über dreierlei Puncte vorläufig zu verständigen:

1. über den Gegenstand selbst, sofern er einer bestimmteren Bezeichnung und Abgrenzung, und schon die Wahl desselben gewissermaßen der Rechtfertigung zu bedürfen scheint,

2. über die Anordnung des Vortrags,

3. über die Quellen und Hülfsmittel.

1.

Der Gegenstand unsrer geschichtlichen Darstellung ist die deutsche Dichtkunst im 15ten und 16ten Jahrhundert. Er bedarf einer vorläufigen Bezeichnung und Begrenzung, damit erhelle, daß diese zwei Jahrhunderte nicht willkürlich aus der Reihe der Zeiten herausgegriffen seien, daß ihnen in poetischer Beziehung ein eigenthümliches Leben zukomme, wodurch sie unter sich selbst innerlich verbunden, nach außen aber von der vorhergehenden und der nachfolgenden Zeit charakteristisch unterschieden sind. Die Wahl des Gegenstandes zu rechtfertigen, dürfte man darin eine Aufforderung finden, daß der angegebene Zeitraum selbst von Solchen, die sich mit der Geschichte der deutschen Dichtkunst eigens beschäftigt haben, im Allgemeinen für einen undichterischen erklärt wird. Bouterwek, dessen Geschichte der deutschen Poesie und Beredsamkeit gerade für diese Periode besonders verdienstlich ist, bemerkt einmal (IX. Göttingen 1812. 8. S. 419) ausdrücklich, die deutsche Nation sei im 16ten Jahrhundert so unpoetisch geblieben, wie sie im 15ten geworden war. Und doch sind es eben diese beiden Jahrhunderte, das unpoetisch gewordene 15te und das unpoetisch gebliebene 16te, deren Poesie den Gegenstand unsrer ausführlichen Behandlung ausmachen soll.

Beides nun, die nähere Bezeichnung des Gegenstandes und die Rechtfertigung seiner Wahl, versuche ich, mittelst nachfolgender Bemerkungen zu geben.

Das 15te und 16te Jahrhundert werden hinsichtlich ihrer geistigen Richtungen am einfachsten und sprechendsten als die Reformationsperiode bezeichnet. Der Umschwung in Glaubenssachen, wie er im Eingang des 15ten Jahrhunderts durch Huß und Hieronymus von Prag zu Tage getreten, im Laufe des 16ten durch Luther und Melanchthon, Zwingli und Calvin sich vollendet, hat dieser Zeit ihr Gepräge gegeben. Auch alle andern bedeutendern Bewegungen derselben hängen mit jener geistigen als Ursachen oder Folgen, oder doch als aus gemeinsamem Grunde hervorgegangen, zusammen. Dieses allgemeine Gepräge der Zeit trägt nun begreiflich auch die Dichtkunst derselben, welche sich allen jenen Bewegungen auf das engste angeschlossen hat; die Poesie des 15ten und 16ten Jahrhunderts ist in That und Wesen die Poesie der Reformationsperiode.

Damit ist nicht gemeint, als ob aller dichterische Betrieb sich auf das Reformationswerk selbst, freundlich oder feindlich, bezogen hätte, wenn gleich die Erzeugnisse, welchen diese bestimmte Beziehung zukommt, einen bedeutenden Theil jenes Betriebes ausmachen. Das Bezeichnende liegt vielmehr darin, daß dieselben Organe und Kräfte, welche die religiöse und kirchliche Neuerung bewirkt, gefördert oder bekämpft haben, auch in der Dichtung vorherrschten und eben damit den Charakter nnd die Geltung der letztern, gegen die vorhergegangene Zeit, wesentlich änderten.

In die Reihe der Stände, welche die Dichtkunst pflegten, war der Bürgerstand der mächtig herangewachsenen deutschen Städte eingetreten, in dessen tüchtig verständigem Sinne die Lehren der Reformatoren Anhang und thätigen Beistand fanden. Dieselbe Gesinnung, welche den Bürgerstand nach dieser Seite zog, drückte sich in seinen dichterischen Arbeiten aus. Aber auch im Priesterstande, sofern aus ihm die Reformatoren selbst sich erhoben, und in den Männern des Ritterstandes, sofern solche, geistig und leiblich gewaffnet, der Reformation sich anschlossen, war eine innere Umwandlung vorgegangen. Ein neuer Geist, der Geist des Forschens und Prüfens, war nach allen Seiten erwacht. Die Herrschaft des Verstandes, das Reich des Gedankens

stieg herauf, in ihm konnte die Dichtkunst, deren belebende Kraft die Phantasie ist, nur eine untergeordnete Stelle einnehmen.

Vergleichen wir rückwärts den Zeitraum, der uns beschäftigt, mit dem vorhergegangenen, mit den Jahrhunderten des Mittelalters, so kann diese Vergleichung, vom Gesichtspuncte der Poesie aus, nur zum Nachtheil des unsrigen ausfallen. Die Phantasie, die im Mittelalter selbst in den politischen und kirchlichen Bildungen, in den einflußreichsten Zeitbewegungen (namentlich den Kreuzzügen), sich wirksam erwies, muste natürlich auf ihrem eigensten Gebiete, dem der Dichtung, sich in der reichsten, schöpferischen Fülle entfalten. Der Verstand, der in unsrem Zeitraum das gesammte Leben beherrschte und bewegte, trug ebenso natürlich seine Nüchternheit auch auf die ihm pflichtige Dichtkunst über. War dort selbst die Wirklichkeit von ahnungsvollem Duft umwoben, so spielte hier, wie in den theatralischen Vorstellungen dieser Zeit, auch die Poesie überall am hellen Mittage. Das 11te und das 12te Jahrhundert hatten den poetischen Ertrag, der von ältester Zeit her in der eigenen und bei fremden Nationen sich angesammelt, in zahl- und umfangreichen Dichtwerken aufgefaßt und noch besonders den eigenen unerschöpflichen Vorrath lyrischer Ergießungen hinzugefügt; das 14te Jahrhundert hatte wenigstens nachahmend noch von diesem großen Erbe gezehrt; aber mit dem 15ten wandte sich die Zeit entschieden jenen neuen Richtungen zu, welche gegen das Frühere nicht nur gleichgültig, sondern selbst abstoßend stimmen musten. Der volkskräftige Bildungstrieb, welcher die großen Sagenkreise der germanischen Heldenwelt mit ihren manigfachen, mächtigen Charakteren gestaltet hatte, war erloschen; der Sinn für die romantischen Abenteuer, für die Darstellungen des höhern geselligen Lebens, welche den Inhalt der Rittergedichte ausgemacht hatten, war bei dem verwilderten Adel selbst entweder ganz verloren gegangen oder doch nicht mehr fähig, Neues von Belang hervorzubringen, den Bürgern aber lag dieses Gebiet noch ferner; gleiche Ungunst der Zeitumstände hatte den ritterlichen Minnesang betroffen, selbst die freie und doch nicht regellose Manigfaltigkeit der mittelhochdeutschen Metrik war zur handwerksmäßigen Silbenabzählung herabgesunken; die christliche Mythenwelt, die wunderreiche Heiligensage, konnte den Reinigern des Glaubens und denen, die ihre Überzeugung theilten, nur in gehässigem Licht erscheinen; gegen die Legende von Jesu Kindheit, die im

Mittelalter auch von deutschen Dichtern mehrfach behandelt worden und noch später als Volksbuch verbreitet war, ereifert sich Luther so sehr, daß er den Urheber solcher Lügen und Ärgernisse für werth hält, mit einem Mühlstein am Hals im tiefen Meer ersäuft zu werden.[1] So hat von dem ganzen poetischen Reichthum des Mittelalters, wenn auch Einzelnes aus den eben aufgezählten Classen ein kümmerliches Dasein sich fristete, doch nichts wahrhaft lebendig und fruchtbar in unsrem Zeitraum fortgedauert, als die lehrhafte und satirische Dichtung, also gerade diejenige, der man in der poetischen Himmelsstadt nur das Pfahlbürgerrecht einzuräumen pflegt. Das Bindemittel zwischen diesen beiden Perioden deutscher Dichtkunst liegt hiernach in dem am wenigsten poetischen Bestandtheile der frühern Periode. Überhaupt aber zeigt sich der durchgreifende Unterschied: im Mittelalter ist die Poesie um ihrer selbst willen da, sie ist die Gebieterin, und selbst anderartige Zwecke, der Belehrung, der geschichtlichen Darstellung, müssen sich mittelst der poetischen Form geltend machen; im 15ten und 16ten Jahrhundert dagegen ist sie Mittel der Lehre, der Erbauung, der religiösen und politischen Polemik, und wie dort eine herrschende, so ist sie hier eine dienende.

So erscheint die Dichtkunst unsres Zeitraums gegen das Mittelalter hin allerdings in scharfer und innerlich begründeter Abgrenzung. Fragen wir nun auch um die Grenze vorwärts, gegen das 17te Jahrhundert hin! Betrachtet man die Reformationsperiode als den Beginn der neuern Zeit, sofern diese als ein Ganzes dem Mittelalter gegenüber gestellt wird, so möchte die Poesie der Reformationsperiode eben auch nur als der erste Theil der neuern deutschen Poesie angesehen werden. Dieselbe gehört auch unstreitig dem Geistesleben der neueren Zeit an, soweit von den Begriffen und Gesinnungen die Rede ist, denen sie zum Ausdrucke dient. Sehen wir aber auf die Beschaffenheit der Poesie als solcher, beachten wir den Beruf, der ihr angewiesen ist, das Verhältnis, in dem sie zum Gesammtleben des Volkes steht, so finden wir die deutsche Dichtkunst des 15ten und 16ten Jahrhunderts von der des 17ten, wie diese vorzüglich in der schlesischen Dichterschule zur Erscheinung kommt, nicht weniger scharf abgeschieden, als von dem ritterlichen Gesange des Mittelalters. Auch nach jener Seite, gegen das 17te

[1] [Vgl. oben S. 40. H.]

Jahrhundert, steht sie in sich abgeschlossen und zwar in der Art, daß eine Vergleichung nach eben dieser Seite hin ihr mehr zum Vortheile gereicht. War gleich die Dichtkunst unsres Zeitraums nur das Werkzeug andrer Zwecke, so war doch dieses Werkzeug ein kräftig bewegtes, eine klingende, funkenschlagende Waffe. Die Angelegenheiten, denen sie diente, waren in lebhafter Schwingung, in heftigem Kampfe begriffen, und so erscheint auch sie kampfrüstig und schlagfertig. Sie ist oft mehr eine Fechtkunst, als eine Redekunst; oder sie ist die Rede eines Predigers im Lager, der Gesang eines Landsknechts. Ohne Zartheit und Anmuth, ist sie oft derb bis zur Rohheit, ungeschliffen, wenn sie nicht Schärfe hätte; wo sie kunstreich sein will, wird sie steif und trocken; will sie sich zierlich geberden, so wird sie ungelenk; hat sie Frieden, so wird sie langweilig. Aber auf dem Kampfplatz oder auf der Bühne frischer Volkslust offenbart sie ihre eigenthümlichen Tugenden: Kraft im Ernst und im Scherze, tüchtigen Witz, gesunden Welt- und Hausverstand. Man muß sich zu den Streitgedichten jener Zeit immer den Mann und seine Kampfstellung hinzudenken, dann wird das starre Rüstzeug sich klirrend bewegen.

Von solcher, auf festem heimischem Boden in reger Handlung begriffener Dichtkunst ist nun die des nächstfolgenden, 17ten Jahrhunderts das entschiedene Gegentheil. Im Allgemeinen ohne thätigen Antheil an den Bewegungen der Zeit, nur daß sie manchmal über die Greuel des 30jährigen Krieges in machtlosem Klageruf die Hände zusammenschlägt, ist sie in der Nachahmung römischer Dichter und mehr noch der ausgearteten italiänischen, der spanischen, französischen, holländischen Kunstpoesie begriffen und führt auf hohlem Grund ihr gelehrtes Gebäude auf. Was jene zu massiv, das ist diese zu locker. Gleichwohl läßt sich, wenn wir auch das Verdienst mancher einzelner Dichter nicht in Anschlag nehmen wollen, doch selbst in der scheinbaren Unnatur des Ganzen ein natürlicher Gang der Entwicklung erkennen. Die Sammlung der noch ungeschiedenen Geisteskräfte im vollen Leben der Poesie, wie solche das Mittelalter hindurch unbewust oder vielmehr im Gesammtbewustsein des ungetrennten Geistes gewirkt und geschaffen hatte, war aufgelöst. Der Verstand hatte sich die übrigen, wesentlich zur Poesie wirkenden Kräfte untergeordnet und ihnen ihre bestimmte, praktische Richtung angewiesen, offenbar aber brauchten sie in dieser Dienstleistung ihr

eigenthümliches Leben auf, und das Beispiel der deutschen Dichtkunst im 15ten und 16ten Jahrhundert, welche hinter den Leistungen andrer Nationen des neuern Europas so auffallend zurückblieb, beweist, daß, wenn auch die Poesie aus der Zeitgeschichte ihre Nahrung zieht und von großen Weltbewegungen neuen Schwung erlangt, sie doch, wenn sie sich unbedingt den jezeitig herrschenden Interessen hingiebt, in ihrem eigensten Berufe verkümmert werde. In den genannten Jahrhunderten war sie bei uns an die Scholle gebannt, im 17ten wurde sie heimatlos. Die noch nicht zum tiefern Verständnis durchgedrungene Bekanntschaft mit dem classischen Alterthum, der Einfluß der schon bis zur Verbildung entwickelten schönen Litteratur mancher neuern Völker zogen die deutsche Dichtkunst in ein bodenloses Kunstgebiet, und sie, die kaum noch an der Erde geklebt hatte, wehte jezt wie ein fliegender Sommer in der Luft. Auf gelehrtem Wege zugebildet, suchte sie weiterhin ihren Anhalt in der Theorie. War sie nun aber auch allzu sehr ins Schweben gerathen, so war sie doch der allzu materiellen Gebundenheit erledigt; war sie allzu gelehrt und theoretisch geworden, so gewann sie doch zugleich auch ihren Antheil an den Früchten der vorgeschrittenen wissenschaftlichen Bildung. Die erkältende Isolierung selbst muste mehr und mehr das Bedürfnis fühlbar machen, der Idealität unbeschadet, natürliche und nationale Bande wieder anzuknüpfen; und da man, nachdem einmal vom Baume der Erkenntnis gekostet war, nicht zu der unbefangenen Unschuld der älteren Zeit zurückkehren konnte, und da die entbundene Denkkraft viel zu selbständig ihre Bahnen verfolgt hat, um wieder lediglich in der Poesie aufzugehen, so scheint die Aufgabe der neueren Dichtkunst die zu sein, daß sie ihrerseits auch die bewuste Idee zur Schönheit läutere und ihr nur dann die Herrschaft einräume, wenn die Idee erst selbst zur poetischen geworden ist.

Kehren wir zu unsrem besondern Gegenstande zurück, so dürfte durch das bisherige dargethan sein, daß die deutsche Dichtkunst des 15ten und 16ten Jahrhunderts ein in bestimmter Eigenthümlichkeit abgeschlossenes Ganzes bilde, wenn gleich auch hier, wie in aller Geschichte, Übergänge und Vermittlungen vor- und rückwärts stattfinden; sodann daß dieselbe, wenn sie auch als eine dienende bezeichnet werden muste, doch merkwürdig und erheblich genug sei, um eine besondre geschichtliche Darstellung zu erfordern. Ein nordisches Heldenlied erzählt, wie

der Jüngling Helgi, vom Stamme Odins entsprossen, einst, um sich vor seinen Feinden zu retten, die Kleider einer Magd anzog und die Handmühle trieb. Aber scharf leuchteten seine Augen, die Steine brachen, die Mühle zersprang. So werden wir das Götterkind, die Poesie, auch noch in ihrer Dienstbarkeit, am leuchtenden Auge und der angestammten Kraft erkennen und jezuweilen wird sie, die Verhüllung abwerfend, in ungetrübtem Glanze vor uns stehen.

2.

Die Anordnung jeder geschichtlichen Darstellung muß sich in gewissem Maße nach der Zeitfolge richten, da ja die Geschichte überhaupt die Entwicklung der späteren Zustände aus den frühern, das Werden und Wachsen, das Abnehmen und Vergehen der Dinge vor Augen bringen soll. Aber eben weil Vorhergehendes und Nachfolgendes, als Ursache und Wirkung, Keim und Entfaltung, oft genauer unter sich zusammenhängen, als das Gleichzeitige mit dem Gleichzeitigen, so nimmt man hieraus den Anlaß einerseits zu einer Zeitabtheilung nach größern Perioden, wie sie auch wirklich einer bedeutendern Entwicklung Raum geben, anderseits zu einer Sacheintheilung nach den Hauptgegenständen, die in jeder solchen Periode zu einer gewissen Stufe der Entwicklung gelangen. Für die Geschichte der Dichtkunst insbesondre pflegt man hiernach mit der chronologisch-synchronistischen Behandlung die systematische, das heißt die Abtheilung nach den Dichtarten, soweit sie in jeder Periode betrieben worden, zu verbinden. Für unsre Aufgabe nun ließe sich eine periodische Abgrenzung gerade nach den beiden Jahrhunderten darauf gründen, daß das 15te Jahrhundert vorbereitet, was das 16te zur Ausführung bringt. Da jedoch der Zeitraum an sich nicht von zu großem Umfang ist und es für einzelne Gegenstände zuträglicher schien, die Grenze nicht so scharf abzustecken, so habe ich jenen Durchschnitt in der Mitte der beiden Jahrhunderte unterlassen. Aber auch die Eintheilung nach den Dichtarten hielt ich bei der angegebenen Beschaffenheit der deutschen Dichtkunst in diesem Zeitraume nicht für angemessen. Eben weil die Poesie hier eine dienstpflichtige ist, kommen weniger ihre eigenen Grundformen in Betracht, als die Zwecke, für welche sie verwendet wird, und die Art dieser Verwendung. Hiernach bilden und ordnen sich denn auch die verschiedenen Abschnitte unsrer

Darstellung. Es stellen sich uns als solche heraus: die letzten Anstrengungen ritterlicher Dichtung; der Meistergesang; die historischen Lieder, welche ich, da sie nach Jahr und Tag bestimmte Ereignisse betreffen, nach den beiden Jahrhunderten abtheilen werde; das Kirchenlied; die Reformationspolemik; die größern und allgemeinern Straf-, Spott- und Lehrgedichte; Schwänke und andre erzählende Dichtungen; Festspiele; die nichthistorischen Volkslieder. Die speciellere Rechtfertigung dieser Abschnitte kann sich nur aus der Darstellung selbst ergeben. Im Allgemeinen aber reihen sich dieselben in der Art an einander, daß man weder die chronologische Rücksicht überhaupt, noch den Unterschied der beiden Jahrhunderte, des vorbereitenden und des ausführenden, verkennen wird.

Schriftstellercharaktere treten in unsrem Zeitraum allerdings sehr entschiedene und bedeutende hervor. Dennoch habe ich vorgezogen, die Anordnung nach den Gegenständen, nicht nach den Verfassern, zu machen. Geister wie Luther, Ulrich von Hutten und Andere bewegen sich nur mit einem sehr mäßigen Theil ihres Wirkens auf dem Felde der deutschen Dichtkunst. Ihre volle Würdigung kann nicht von hier ausgehen, unser Absehen kann nur das sein, den Gebrauch, den sie von der Dichtkunst gemacht, und den Einfluß, den sie auf dieselbe ausgeübt, zu ermitteln. Je vielfacher überhaupt das poetische Treiben der Reformationsperiode mit der Zeitgeschichte selbst, deren Bewegungen es folgt, verflochten ist, um so bestimmter müssen wir uns auf die Aufgabe einer Geschichte der Dichtkunst beschränken, sonst würden wir am Ende die Obliegenheit übernehmen, die Reformationsgeschichte selbst zu geben. Die allgemeine Bekanntschaft mit den damaligen politischen und kirchlichen Gestaltungen und Kämpfen müssen wir voraussetzen und unsre Betrachtung dabei festhalten, wie sich das Gesicht der Zeit in der Dichtkunst abgedrückt habe.

3.

Über die Quellen und Hülfsmittel für die geschichtliche Kenntnis der Dichtkunst unsres Zeitraums habe ich in dieser allgemeinen Einleitung nur weniges zu sagen.

Da es nicht etwa größere Sammlungen der Schriftsteller des 15ten und 16ten Jahrhunderts giebt, so werde ich die Angabe der Quellen

bei jedem besondern Abschnitt oder bei den einzelnen Dichtern und Dichtwerken beibringen. Hier muß ich nur, zur Entschuldigung mancher Lücken der nachfolgenden Darstellung, die Bemerkung voranschicken, wie schwierig es auch für diesen Zeitraum noch sei, sich die unmittelbare Einsicht der Quellen auch nur in annähernder Vollständigkeit zu verschaffen. Nicht nur ist auch hier manches nicht Unerhebliche bloß handschriftlich vorhanden, sondern es sind auch die alten Drucke, an die man gewiesen ist, zum Theil nicht minder selten, als die Handschriften der Gedichte des Mittelalters. Durch neue Herausgabe ist verhältnismäßig nur weniges in den Buchhandel gebracht. Wenn aber auch die größern Werke von Sebastian Brand, Hans Sachs, Fischart und Andern wenigstens theilweise auf den öffentlichen Bibliotheken gefunden werden, so bleibt noch immer ein sehr einflußreicher und darum höchst beachtenswerther Theil jener älteren Litteratur übrig, die Flugschriften und Flugblätter, die in zahlloser Menge verbreitet waren. Die Werkstätte der neuerfundenen Buchdruckerkunst war eine Waffenschmiede, aus der jene befiederten Pfeile zum Behuf des Reformationsstreites unabläßig ausflogen. Darunter befindet sich besonders vieles, was der satirischen Dichtung angehört. Die Kenntnis der damals gangbaren Volkslieder muß großentheils aus solchen einzelnen Blättern gesammelt werden. Nur ein lange fortgesetzter, vom Glücke begünstigter Sammeleifer kann hier zu bedeutenderem Erwerbe führen. Je mehr in neuerer Zeit die Aufmerksamkeit der Kenner und Liebhaber auf diese alten Stücke gerichtet ist, um so schwerer gelingt es, sie jetzt noch in größerer Zahl einzufangen. Nur der Klang des Silbers bringt noch hin und wieder einen solchen Bienenschwarm zum Sitzen. [1]

Was die Hülfsmittel anbelangt, so besitzen wir noch keine besondre Bearbeitung dieses Theils der Geschichte deutscher Dichtkunst, auch nicht eines einzelnen der beiden Jahrhunderte. Wohl aber ist auch diese Periode in den bekannten Werken über deutsche Poesie und Nationallitteratur überhaupt von Bouterwek, Horn, Wachler, Koberstein [Gervinus, Kurz, Vilmar, Wackernagel. H.] und Andern behandelt. Die Arbeit Bouterweks (Geschichte der Poesie und Beredsamkeit seit dem Ende des

[1] [Statt alles weiteren verweise ich auf Uhlands eigene Sammlung: „Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder in fünf Büchern. Erste Abtheilung. Stuttgart und Tübingen 1844. 8. Zweite Abtheilung. Ebend. 1845. 8. H.]

13ten Jahrhunderts. Band IX. Göttingen 1822) ist, wie ich schon berühmt, gerade für diesen Zeitraum von besondrem Verdienste. A. Kobersteins Grundriß zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur, zum Gebrauch auf gelehrten Schulen u. s. w. Leipzig 1827 (nicht zu verwechseln mit desselben Verfassers Leitfaden beim Vortrage der Geschichte der deutschen Nationallitteratur u. s. w. 1828, einem bloß summarischen, für Schüler berechneten Auszuge des erstern Buches), ist als geschichtliches Handbuch für die verschiedenen Perioden der vaterländischen schönen Litteratur, bis auf die neueste Zeit, sehr empfehlungswerth. [Vierte Ausgabe 1847—1865. H.]

Für das eigentlich Litterarische, die Bücherkunde, sind noch anzuführen:

Flögel, Geschichte der komischen Litteratur. B. III und IV. Liegnitz und Leipzig 1786. 1787.

Koch, Compendium der deutschen Litteraturgeschichte u. s. w. 2 Bde. Berlin 1790—98. [1]

Auf das 15te Jahrhundert erstreckt sich auch noch:

F. H. v. d. Hagens und Büschings Litterarischer Grundriß zur Geschichte der deutschen Poesie von der ältesten Zeit bis in das 16te Jahrhundert. Berlin 1812.

So viel endlich die Kenntnis der deutschen Sprache im 15ten und 16ten Jahrhundert betrifft, so bildet dieser Zeitraum den Übergang vom Mittelhochdeutschen zum jetzt gebräuchlichen Hochdeutsch. (Vergleich Eschenburg, Denkmäler altdeutscher Dichtkunst. Bremen 1799. 8. S. 417: In meissen teutsche sprach' gar gut.) Auch sträuben sich die Mundarten noch mächtig gegen die Auflösung in einer gemeinsamen Büchersprache. Darum ist auch keine für beide Jahrhunderte oder je für die gleichzeitigen Schriftsteller gültige Grammatik denkbar, sondern nur eine geschichtliche Nachweisung jener Übergänge, worauf auch in Jacob Grimms Sprachwerke (Deutsche Grammatik, 1 Auflage, Göttingen 1819. 8. S. LXXI, VIII) besondrer Bedacht genommen ist. [2]

In lexikographischer Hinsicht ist, wenn gleich von provinciellem Standpunct ausgehend, Schmellers bayerisches Wörterbuch, bis jetzt

[1] [K. Gödeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. Hannover 1857. 8. H.]

[2] [Man vergl. nun: J. Kehrein, Grammatik der deutschen Sprache des 15ten bis 17ten Jahrhunderts. I—III. Leipzig 1854—56. 8. H.]

2 Theile, Stuttgart und Tübingen 1827—28 [3 und 4 Theil 1836—37. H.] für diese Periode mit vielem Nutzen zu gebrauchen.

So viel zur Einleitung. Ich habe mich auf allgemeinere Erörterungen nicht weiter eingelassen, als schon jetzt zur Verständigung nöthig schien. Die Betrachtung kann wenig Überzeugendes haben, wenn sie den noch nicht erkannten Thatsachen vorgreift, aus deren Darlegung sie vielmehr als Ergebnis hervorgehen soll.

Erster Abschnitt.

Poesie des Ritterstandes.

Die Reife der Zeit zu neuen Entwicklungen verkündigt sich in dem Verfalle des bisher Bestandenen. Wenn die Herbstblumen aufgehen, so verwelken die des Sommers. Die deutsche Dichtkunst war bis daher zumeist vom Ritterstande gepflegt worden, jetzt verkümmerte sie unter seinen Händen, wie die Pflanzungen eines Kranken. Dieses Zeichen der neuen Zeit wird uns im gegenwärtigen ersten Abschnitte beschäftigen.

Es ist nöthig, einen Blick auf die Blüthe dessen zurückzuwerfen, was wir hier im Zustande des Hinwelkens darzustellen haben. Der Adel, der den Lehenstaat bildende Wehrstand, machte im Mittelalter einen sehr zahlreichen Bestandtheil des deutschen Gesammtvolkes aus, da auch der Stand der Freien, die Grundlage des Adels, mehr und mehr in ihm aufgegangen war. Diese ausgebreitete, in sich wieder, vom Fürsten abwärts, mehrfach abgestufte Classe befand sich vorzugsweise wie im Besitze der ritterlichen Wehrhaftigkeit, so in dem der geselligen Bildung. Aus demselben Stande erblühte denn auch seit dem letzten Viertel des 12ten Jahrhunderts eine eigenthümliche, durchaus das Gepräge dieses Ursprungs tragende Poesie von unendlich üppigem Wachsthum. Sie gestaltete sich in zweierlei Hauptformen: lyrisch im Minnesange, episch in den Rittergedichten. Der Minnesang war der poetische Ausdruck des Frauendienstes, ein mehr ton- als ideenreiches Werben um die Gunst der Frauen, deren hohe Stellung in der

Gesellschaft eben dadurch sich bewährt. Von Minne wohl zu singen, galt für eine der Eigenschaften eines vollkommenen, in keiner edeln Hoffitte vernachläßigten Ritters. In der Reihe der Minnesänger, wie die Sammlung ihrer Lieder sie aufführt, finden wir Kaiser Heinrich VI, den unglücklichen Konradin, den König Wenzel von Böhmen, die Herzoge von Breslau, Brabant, Anhalt, die Markgrafen von Brandenburg, von Meißen, von Hohenburg, nebst einer langen Folge von Grafen und Herren. Unter dieser großen Zahl ritterlicher Liederdichter erscheinen verhältnismäßig nur wenige geistlichen und bürgerlichen Standes, die letztern überhaupt erst gegen die Neige des 13ten Jahrhunderts. Es ist kein Grund, anzunehmen, daß jene Könige und Fürsten nicht selbst gesungen, sondern die Lieder etwa nur in ihrem Namen von Andern gefertigt worden. Denn wie Jene an der Spitze der Ritterschaft und des Hofes standen, so durften sie auch in der ritterlichen und hofmäßigen Kunst des Minnesanges nicht zurückbleiben. Ihre Sängerschaft ist in der Sitte der Zeit begründet, der Gesang steigt von Stufe zu Stufe, vom Dienstmann bis zum Kaiser auf, und in der provenzalischen und nordfranzösischen Dichtkunst, deren Einfluß hier gewirkt hat, zeigt sich dieselbe Erscheinung. Die Rittergedichte sind der Erzählung romantischer Abenteuer und der Schilderung ritterlicher Hoffeste gewidmet und gröstentheils nach nordfranzösischen Dichtungen aus dem Sagenkreise von König Artus und seiner Tafelrunde, gleichfalls von deutschen Rittern, bearbeitet. Die Fürsten und höhern Herren ließen sich zwar auf solche größere Arbeiten, welche mehr Anstrengung erforderten, als ein leichtes Minnelied, nicht selbst ein, munterten aber dazu auf und ließen sich die Überreichung dieser Gedichte wohlgefallen. So bearbeitete Wolfram von Eschenbach auf Anlaß des Landgrafen Hermann von Thüringen den Wilhelm von Oranse; derselbe Fürst hatte schon früher Heinrichen von Veldeke in den Stand gesetzt, seine Äneide, des antiken Stoffes ungeachtet ein romantisches Rittergedicht, zu Ende zu führen.

Daß die bestimmten Weisen dieser ritterlichen Dichtkunst erschöpft waren, nachdem sie über ein Jahrhundert betrieben worden, liegt in der Natur der Sache. Daß sie aber durch nichts Anderes ersetzt oder wiederbelebt wurden, daß die dichterische Stimmung und Fähigkeit überhaupt sich verlor, hat seinen Grund in der zerfallenden Bildung des Standes selbst. Überlästig der neuerstehenden Zeit, in verzweifeltem

Kampfe mit ihr begriffen, verwilderte das Ritterthum und ein andres Geschlecht ergriff das Heft der geistigen Bildung.

Die Sänger des Ritterstandes selbst bezeugen es ausdrücklich, wie mit der edleren Sitte auch der ritterliche Gesang in Abnahme kam. Früherer Andeutungen nicht zu gedenken, sagt schon um die Mitte des 13ten Jahrhunderts Ulrich von Lichtenstein, aus dem steirischen Geschlechte, das jetzt gefürstet ist, in seinem Frauendienst (Frauendienst oder: Geschichte und Liebe des Ritters und Sängers Ulrich von Lichtenstein, von ihm selbst beschrieben. Nach einer alten Handschrift bearbeitet und herausgegeben von Ludwig Tieck. Stuttgart 1811), Cap. 30, S. 271:

„Damals lebten alle in Steier und Österreich traurig. Die Reichen (d. h. Mächtigen) thaten einander Leid, sie pflegten nur des Raubes, der Frauendienst lag darnieder, die Jungen waren ungemuth. Was aber alle auch thaten, ich war froh und sang meiner Frauen diese Lied."

Doch beginnt gleich das nächste Lied: [1]

(Minnes. II, 41b) Waz dar umbe, ist verswunden
Uns der sumer? des mac werden rât.
Sin zit wirt wol wider funden.
Ich klag, daz diu werlt sô übel stât,
Daz nu trûret maneges lip,
Der vrô solde sin durch guotiu wip.

Vreude und zuht hât vil nâch ende,
Junge und alde sint niht wol gemuot.
Got den grôzen kumber wende,
Sô daz noch die richen werden guot!
Die siht man ungüetlich leben,
Trûren hât in ir grôz übel geben u. s. w.

Noch nachdrücklicher spricht er in einem andern Liede [2] (Minnes. II, 45b, nicht im Frauendienst):

Ritterschaft, wie stêt din orden?
Sage an! wem ist din wirde worden? u. s. w.

[1] [Statt des von Uhland nach der Sammlung von Minnesingern. Zweiter Theil. Zürich 1759. 4. S. 41b mitgetheilten Textes habe ich die obigen Stellen aufgenommen nach: Ulrich von Lichtenstein mit Anmerkungen von Theodor von Karajan, herausgegeben von Karl Lachmann. Berlin 1841. 8. S. 555. 556. H.].

[2] [Minnesinger. Von F. H. v. d. Hagen. I. Leipzig 1838. 4. S. 62b. H.]

Um dieselbe Zeit klagt Reinmar von Zweter, daß Frauen nicht mehr die Gewalt haben, mit lichten Augen freche Ritter zu bändigen; wo jetzt Frauen über Feld fahren, die fange man auf, um Schatzes, nicht um Minne willen. [1] Derselbe Dichter rügt bitter einen besondern Fall gebrochenen Landfriedens (Minnes. II, 152b, 3te Strophe). [2]

Im weitern Verlaufe des 13ten Jahrhunderts schildert Konrad von Würzburg die Wildheit der Zeit in einem Tanzliede:

Venus ist entschlafen, die weiland hoher Minne waltete; manche Frau schreit wehe darob. Schürf und schind Schaf und Rind! das ist die Minne, nach der sie jetzt trachten. Herr Mars reichset im Lande, der hat den werthen Gott Amur verjagt mit Raub und Brande. Der Herr und der Bauer üben jetzt Raub und Brand viel gerner, denn die süße Minne. Der Frauentanz ist hingelegt, die Schoppen sind werth geworden; lieber als einen Kranz trägt man eine Beckelhaube (Blechhaube, vgl. Schmeller I, 149) oder ein Schwert. Viel Unbill wird begangen an armen Kühen und an Geißen und an den Leuten, die man fängt. Gewalt ist mächtig auf der Straße, Recht steht krummer, denn eine Sichel (Minnesinger II, 198a). [3]

Meister Friedrich von Suonenburg versichert, gerne säng' er Minnelieder, aber er lass' es, weil Zucht und Ehre den jungen Edeln wehe thun und Weiber beim Weine zu schelten, ihnen besser behage. (Minnes. II, 213a.) [4]

Auch Ulrich von Türheim, in der Fortsetzung des Eschenbachischen Wilhelm von Oranse, klagt wiederholt, daß die Ritter den Wein eifriger minnen, denn ein schönes Weib, ja daß er Weiber kenne, die selbst sich lieber an Wein, als an werthe Minne kehren und dem Gaste weidlich zutrinken (Pfälzer Handschrift 494, Bl. 129a. 212b).

Wie es im 14ten Jahrhundert mit dem Minnesange stand, davon hat die Chronik von Limburg an der Lahn, die in eben diesem Jahrhundert geschrieben ist, einen charakteristischen Zug aufbewahrt (Die Limburger Chronik u. s. w., herausgegeben von C. D. Vogel, zweite unveränderte Auflage, Marburg 1828, mit etwas erneuter Schreibweise, S. 89):

[1] [v. d. Hagen, Minnesinger I. S. 217. 218: E heten vrouwen den gewalt u. s. f. H.]

[2] [v. d. Hagen, Minnesinger I. S. 218. H.]

[3] [v. d. Hagen, Minnesinger I. S. 312. 313. H.]

[4] [v. d. Hagen, Minnesinger I. S. 355. Nr. 13. H.]

„Anno 1347 da wurden die von Coblenz jämmerlich erschlagen und niedergeworfen bei Grensau und blieben ihrer todt 172 Mann und wurden ihrer dazu sieben gefangen. Das thäte Reinhard, Herr zu Westerburg. Derselbig was gar ein edler Ritter von Sinn, Leib und Gestalt und ritt dem Kaiser Ludewig nach und machte dieß Lied:

Ich dorfte den Hals zubrechen,
Wer rechet mir den Schaden dann?
So hette ich niemand, der mich reche,
Ich bin ein ungefreundter Mann.
Uf Ihre Gnad acht ich kleine Sach,
Das laß ich Sie verstahn u. s. w.

Da der Kaiser Ludewig das Lied hörte, strafte er den Herrn von Westerburg und sagte, er sollte es der Frauen gebessert haben. Da nahm der von Westerburg eine kurze Zeit und sagte, er wollte es der Frauen bessern, und sung dieß Lied:

In Jammersnöten ich gar verbrinn
Durch ein Weib so minnigliche u. s. w.

Da sprach Kaiser Ludewig: „Westerburg hat es uns nun wohl gebessert."

(Vergl. Koch, II, 69 f. Außer dem, was die Limburger Chronik von diesem Reinhard von Westerburg weiter besagt, ist auch über ihn und seine Fehden Urkundliches beigebracht in Mones Badischem Archiv, B. I. Karlsruhe 1826. 8. in der Abhandlung des Herausgebers „die vaterländischen deutschen Dichter des Mittelalters" S. 101—4. Vergl. auch über den Dichter Gerlach von Limburg die Limburger Chronik S. 5; ob wohl der Gerlach in der Urkunde bei Mone a. a. O.?)

Der Minnesang, sonst die Blüthe ritterlicher Bildung, jetzt dem Ritterstande verleibet und verlernt, fiel mehr und mehr der Gemeinheit anheim. Bettelhafte Hände schlugen das abgegriffene Saitenspiel, das einst Kaiser und Könige gerührt hatten.

Dennoch blieb die Poesie des Ritterstandes auch noch in dem Zeitraume, den wir geschichtlich behandeln, nicht gänzlich ohne Nachwirkung. Ich spreche in diesem Abschnitte nicht von den Nachklängen jener älteren Lyrik, die auch noch im bürgerlichen Gesange sich hörbar machten, noch von den Bemühungen, welche auch jetzt noch darauf gerichtet waren, die Rittermähren der frühern Jahrhunderte zu erhalten oder in veränderter Form zu verbreiten, sondern von derjenigen poetischen Thätigkeit,

welche noch im Ritterstande selbst, in fortwährender, an die frühere Ritterdichtung sich anreihender Production, sich offenbarte.

Nach letzterer Hinsicht nehmen uns für diesen ersten Abschnitt vorzugsweise folgende vier Männer und ihre Werke in Anspruch, die in den Zeitraum vom Anfange des 15ten Jahrhunderts bis zu dem des 16ten fallen: Hugo, Graf von Montfort, Oswald von Wolkenstein, Hermann von Sachsenheim und Kaiser Maximilian I. Von dieser Vierzahl haben die beiden Erstern die Pflege des Minnesanges, die beiden Letztern die des Rittergedichtes fortgeführt, wenn gleich, wie die Darstellung zeigen wird, auch sie den Einfluß ihrer Zeit sehr bemerkbar erfahren haben.

1. Hugo, Graf von Montfort.[1]

Seine Gedichte befinden sich in einer Pergamenthandschrift der Heidelberger Bibliothek (Nr. 329 der deutschen Handschriften). Diese Handschrift ist mit Singnoten ausgestattet, mit ausgemalten Anfangsbuchstaben und dem goldglänzenden Wappen des Montfortischen Grafenhauses am Schlusse geziert. Auf dem vorletzten Blatte steht mit goldenen Buchstaben: Comes Hugo de Monteforti, dominus de Brigantia. Es ist nicht zu zweifeln, daß er selbst diese schriftliche Sammlung seiner poetischen Erzeugnisse veranstaltete und mit Vorliebe ausschmückte. Gedruckt sind daraus einige Lieder, sämmtliche Liederanfänge, obgleich nicht mit ganz richtiger Abtheilung, und eine Anzahl einzelner Strophen in F. Adelungs Altdeutschen Gedichten in Rom. Königsberg 1799. 8. Fortsetzung S. 215—239. Auch Görres hat in seinen Altdeutschen Volks- und Meisterliedern aus den Handschriften der Heidelberger Bibliothek. Frankfurt a. M. 1817. 8. (Einleitung S. XVII f.) von dieser Sammlung Notiz gegeben.

Über seine Lebenszeit läßt uns der Dichter selbst nicht ungewiß. Mehrere seiner Gedichte, besonders die Liebesbriefe, besagen am Schlusse, noch im Zug der Reime, Ort, Jahr und Tag der Abfassung, z. B. zu Ensisheim in einem kleinen Stüblein, 1396 (Bl. 22a), zu Wien in

[1] [Man vergleiche: K. Weinhold, Über den Dichter Graf Hugo VIII von Montfort, Herren zu Bregenz und Pfannberg. Aus den „Mittheilungen des historischen Vereines für Steiermark," Heft 7. Grätz 1857. 8. H.]

den Fasten, 1402 (Bl. 45a). Auch erfahren wir, daß er im Jahr 1414 siebenundfünfzig Jahre auf dem Rücken hatte (Bl. 48a). Einmal gedenkt er seiner verstorbenen [zweiten] Gemahlin (Bl. 31b):

Grefin Ment[1] was sin geheizen.

Von dem Gedichte, das seine Wallfahrt nach dem heiligen Grabe betrifft, sowie von den Beziehungen auf seine Zeit wird nachher besonders die Rede sein.

Da mir keine Specialgeschichte des Hauses Montfort bekannt ist,[2] so weiß ich sonst über seine persönlichen Verhältnisse nur Weniges anzuführen. Nach den Notizen, welche Joseph v. Laßberg dem ersten Bande seines Liedersaals (Lieder-Saal d. i. Sammelung altteutscher Gedichte, aus ungedrukten Quellen. B. I. 1820. S. VI) über die alten Sänger der Bodenseegegend vorangeschickt, hat dieser Graf Hugo von Montfort sich einen Herrn von Bregenz (dominus de Brigantia in der Liederhandschrift) und Pfannenberg geschrieben und hatte seinen Sitz auf der nun gebrochenen Burg Hohenbregenz, auf deren Stelle nur noch das bekannte Sanct Gebhards Kirchlein steht, mit der ausgebreiteten Aussicht auf See und Gebirg. Die Güter des ursprünglich schwäbischen Geschlechts von Pfannenberg, dessen Erbe nach dem Aussterben des Mannsstamms zum Theil auf die Grafen von Montfort zu Bregenz übergegangen waren, lagen in Östreich (Suchenwirt 234). Auch Wien und Ensisheim (im Elsaß), wo einige der Lieder geschrieben sind, deuten auf ein näheres Verhältnis zum östreichischen Hause. In M. Crusii Annalium Suevicorum dodecas tertia, Frankfurt 1596, Fol. S. 338 wird beim Jahr 1414 unter den Herren, welche zum Constanzer Concilium kamen, angeführt: Comes Hugo Montefortius, was ganz auf den Unsrigen paßt, der auch selbst der dort verhandelten Angelegenheiten erwähnt. Wenn dagegen Görres a. a. O. bemerkt, unser Dichter komme im Gefolge Friedrichs III bei der Krönung desselben in Rom im Jahr 1451 in einem Manuscripte der Heidelberger Bibliothek vor, das eigens diesen Römerzug beschreibe, so ist dieß ohne Zweifel ein Andrer; denn da der Sänger nach seiner eigenen Angabe

[1] [Gräfin Clementia von Toggenburg, gestorben Mitte oder Ende 1401. Vgl. Weinhold a. a. O. S. 10. 11. H.]

[2] [Vanotti, Geschichte der Grafen von Montfort und Werdenberg. Bellevue 1845. Vergl. Weinhold S. 2. H.]

im Jahr 1414 siebenundfünfzig Jahre zählte, so müste er den Römerzug noch im vierundneunzigsten Jahre seines Alters mitgemacht haben.[1]

Unser Dichter steht auf der Schwelle der Zeit, mit der wir zu schaffen haben, seine Gedichte sind, wie schon gesagt worden, theils noch aus dem 14ten, theils aus den ersten Jahrzehenden des 15ten Jahrhunderts datiert. Es sind Reden, Briefe und Lieder, wie er selbst sie nennt und abzählt, im ganzen vierzig Stücke (Bl. 39 b). Der Minnedichtung gehören vorzüglich die beiden letztern Classen an, denn auch die Briefe sind verliebten Inhalts und strophischen Baues. Von diesen Minneliedern möge hier eines zur Probe folgen:[2]

Nr. 16 Mir bekam ein gsell am meien tac
Und bracht mir luft von orient
Mit botschaft liep, daz ich uch sag,
Diu red diu ist mit lust benent u. s. w.

In einer gedoppelten Verlegenheit finden wir diesen Sänger befangen. So gern er „ain Minneliedli" dichtet (Bl. 3 b), so viel er von werthen Frauen und „zarten, lieben Töchterlein" singt (Bl. 6 a, 12 b, 17 a), so verfolgen ihn doch stets Gewissenszweifel, ob er nicht damit, als durch Abgötterei, sich versündige. Wir hören ihn sagen:

Ez möcht licht sin, ich red ze vil,
Miner sel tet daz ein swigen.

In einem andern Liede ruft er deshalb seinen Schutzengel an:

O lieber engel, nu hüt der sel,
Du bist mir doch ze hüter geben,
Und beschirm mich vor der sünden quel,[3]
Damit mir werd das ewig leben!

Auch eine Traumesstimme mahnt ihn ab (Nr. 31):

Mir kam ain priester für im tron
Mit weishait und mit sitten,
Mit züchten sprach er zuo mir schon:
Du hettist wol vermitten u. s. w.

[1] [Graf Hugo VIII von Montfort starb am 4 April 1423. Vgl. Weinhold a. a. O. S. 16. H.]

[2] [Ausgabe von Weinhold a. a. O. S. 46—48. H.]

[3] Qual, Strafe. Suchenwirt. [Peter Suchenwirts Werke... von A. Primisser. Wien 1827. 8. S. 87. 33. H.]

Aus demselben Lied ersehen wir aber, daß ihn nicht bloß solche Himmelsstimmen im Traume, sondern selbst seine irdischen Räthe vor dem Dichten gewarnt:

Mein rät die wont mich strafen,
Ich bekümber mich ze verr mit tichten u. s. w.
Also wil ich von tichten lan,
Hert löff sind in den landen u. s. w.

In einem frühern Liede versprach er nur so viel, keine Lieder mehr zu singen, die zum Tanzen bestimmt seien. (Bl. 12a. Vgl. noch Bl. 18a. 17b). Unter den harten Läufen, die ihn zu solcher Strenge gegen sich selbst bestimmen, erkennt man wohl die Zeit der Kirchenspaltung und des Constanzer Concils.

Ein zweiter Einwurf, den sich dieser Sänger macht, ist das Mistrauen in seine Kunst. Die Zeit ist vorüber, wo die Übung des Gesanges beim Adel allgemein war. Hugo gesteht, daß er der Silbenzahl nicht gewaltig sei und sich leicht in den Reimen vergessen haben möge (Bl. 3a. 39b). Er versucht das Versmaß des spätern Titurel, den er die Blume aller deutschen Bücher nennt, aber es will nicht gelingen und er vergleicht sich selbst dem Kuckuck, der mit der Nachtigall im Maien singt (Bl. 16a). Auch an unvollkommenen Reimen fehlt es nicht. Leicht versöhnt uns aber seine Entschuldigung: habe doch oft ein Zimmermann die Schnur zerhauen; so hab' er viel gedichtet, in Wäldern und in Auen reitend; wohl den sechsten Theil des Buchs hab' er zu Rosse gemacht, darum solle niemand lachen, wenn es nicht so gänzlich beschlossen sei, als hätt' er es, auf einem Bette (Polstersitze) sitzend, ausgemessen; große Sachen zu schaffen haben und dazu Reime messen, das möge wohl Einen irre machen (Bl. 39b). Dabei erklärt er, denn er will uns nicht betrügen, daß nicht er selbst die Weisen zu den Liedern gemacht, sondern Burk Mangolt, sein getreuer Knecht, zu Bregenz gesessen. [1]

Wenn es auch eine große innere Lust zum Gesange voraussetzt, trotz Gewissensangst und Kunstbangigkeit die alte Minneweise fortzusingen, so ist doch die frische Unbefangenheit zusammt dem Kunstgeschicke des

[1] [Man sehe die Stellen bei Weinhold a. a. O. S. 30, Anmerkung 1, und in: Germania, herausgegeben durch F. H. v. d. Hagen. VII. Berlin 1846. 8. S. 342—344. H.]

Minnesanges der bessern Zeit verloren. Selbst in die Liebeslieder und Liebesbriefe mischen sich ernste Betrachtungen. Die üppigste Gattung des ältern Minnesanges, das Tagelied, der Morgenruf des Burgwächters, womit er Alle warnt, die bei verstohlener Liebe weilen, wird hier meist auf Sittenlehre und geistliche Ermahnung angewandt; eine Anwendung, von der man übrigens schon gegen den Schluß des 13ten Jahrhunderts Spuren findet, wenn z. B. in einem solchen Liede die Minner der Welt aufgerufen werden, sich dieser falschen Geliebten zu entreißen, bevor der Tag des Gerichtes durch die Fenster hereinblicke (Pfälzer Handschrift 350, S. 235). In einem dieser geistlichen Tagelieder redet unser Dichter den Wächter an (Nr. 12):

Sag an, wachter! wie was es tag,
Do himel und erd nit emphlag,
Planeten zwar und auch die elementen? u. s. w.

Wenn auch in der Ausführung nicht befriedigend eingehalten, so ist doch die Idee, von der dieses Lied ausgeht, der Tag in Gott, bevor noch Mond und Sonne leuchteten, gewiss eine erhabene.

Ernster und frommer Betrachtung zugekehrt sind namentlich auch diejenigen Stücke, welche der Dichter selbst Reden nennt, in nichtstrophischen Reimpaaren. Eine derselben, die längste (Nr. 5), ist noch besonders dadurch beachtenswerth, daß sie über Sitten und Ereignisse der Zeit sich strafend ausläßt und damit ganz dem Geiste unsres Zeitraums angehört. Der Dichter beginnt damit, wie er in seiner Jugend die schönen Frauen gerne geschaut und nach bestem Vermögen gelobt habe. Erst als er dreißig und vierthalb Jahre alt gewesen, hat er an Gott gedacht und die Vergänglichkeit alles Irdischen erkannt. Da begiebt er sich in einen Wald, um von der trügerischen Welt abgeschieden zu leben. In der Wildnis kommt zu ihm der Held Parcival, dessen Länge und kräftige Gestalt ihn anfänglich erschreckt. Parcival aber grüßt ihn freundlich und will von ihm hören, wie man jetzt in der Welt lebe. Hiernach hebt der Dichter seinen Bericht an:

Die welt ist so gar verirret,
Mit maniger sach bewirret,
Doch sag ichs, so ich best kan u. s. w.

Der Höchste ist der Pabst. Aber wie steht es mit diesem?

Zwen pebst sind gewellet,
Der tiefel hat gesellet
Warlich sich zu dem ainen.
Die bösen und die unrainen
Die hand erdacht die valschen wal u. s. w.

Diese schwere Verantwortung hat niemand
Dann grosse hoptprelaten u. s. w.

Wen sein Sinn nicht anders weist, als daß Derjenige, dem er beitritt, der rechte Pabst sei, der mag wohl dabei bleiben;

Tet er es aber umb gab oder umb guet,
Zwar der hat ain bösen muet,
Der verkauft die gerechtikait,
Das wirt sinr sel ain ewigs laid u. s. w.

Weiter klagt er, daß manche Fürsten und Herren den Biedermännern die Schälke vorziehn, welche jene verlügen, und daß dabei geistlich und weltlich Gericht nicht bestehen könne. Sofort kommt er auf die Priester:

So phlegent priester simoni,
Darzu sint si nit wuechers fri
Und süntlichs fürkaufen.[1]

Parcival findet diese Zeitläufe allzu hart, fragt jedoch weiter:

Sag an! wie hat gevert
Ritterschaft und frowen?
Wie land si sich schowen?
Ich sprach: Der lauf ist mengerlei.
Etlich minner hand geschrei
Mit schrien, waien,
Als esel in dem maien,
Und hand doch weder zucht noch scham u. s. w.

Aber auch noch andern Vorwurf hat der Dichter dem Adel, wie den übrigen Ständen, seiner Zeit zu machen:

Ritterschaft phligt wuechers nam,
Daz wer etwenn gewesen scham u. s. w.

Dennoch sind nicht alle ohne Unterschied in das Böse versunken:

[1] Auskaufen, überbieten, bei Vergebung von Kirchenstellen. Vgl. Schmeller II, 284.

Noch vint man mangen biderman,
Priester und auch laien wolgetan,
Der durch keiner slacht miet
Von sel noch eren nit schiet.
So vint man noch meng wiplich wib,
Die in eren haltet iren lip,
Der tut si nit vergessen
Und kan wol trewe messen u. s. w.

Besonders aber sucht er in der Priesterschaft, nach ihrem bessern Theile, das Heil der Zeit:

Ich glob und wer nit priesterschaft,
Der tiefel wurd sighaft
Me das mertail an der cristenhait u. s. w.

Allzu nüchtern ist der Schluß des Gedichts, wodurch die Fiction völlig aufgehoben wird:

Nu wil ich euch die warhait sagen,
Parcifal ist tod vor mengen tagen;
Ich han in nun ze pispel[1] gezelt,
Daz er ist gewesen ain ritter us erwelt.

Es ist in diesem Strafgedichte noch nichts enthalten, was bestimmter auf die Ideen hinwiese, die ein Jahrhundert später in der Reformation zur Reife kamen. Aber das ersehen wir doch, wie die Zerrüttung der Kirche durch den Streit der Gegenpäbste und die Habsucht eines Theils der höhern und niedern Geistlichkeit einen Mann zu bittrer Rüge aufregt, der sonst von hoher Achtung für das Priesteramt durchdrungen und dem kirchlichen Glauben seiner Zeit treulich ergeben ist, wie dieß auch seine geistlichen Lieder, darunter eines zum Lobe der heiligen Jungfrau, beweisen. Sanct Peters Schiff erklärt er einmal (Nr. 12) für das einzige, das auf dem stürmischen Sündenmeere helfen könne. Im Ganzen erzeigt er sich als einen echten Ritter, der noch im Zerfalle der Adelssitte, worüber er auch in jenem Strafgedichte klagt, den edeln Minnesang nach Kräften zu fristen sucht, und wie er einst im Dienst einer schönen Frau ein prächtiges Ritterspiel mitmachte (Bl. 2b, f.), so nachmals auch nach altem Gebrauch eine Fahrt nach dem heiligen Grabe unternimmt. Von dieser meldet uns das letzte in der Reihe seiner Lieder und ich gebe zum Schlusse noch einen Auszug

[1] Bispel, Gleichnisrede.

desselben, als Beitrag zu den sonst nur dürftig bekannten Lebensumständen des Dichters.

Das Lied beginnt mit einem Hülferuf im Seesturme:[1]

Des himels vogt und hochster keiser,
Laz gen uns ab dinem zorn! u. s. w.

Es werden nun aus der heiligen Schrift Beispiele wunderbarer, göttlicher Rettung aufgezählt: Daniel bei den Löwen, die Jünglinge, die im Feuerofen Gott mit Gesange lobten, Jonas im Bauche des Fisches u. s. w.

Mit dem Anruf Gottes, Marias und des heiligen Jakob scheint das Lied ursprünglich geschlossen zu haben und was noch weiter von diesem Sturm und der Wallfahrt überhaupt erzählt wird, erst in der Folge von dem Dichter hinzugefügt worden zu sein. Er fährt nemlich fort:

Ditz geticht wart gemacht
In vil grozem ungemach u. s. w.

Das Gedicht schließt mit einem dreistrophigen Bußgebete.

2. Oswald von Wolkenstein.[2]

Er steht mit Hugo von Montfort an der Pforte des 15ten Jahrhunderts. Sein Stammsitz ist die Felsenburg Wolkenstein, im Thale Gröden, in Tirol. Die Liedersammlung, die er hinterlassen hat, ist viel zahlreicher, als die des Grafen von Montfort, aber auch sie ist noch ungedruckt.[3] Ich vermag daher nur den Platz, den er einzunehmen hätte, zu bezeichnen, nicht aber sein Bild selbst aufzustellen. Nur einzelne Lieder und Liederstrophen sind da und dort mitgetheilt. Mit seinen Lebensumständen hat sich vorzüglich Jos. v. Hormayr beschäftigt.

Sieh Jos. v. Hormayrs Aufsatz über diesen Sänger, mit dessen Bildnis, im Taschenbuch für vaterländische Geschichte 1824. S. 334 ff. Ebend. Archiv

1 [Das ganze Gedicht, von welchem hier Bruchstücke mitgetheilt werden, findet sich in berichtigtem Texte bei Weinhold, a. a. O. S. 49—54. Ich habe die ausgehobenen Stellen nach der Herstellung dieses Gelehrten geändert. H.]

2 [Man vergleiche nun: Oswald von Wolkenstein und Friedrich mit der leeren Tasche. In elf Büchern. Von Beda Weber. Innsbruck 1850. 8. H.]

3 [Es kann jetzt verwiesen werden auf: Die Gedichte Oswalds von Wolkenstein. Mit Einleitung, Wortbuch und Varianten herausgegeben von Beda Weber. Innsbruck 1847. 8. H.]

für Geschichte u. s. w. Januar 1823. Nr. 1. 2. Tiroler Almanache. Wien 1803—5 und Recensionen derselben von Joh. Müller in der Jenaischen allgemeinen Litteraturzeitung 1805. Nr. 297. Wiener Jahrbücher der Litteratur 1821. B. XVI, S. 71—73 (Daher die nachfolgenden Liederfragmente). Vgl. auch 1818. B. III, S. 42.

Sonst noch über ihn: Bragur, herausgegeben von F. D. Gräter. B. VII. Abtheilung II. Leipzig 1802. 8. S. 266—69. J. N. Forkels Allgemeine Geschichte der Musik. Leipzig 1801. 4. II, S. 763—7. Graff, Diutisca III. Stuttgart und Tübingen 1829. 8. S. 189.

Oswald von Wolkenstein war das Haupt der tirolischen Adelsbündnisse wider Friedrich mit der leeren Tasche. Im Sturme der Felsburg Greifenstein ward er durch einen Pfeilschuß eines Auges beraubt.[1] Er kämpfte wider die Polen[2] unter der Fahne des deutschen Ordens, war Gefährte Herzogs Albrecht IV von Österreich ins heilige Land[3], dann des Königs Sigmund auf dessen Reise nach Frankreich und Spanien (1415) zum Behuf der Kirchenvereinigung und des Constanzer Conciliums. Die Länder, die er bereist, die zehen Sprachen, die er gesprochen, die Instrumente, die er gespielt, zählt er folgendermaßen auf:

1 [Beda Weber berichtet in dem erstgenannten Werke S. 105: „Oswald von Wolkenstein, der Dichter, wurde im Jahre 1367 im Schlosse Trostburg geboren. Friedrichs und Katharinens zweitgeborner Sohn, hatte er schon als Knabe das Unglück, daß ihm bei einer Fastnachtsfeierlichkeit mit einem Bolze das rechte Auge ausgeschossen wurde. Deshalb nannte man ihn von Jugend auf Oswald mit einem Auge, um ihn von seinen übrigen Namensvettern zu unterscheiden. Wenn Hormayr erzählt, daß diese Verletzung des Auges bei der Belagerung von Greifenstein im Jahre 1417 geschehen sei, so folgt er hierin der Angabe Burglechners, der in der Sache schlecht unterrichtet ist, wie fast immer, wo er sich nicht auf Urkunden stützt. Eine uralte Aufschreibung im Archive zu Trostburg stimmt mit unserer Erzählung überein. Oswalds Marmorbild auf dem schönen Steine, den er sich selbst im Jahre 1408 am Dome zu Brixen gesetzt, zeigt ihn als Kreuzfahrer mit einem Auge." H.]

2 [gegen die heidnischen Preußen. H.]

3 [Nach Beda Weber a. a. O. S. 125 machte Oswald die Pilgerfahrt allein. „Hormayr vermuthet," sagt Weber, „er habe sich an Herzog Albrecht von Österreich angeschlossen, welcher zwei Jahre früher ebenfalls über Venedig dahin reiste. Aber Oswalds eigene Worte und bestimmte Zeitangabe in seiner Aufschreibung sind dagegen. Wohlbekannte Gesellschaft wäre ihm sogar lästig gewesen." H.]

Gen Preussen, Littaun, Tartarei, Türkei, über mer,
Gen Frankreich, Lampart, Ispanien, mit zwaien kiniges her,
Trib mich die minn, auf meines aigen geldes wer,
Rupprecht, Sigmund, baid mit des adlers streifen —
Franzosisch, morisch, katalonisch und kastilian,
Teutsch, latein, windisch, lampertisch, reuschisch und roman,
Die zehen sprach hab ich gebraucht, wenn mir zerran
Das geld. Auch kund ich fidlen, trumen, pauken, pfeifen.[1]

Ein wahrer Tausendkünstler! Ein Theil seiner Lieder singt die Minne der schönen Königin von Arragon: vor ihr knieend, reicht' er ihr den Bart, mit weißen Händlein band sie einen Ring darein; von ihren Handen ward er mit einer Messingnadel durch die Ohren gestochen, darein sie ihm zween Ringe schloß.[2]

Nachdem er 38 Jahre in unstätem Leben hingebracht, kommen ihm Gedanken an häusliches Glück:

Ich han gelebt wol vierzig jar, leicht minner zwai,
Mit toben, wüten, tichten, singen mangerlai;
Es wer wol zeit, das ich meins aigen kindes geschrai
Elichen hört in einer wiege gellen.[3]

Aber zweierlei irrt ihn: die Erinnerung früherer Minne und dann:

Auch furcht ich ser elicher weibe bellen.

Dennoch verehlichte er sich, in schon vorgerücktem Alter, zweimal und ward Ahnherr eines ansehnlichen Geschlechts. Er starb 1445, fast achtzigjährig. Viele seiner Lieder hat er selbst in Musik gesetzt und sie sind mit den Noten versehen.

Nach den wenigen, bis jetzt mitgetheilten Proben möchte eine vollständigere Bekanntmachung dieser Gedichte, wenn nicht wegen ihres poetischen Gehaltes, doch jedenfalls für die Sittengeschichte wünschenswerth sein.

3. Hermann von Sachsenheim.

Die erzählende Poesie hatte sich schon im Laufe des 14ten Jahrhunderts entschieden der Allegorie zugewandt. Die Anlage solcher Gedichte besteht gewöhnlich darin, daß der Dichter auf einem Gange zur

[1] [Man sehe diese Stelle in der Ausgabe von Weber S. 22. H.]
[2] [Bei Weber S. 23. H.]
[3] [Bei Weber S. 26. H.]

Frühlingszeit sich in einer schönen Wildnis verliert, wo er allerlei allegorischen Wesen begegnet und dann, mit nützlicher Erkenntnis und Lehre bereichert, nach Hause kehrt. In unsrem Zeitraum werden unter solchem Rahmen auch die Gestalten der ältern Ritterdichtung und Sagenwelt zu allegorischen. So fanden wir in einer der Reden Hugos von Montfort den romantischen Helden Parcival zum bloßen „Beispiel“ eines auserwählten Ritters allegorisiert. Ausgedehnt auf eine Erzählung von größerem Umfang erscheint dieses Verfahren in der Mörin Hermanns von Sachsenheim. Handschriften und Drucke dieses Gedichts sind verzeichnet in F. H. von der Hagens litterarischem Grundriß S. 427 f. Ich habe mich folgender auf der öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart befindlichen Ausgabe bedient:

Mörin. Eyn schöne kurtzweilige vnd liebliche Histori, welch durch weiland Herr Herman von Sachsenheym Ritter (eyns abentheurlichen handels halben, so jm inn seiner jugent begegnet) beschriben, vnd hernach die Mörin genant ist. Allen denen, so sich der Ritterschafft gebrauchen: Auch zarter fräwlin diener gern sein wolten: Nit alleyn zu lesen lustig, vnd kurtzweilig, sonder auch zu getrewer warnung nützlich vnd erschießlich u. s. w. ann tag geben. Zu Wormbs truckts Sebastianus Wagner. Am Schlusse: Ann der Keyserlichen Frei vnd Reichstatt Wormbs truckts Sebastianus Wagner im Jar nach der geburt Christi vnsers Herren M. D. XXXIX. 4. mit Holzschnitten.

Es ist ohne Zweifel ein Abdruck der 1512 zu Straßburg veranstalteten Ausgabe des Johannes Adelphus, dessen Vorrede, Straßburg 1 November 1512, mit abgedruckt ist. Eine im Grundriß nicht bemerkte Ausgabe, Frankfurt s. a. kl. 8. [am Schlusse: Gedruckt zu Franckfurt am Mayn, durch Weyganbt Han, inn der Schnurgassen zum Krug], befindet sich gleichfalls auf der Stuttgarter Bibliothek. Ein brauchbarer Auszug steht in Reichards Bibliothek der Romane. B. VII. Berlin 1781. S. 41—70.

Ein solcher soll uns nun auch mit dem sonderbaren Gedichte näher bekannt machen. Es beginnt folgendermaßen:

1a Jr weisen, merket mein gedicht
Und lasset euch verdrießen nicht,
1b Ob ich ein weil von thorheit sag!
Es ist nit lang, an einem tag
Jn einer liechten sommerzeit,
Als sich die vögel widerstreit

Erbrach(t)en[1] nach gesanges weis
1 c Und mancher ast sein blüend reis
Nach allem wunsch erzeiget hat,
Do ward ich mit mir selbs zu rat
Und gieng spaciern in einen wald,
Darinn die vögel manigfalt
Mit freuden sungen ir gesang.
Do fand ich einen fuoßpfat lang,
Der truog mich in ein klingen[2] dief,
Do mancher vogel sang und rief
Mit heller stimm, als in gezam.
Gar bald ich an ein wasser kam,
Das gieng ich schawen hin zu thal,
Do mancher brunn auß felsen qual[3]
Von hohen bergen hie und dort.
Sonder bei eines brunnen ort[4]
Sah ich do glesten gen mir her
Von mancher reicher kost[5] so schwer
Ein schön gezelt von sammet blau.
Davor stuond ein man, der war grau,
Mit einem schönen langen bart,
Als ob es wer der treu Eckhart,
Von dem man sagt in Venus berg.
Bei dem do stuond ein kleines zwerg,
Das truog ein seil an seiner hand
Von blawer seiden und palmand,[6]
Die manchem kaufman ist bekant.
Sie truogen beid das best gewant,
Das menschen augen je erschein,
Von berlin, gold und edlem gstein

[1] Der bracht, Schall, Lärm; brechten, ahd. prahtan, lärmen, laut reden, schreien (Schmeller I, 250. Stalder, Idiotikon I, 212. Hoffmann, Fundgruben I, 361 b).

[2] Die klinge, enge Schlucht, ahd. chlinga, torrens (Schmeller II, 359. Fundgruben I, 379 a).

[3] qual, Prät. von quillen.

[4] Ort, Ende, Endspitze, hier wohl Ursprung.

[5] Die kost, Kostenaufwand oder was solchen erfordert hat.

[6] Palmat side, Tristan, herausgegeben von F. H. v. d. Hagen. Breslau 1823. 8. Glossar 400 b.

Und mancher hand gezierdes vil.
Fürwar das ist ein frembdes spil,
Gedacht ich mir in meinem muot.
Ich gieng zu in und ruckt den huot
Und neigt mich vast, als billich was.
Sie theten weder wirsch noch baß,
Dann daß sie mich erwüsten beid.
Von herzen gschah mir nie so leid,
Daß ich zu weer nit kommen mocht.
Mein treu[1] noch flehen nit mer docht,[2]
Ich muost mich do gefangen gebn.

Lange schon haben sie in diesem Walde auf ihn gewartet, er wird nun an Händen und Füßen gebunden. Das Zwerglein ist so bös auf ihn, daß es ihn aufhängen will.

2a Nein, sprach der alt, daz wöln wir lon
Durch willen seiner gelben sporn.

Hierauf wird er in eine Truhe gesperrt, worein Löcher gebohrt sind, und erfährt, daß sie ihn in das Land ihrer Königin, Frau Venus, bringen wollen. Auf die Frage des Alten, wie sie zu Venus Berge kommen mögen, nimmt das Zwerglein eine Beschwörung vor:

2b Domit es das gezelt beschwuor,
Daß es hoch in die lüft auf fuor
Durch alle wolken, firmament
Und fuort uns hin gen orient u. s. w.

Biß daß wir kamen über meer u. s. w.
In ein das aller schönste land,
Darumb das wallend meer mit sand
Begriffen war in inseln weis;
Ich meint, es wer das paradeis.

Hier wird der Gefangene aufgeweckt und aus der Truhe gelassen. Man führt ihn auf einen Plan, wo Alles ergetzlich ist für Aug' und Ohr: kostbare Gezelte, Vogelsang, Blumen und Früchte, Posaunen, Pfeifen, Saitenspiel und die Stimme von Frauen und zarten Jungfraun. Der Ankömmling aber wird von einer Schaar „Scherganten"[3]

[1] Treu, dröu, dröuwe, Drohung.

[2] docht, tugen, Prät. tohte, gut sein, nützen, taugen.

[3] Sarjande (wahrscheinlich von servientes), Fußknechte. Wig. S. 695. [Blatt 8b „von den scherganten oder stattknechten." H.]

in Empfang genommen und in einen Stock geschmiedet. Jetzt erscheint auch die Person, von der das Gedicht den Namen hat:

4a Do trat her in eim weißen kleid
Der aller schwärzsten frawen ein,
Als mir in Moren land erschein u. s. w.

Unser Ritter erweist ihr die Ehre, sie für die Königin von Saba zu halten, die einst zu Salomon gekommen, oder gar für die Königin Venus selbst. Die Antwort ist aber nicht sehr verbindlich:

4b Wo kompstu her mit dem latein?
Do heim magst wol ein bischof sein.
Ich bin ir arme dienetin;
Mich dunkt, du pflegst gar kranker sin,
4c Daß du mich für ein köngin nenst
Und nit speck under erbeiß kenst.
Nuon trag ich doch kein könglich kron.

Sie ist gekommen, ihn vor Gericht zu laden:

4c Sie klopft mich mit dem stäblin an
Und sprach: Du ungetrewer man,
Ich lad und heisch dich für gericht u. s. w.

Nach einem scharfen Wortwechsel entfernt sich die Mörin. Der Ritter wird die Nacht über bewacht, am Morgen aber zieht eine neue Schaar Gewappneter heran, vor der man, zum Zeichen des Blutgerichts, eine rothe Fahne trägt; auch wird dreimal eine Glocke geläutet. Den Zug führt ein überaus großer Mann in einem welschen „kürisch" und mit einer Mordaxt in der Hand. Diesem folgen vier Pfeifer, je zween auf einem Kameel. Hierauf drei Trompeter, auf Panthern reitend. In diesem Aufzuge wird er, nachdem man ihn auf ein hinkendes Maulthier hinterfür gesetzt, zu Frau Venus, der Königin, geführt, während der Zug das Lied singt:

6b In Venus namen faren wir.[1]

Ein guter Ritter kommt eben daher:

[1] Vgl. Maßmanns Denkmäler deutscher Sprache und Litteratur I. München 1828. 8. S. 125. 14: Sie füngen in gottes namen alle. [Das genannte Lied ist eine parodistische Änderung des alten Leichs oder Wallfahrtsliedes: „In gotes namen vare wir." Man sehe das letztere bei Hoffmann von Fallersleben, Geschichte des deutschen Kirchenliedes bis auf Luthers Zeit. Zweite Ausgabe. Hannover 1854. 8. Nr. 12. 97—99. H.]

6b Er sprach: Was sol euer gesang,
Was zeihet ir den guoten man?
Mein frau die nimpt sich vil dings an,
Des sie ein theil wol mießig gieng.
Der alle die ertödt und hieng,
Die frawen untreu hon gethon,
So müst man gar vil galgen hon.

Sie gelangen auf ein Feld, wo ein großes Gezelt aufgeschlagen ist, vor welchem der Zwerg und der alte Mann stehen, die ihn hieher gebracht. Nun kommt auch die Königin mit ihrem Zuge heran:

7a Frau Venus auf eim helfant saß,
Darauf ein palast war geziert,
Darinn saß die köngin selbviert,
Drei fürstin reich und hochgeborn
Und mancher ritter außerkorn
Mit ir zu ross warn kommen dar u. s. w.

Sie wandt sich umb und deut auf mich
Und sprach: Ist das der schnöde man,
Der mir meinn hof verschmehen kan
Und mir hat gebrochen meinn eid?
Fürwar es muoß im werden leid,
Eh man das bad wirt gießen auß.
Nuon schaut! er sicht gleich wie der strauß,
Der seine eier hat verlorn.

Sie wird in das Zelt geführt, worauf auch der König, mit Krone und Scepter und in Begleitung von zwölf Rittern mit grauen Bärten, heranschreitet. Drei Pfaffen tragen ihnen den Alkoran vor. Dieser König ist ein Ritter aus Frankenland, der Danhäuser genannt, den Frau Venus sich zum Gemahl erkoren. Auch die Mörin kommt auf einem gezähmten Einhorn herbeigeritten. Der Ritter wird, nachdem man ihm seine Bande aufgeschnitten, sehr unsanft vom Maulthier herabgeworfen. Man fordert ihn auf, den werthen Gott Machmet anzurufen, was er aber verweigert und sein christliches Glaubensbekenntnis laut ausspricht. Nachdem die Frauen vergeblich für ihn bei Frau Venus Fürbitte eingelegt, wird er, mit sieben Seilen gebunden, vor die Schranken des Gerichtes gestellt, zu welchem der König und seine zwölf Ritter auf prächtigem Gestühle sich niedergesetzt haben. Die Königin

ruft das Gericht an und erbittet sich zur Fürsprecherin die Mörin Brinhilt. Die Fürsprache des Angeklagten übernimmt der alte, treue Eckart. Eine vorläufige Verhandlung über die Art der Gefangennehmung hat den Spruch zur Folge, daß der Ritter ungebunden vor Gericht stehen soll. Hierauf verliest die Mörin ihre Klage, welche darin besteht: der Ritter habe in seinem zwanzigsten Jahre ihrer Frau den Eid der Treue geschworen, als er aber kaum dreißig Jahre alt geworden, hab' er sich falscher Tücken beflissen. Venus hab' ihm eine schöne „Amei" unterthan gemacht, gegen diese hab' er sich mit falschen Blicken erzeigt, als ob sie ihm die liebste wäre, dennoch aber sich mit der Einen nicht begnügt. Eckart und die andern Beistände des Angeklagten treten mit ihm ab, um sich über die Antwort zu bereden. Der Ritter widerspricht, der Königin einen förmlichen Eid geschworen zu haben, entschuldigt sich im Übrigen damit, daß er es seiner Freundin nicht anders gemacht, als sie ihm (14c).

Eckart richtet nun die etwas bedenkliche Fürsprache dahin, daß er alle Schuld auf die Untreue der Frauen zu werfen sucht:

14b Geb untreu warm, es würd so heiß
In manchen landen, on die sonn,
Es möchts nit löschen weiers bronn.

Auch nimmt er für seinen Schützling die besondern Vorrechte eines freien Schwaben in Anspruch, seinen Eid zu bieten, da er Alters halber nicht mehr Kampf bieten könne. Allein die Mörin hat noch andre Stücke auf ihrem Zeddel. Er habe, während er zwei oder drei Frauen gedient, die Farbe einer jeden getragen und sich dabei folgender List bedient:

18b So er dann kam zu einem tanz,
Do frawen und gesellen warn,
So kunt er meisterlich gebarn
Und fuort mit im die kleider sein
In einem watsack, der war fein
Verschlossen und gebrissen[1] zuo.
Fand er dann eine und nit zwuo,
So sprach er bald zu seinem knecht:
Bring her die farb! die kompt mir recht,

[1] Brisen, preisen, schnüren. Schmeller I, 345. Vgl. Fundgruben I, 361b.

Der aff ist hie, dem sie gehört.
Domit so ward die ein bethört.
Fand er dann mer, das war im leid,
Bald legt er an ein schwarzes kleid,
Als ob im wer gestorben todt
Ein guoter freund in wassers not.
18c Also beschalkt er diß und die.

Selbst die Klöster hab' er nicht mit seinen Bewerbungen verschont (18c). Und in den Städten hab' er sich noch weniger gescheut (18b). Bei der Besprechung mit den Beiständen, denen bei so schweren Beschuldigungen nicht wohl zu Muth ist, wendet der Ritter ein, Frau Venus henke die kleinen Diebe und lasse die großen laufen. Auch beruft er sich auf ein hohes Beispiel:

19b Köng David het wol hundert schaf
Und stal doch eim ein lämblin guot.

Nöthigen Falls will er von diesem Gerichtshof an die Kaiserin „fraw Abentheur" appellieren, von der die Königin Venus selbst ihre Krone habe. Es wird nun von den Parteien zum Spruche hintersetzt, dem König aber ist die Zeit bereits zu lang geworden.

21a Er sprach: Ir herrn, nuon ratent zuo,
Was ich zu disen sachen thuo!
Ich mein, es wer wol essens zeit u. s. w.

Die Entscheidung wird diesem gemäß auf den nächsten Morgen verschoben und die Zwischenzeit dem Mahl und der Ruhe gewidmet (23a). Am andern Tage zeigt sich, daß das Urtheil der zwölf Ritter gezweit ist: die eine Hälfte will ihn freisprechen, weil er nicht vor seinen rechten Richter gestellt worden, die andre erkennt der Königin das Recht zu, ihn zu tödten, empfiehlt ihn jedoch ihrer Gnade. Der König, dessen Ausspruch zwischen beiden Meinungen entscheiden soll, ist in unverkennbarer Verlegenheit.

27b Der könig thet manch scharpf gesicht
Und rampf das maul vast hin und her;
Als ob es alls verworren wer,
Also hett er ein frembd geberd.

Nach weiterer Berathung tritt er auf die dem Angeklagten ungünstige Seite. Dieser appelliert aber, wie er sich vorgenommen, an die Kaiserin Abentheur. Die Königin befiehlt auch sogleich, Schiffe

reit zu halten, auf denen sie mit 200 Frauen und 1000 Rittern in
s Reich der Kaiserin überfahren will. Auf die Frage des Königs,
er „fraw Abentheur“ sei, antwortet der Ritter:

30c All sach durch abentheur geschicht,
Es seien frawen oder man u. s. w.

Hierauf wird der Ritter im Zelte Eckarts wohl bewirtet. Auch
r Schreiber, der die Appellation aufgesetzt, ißt mit ihnen (30b).

Auch der Marschalk und der „groß hofmeister“ setzen sich zu
nen und der Narr Utzmann, der den Wein spürt, tanzt hin und
r. Es wird von einem großen Gestech die Rede, das der König
lten will, und der Ritter wünscht, demselben anwohnen zu dürfen.
kart räth ab und meint, er sollte sich solcher Dinge entschlagen. Der
itter antwortet mit einer Anekdote, die in unsrem Lande spielt:

32b Ich sprach: Eckart, ich bin kein baur
Dort her bei Urach auf der Alb.
Do sprang ein alt weib mit eim kalb
Gar über ein wunderdiefes thal,
Bei Leiningen gschah diser fal;
Der knecht, der ab dem kalb do fiel,
Der mocht wol sein ein thorecht giel.[1] u. s. w.

33a Hin auf das schloß gieng er zu hand
Und bracht sein bottschaft glaublich dar.
Des nam der herr gar eben[2] war
Und muoßt im sagen dise mer,
Wie er so schnell wer kommen her.
Das thet der bott und war gar geil.
Der herr der sprach: Gott geb uns heil!
Was dörfen wir nuon großer roß?
Die kälber springen überd moß
Und darzuo über diefe thal
Und das beschicht on allen fal.

)er Zusammenhang dieser Anekdote mit dem vorhergehenden Ge-
mag dieser sein: wenn auch der Gast nicht mehr recht zum
kele zu taugen scheint, so ist ja auch schon ein Kalb so gut ge-
, wie ein Roß. Übrigens ist durch das ganze Gedicht die

[1] Giel, der Rachen, gefräßiger Mensch.
n, genau, scharf. Schmeller I, 11, eben 3.

Anknüpfung oft äußerst willkürlich und manchmal giebt nur der Reim den Anlaß, zu den fremdartigsten Dingen überzuspringen.)

Der Großhofmeister verlangt von dem Ritter weitern Bericht über die jetzige Sitte in deutschen Landen und dieser wird ihm mit vieler Freimüthigkeit erstattet, auf ähnliche Weise, wie wir den Grafen von Montfort dem Helden Parcival vom Zustande seiner Zeit erzählen hörten. Wir werden auf diese Sittenschilderung besonders zurückkommen.

Der Ritter erhält die Erlaubnis, das Gestech mit anzusehen, das auf einer mit Blüthen bestreuten Bahn gehalten wird. Doch muß er, zum Gespött der Leute, auf seinem lahmen Maulthier dahin reiten. Der König selbst nimmt Theil an dem prunkvollen Ritterspiel, wird aber vom ersten Stich aus dem Sattel gehoben und verdient sich den Kranz der „fraw Schand". Dem Turnier folgt ein Tanz und der Zorn der Königin gegen den Ritter legt sich allmählich. In einem Augenblicke, wo die Mörin, seine besondre Feindin, nicht um die Königin ist, führt der Marschalk ihn und den getreuen Eckart heimlich zu dieser. Frau Venus schenkt ihm, auf Fürbitten Aller, die Freiheit, doch unter dem Beding, daß er schwöre, sich auf ihre Mahnung in einer der vier Städte zu stellen, die ihr in deutschem Lande angehören: Cöln, Straßburg, Basel und Costenz. Nachdem er seinen Eid abgelegt, wird ihm von einer Göttin ein Lasurstein in die Hand gegeben und, während ihm die Augen mit einem seidenen Tuch verbunden werden, ein Zauberspruch über ihn gesprochen:

45 b Ich weert mich nit, was sie mir thet,
Doch sprach ich heimlich das gebet,
Das man das Vatter unser nent.
Hoch in der wolken firmament
Ward ich verzuckt do schnel und bald.
Mit großen engsten manigfalt
46 a Fuor ich do hin, ich weiß nit wie.

Er kommt an derselben Stelle nieder, von der er ausgefahren (46 a f.). Dem frommen Schluß ist noch eine Zueignung angehängt:[1]

[1] In der Wiener Handschrift, woraus die Stelle im Museum für altdeutsche Litteratur I. Berlin 1810. 8. S. 579 f. gegeben ist, läuft beides mehr in einander über.

46c Dem edlen fürsten hochgeborn,
Welchen ich mir hab außerkorn,
Und darzu einer fürstin guot,
Sie seind auch beid von einem bluot:
Auß Beierland, pfalzgraf bei Rein,
Zu Österreich ein herzogein,
Hab ich diß red zu dienst gemacht u. s. w.

Hierauf noch die Zeitbestimmung:

46c Diß ward gemacht im dritten jar,
Als man nach jubileus zalt,
Do bapst Nicolaus mit gwalt
Den sündern all ir sünd vergab.

Das Jubeljahr, unter dem Pabste Nicolaus V gefeiert, war 1450 rusius, Ann. II, 393). Im dritten Jahre nach diesem, also 1453, ist s Gedicht verfaßt. Mittelst dieser Zeitbestimmung ergiebt sich denn ch, wer die beiden fürstlichen Personen seien, denen zu Dienst es macht ist: nemlich der Pfalzgraf Friedrich I und seine Schwester echtild, früher mit dem Grafen Ludwig von Wirtemberg, nach dessen 50 erfolgtem Tod aber und zur Zeit der Abfassung des Gedichts it dem Herzog Albrecht VI, Erzherzog von Österreich (gestorben 1463), rmählt (Crusius, Ann. II, 395).

Der Sagengrund, worauf dieser wunderliche Bau aufgeführt wor- n, ist ein einheimischer: die Volkssagen vom Venusberge, vom Tan- user und vom treuen Eckart. Das Innere des Venusberges fanden ir in unsrem Gedichte nur kurz und geheimnisvoll angedeutet: ein iger Mai blüht in ihm, er ist voll Goldes und edeln Gesteins, rauen, Ritter, Zwerge ergetzen sich darin mit Singen, Tanz und aitenspiel; alle Meister der Philosophie möchten die Wunder dieses erges nicht ermessen. Wie der Tanhäuser, den das Gedicht aus rankenland stammen und im Reiche der Venus, als Gemahl dieser önigin, die Krone tragen läßt, in den Venusberg gekommen, davon ebt es eine alte Ballade, die im 16ten Jahrhundert auf fliegenden lättern vielverbreitet war und auch sonst mehrfach abgedruckt ist, B. nach einem Nürnberger Flugblatte in Gräters Bragur B. VIII, reslau 1812. S. 186 ff.; nach Kornmanns Venusberg ꝛc. in: Des naben Wunderhorn von L. A. v. Arnim und C. Brentano I. Heidel- rg 1806. 8. S. 86—90, Büschings Volkssagen 374 und andern

Sammlungen;[1] niederdeutsch, fliegendes Blatt, vermuthlich von 1581, Schellers Bücherkunde S. 479, XVI.

Aventin (Johann Thurnmaier [Turmair] aus Abensberg, gestorben 1534) in der bairischen Chronik (Frankfurt 1580. Fol. Bl. 33 b) macht, nach seiner Weise, die Fabelhelden geschichtlich einzureihen, den Danhäuser zu einem von den Griechen Thanauses genannten König der Gothen, der vor der Zerstörung Trojas große Dinge ausgeführt habe, und setzt dann bei:

Von obgenanntem Helden und Herrn, dem Danhäuser, und seiner Reis singen und sagen noch viel unsere Teutschen, man heißt noch die alten Meistergesäng von ihm sprichwortsweis der alt Danhäuser. Etliche alte Römer (Reimer), vorauß Wolfram von Eschenbach, der Cluser und Schaber (sonst als Meistersänger genannt, s. Museum I, 145) und etliche dergleichen mehr, so bei dem Frauwenzimmer verwandt gewesen, haben den Frauwen wol dienen und Kurzweil wöllen machen, haben der alten Teutschen Herrn und Fürsten Thaten, Reis und Chronica in Bulerei verkehrt, haben gemacht und gedicht, wie solchs Blutvergießen, Mühe und Arbeit nicht von Kriegs wegen, das denn den Weibern nicht fast lustig zu hören ist, sonder auß lieb umb der Frauwen und Jungfrauwen willen geschehen sei; dergleichen thut Vergilius mit der frommen Frauwen Dido und Äneas u. s. w. Also ist auch dem Danhäuser geschehen, der ein großer Held und Krieger gewesen, ist mit den Teutschen Kriegsfrauwen biß an Egypten durch Asien und Syrien gereist, und wie ich oben angezeigt hab, ist er von den alten Griechen, unsern Vorfahren, für einen Gott hernach, dem die Schlüssel des Himmels befohlen gewesen, und besondern Nothelfer geehrt und angeruft worden.

Was er darunter verstehe, daß man „sprichwortsweis“ von den alten Meistergesängen sage: „der alt Danhäuser,“ erklärt Aventin in seiner Grammatik von 1517, wo er übersetzt: „eandem canis cantilenam, singst gleich den alten Danhauser.“ Schmeller I, 446.

Der treue Eckart ist eine Gestalt der deutschen Heldensage und zwar des gothischen Bestandtheils derselben, des Amelungenkreises. Er ist dort der getreue Meister der jungen Harlunge, der Vaterbrudersöhne Dietrichs von Bern. Wir vermissen das lebendige Lied, das ohne Zweifel über ihn vorhanden war und die That zum Gegenstande hatte, die ihm den besondern Ruhm der Treue verschaffte. In ungenügenden Überlieferungen wird er bald als Warner, bald als Rächer seiner Pfleg-

[1] [Vgl. Uhlands Volkslieder II, S. 761—765. 1032. H.]

befohlenen gerühmt. Ersteres jedoch, die Warnung, hat ihm in der Volkssage seine Stelle angewiesen. Darüber hat die nordische Vilkinasaga, die jedoch auf deutschen Liedern und Sagen beruht, folgenden Zug aufbewahrt (Cap. 255. 256. Nordische Heldenromane, übersetzt durch F. H. von der Hagen, 2tes Bändchen, Breslau 1814. 8. S. 276—280): Eckehart (er trägt übrigens hier durch Verwechslung den Namen eines seiner Pflegsöhne Fritila) erfährt, daß den Harlungen ein Überfall von ihrem verrätherischen Oheim, König Ermenrich, drohe. Er wirft sich auf sein Ross und reitet mit seinem Sohne Tag und Nacht, um, dem feindlichen Heere voreilend, die Harlunge zu warnen. Diese wohnen auf ihrer Burg am Rheine (Breisach in deutscher Sage). Am Ufer des Stromes angelangt, will Eckehart die Fähre nicht erwarten, sie schwimmen, die Rosse nachziehend, durch den Rhein und an dieser Eile schon erkennen die Harlunge, daß große Gefahr nahe sei. [1]

Dieser Eckehart nun ist als Warner sprichwörtlich geworden. In Johann Agricolas deutschen Sprichwörtern (die erste vollständige Ausgabe erschien zu Zwickau [2] im Jahr 1529) findet sich, Blatt 191, dieses:

„Du bist der treu Eckhart, du warnest iederman.“

Und zur Erklärung desselben wird, nach der Hinweisung auf die Heldensage, Folgendes gesagt [Bl. 193 a]:

„Nun haben die Deutschen ... ihres trewen Eckharts nicht vergessen, von dem sie sagen, er sitze vor dem Venus berge und warne alle leute, sie sollen nicht in den berg gehen u. s. w.

Der prosaische Anhang des gedruckten Heldenbuchs (Hagenau 1509, Batt 212 b) spricht gleichfalls von ihm. [3]

[1] [Man vergleiche die hierher gehörigen Stellen nun auch bei: A. Raßmann, Die deutsche Heldensage und ihre Heimat II. Hannover 1858. 8. S. 576. 577. H.]

[2] [Nach den neueren Untersuchungen von J. Zacher, Die deutschen Sprichwörtersammlungen. Leipzig 1852. 8. S. 10. 11 ist die älteste echte Ausgabe zu Hagenau erschienen. Nach einem auf der königl. öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart befindlichen Exemplare dieses ersten Druckes habe ich denn auch die oben mitgetheilte Stelle gegeben, welche Uhland nach einer anderen Ausgabe aufgenommen hat. H.]

[3] Vergl. Aventins Chronik Bl. 38 a f.; Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste von Ersch und Gruber, zweite Section. Elfter Theil. Leipzig 1834. 4. S. 63 unter: Hörselberg. C. P. de Waldenfels, Selectæ

Wie sehr die Sage vom Venusberg im 15ten und 16ten Jahrhundert volksmäßig verbreitet war, mögen noch einige weitere Anführungen darthun. Unser Landsmann H. Bebel, einst Lehrer der Beredsamkeit und Poesie in Tübingen, dessen Lebenszeit zum größern Theil noch in das 15te Jahrhundert fällt (er starb wahrscheinlich 1516), erwähnt ein paarmal, wie die fahrenden Schüler,[1] unter dem Vorgeben, aus dem Venusberge zu kommen, einfältige Landleute prellen. Im Triumphus Veneris[2] heißt es [B. II, Bl. 44b]:

Multo plura tamen mulier, sed rustica, simplex,
Porrigit occulte, simul ignorante marito,
Quæ longum de caseolis lucrata per annum est.
Dum vagus ornate secretam gannit in aurem,
Nescio quem fingens Veneris de monte profectum
Sese hinc esse magum, possit qui dæmones atros
Imperio regere et compellere cuncta fateri
Abdita, quoque loco nummorum grata supellex
Thesaurusque ingens qua sit tellure sepultus.

Sodann in seinen Facetiis[3] (diese bald nach 1506, vgl. Narrenbuch 433 f.) B. I, 6:

Sunt quidam scholastici, qui cum nullius bonæ frugis sint neque operis, nec studeant nec laborare velint, vagantur hinc inde mendicando,

antiquitatis libri XII u. s. w. Norimbergæ 1677. 4. L. XI. cap. XIV. Extraordinarium. De Fideli Eckardo sive Treu Eckard. S. 377: „Hodierno quoque die superstitiosi nonnulli, vocem improvisam quasi susurrantem audientes, imaginantur, Treu Eckardi spiritum eos revocare.“ [W. Grimm, Die deutsche Heldensage. Göttingen 1829. 8. S. 289; oben Bd. I, S. 245. 246. H.]

[1] Vergl. Simplicissimus V, Cap. 17; vergl. auch IV, Cap. 4. [Die erstere Stelle lautet in der Ausgabe von Keller II. Stuttgart 1854. 8. S. 773: „sagte derowegen, ich seie ein fahrender Schüler, der jetzo erst auß dem Venus-Berg komme und ein ganzen Haufen wunderliche Künst gelernet hätte.“ H.] Dagegen weiß das Mähre von einem fahrenden Schüler aus dem Anfang des 14ten Jahrhunderts in den Altdeutschen Wäldern II, 49 noch nichts vom Venusberge.

[2] [Der genaue Titel ist: Triumphus Veneris Henrici Bebelij poetæ laureati, cum commentario Ioannis Altenstaig Mindelheimensis. 4. Am Schlusse: Finis. Argentinæ. IX, Calen. Septem. Anno a Christo nato. M. D. XV. H.]

[3] [Argentorat. Ex Aedibus Matthiæ Schurerij. Mense Nouēbri. Anno M. D. XII. 4. H.]

variisque artibus et illusionibus atque præstigiis simplices rusticos circumveniunt, dicentes se fuisse in monte Veneris (nescio quem mentientes), ubi omnem magiam didicerint, pollicenturque mirabilia, de quibus multa in triumpho Veneris scripsi. Ex illorum numero unus olim ad plaustrarium Justingensem (Bebel selbst war von Justingen) venerat, qui ab illis plus quam semel erat delusus et deceptus, petens ab eo eleemosynam nomine magistri septem artium liberalium et illius, qui in monte Veneris aliquando fuisset, quos vulgus vagantes scholasticos appellat.

Crusius berichtet in seiner schwäbischen Chronik zum Jahr 1544 (II, 653. 654):

Quidam alii fuerunt, scholastici rudes perditæque spei, qui in humeris parvum reticulum flavum gestabant, tanquam cappam. Hi se appellabant volaticos vel erraticos scholasticos. Fingebant apud rusticos et homines simplices, se in monte Veneris fuisse, mira vidisse, scire, quæ essent, quæ fuissent, quæ ventura essent etc. Se potestatem habere in Furias, vel exercitum furiosum, in quo essent omnes infantes non baptizati, omnes in pugnis cæsi, omnes ecstatici, in quorum corpora animæ, quæ evolassent, non rediissent etc.

In einem Schwanke[1] des Hans Sachs, vom Jahre 1556, der von einem abergläubischen Bauer Claus Ott, zu Langenau in Schwabenland, handelt, kommt folgende Stelle vor (Bragur I, Leipzig 1791. 8. S. 342):

Eins tags an einem pfinztag[2] spat
Ein fahrend schüler zu im eintrat,
Wie sie denn umbgiengen vor jarn
Und lauter baurenbscheißer warn.
Der sagt her große wunderwerk,
Wie er kem aus dem Venusberg,
Wer ein meister der schwarzen kunst,
Macht den bauren ein plaben dunst.

Der sagenhafte Name hat sich auch örtlich angeknüpft. Der Venusberg[3] heißt ein zum Marktflecken Lorch gehöriger Bauerhof, auf einem grünen Hügel gelegen. (Man nennt die Bewohner desselben Venus-

[1] [Das unhulden bannen. H.]

[2] Der Donnerstag, als der fünfte Tag in der Woche, feria quinta, πέμπτη. Schmeller I, 321.

[3] [Im Königreich Württemberg finden sich außer Venusberg auch noch die Namen Venushalden, Venusmühle. Man sehe: Königlich Württembergisches Hof- und Staats-Handbuch. Stuttgart 1862. 8. S. 517. 439. H.]

örg, Venusgrete u. s. w.) Ebenso ein hochgelegener Hof unweit Waldsee. Da in demselben Bezirke auch ein Dorf Thannhausen liegt, so hielt ich für möglich, daß die Mähre vom Tanhäuser etwa auf ein dortiges Rittergeschlecht sich beziehen könnte. Die Mühe, welche sich Eingesessene jener Gegend für mich gegeben, einer örtlichen Sage auf die Spur zu kommen, ist gleichwohl vergeblich gewesen.

Wenn gleich der Name Venus fremder Mythologie entnommen ist, so beruht doch die Sage selbst auf alteinheimischen Vorstellungen. Das Reich der elfischen Zwerge in hohlen Bergen voll unterirdischer Schätze, voll Tanzes und Gesanges, finden wir in der deutschen Heldenfabel, wie überall im Volksglauben der germanischen und galischen Stämme (Brüder Grimm, über die Elfen, Einleitung zu den irischen Elfenmährchen, Leipzig 1826. 8.). Ebenso die Verlockung der Helden in solche Berge durch feenhafte Frauen. Im Wolfdietrichsliede wird der Held Otnit von einem zauberhaften Weibe in einen hohlen Berg geführt, wo ihn die Zwerge wohl empfangen und er ein ganzes Jahr bleiben muß. Solche Verzauberungen machen auch den Inhalt schwedischer und dänischer Volkslieder aus und eben dahin gehört ursprünglich das Lied vom Tanhäuser. Davon bin ich neuerlich durch eine Aufzeichnung desselben überzeugt worden, wie es noch jetzt im Entlebuch, im Canton Luzern, vom Volke gesungen wird.[1] Es dürfte sich wohl auch noch weiter hinauf zeigen lassen, daß der Venusberg identisch ist mit der Wohnung der germanischen Liebesgöttin Freia, dem Fólkvangr der Edda, wie der Tag der Venus mit dem der Freia (Freitag, dies Veneris, auch im Deutschen, bei Bruder Berchtold „venretag“). Vgl. Schmeller I, 321 f. 610.

Diese Untersuchungen lassen wir aber auf der Seite, es kam hier nur darauf an, den Stand der Sage in dem Zeitraume, der uns beschäftigt, darzulegen; in diesem waren jene ältern mythischen Beziehungen längst verdunkelt. Das Gedicht Hermanns von Sachsenheim, in Handschriften und Drucken vielverbreitet, hat ohne Zweifel zur Verbreitung

[1] [Man sehe dieses Stück in Uhlands Volksliedern II, S. 770—772. Man vergleiche nun auch: Der Tannhäuser und ewige Jude. Zwei deutsche Sagen in ihrer Entstehung und Entwickelung historisch, mythologisch und bibliographisch verfolgt und erklärt von Dr J. G. Th. Gräße. Zweite . . . Auflage. Dresden 1861. 8. H.]

der Sage in der Gestalt beigetragen, wie wir solche aus Schriften des 16ten Jahrhunderts nachgewiesen. Das Gedicht selbst setzt zwar eine gangbare Volkssage voraus, aber der eigentliche Sagenbestand ist vor der allegorischen Auffassung in den Hintergrund getreten. Darin hat es auch dem Dichter nicht an Vorgängen gefehlt. Frau Venus gehört zu den wenigen mythologischen Namen, welche den Dichtern des Mittelalters aus der Poesie der alten Welt zugekommen sind. Den deutschen Rittern war sie vorzüglich durch die Äneis des Heinrich von Veldeke gegen das Ende des 12ten Jahrhunderts bekannt geworden. Den Minnesängern des 13ten Jahrhunderts ist sie eine Personification, wie in der eigenen Sprache Frau Minne. Doch fühlen sie auch wohl das Fremdartige. Graf Konrad von Kilchberg meint, daß er seine Schöne so herzlich minne, daran sei weder Venus noch Amors heiße Fackel schuld (Manesse I, 13 a. 2 [Minnesinger von F. H. von der Hagen I, S. 24 a. H.]); und Wolfram von Eschenbach behauptet von der seinigen (Manesse I, 148 b. 5 [Wolfram von Eschenbach, herausgegeben von K. Lachmann. Berlin 1833. 8. S. 10. H.]):

Vênus, diu gotinne,
lebt si noch,
si müest bî ir verblichen sîn.

Man vergleiche auch L. Tieck, Frauendienst S. 85 ff., Ulrichs Fahrt als Königin Venus.

Die Heidelberger Papierhandschrift 313 (aus dem 15ten Jahrhundert, vgl. Wilken, Geschichte der Bildung ... der alten Heidelbergischen Büchersammlungen. Heidelberg 1817. 8. S. 401 ff.), eine Sammlung meist allegorischer Erzählungen von der Minne, aus dem 14ten und 15ten Jahrhundert, enthält ein Gedicht dieser Art: der (Tugenden) Schatz (auch in Handschrift 355, Nr. 10, Wilken 436, und Handschrift 358, Nr. 3, ebend. 440), welches offenbar noch dem 14ten Jahrhundert angehört und unsrem Dichter (dem ich selbst ein Stück dieser Sammlung zuschreiben zu dürfen glaube) zum Vorbilde gedient haben mag. Eine Anzeige des Inhalts wird dieses glaublich machen.[1]

[1] [Den Text der von Uhland ausgehobenen Stellen gebe ich nach der seitdem von A. v. Keller und mir veranstalteten Ausgabe des Gedichtes in: Meister Altswert u. s. w. Stuttgart 1850. 8. (Bibliothek des litterarischen Vereins XXI) S. 70—116. H.]

Eines Morgens in des süßen Maien Thau geht der Dichter, den mitten in seiner Minneklage die schöne Zeit erfreut, über eine blühende Aue in den Wald, worin er verirrt. Er findet ein Kraut, das wie Balsam riecht und dessen Wurzel wie Himmelbrot schmeckt; sie giebt ihm Kraft und Muth und erhält ihn acht Tage lang bis zu seiner Wiederkehr. Wie er so umherirrt,

Do kam ein martinsvogelin.[1]
„Nun laz mich dir bevolhen sin,
Trut vogel guot! ich bin din fro,
Ich wolt nit sin anders wo.
Got hat dich her zuo mir gesant;
Nun tuo mir reht straz bekant!"
Es floug über ein ruche hurst;[2]
Mich irret weder hunger noch durst,
Ich volgt dem vogel als noch
Gein eim gebirg, daz was hoch.
Es flog hin uf einen stein,
Da vor stuond ein zwerg, was clein,
Es was geweltig berg und tal.
Des bergs geboz gap widerhal,
Wan er was inwendig hol.
Daz zwerg kund sin gehüeten wol.
Wann daz zwerg den berg beschloz,
Er wer clein oder groz,
Oder wie wis er möcht gesin,
Er kund nie kumen darin.
Die port was mit kunst vermacht;
Daz sin kein man moht nemen acht,
Ez liez ein vels fallen für
Hundert fuoder swer für die tür.

Auf die Frage des Zwerges, wer ihn in diese Wildnis gewiesen habe, deutet der Fremde auf das Vöglein, das auf dem Felsen sitzt und versichert, daß er sich diesem mit vollem Glauben anvertraut, indem ihn noch nie ein Martinsvogel betrogen habe.

[1] Grimm, Reinhart Fuchs. Berlin 1834. 8. S. CXXVI: avis sancti Martini. Pluquet, Contes populaires u. s. w. de Bayeux. Rouen 1834. 8. S. 86: (Patois et noms triviaux) „Oiseau Saint-Martin, le martin-pêcheur." (Eisvogel.)
[2] Die Hurst, Hecke, rubus. Schmeller II, 240.

Daz zwerg sprach: „Du solt wilkomen sin.
Der selb vogel der ist min,
Min herschaft hat in uzgesant.
Sag mir! wie bistu genant?"
Ich sprach: „Ich heiz Nieman (wie Odysseus beim Cyclopen),
Anders ich dir nit gesagen kan."
Er sprach: „Ich han ez wol vernomen.
Tusent stunt solt du sin wilkomen
Von zwölf werden, hohen frouwen.
Die soltu in eren schouwen,
Sie hant din begert lang zit.
Wizz, daz uf der welt wit
Nit edeler frouwen sint geborn!
Got hat sie selber uzerkorn,
All wirdikeit uz ze tragen;
Daz wil ich dir für war sagen."

Der Dichter fragt, wer und wo diese Frauen seien, da hier nicht Haus noch Hof zu sehen. Hierauf bietet ihm der Zwerg ein Kleid an, halb grün, halb roth, und führt ihn in den Berg.

Rubin und Karfunkel erleuchten den hohlen Berg, statt des Glanzes der Sonne. Das Gewölb ist feines Gold. Zweihundert Kammern stehen neben einander für das Hofgesinde. Der Zwerg führt den Gast in seine Kammer, um ihn zu kleiden und ihn aller Dinge zu bescheiden, damit er wisse, wie er sich verhalten soll. Der Berg hat erst der Frau Venus allein gehört, nun ist er ihr mit Frau Ehre gemein; sie haben zusammen geschworen, was in der weiten Welt geschieht, müssen sie austragen. Auf diese Vereinigung deuten auch die beiden Farben. Diesen zwei hohen Kaiserinnen dienen zehen gekrönte Jungfrauen, alle Königskinder. Man erkennt sie an Buchstaben von Edelsteinen, die sie vor der Brust, auf dem Arme u. s. w. tragen. Die erste mit dem L ist Liebe, die zweite Stäte, die dritte Treue, die vierte Zuversicht, die fünfte Trost; dann noch die fünf Jungfraun der Frau Ehre: Würde, Maß, Scham, Forcht, Zucht. Nun will ihm der Zwerg auch das Hofgesinde zeigen und führt ihn durch den Saal, der von Gold und Edelgestein erbaut ist. Die Leute sind aber draußen auf dem Plan, der von Baum und Blüthe wonniglich ist:

Ach got, durch all din güete
Wie was so herlich tanzen do!

Dann gehen sie in die zwei Paläste der Kaiserinnen, wo jede mit ihren fünf Jungfrauen weilt.

Darauf sehen sie einen Tanz in einem paradiesgleichen Garten, voll von Maienblüthe und Obs zugleich:

Do sach ich manig mündlin rot
Frölichen an eim tanze
Mit manigem rosenkranze.

Auf den Tanz folgen mancherlei Spiele der grün und roth gekleideten Paare:

Zwei begunden kosen,
Zwei die brachen rosen,
Zwein was mit einander wol,
Zwei die suochten viol,
Zwei begunden singen,
Zwei die wolten springen u. s. w.

Das lange Verzeichnis dieser Spiele, welchen meist eine verliebte Beziehung gegeben ist, würde eine ausführliche Erklärung erfordern. Es ist besonders gedruckt in W. Wackernagels Altdeutschen Curiositäten (einem einzelnen Bogen), Berlin 1827. 8.

Der Dichter schließt diese Aufzählung damit:

Ich wen, man var durch al lant,
Man vint den schimpf uf erden niht.

Er allein hat keinen Liebestrost.

Bei einem Brunnen ist ein köstlich Gezelt, worin die allegorischen Frauen „zuo ring" sitzen. Ihr Gespräch besteht in Klagen über die Sitten der Zeit, jede vermißt, was ihrem Wesen entspräche. Sie gewahren den Fremden und fragen den Pförtner, wer er sei. Niemand, sagt dieser. Doch sie erkennen ihn als ihrer aller Diener und heißen ihn herbringen.

Hierauf fragen sie ihn, ob jemand in deutschem Lande sei, der ohne Schande und Gebrechen lebe. Der Dichter bezeichnet seine Geliebte:

Sie lebt von schanden guft, [1]
Als der adler im luft
Swebet hoch mit gewalt.

[1] Der Guft, lautes Schreien.

Sie habe alle zwölf Tugenden, wenn sie gleich gegen ihn hart sei.

Frow Venus sprach aber do:
„Der rede sin wir alle fro,
Wir haben sie von kinde uf gezogen."

Sie wollen auch ihr Thron und Krone geben. Die Krone, die sie ihr bestimmen, sei von zwölf Zinken, wovon jede der Frauen eine gemacht, das Gold sei allen gemeinsam; jede Zinke sei mit zwölferlei Gestein durchlegt.

Jede Frau geb' auf ihre Zinke acht; werd' ihr Orden gebrochen, so falle jene herab. Der Dichter verspricht, seiner Frau diese Botschaft zu verkündigen. Da kommt eine Jungfrau und bringt den Schatz selbst. Venus erschließt den Schrein und zeigt dem Dichter die Krone. Er erschrickt freudig über dem Glanze. Der Schatz wird ihm überantwortet, worauf er sich beurlaubt und von dem Zwerge vor den Berg hinaus geführt wird.

Der cleine sprach: „Gang durch den tan!
Da vindestu ein criuze stan,
Und richt dich zuo der rechten hant!
So wirt dir die straz bekant.
Darnach macht du verirren nicht
Und kumst uf die recht geschicht.
Die straze treit dich heim zuo hus,
Davon du bist gescheiden uz.
Nun se sant Johans zuo pfant,
Daz du wol heim kumst zuo lant!

Der Dichter folgt dieser Weisung und bringt den Schatz seiner Schönen, die ihn in Ehren zu tragen verspricht.

Dieses Gedicht, wie die Mörin Hermanns von Sachsenheim, führt uns an den feenhaften Hof der Königin Venus und stellt auf dem Grunde des Volksglaubens allegorische Figuren auf. Die Ähnlichkeit in der Anlage ist auch sonst nicht zu miskennen. Aber das ältere Gedicht führt eine an sich preiswerthe Idee aus, die das Ganze zur Einheit verbindet: die Krönung der Geliebten durch die vereinigten Eigenschaften der Liebe und der Ehre. Und wenn gleich solchen Allegorieen immer etwas Erkältendes beiwohnt, so ist doch hier das Allegorische mit dem Fabelhaften leicht und anmuthig verwoben. Eben diese Vorzüge der älteren Dichtung zeigen um so deutlicher, woran es der jüngeren fehle. Man bemüht sich vergeblich, in der Mörin einen Grundgedanken aufzufinden,

was doch gerade bei allegorischen Darstellungen oft nur allzu wenig Schwierigkeit hat. Denn daß „diser streng edel Ritter," wie der Johannes Adelphus in der Vorrede zu seiner Ausgabe des Gedichts behauptet, „mit disem seinem Büchlin understeht, uns abzuwenden von der bösen liebe und die zu verwandlen und zu keren in ein ehrliche löbliche liebe" u. s. w., ist mehr als zweifelhaft, da ja der nicht mit Unrecht Angeklagte frei ausgeht. War es aber nur um eine launige Rückerinnerung an jugendliche Thorheiten zu thun, wie es im Eingange heißt:

Bl. 1a. b Und lasset euch verdrießen nicht,
Ob ich ein weil von thorheit sag u. s. w.,

so ist das gebrauchte Maschinenwerk viel zu schwerfällig. Die mythisch allegorischen Gestalten halten auch im Einzelnen nicht die Prüfung aus: wenn Venus den Dichter anklagt, daß er mehr als Einer Schönen den Hof gemacht, so liegt dieß nicht im Charakter der Göttin, die nachher selbst sich als die Patronin der üppigen deutschen Städte verkündet, und umgekehrt steht es auch dem alt n, treuen Eckart nicht besonders an, den Fürsprecher der Unbeständigkeit zu machen. Man kann auch nicht etwa behaupten, daß in diesen Widersprüchen eine absichtliche Ironie verborgen sei. Der marklose, unter Frauenherrschaft weit herabgekommene Danhäuser erscheint noch als die am sichersten gezeichnete Gestalt. Den Figuren, denen eine allegorische Bedeutsamkeit zukommen soll, sind aber andre hart zur Seite gestellt, bei denen nichts dieser Art zu ergründen ist. So die Mörin, die als Sachwalterin dem getreuen Eckart die Wage hält. Der Dichter zeigt an vielen Stellen, daß er in den Rittergedichten des 13ten Jahrhunderts wohl bewandert ist. So konnte ihm auch aus dem öfters angeführten Parcival Wolframs von Eschenbach die Mohrenkönigin Belacane nicht unbekannt sein, von der es dort heißt, wohl gleiche sie nicht dem lichten Tage noch der thauigen Rose, dennoch thu' es den Augen ihres Ritters wohl, wenn durch die Krone von Rubin ihr dunkles Haupt erscheine; ihre Schwärze hab' er lieber gesehen, als das Licht der Sonne (Parcival 694 ff. 2697 ff. [S. 23a. 53b Lachmann]). Davon ist die Mörin (vergleiche Parcival 2794 [S. 55a Lachmann]: die mörinne) eine Nachbildung, in der aber aller romantische Duft verwischt ist. Weder die Ritterpoesie, noch die Volkssage behaupten ihr altes Recht; der meiste Fleiß ist auf

die weitläufigen Formalien des Anklageprocesses und auf die orientalisch aufgestutzten Prunkzüge gewendet, in welchen die Leute auf Elephanten, Kameelen, Panthern und Einhornen daherreiten, nach Art der Faschingsprocessionen, wozu auch, wie wir später sehen werden, diese Fabel in der Folge benutzt worden ist.

Was auf der andern Seite dem Gedicht zum Lobe gereicht, ist hauptsächlich der gute Humor, der darin herrscht, wenn auch seine Äußerungen nicht die feinsten sind. Die Rede ist, wie schon berührt worden, häufig unzusammenhängend und springt auf die fremdartigsten Dinge über, dagegen drängt sie sich manchmal auch in körnige Sprüche zusammen, z. B.:

21 b Der nie kam auß, der kam nie heim;

der Marschalk zum Danhäuser:

41 b Jn welchem haus nit kregt der han
Und kregt die henn, das ist nit guot.

Vom poetischen Werthe abgesehen, ist überhaupt dieses Buch in mancher Beziehung merkwürdig. Eben jenes Überspringen auf die verschiedenartigsten Gegenstände verschafft uns allerlei Beiträge zur Kenntnis der damaligen poetischen Litteratur, der gangbaren Anekdoten, Sprichwörter, Volkswitze. Für die Rechtsalterthümer ist das umständlich geschilderte gerichtliche Verfahren nicht unmerkwürdig. Besonders aber gefällt auch dieser Dichter sich darin, die Sitten seiner Zeitgenossen, von den obersten Stufen an, strafend und spottend durchzuziehen.

Geistliche und Laien klagt er der Gleichgültigkeit gegen die drohende Macht des türkischen Kaisers an (42 a).

Die Ungebühr der Geistlichkeit wird mehrfach gerügt. Eine der Göttinnen spricht:

45 b Die pfaffen hon ein groß geschrei,
Biß daß in wirt der seckel vol.

Einer von den christlichen Knechten des treuen Eckart äußert:

36 b Darzuo bin ich auch wol gelert
Zuom pfarrhof, der ist guot und fein.
Do wil man mich nit lassen ein;
Das ist nit wunder, dunket mich.
Jch hab ein schwester minniglich,
Die laßt man ein, als oft sie kompt.

An einer andern Stelle läßt sich einer der Heiden noch stärker gegen die Sittenlosigkeit der christlichen Priester aus (34 b). Der Dichter entgegnet:

34 b Es ist noch mancher priester guot.
Sie seind als wol fleisch und auch bluot
Von Adam her, als ander leut.

Und noch auffallender, in der Mitte des 15ten Jahrhunderts, läßt er den Heiden darauf sagen:

Calixtus hat nit wol gethon,
Daß er in nit ir ehweib ließ.
35 a Ein weiser meister Cato hieß,
Der kunt und wißt die cirkelmaß
Und wiß seinn suon die rechte straß,
Den rechten weg zuom himmelreich.
Er thet auch selber des geleich.
Das solten auch die pfaffen thuon.
Sie sagen vil von frid und suon
Und stellen selber klein do hin;
Ir mancher hat ein concubin,
Die im viel lieber ist, dann gott.

Den Laien ergeht es nicht besser, und zwar zuoberst den Fürsten. Er straft besonders ihre Treulosigkeit gegen einander, selbst unter Verwandten (33 c f.). Von den Fürsten kommt er auf die Edelleute:

34 b Es wirt vergossen Christen bluot
Von manchem bösen schentlich man u. s. w.
Von Adams zeit und manchem jar
Ward nie gehört so groß unrecht.

Aber die Fürsten selbst wollen nicht daran, die Frevler zu bestrafen. Auch den Frauen wird daran Schuld gegeben:

Doch manche frau die hat die art:
Si seh einn schalk vil lieber gern,
34 c Dann einen, der zuom finstern stern [1]
Von Granat für gen Barbarei u. s. w.

Die Thaten- und Sittenlosigkeit, das geckenhafte Wesen solcher jungen Ritter geiselt er auch sonst. Von einem Diener am Hofe der Venus sagt er:

[1] Finisterre.

23 c Der bott hett an ein köstlich kleid,
Ein kursit, nach dem alten sitt.
Er dacht nit auf den newen schnit,
Als jetzt die jungen narren thuond u. s. w.

Bei Anlaß des Turniers, das in jenem Fabelreiche gehalten wird, wirft der Dichter abermals einen Seitenblick auf den Adel seiner Zeit (39 b).

An den Turnieren selbst rügt er einen neuen unritterlichen Gebrauch (33 b). Schön ist das Beispiel, das er den feigen Prahlern entgegenhält, von einem alten Ritter, dem der Fuß zitterte, aber das Herz am rechten Flecke war:

26 c Als dann geschah eim ritter guot,
Der hett gefochten manigfalt,
Biß er ward grau und darzuo alt.
Eins mals do er bei eim gstech was,
Als sich sein herr eins streits vermaß
Gegen eim andern herren da,
Der selbig ritter alt und gra
Die feind gar mannlichen an sah.
Ich weiß nit wol, wie im geschah,
Im zittert der fuoß im stegreif,
Das dort ein junger bald ergreif
Und macht auß im einn großen spott.
Der ritter sprach: „Das reche got!
Ich bleib, so wiltu fliehen hin.“

Im Übrigen haben wir gehört, daß, während Hermann die Sitte des jüngeren Adels meistert, er von sich selbst nicht die rühmlichsten Geständnisse zu machen hat.

Auch an die Städte kommt die Reihe. Ihr Aufblühen, ihre Bündnisse betrachtet er, als der Ritterschaft gefährlich, mit eifersüchtigem Auge (33 b).

Was er von den Sitten der größern Städte halte, beweist schon der Umstand, daß er die Königin Venus vier derselben, Cöln, Straßburg, Basel, Costenz, als von ihr besonders gefreite und geschirmte bezeichnen läßt. Etwas besser steht es mit andern Orten. Frau Venus fährt so fort:

44 b Zu Appenzel und zu sanct Galln
Die wöllen solcher kluogheit nit.
Augspurg und Ulm hond auch einn sitt,

44 c Daß sie ir weiber hütent vast,
Darumb hab ich sie für einn gast.
Doch ist ir vil mein hofgesind
Gar heimlich mit weib und mit kind,
Der ich doch hie nit melden wil.

Den Bauern endlich legt er zur Last, daß sie den weisen Meister Hans von Dinkelsbühl um seiner Lehre willen anfeinden:

34 b Jedoch seind im die bauern gram
Darumb, daß er die warheit sagt.
Ir sprechen vil, er sei verzagt,
Er mach in ferr das himmelreich.

Die Mörin ist nicht das einzige Gedicht Hermanns von Sachsenheim, das auf uns gekommen. Eine Handschrift der kaiserlichen Bibliothek zu Wien [1] enthält, zugleich mit der Mörin, eine andre seiner Dichtungen, „der guldin tempel". Kurze Notizen darüber, mit Eingang und Ende des Gedichts, im Museum für altdeutsche Litteratur und Kunst I. Berlin 1810. S. 612—614 und im Grundriß S. 451—453. Der Gegenstand desselben ist das Lob der Mutter Gottes, ihr will er den goldenen Tempel erbauen. Sein Vorbild war ohne Zweifel ein älteres, bilderreiches Lobgedicht auf Maria, die goldene Schmiede Konrads von Würzburg, vom Ende des 13ten Jahrhunderts, welchem er auch selbst den Preis zuerkennt. Am Schlusse giebt er wieder die Jahrzahl an (1455). Er spricht darin von seinem Alter und Geschlecht.

Hierauf giebt er noch den Schild von Sachsenheim heraldisch an, so wie auch Abstammung und dreifaches Wappen von mütterlicher Seite.

Nach diesen Angaben wäre der goldne Tempel nur drei Jahre nach der Mörin gedichtet, also bei Abfassung der letztern, im Jahre 1452, der Dichter schon gegen 87 Jahre alt gewesen, wenn man nicht annehmen will, daß etwa bloß die Zueignung der Mörin so spät erst hinzugesetzt worden. Doch bezeichnet er im Gedichte selbst sich öfters als alt und grau; er gedenkt auch im Innern desselben (42 b unten) der hohen Fürstin zu Österreich (was man als absichtliche Interpolation ansehen müste); und auch einzelne Anspielungen auf Zeitereignisse deuten auf jenes späte Datum hin (34 b unten). Bei einem so hohen Alter

[1] [Vergl. Hoffmann von Fallersleben, Verzeichnis der altdeutschen Handschriften der k. k. Hofbibliothek zu Wien. Leipzig 1841. 8. S. 196. H.]

werden auch manche Gebrechen entschuldbarer und man muß sich eher über die noch rege Kraft und frische Laune wundern.

Die Stelle am Schlusse der Mörin:

> 46 c Der thorheit noch vil mancher lacht
> Und wirt es haben für einn spott.
> Hett ich darfür gedienet gott,
> Ich mein, es möcht mir besser sein.
> Doch hab ich mer in meinem schrein
> Beschlossen dief, nit offenbar.

macht es wahrscheinlich, daß der Dichter dabei das fromme Gedicht im Sinne hatte, das er drei Jahre nachher zur Vollendung brachte und das gewissermaßen zur Sühne jenes allzu weltlichen dienen sollte.

Außer diesen, in der Litterargeschichte schon bekannten Gedichten Hermanns von Sachsenheim habe ich noch zwei weitere namhaft zu machen:

1. Ein Manuscript der Berliner Bibliothek (Ms. Germ. Fol. 451, in dorso: Clara Hätzlerin deutsches Liederbuch, sie ist unter dem Datum Augspurg 1471 als Besitzerin eingeschrieben), neuere Abschrift einer, wie es scheint, zu Prag befindlichen handschriftlichen Sammlung von Gedichten, meist des 15ten Jahrhunderts, enthält (S. 419) eine gereimte Erzählung mit der Überschrift:

Von der grasmetzen Herman von Sachsenhaim.

Auch in einer Handschrift der öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart befindet sich dieses Gedicht, doch ohne Namen des Verfassers (Graff, Diutisca II Band, 1 Heft. Stuttgart 1827. S. 77 f.). Der Inhalt ist, wie ein Alter mit seinen Liebesbewerbungen bei einer jungen Dirne übel ankommt.[1] Hermann bekennt sich offenbar selbst als Verfasser, wenn er sich in der Mörin von dem Alten, der ihn in die Truhe sperrt, spottweise zurufen läßt:

> 2 a Wie nuon, frau Metzen knecht?

2. Dieselbe Heidelberger Handschrift (313), der ich den Auszug des Gedichts „der Tugenden Schatz“ entnommen habe, giebt eine

1 [Das Gedicht ist gedruckt in: Liederbuch der Clara Hätzlerin. Aus der Handschrift des böhmischen Museums zu Prag herausgegeben .... von Dr Karl Haltaus. Quedlinburg und Leipzig 1840. 8. S. 279—283. Man vergleiche auch Meister Altswert, herausgegeben von W. Holland und A. Keller, S. XXI. H.]

romantische Erzählung, „das sleigertüechlin.“[1] Darin wird bei einer Fahrt zum heiligen Grabe, die der Erzähler macht, berichtet, daß dahin vier alte Frauen, Unholden, von „Montpilier“ (Montpellier) gekommen, um Arzenei zu holen, und dann auf einem Kalbe wieder heim gerannt, welches auch alsbald wieder in den Stall des Wirthes zurückgekehrt sei. Es ist dies dieselbe Luftreiterei, die wir aus der Mörin kennen. Ebenso wird in beiden Gedichten einer künftigen Fahrt Kaiser Friedrichs in das heilige Land fast mit gleichem Ausdruck gedacht. (Friedrich III, 1440—1493, oder ein fabelhafter Kaiser Friedrich.[2])

Von der Person und den Lebensumständen Hermanns von Sachsenheim ist wenig zu sagen. Dieses wenige muß hauptsächlich seinen eigenen Äußerungen entnommen werden. In der Mörin giebt er nicht selbst seinen Namen an, wohl aber bezeichnet er sich als einen schwäbischen Ritter und die Handschriften dieses Gedichts nennen ihn schon im 15ten Jahrhundert als Verfasser desselben. Der Herausgeber desselben, Joh. Adelphus, etlich und fünfzig Jahre nach seinem Tode, nennt gleichfalls ohne alles Bedenken den „edeln, strengen Ritter, Herrn Herman von Sachsenheim.“ Daß die Mörin und die Erzählung von der Grasmetzen den gleichen Verfasser haben, ist bereits gezeigt worden, als Verfasser der letztern aber wird in der angeführten Handschrift des 15ten Jahrhunderts wieder Hermann von Sachsenheim benannt. Der goldne Tempel, in dem er sich auch, wie in der Mörin, seiner gelben Sporen (Museum I, 613) rühmt, ist mit dieser in einer der Wiener Handschriften zusammengeschrieben und in jenem Gedichte wird „der schilt von Sachsenhein“ als der des Dichters heraldisch angegeben. Dieses Wappen, zwei Hörner, ist das eines begüterten schwäbischen Adelsgeschlechtes, welches seinen Namen von dem nunmehrigen Städtchen

[1] Seitdem vom litterarischen Vereine gedruckt (Meister Altswert u. s. w. Stuttgart 1850, S. 203—255) und kann jetzt näher verglichen werden. Man muß dann aber die Wiener Handschrift der Mörin von 1455 (Hoffmann, Nr. XCIX. Museum für altdeutsche Litteratur I, 612—614), nicht die Drucke, zur Vergleichung nehmen. [Eine Randbemerkung von Uhland sagt: „Ob aus diesem Gedicht das Fragment im Liederbuch der Hätzlerin S. 350, Haltaus S. 252?“ Diese Vermuthung ist richtig. Man vergleiche Meister Altswert S. 212, 18 bis S. 214, 13. H.]

[2] Mythisch, sieh das Lied in J. Ch. v. Aretins Beiträgen zur Geschichte und Litteratur IX. München 1807. 8. S. 1134.

Groß=Sachsenheim, bei Vaihingen an der Enz, hatte. In diesem Geschlechte war auch der Vorname Hermann herkömmlich. Die Sachsenheim waren früher Lehensleute der Grafen von Vaihingen und kamen mit dieser Grafschaft im 14ten Jahrhundert an die Grafen von Wirtemberg, als ihre Lehensherren (Ch. F. Sattler, Historische Beschreibung des Herzogthums Würtemberg. Stuttgart und Eßlingen 1752. 4. II, 231—233. I, 207 f.). Sein Verhältnis zu dem Hofe dieser Grafen, die wir in der Mörin gepriesen fanden, gab wohl auch den Anlaß zu seiner Bekanntschaft mit den fürstlichen Personen, denen dieses Gedicht zugeeignet ist: der östreichischen Herzogin Mechthild, welche früher mit dem Grafen Ludwig von Wirtemberg (bis zu dessen Tode im Jahre 1450) vermählt war, und ihrem Bruder, dem Pfalzgrafen. Unter dem Jahre 1442 werden in einer Urkunde bei Crusius (Annal. Suev. II, 376) „Herman von Sachsenhaim, Ritter, und Anna von Straubenhart, sein ehliche Hausfrau" u. s. w. als Mitverkäufer der von dem Bruder der letztern, Joh. von Straubenhart, ererbten Besitzungen an den Grafen Ludwig von Wirtemberg genannt; in einer Urkunde (ebendas.) vom gleichen Jahre Hermann von Sachsenheim als Zeuge. Wir sahen, wie der Dichter der Mörin von seiner abenteuerlichen Fahrt zu Frau und Kindern zurückkehrt und von der erstern ein wenig geschmält wird. In der Stelle des goldnen Tempels, wo er seine weiblichen Ahnen aufzählt, gedenkt er seiner eignen Ehefrau nicht. Daß er bei Vollendung dieses frommen Gedichts, im Jahre 1455, gegen 90 Jahre alt und halb blind war, ist schon angeführt worden. Drei Jahre nachher starb er. Crusius (II, 405) meldet zum Jahr 1458:

Obiit die lunæ ante s. Bonifacii Hermannus de Sachsenhaim eques. Stutgardiæ in parochiali humatus.

O welt, du hast gelassen mich,
Mein schilt und helm hangt unter sich,
Mein wapenrock ist staub und erd.
Gelebt ich ie in deinem wert u. s. w.

Diese Anfangszeilen der vielleicht von Hermann selbst verfertigten Grabschrift können aus dem vorangeführten Berliner Manuscript [1]

[1] [Man sehe die Stelle nun bei Haltaus, Liederbuch der Clara Hätzlerin S. 278; man vergleiche ebendaselbst S. LVII. H.]

ergänzt werden, wo (S. 419, unmittelbar vor der Erzählung von der Grasmetzen) zu lesen ist:

Herman von Sachsenhain.
O welt, du hast gelassen mich,
Mein schilt und helm hangt under sich,
Mein wappenrock ist staub und erd.
Gelebt ich ie in deinem wert,
Das hat sich nun vercheret gar.
O herr, nimm meiner sele war
Und auch dein keüsche muoter zart!
Jung man, geporen von meiner art,
Laß dir ze sünden nit wesen gach!
Jr müßent sicher all hernach.

Daß er zu Stuttgart begraben liegt, deutet wieder auf sein näheres Verhältnis zum wirtembergischen Hofe. Sonst möchten sich auch noch manche Anspielungen in seinen Gedichten auf Örtlichkeiten und Personen zu weitern Vermuthungen über seine Lebensumstände, Reisen [1] u. s. w. benützen lassen. Ich hebe hier nur noch eine im Grundriß S. 452 mitgetheilte Stelle aus dem goldenen Tempel aus, worin er sich an den böhmischen König Ladislav wendet, [2] und welche ihn, obgleich wir ihn die sittenlose Geistlichkeit bitter tadeln hörten, doch zugleich als einen erklärten Gegner der Hussiten darstellt:

Ein orgel was zu Prag,
Nach allem wunsch gezirt,
Die iez vast dissoniert
Mit mangem valschen ton.
Kung Laßlaw, halt din kron,
Das sie der welt behag,
An got ouch nit verzag!
Das ist min rat der best.
Du solt beliben fest

[1] Vergl. Bibliothek der Romane VII, S. 61, Anmerkung. [Es heißt hier: „Es kommen... Stellen im Buch vor, die beweisen, daß der Verfasser einmal eine Wasserreise gethan habe und in andern Welttheilen gewesen sei.“ H.]

[2] Er gedenkt desselben als noch ungekrönt in der Mörin 34 b: „Das kem gar wol dem großen heer, So man köng Laßlen krönen würd.“ Die Krönung erfogte erst 1454. Rühs 804.

An got, dem schöpfer din.
Kein Huß [1] soltu nit sin,
Das stet dim adel wol,
Und hüt dich vor dem hol,
Der argen helle pful!
Blib stet am römschen stul!
Nit ker dich an den man,
Den man nent Rockentschan! [2]
Er ist ein schalkhaft wicht.

So viel über Hermann von Sachsenheim. Eine besondre Beleuchtung aber erheischt noch die Fürstin, der er sein abenteuerliches Gedicht „zu dienst gemacht." Sie war, wie schon erwähnt worden, Mechthild, Tochter des Pfalzgrafen und Kurfürsten von Baiern Ludwig, in erster Ehe mit dem Grafen Ludwig von Wirtemberg, nach dessen Tode mit dem Herzog Albrecht von Östreich vermählt. Nachdem auch letzterer im Jahre 1463 (Gerardus de Roo, Annales. Oeniponti 1592. S. 280) gestorben war, hatte sie ihren Witwensitz zu Rotenburg am Neckar, dem Hauptorte der östreichischen Grafschaft Hohenberg. Diese Frau ist in der Geschichte der Wissenschaften dadurch merkwürdig, daß auf ihren Antrieb ihr zweiter Gemahl im Jahre 1457 die Universität Freiburg im Breisgau und ihr Sohn aus erster Ehe, der erste wirtembergische Herzog, Eberhard im Bart, 1477 die Universität Tübingen stiftete (matris etiam illustrissimæ Mechtildis hortatu. Crusius II, 395. 449). Ihre Überreste wurden, nachdem sie zuerst in Güterstein beigesetzt worden, im Jahre 1555 in die Tübinger Kirche übergebracht.

In den handschriftlichen Aufzeichnungen von Lutz von Lutzenhart, Weitenauer, Gärt erscheint Mechthild während ihres Aufenthalts in Rotenburg vielfach als Gründerin frommer und wohlthätiger Anstalten, auch der bewunderte Stadtbrunnen ist ihre Stiftung; ihr traulich volksmäßiger Name war: das Fräulein von Österreich. Sie wird es

[1] Vergl. Mörin 17a: Marschalk, Beliß und Publicus Die warn fürnemer dann der Huß, Der dort zu Böheim macht den lauf.

[2] Joh. Rokyczana, ein geistlicher Vorsteher der Hussiten. Rühs 804. [Man vergleiche Meister Altswert S. 245, 2. 3: Er hieß nit Rockenzan Als dort der Behem falsch. Sleigertüechlin. H.]

auch sein, die, mit diesem Namen bezeichnet, für Hammen von Reistett[1] (Reinstetten) auf dem Rathhaus zu Ulm vergeblich gebeten hat (Volkslieder Nr. 137, S. 352 ff.); in der Anrede: Frau von Osterreich!

Höchst anstößig erscheint dagegen ihr Lebenswandel zu Rotenburg in der handschriftlichen Chronik der Herrn von Zimmern.

Auch der deutschen ritterlichen Dichtkunst war diese Fürstin gewogen. Was die Zueignung der Mörin erst andeutet, zeigt, elf Jahre nachher, ein andres Schriftdenkmal in vollem Maße. Es ist dieses der poetische Ehrenbrief, den der bairische Ritter Püterich von Reicherzhausen im Jahre 1462 an die fürstliche Witwe nach Rotenburg erlassen hat, gedruckt, doch sehr fehlerhaft, in Duellii Excerpta historico-genealogica, Leipzig 1725. Folio. S. 265 ff. Auszugsweise hat J. Ch. Adelung, Leipzig 1788. 4., die für die Litteraturgeschichte wichtigen Stellen mit Anmerkungen herausgegeben.[2]

Püterichs Ehrenbrief ist nicht sowohl um seines poetischen Werthes willen, als vielmehr der Aufschlüsse wegen schätzbar, die er uns über die sorgfältige Pflege giebt, welche um die Mitte des 15ten Jahrhunderts da und dort noch von Personen des Fürsten- und Ritterstandes den ritterlichen Dichtwerken gewidmet wurde. Er besteht in 148 siebenzeiligen Strophen „in des von Laber gemainen Ton," das heißt in der Versweise, die aus der von Wolfram von Eschenbach für seinen Titurel gebrauchten Strophe, im neuern Titurel, gegen das Ende des 13ten Jahrhunderts, durch Spaltung der Langzeilen in kürzere Reimzeilen, umgebildet und dann auch von Hadamar von Laber in seinem allegorischen Gedichte „die Jagd"[3] gebraucht worden war.

Von seiner Dichtergabe spricht Püterich selbst sehr bescheiden (Str. 74). Der Inhalt des Sendschreibens erscheint als ein sehr ungleichartiger. Mit dem Lobe der Fürstin anhebend, geht es auf eine Aufzählung der turnierfähigen bairischen Adelsgeschlechter über und giebt nachher ein Verzeichnis der im Besitze des Verfassers befindlichen Ritterbücher, sowie derjenigen, welche sich in der Büchersammlung der Herzogin befinden und dem Schreiber des Briefes noch neu sind.

[1] [Hamann von Reischach. Vergl. Ch. F. v. Stälin, Wirtembergische Geschichte III. Stuttgart 1856. 8. S. 561.]

[2] Jetzt in Haupts Zeitschrift VI, S. 31 ff.

[3] [Herausgegeben von Schmeller, Stuttgart 1850. 8. H.]

Von dem Bemerkenswerthern dieses Inhalts hebe ich zuerst aus, was die Fürstin, sodann was den Dichter des Briefes angeht.

Püterich hat die Herzogin nie selbst gesehen, aber er ist über sie und ihren Hof genau unterrichtet durch Grete von Parsberg, die einst mit ihr im Bade zu Kalb (Teinach?) gewesen. Er rühmt unter anderem, wie drei ihrer Jungfrauen beim Gottesdienste so herrlich mitsingen,

Daß es zu himel den engeln gleich sei klingend (Str. 8).

Er hat auch von ihrem schönen Garten gehört, aus dem sie oft den Kindern Blumenkränze spende. Möchte doch ihm, dem Dichter, aus diesem Garten ein Kranz der Ehre werden (Strophe 80—82)! Was ihre Bücher betrifft, so hat er von ihr einen Zettel, ein Verzeichnis derselben, empfangen. Der Sinn der durch verdorbene Schreibung dunkeln Stelle scheint der zu sein, daß es 94 Numern seien, wovon er 23 noch nicht kenne. Diese, meist sonst bekannte Ritterbücher, zählt er auf und darunter die Mörin (die Morein) (Str. 96—99). Leicht erklärlich, daß ihm diese noch neu war, weil die Fürstin selbst sie erst vor elf Jahren vom Dichter erhalten hatte.

Zugleich ersehen wir, daß die Liebe zu diesen Dichtungen, vielleicht ein Theil der Bücher selbst, der Herzogin von ihrem Vater anererbt war. Indem ihr Püterich seine Ritterbücher zur unbeschränkten Auswahl anbietet, bedingt er sich dabei ein Verzeichnis der ihr zu Gebot stehenden, wie es scheint, ein vollständigeres, als das er bereits erhalten hatte:

95 Doch auf ein wechsl wider,
Das mir ain zedl werde
Eur gnaden puecher sider,
Der habt ir woll den wunsch auf diser erde,
Ob ir der puecher eures vatters habt gewalte,
Die ich zu Haidelberge
In seiner liberei sach so gar ungezalde.

Diese Bücher des Pfalzgrafen Ludwig III bilden ohne Zweifel noch jetzt einen Bestandtheil der reichen Sammlung altdeutscher poetischer Handschriften in der Bibliothek zu Heidelberg. (Vgl. Wilken, Geschichte der Heidelbergischen Büchersammlungen S. 95. 103 f.)

Auch der Herzog Otto von Baiern, Mechthilds Vetter, erscheint in diesem Briefe als ein Liebhaber solcher Bücher und er war es auch,

der für die Herzogin von Püterich das Verzeichnis jener Ritterbücher verlangt hatte (Str. 91 f. 126). Von ihr mag sich dann weiter auf ihren Sohn, den Herzog Eberhard, noch einige Neigung für die Rittergedichte verpflanzt haben. Es sind Anzeigen vorhanden, daß er die Erstlingsdrucke des spätern Titurel und des Parcival von 1477 veranstaltet habe.

Daß Hermann von Sachsenheim einer so bewährten Freundin der Ritterpoesie sein Gedicht zu Dienste machte, wird uns jetzt sehr natürlich erscheinen. Vielleicht verdankte er auch ihrer Liberei die Kenntnis der vielen Rittergedichte, auf die er so häufig anspielt.

Der Verfasser des Ehrenbriefes selbst, Jacob Püterich von Reicherzhausen,[1] wie er selbst am Schlusse seinen vollen Namen angiebt (Str. 147), stammte, gleichfalls nach seiner Angabe, aus einem turniermäßigen bairischen Geschlechte und ist dem Turnei viel nachgeritten (Str. 70). Der Brief ist in seinem Hause zu Reicherzhausen an St. Katharinenabend 1462 gegeben. Obgleich nun der Dichter anfänglich ganz im Tone ritterlicher Galanterie der Fürstin huldigt und ihr erklärt, daß er sie lieber sehen würde, als alle Blumenauen, daß ihn der Wind freuen müste, der von dem Lande wehe, worin sie wohne (Str. 4. 23), so ist doch das alles ganz unverfänglich. Einestheils ist er so überaus demüthig, daß er sich nicht für würdig hält, ihr die Schuhriemen zu lösen und daß er nicht die Krone des römischen Reiches dafür nähme, wenn sie ihn zu ihrem Stubenheizer erwählte (Str. 22. 27); andertheils giebt er selbst sein Alter auf 62 Jahre an (Str. 137) und bemerkt:

24 Ein man von sechzig jaren
Soll Amorschaft vermeiden.

Er habe schon Enkel und finde, daß Cupido selten mehr mit seinem feurigen Pfeile auf ihn ziele, auch spreche seine Ehefrau, Anna von Seckendorf: „Lapp, dich soll nun benügen, laß einen Jungen werben!“ (Str. 25. 26. 91.) Auch Hermann von Sachsenheim muste sich auf ähnliche Weise von seiner Hauswirtin zurechtweisen lassen und es ist ein sonderbarer Zufall, daß die Herzogin von Österreich von zwei solchen wohlbetagten Liebesdichtern umschwärmt wird.

[1] Vergl. Wilken, Geschichte der Heidelbergischen Büchersammlungen S. 518.

Püterich übersendet ihr mit seinem Briefe noch weitere Gedichte, die wir jedoch nicht mehr besitzen, und darunter, wie es scheint, verliebte, aber freilich solche, die schon etwas alt sind (Str. 85. 86). Noch ein sonderbares Geschenk legt er den Liedern bei. Grete von Parsberg hat ihm von den kleinen, wohlgestalten Füßen der Herzogin erzählt:

89 Des was ich denk zu Rom in wälschen reichen
Und kauft den wunsches [1] füeßen
Zwai zockln [2] fein, ich main, die in geleichen.
90 Die tragt durch euren knechte,
Ob ich sein mueten tar! u. s. w.

Wenn diese Liebschaft des 62jährigen Briefdichters eine ergetzliche ist, so hat er dagegen eine andre, fast rührende: die leidenschaftliche Liebhaberei für die alten Ritterbücher. Er besitzt in Summa 164 Bücher, geistliche und weltliche (Str. 120). Eine lange Reihe derselben, gröstentheils Rittergedichte und Legenden, macht er namhaft (Str. 100—116) und dieses Verzeichnis ist von Belang für die poetische Litteratur des deutschen Mittelalters. Am Schlusse desselben entschuldigt er sich, daß er aus Versehen die weltlichen Bücher vor den geistlichen genannt habe, da doch seinem Alter besser gezieme, diese zu lesen, als die ritterlichen. Die Schuld liege daran, daß er gerne zurückschaue auf die vergangenen Tage (Str. 117—119).

Wie er zu den vielen Büchern gekommen sei, darüber legt er, wie er selbst sich ausdrückt, „seine Beichte" ab. Vierzig Jahre und leicht darüber seien es, daß er zu sammeln begonnen. In Brabant und Ungarn und den Landen, die dazwischen liegen, hab' er sie mit Fragen aufgesucht:

122 Zu samb sind si geraselt
Mit stelen, rauben, auch darzue mit lehen,
Geschenkt, geschriben, gekauft und darzue funden,
Doch mer die alten puecher;
Der neuen acht ich nit zu kainer stunden.

Er muß aber selbst auch um manches gekommen sein. Denn man hat auf ihn die Rede ausgebracht, der Bücher wollt' er gerne vergessen, gäbe man ihm nur die Säcke wieder, darin er sie in guten Treuen

[1] wunsches, „der wunsch," das Höchste, Vollkommenste, was man sich wünschen kann.

[2] [Vergl. Schmeller IV, S. 225. H.]

ausgeliehen. Auch schicken ihn die Schälke bei Hofe manchmal nach einem alten Buche aus, worüber er dann sehr erfreut ist; wenn er aber dann keines findet, so bemerkt er erst, daß sie ihren Scherz mit ihm gehabt:

125 Das leit ich alles durch die puech der alten
Und wär sein billich erlaßen
Durch manig jar, die mir da sind gezalten.

Und wie er den alten Büchern nachläuft, so sucht er auch die Gräber der Verfasser auf. In manchen Kirchen hat er dem Grabe Wolframs von Eschenbach nachgeforscht, bis er es endlich im Markte Eschenbach in unser Frauen Münster, mit Wappenschild und Inschrift, aufgefunden. Zwanzig Meilen weit ist er dorthin geritten, um die Begräbnisstätte des theuern Dichters zu sehen und durch andächtiges Gebet ihm zu Gottes Reiche behülflich zu sein. [1]

So wunderlich zusammengemengt auf den ersten Anblick die Bestandtheile dieses Ehrenbriefes erscheinen, so hinterläßt derselbe doch einen Gesammteindruck, der sie zur Einheit verbindet und für unsre geschichtliche Betrachtung festzuhalten ist. Der alte Püterich erscheint als ein irrender Geist aus der untergegangenen Ritterwelt. Er zählt den bairischen Turnieradel auf und findet siebenzehn Geschlechter, die mit Schild und Helm begraben sind und zu seiner Zeit alle noch lebten:

47 Nun ist irs namens leider nit mer auf erden,
So helf in gott der vatter,
Daß sie zu himel erhöhet müeßen werden! (Vgl. 64.)

Er sucht ängstlich und rastlos nach den alten Liederbüchern, wie nach vergrabenen Schätzen, und er wandelt um die Gräber der Dichter, deren Stätte die neue Zeit vergessen hat. Selbst jene altväterischen Liebeserklärungen haben etwas Geisterhaftes und kein blühender Kranz aus dem schönen Garten ist ihm mehr beschieden:

23 Sollt mich das alter also thun nit krenken,
So müst der wind mich freuen herzelichen,
Der von dem land thuet wäen,
Dar innen wont die here löbelichen.

Ulrich Fürtrer, der um 1487 den Inhalt mehrerer älterer Dichtungen aus den Sagenkreisen von Artus und dem heiligen Gral, sowie die Geschichten vom Argonautenzuge und dem trojanischen Kriege,

[1] [Vergl. oben S. 175. 176. H.]

auch in der Strophe des spätern Titurel, zu einem weitläufigen cykli-schen Gedichte verarbeitete, klagt, daß er den wackern Püterich von Reicherzhausen nicht, wie Medea durch ihre Zauberbäder, habe verjüngen können (Museum I, 193). Aber so wenig, als dieser getreue Freund der alten Zeit, war die morsche Ritterzeit selbst wieder jung zu baden.

4. Kaiser Maximilian I.

Man hat diesen Kaiser in neuerer Zeit häufig den letzten Ritter genannt, wir führen ihn als den Letzten in der Reihe derjenigen auf, mittelst welcher die ritterliche Dichtung noch weit in den Zeitraum, den wir behandeln, hereingegriffen hat. Das Werk, welches ihm hier zunächst einen Platz anweist, ist der Teurdank, ein großes, allegorisch-ritterliches Gedicht, für dessen Verfasser er von manchen gehalten wurde und an dem jedenfalls sein Antheil auszumitteln ist.

Die älteste zu Nürnberg gedruckte Ausgabe, deren Vorrede von 1517 datiert ist, ein Folioband mit schönen Holzschnitten, gehört zu den litterarischen Seltenheiten und typographischen Merkwürdigkeiten. Sie hat den Titel: „Die geuerlicheiten vnd einsteils der geschichten des loblichen streytparen vnd hochberümbten helds vnd Ritters herr Tewrdannckhs.“ Diese Ausgabe befindet sich auf der öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart. Ihr folgten bis 1537 noch vier [1] andre und dann auch zweierlei Umarbeitungen, die eine von Burkard Waldis, Frankfurt 1553 und dann noch dreimal, die andre Ulm 1679. Auf der Tübinger Universitätsbibliothek ist nur diese letztere Überarbeitung.

Kœler, Disquisitio de inclyto libro poetico Theuerdank. Ed. nov. Altdorf 1732.

Bevor über Anlaß und Verfasser des Werkes gesprochen wird, ist es nöthig, einen Begriff von demselben zu geben. Die Anlage ist diese:

Im Jahr der Welt 6444 war gegen den Niedergang der Sonne ein mächtiger König, mit Namen Romreich. Nach dem Tode seiner Gemahlin und bei zunehmendem Alter wird er von seinen Räthen angesprochen, seine einzige, schöne und treffliche Tochter Ernreich, die

[1] [Statt vier ist zu setzen zwei. Man vergleiche: Theuerdank, herausgegeben ... von Dr Karl Haltaus. Quedlinburg und Leipzig 1836. 8. S. 35 bis 47; Gödeke, Grundriß S. 146. H.]

das sechzehnte Jahr erreicht hat, zu verheiraten. Er will in seinem Testamente bestimmen, welchen von den zwölf Bewerbern um sie er zu seinem Eidam gewählt habe. Bald darauf stirbt er in einem Garten, wohin er sich begeben, um seinen Tod zu erwarten. Das Testament wird in Anwesenheit der jungen Königin von Räthen und Landschaft verlesen. Der hohe, tadellose Fürst Teurdank ist es, den ihr der Vater zum Gemahl bestimmt; der vermöge sie sammt Leuten und Landen mit seiner streitbaren Hand zu beschützen. Sogleich wird ein Bote abgeschickt, der nicht rasten soll, bis er den edeln Helden aufgefunden. Indessen verdrießt es mehrere im Lande, daß der neue Gemahl der Königin ihnen all ihr Regiment abnehmen werde. Sie suchen daher Mittel und Wege, wie sie ihn niederlegen, eh' er in das Land komme, um alsdann ihre Fürstin für Geld zu verheiraten.

Drei Hauptleute, Fürwittig, Unfallo und Neidelhart, werden erwählt, die drei Päſſe oder Zugänge des Landes zu besetzen und den Helden, wenn er sich nicht abweisen lassen wolle, in Gefahr und Tod zu bringen. Der böse Geist selbst ist mit seinem Einblasen im Rathe gegenwärtig. Jeder von den dreien besetzt hierauf seinen Paſs. Dem Boten ist es gelungen, gegen Sonnenaufgang stromabwärts reitend, den jungen Helden Teurdank aufzufinden. Dieser läßt auf die empfangene Einladung zurücksagen, er werde die Königin nicht eher sehen, bis er solche Dinge gethan habe, daß sie ihn mit Ehren zur Ehe haben möge. Er bittet nun seinen Vater um Erlaubnis zur Reise und wird von demselben ermahnt, stets Gott vor Augen zu haben. Aber auch der böse Geist tritt, im Kleid eines Doctors, zu ihm und will ihm drei böse und verderbliche Lehren mitgeben, welche jedoch der Jüngling standhaft von sich weist. Der Geist nimmt sich vor, nur um so eifriger durch seine Dienstmannen, die drei Hauptleute, zu wirken. Teurdank zieht mit einem einzigen treuen Diener, dem Ernhold, aus, welcher künftig über ihn wahrhafte Kundschaft geben soll.

Sie reiten den ersten Tag durch hohes Gebirg und dicke Wälder. Am andern Morgen kommen sie zum ersten Passe, den der Hauptmann Fürwittig inne hat. Dieser empfängt den Helden höflich, führt ihn in die Stadt und hält ihn unter dem Vorwande fest, daß erst die Befehle der Königin eingeholt werden müsten. Den Aufenthalt Teurdanks benützt er, denselben in elf gefährliche Abenteuer zu führen; besonders

auf der Jagd, wozu der Held große Neigung hat. Fürwittig läßt ihm einen großen Hirsch in einem Hohlweg entgegenhetzen, so da er ihn mit dem Schwert erlegen muß; läßt dann einer Bärin die Jungen stehlen und bewegt ihn dann, die ergrimmte zu jagen; viermal bringt er ihn auf der Gemsenjagd in große Gefahr; beredet ihn, einem Löwen, der an der Kette liegt, in den Schlund zu greifen, ein Schwein erst mit dem Pfeile zu verwunden und sich ihm dann zu Fuß mit dem Schwert entgegenzustellen; bringt ihn dazu, die Schuhspitze an das Rad einer Palliermühle zu stoßen; läßt ihn auf unsichres Eis führen, das mit ihm bricht. Teurdank geht jedoch aus allen diesen Fährlichkeiten siegreich hervor. Der Hauptmann hat ihn durch die Lüge, daß von all den kühnen Stücken der Königin Nachricht gegeben werde, stets zu neuen Wagstücken verführt. Auch weiß er sich selbst jedesmal auszureden, daß er keine Schuld daran gehabt. Endlich erfährt Teurdank durch den Knecht, der ihn auf das Eis führen muste und den er selbst vom Untersinken gerettet, daß jenes auf Geheiß des Hauptmanns geschehen. Die Augen gehen ihm auf, er jagt zornig den Fürwittig fort und zieht weiter zum zweiten Paß, wo der Hauptmann Unfallo Wache hält. Dieser ist schon durch einen Boten Fürwittigs benachrichtigt und hält auf gleiche Weise den Gast bei sich zurück, denn sein Herz sagt ihm, wenn die Königin den Helden einmal zu sehen bekäme, würde sie ihn nicht mehr von sich lassen. Nun folgen 47 Fährlichkeiten, worein Teurdank durch Unfallos Schuld geräth. Er wird auf die morsche Stiege eines Turms geführt, von dem er das Land der Königin überschauen soll; ebenso auf einen faulen Balken bei einem Bauwesen; weiter gefahrvolle Bären-, Gemsen- und Schweinsjagden; Unfallo giebt ihm Gewehr, wodurch er sich selbst verletzen soll; bringt ihn in Wassersgefahr, an Abhänge, wo sein Pferd stürzen soll, auf das Eis u. s. w., läßt Schnee und Steine auf ihn herabrollen; zeigt ihm grobes Kriegsgeschütz und heißt ihn, um es recht zu sehen, mit dem Windlicht in eines leuchten, das vorher mit Pulver gefüllt ist; führt ihn in ein Haus, wo zwei angeblich zahme Löwen sich befinden, die aber den Helden anfallen, so daß er sie kaum mit einer Schaufel abtreibt; läßt ihn eine Feldschlange doppelt laden, daß sie zerspringt; giebt ihm auf einem gefährlichen Pfad ein leicht scheuendes Roß; bringt ihn in Gefahr, vom Blitz erschlagen zu werden; giebt ihm zu einem Stechen ein

Ross, das, sobald man es dazu gebrauchen will, ausreißt und so auch hier einem tiefen Graben zurennt, von dem es der Reiter kaum noch zurückhält; läßt ihn auf der Gemsenjagd an einen stürmischen Ort führen, wo ihn der Wind am Schaft emporhebt; will auf dem Schiff, worauf Teurdank fährt, um Seevögel zu schießen, Pulverfässer anzünden lassen; einem Narren, der sich einbildet, den Befehl über das Geschütz eines Schlosses zu haben, schwatzt Unfallo vor, Teurdank woll' ihm ins Handwerk greifen, und stiftet ihn auf, mit brennendem Lichte dem Ritter nachzulaufen, um die offnen Pulvertonnen anzuzünden, der Held aber treibt den Narren noch zu rechter Zeit mit einem Maulstreich ab; weiter führt ihn Unfallo an ein verdecktes Brunnenloch, während er, nach einem Schlosse hinweisend, seine Aufmerksamkeit abzulenken sucht; als Teurdank in eine Krankheit fällt, veranlaßt Unfallo durch falsche Berichte den Arzt zu verkehrten Verordnungen; zuletzt zündet er eine hölzerne Kammer an, worin der Held schläft, muß nun aber, da seine Tücke nicht länger verborgen bleibt, sich durch die Flucht retten. Am dritten und letzten Passe, den der Hauptmann Neidelhart besetzt hält, hat Teurdank noch 21 Gefahren, meist kriegerischer Art, zu bestehen. Neidelhart fordert ihn auf, wider die Feinde der Königin zu streiten, bringt ihn aber durch Einverständnisse mit diesen in schlimme Lagen. Er führt ihn auf mancherlei Art unter feindliches Geschütz, veranlaßt Zweikämpfe, läßt ihn den Angriff machen und zieht ihm nicht nach; bestellt Leute, die ihn bei Nacht ermorden sollen; läßt dem Feinde sagen, daß Teurdank sich in einem Schlosse mit weniger Mannschaft befinde, worauf sie in großer Schaar heranziehen, aber doch durch das Geschoß abgetrieben werden. Die glücklichste Kriegsthat Teurdanks ist, daß er mit nur 13 Mann 180 Feinde gefangen nimmt, denen ihn Neidelhart trügerisch entgegengeschickt, die er aber auch durch eine Kriegslist in Schrecken setzt, indem er an verschiedenen Enden die Trompeten blasen läßt. Diese 180 müssen ihm schwören, sich der Königin selbst zu stellen, wie er es auch schon früher andern von ihm Besiegten auferlegt hat. Ernreich läßt hierauf die drei Hauptleute zu sich entbieten, um von ihnen zu hören, wer der Held sei, der innerhalb Jahresfrist so manchen Gefangenen geschickt habe und von dem sie ihr zu ihrem großen Misfallen nichts kund gethan; auch befiehlt sie ihnen, den Helden selbst mitzubringen.

Die drei berathen sich, wie sie sich aus der Schlinge ziehen mögen, und Neidelhart macht noch einen Versuch, den Helden beim Frühmahl zu vergiften, wird aber durch einen Thürsteher, dem Teurdank Gutes gethan, verrathen und muß vor dessen Schwert entweichen.

Teurdank zieht nun ohne weiteres Hindernis an den Hof der Königin und wird von ihr wohl aufgenommen. Aber die drei Hauptleute halten einen neuen Rath und es wird beschlossen, daß sechs Ritter von Neidelharts Geschlecht den fremden Helden bei aller Frauen Ehre zu mancherlei Ritterspielen auffordern und dabei trachten sollen, ihn vom Leben zu bringen. Teurdank nimmt die Ausforderung an und die sechs Kämpfe in verschiedenen deutschen und welschen Arten des Rennens, Stechens und Fechtens finden vor den Augen der Königin statt. Er bleibt in allen Sieger, und Ernreich, deren Neigung und Achtung für ihn während dieser neuen Proben seiner Tapferkeit stets gewachsen, setzt ihm beim Tanze einen Lorbeerkranz auf das Haupt. Der Ernhold erhebt nun bei der Königin eine förmliche Klage gegen die drei Hauptleute um ihrer Bosheiten willen, die er alle in ein Buch gebracht und mit Zeugnissen versehen lassen. Die Angeklagten werden vor das Hofgericht gestellt und das Urtheil fällt dahin aus, daß der erste enthauptet, der zweite gehängt und der dritte von einem hohen Turme gestürzt werden soll. Ehe sie ihre Strafe erleiden, geben sie noch, jeder seinem Namen gemäß, eine gute Lehre, indem sie vor Fürwitz, Unfall und Neid warnen. Wenn nun gleich die Königin dem Helden nach so vieler Mühsal Ruhe gönnen möchte, so bedenkt sie doch, daß er sich alle solche Noth nur um weltlicher Ehre willen gemacht habe; zu einem Ritter aber, der mit Recht die gelben Sporen führe, gehöre noch weiter, daß er den Christenglauben beschütze. Darum läßt sie ihn, mit Beistimmung ihrer Räthe, auffordern, daß er ihr Heer gegen die Unglaubigen führe, welche jetzt ihr Land verwüsten. Bei diesem Rath und dem entsprechenden Entschlusse des Helden ist ein Engel Gottes durch seine Gegenwart und Ermahnung wirksam. Teurdank wird durch den Priester mit der Königin zusammen gegeben, die Vollziehung der Ehe aber auf seine Rückkehr vom Feldzuge ausgesetzt. Damit schließt die Erzählung.

Daß die Anlage des Werkes, wie sie hier dargelegt worden, keine poetisch-organische sei, sondern in einer mechanisch abgemessenen Alle-

gorie beruhe, ergiebt sich auf den ersten Anblick und die Namen der handelnden Personen sprechen sich nur allzu handgreiflich als allegorische aus. Es ist aber auch noch besonders dafür gesorgt, daß wir über die allegorische sowohl, als die etwas versteckter liegende historische Bedeutung des Gedichtes sattsam unterrichtet werden.

Melchior Pfinzing, der sich als Verfasser desselben unterschreibt, hat eine „lautere anzaigung und warhafte bestettung" aller darin begriffenen Geschichten hinten angefügt, wodurch alle einzelne Personen und Abenteuer allegorisch oder historisch erklärt werden. Doch ist dabei noch immer die Vorsicht gebraucht, die geschichtlichen Namen nur mit den Anfangsbuchstaben zu bezeichnen. Diese Clavis ist nachher von Sebastian Frank in seiner deutschen Chronik (Augsburg 1538, Wachler I, 192) und von Matthäus Schultes bei der von ihm herausgegebenen Umarbeitung (Ulm 1679) in den historischen Hinweisungen erweitert worden. Über die Hauptpersonen äußert sich Pfinzing folgendergestalt:[1]

Disen personen sein allen dise namen erdacht und ire rechte namen verschwigen aus der ursach, dieweil der selben verwandten in leben sein, damit nit geacht werd, es beschehe dise beschreibung so vil erlicher getaten inen aus liebkosendem gmüt, daß auch mit solhem puoch, denen so vor zeiten die alten heldenpücher geschriben haben, nachgevolgt wurde, dann mich bedunkt, daß dem gemain man nit not sei den grund zuo versteen.

Aber in der rechten warhait so wirdet durch den edlen künig Romreich verstanden der löblich adenlich und mechtig herr H. C. V. B. (Herzog Carl von Burgund.)

Die künigin Ernreich bedeut desselben künig Romreichs tochter F. M. H. Z. B. (Marie, Herzogin zu Burgund) und ist darum Ernreich genant, daß si neben andern hochgeborenen frawen ain eerliebhabend herz und gmüt zuo haben geübt gewest ist und irem höchstverwandten zuo solhen eerlichen und durstigen[2] sachen geholfen und gefürdert, dardurch er rum, sig und er erlangt, die er dann bis an sein end getriben und gebraucht hat.

Teurdank bedeut den loblichen fürsten K. M. E. Z. O. V. B. (Kaiser Maximilian, Erzherzog zu Östreich und Burgund) und ist darumb Teurdank genant, das er von jugent auf all sein gedanken[3] nach tewerlichen

[1] [Man sehe die Stelle in der Ausgabe von Haltaus S. 184. 185. H.]

[2] turstig, geturstig, kühn, vom alten türren, Prät. torste, wagen (vergl. Schmeller I, 458).

[3] der dank, der Gedanke, Wille u. s. w., daher auch der Freidank, vrigedank. Fig. 3: In solhen danken u. s. w.

sachen gericht, die er auch vilfeltiglich über menig andere fürsten und ritter, von den man geschriben findt, mit eignem leib volbracht hat, wie man in disem, auch sunst noch in andern zwaien püchern klerlichen vernemen wirdet.

Der Ernhold u. s. w. bedeut das gerucht und gezeügnus der warhait, so einem ieden menschen bis in sein gruoben nachvolgt, si sein guot oder pös, darumb wirdet er bemeltem jungen fürsten Teurdank für und für zuogestellt, sein leben, wesen und getaten zuo offenwaren und zu bezeügen mit der warhait.

Die drei haubtleut bedeuten die drei alter, nemblichen die jugent, das mittel und das alter, und sein darumb erdacht, als weren die drei, Fürwittig, Unfalo und Neidlhart, drei menschen gewest, damit die drei tail des alters dest klerer mügen beschriben werden und der histori ain lieblichait zuo lesen geben.

Und erstlichen Fürwittig bedeut die erst plüend jugend des edlen fürsten Teurdank, welhe in als einen jungen menschen, der anders von freiem teurn gepluot kumbt, raizt und begirig macht, durch fürwitz, on bedacht des endes, allerlai zuo versuchen; durch den selben haubtman Fürwittig verstanden und begriffen wirdet, in was geferlichait ine solhe sein freie jugent, auch fürwitz gefürt hat; darumb nennet man dise ganze handlung Fürwittig.

Der ander haubtman haißt Unfalo und ist darum also genant, daß einem ieden teurlichen man in bestendigem alter am maisten unfal in seinem fürnemen begegnen, darumb daß er im in solhem alter mer zuo thun und zuo versuchen dann in der jugent vertraut und auflegt; und werden darunder begriffen all teurlich und geverlich sachen, in schimpf und ernst, so der Teurdank, eer zuo erlangen, gethan hat, bei denen ime unfal unversehner ding zuogestanden sein, den er durch schicklichait und sein beherzenhait entgangen ist.

Neidelhart, der dritt haubtman, wirdet darumb also genent, dann gewondlich einem ieden in seinem alter, dem glück und ander gaben des glück zuosteen, vil menschen neidig und hessig werden; und bedeut die sorgfeltigkait und geferlichait, so dem fürsten zuo seinen zeiten durch neid und haß in kriegsleufen und sunst begegnet, denen er aber allen on schaden mit hilf gottes und durch sein unerschrocken fraidig gmüt und ritterliche hand glücklichen entgangen und entrunnen ist. Und sein allein die drei namen Fürwittig, Unfalo und Neidelhart in lebentiger menschen pild verkert darumb, daß die histori, wie obsteet, dest verstendiger sei zuo lesen.

Es werden dann die einzelnen Fährlichkeiten der Reihe nach örtlich bestimmt und geschichtlich bestätigt. Die kühnen Gemsenjagden, die Schnee- und Steinfälle gehören den Gebirgen von Tirol, Oberöstreich und Steiermark an, die Schweinsjagden und Wassergefahren den Nieder-

landen und so auch die Kriegsthaten und Unfälle hauptsächlich den niederländischen Kriegen. Öfters wird bemerkt, daß ein einzelnes Ereignis für alle ähnlicher Art gesetzt sei. So ist bei den sechs ritterlichen Kämpfen, welche Teurdank zuletzt noch am Hofe der Königin zu bestehen hat, angeführt, daß darunter verstanden werden

alle ritterspil in schimpf und ernst, so der teurlich held Teurdank vor hübschen frawen und junkfrawen in Osterreich, Braband und der fürstlichen Grafschaft Tirol volbracht hat.[1]

Ebenso wird bezeichnet und erklärt, was von der Handlung der Allegorie anheimfällt; z. B. wenn Teurdank nach und nach die drei Hauptleute von sich jagt, so heißt es, das sei poetisch gestellt und bedeute, daß er nun den Fürwitz der Jugend hingelegt, daß er bei vorgerücktem Alter sich der harten Arbeit, darin ihm die meisten Unfälle begegnet, entschlagen und daß er endlich auch den Ränken des Neides festiglich zu widerstehen gelernt habe. Von dem letzten Entschlusse des Helden, gegen die Feinde des Christenglaubens auszuziehen, wird gesagt:

Ist ein poeterei, bedeut, daß die erliebhabenden gemüth durch ir tewerlichait so vil eeren nicht erlangen mögen, si begern noch mer zuo erlangen; darumb wirdet gesetzt, daß die künigin der eeren Teurdank als iren verwandten anstreng, noch weiter götlich eerlich getaten von irent wegen zuo volbringen, dann die vorigen getaten weltlich gewesen sein. Und weiterhin: — dieweil im got vor so oft erledigt und geholfen het, zoge das cristenlich gemüt für, beschloß forter die götlich er auch zuo erlangen.[2]

Wenn wir in der Anlage des Gedichtes die lebendige Poesie vermisst haben, so ließe sich noch immer eine schöne Fülle der Ausführung denken und zwar in doppelter Hinsicht: einerseits konnten die vielen Fährlichkeiten, welche der Held zu Feld und zu Walde, im Gebirg und auf dem Wasser, im Kampfe mit allen Elementen besteht, die Schlachten und Jagden, die Turniere und Tänze, das ritterliche Werben um die schöne Königstochter, zu manigfaltigen und glänzenden Darstellungen in der Weise der älteren Rittergedichte Gelegenheit geben, anderseits bot sich in der allegorischen Haltung des Ganzen der Anlaß dar, dasselbe, im Geiste der neuen Zeit, mit Betrachtung und Lehre reichlich auszustatten.

1 [In der Ausgabe von Haltaus S. 192. H.]

2 [Man sehe die beiden Stellen in der Ausgabe von Haltaus S. 192. H.]

Was in beiderlei Hinsichten der Teurdank geleistet habe, soll nun näher erörtert und vorzüglich durch Proben aus dem Gedichte selbst zur Anschauung gebracht werden.

Die Kargheit und Farblosigkeit im erzählenden und beschreibenden Theile, bei einer solchen Masse des für buntausgebreitete Schilderung sich eignenden Stoffes, ist auffallend. Lieber werden (der Angabe in Pfinzings Clavis unerachtet) dieselben Abenteuer mit geringen Verschiedenheiten wiederholt, als daß ein einzelnes zu vollerer Gestaltung ausgebildet würde. Es ist oft, als würde der Poesie absichtlich aus dem Wege gegangen, die Geschichte ist offenbar poetischer, als das Gedicht, und die kurzen historischen Erläuterungen, besonders in Sebastian Franks kräftiger Sprache, geben meist der Phantasie ein viel ergreifenderes Bild, als die gereimte Erzählung, der sie zum Commentar dienen.

Wenn am Anfange des Gedichts der alte König Romreich lieber im Garten, als im Bette sterben will, so läßt sich dieses ziemlich poetisch an. Hören wir, wie es erzählt wird!

Fig. 3 Eins mals der kung an seim pet lag,
Gedacht: „Nun ist komen der tag,
Daß ich sol ordenen mein sach,
Dann ich bin worden alt und schwach,
Das empfind ich an mir ganz wol;
Doch hoff ich, nicht ersterben sol
Auf federen in einem pet,
Dann wenig wird als dann geredt
Von meinem tod in künftig zeit.
Ich wais ein schön garten nit weit
Von hinn, der ist lustig umbfangen
Mit eim graben; dainn verlangen
Hab ich zuo schließen mein letzt teg."
In solhen danken reit er weg.
Als er nun in den garten kam,
Empfand er, [1] daß er seer ab nam
An seinem leib und auch am leben;
Darumb wolt er zuo versteen geben

[1] [Der Druck hat: Empfand vnd. H.]

Zuvor sein räten, wen er wolt,
Den sein kind zuo man haben solt,
Macht ordenlich sein testament,
Beruefet etlich rät behend,
Sprach: „In dem testament ir werdt
Finden, welchen ich auf der erd
Hab meim kind zuo man auserkorn.
Darumb sagt ir, wöl si gotes zorn
Empfliehen, daß si halt mein gebot!
So wirdt si behüet vor allem spot.
Denselben sol si allein han
Vor andern für iren eeman."
Das hörten alle seine rät.
Damit der künig kein wort mer redt,
Sonder gab also auf sein geist,
Darob sich alls volk traurig beweist.[1]

Hiezu bemerkt Pfinzings Clavis:[2]

Bedeut, wie der loblich künig Romreich bei einem frischen pach (Beziehung auf den Holzschnitt) als ein berüembter fürst und herr erschlagen ward wunderparlich.

Deutlicher bei Schultes:[3]

„— zeiget an, wie Herzog Carl von Burgund, Anno 1477 den 5 Januarii an der Mosel, nit weit von Nancy, der Haupt-Statt in Lothringen, von den Lothringern und Schweizern in einer Schlacht überwunden und von des Verräthers, Grafens von Campobachii, Leuten, mit 8 tödlichen Wunden erschlagen worden."

Der gewaltsame Tod des kühnen Karl ist hiernach (vermuthlich aus schuldiger Rücksicht für seine hohe Person, als Schwäher des noch lebenden Kaisers Maximilian) in ein sanftes Verscheiden im Garten umgewandelt und auch dieses noch mit einer höchst prosaischen Testamentsübergabe verbunden worden.

Unter den zahlreichen Jagdabenteuern Teurdanks kommt vorzüglich die nachbeschriebene Gemsjagd in Betracht:

[1] [Vergl. die Stelle bei Haltaus S. 4. 5. H.]
[2] [Haltaus S. 185. H.]
[3] [Haltaus S. 128. H.]

Fig. 20 Ain neu schalkhait dem Fürwittig
Kam in sein sin, dardurch er sich
Meint zuo rechen an dem held wert.
Auf ein zeit er sprach: „Herr, begert
Ir noch mer gembsen zuo jagen,
Von einem jaid will ich euch sagen,
Der gleich ir nit habt gsehen mer.“ u. s. w.[1]

Wir sehen, dieses Abenteuer ist nicht mit den Farben einer poeti-
hen Schilderung, wohl aber mit der Genauigkeit beschrieben, die ein
er Gemsjagd Kundiger erwarten kann. Pfinzings Erläuterung besagt,
aß dem Helden diese Fährlichkeit „am gembsenjeid bei Innsbruck be-
egnet.“[2] Sebastian Frank deutet schon auf die berühmte Geschichte
on der Martinswand:

Zum achten entgieng im (Maximilian) zu Innsbruck auf einem gembsen-
jägd auf einer hochen platten schaft und all zinken an sein fueßeisen, daß
an sich sein verwegt und im das sacrament zeigt; noch half im gott durch
in freidig gemüt und geschicklicheit herab.[3]

Die Clavis bei Schultes[4] aber hat die ganze legendenhafte Er-
ählung:

„Drei (2) Stund von Insbruck hatte sich Maximilian auf einer Gemsen-
agd, in dem Gebürg und an dem Ort, den man jetzt Martins Wand nennet,
nn die Felsen wie eine Wand darliegen, also hoch verstigen, daß er keinen
uß mehr weder für; noch hinder sich setzen konte, ohne Gefahr eines unfehl-
ren gewissen tödlichen Sturzes. Allda der unglückselige Fürst gleichsam
stannet und erstarret gestanden, seine große Vermessenheit selbsten beklagt,
deme er nichts anders vor ihme gesehen, als einen gewaltsamen Tod. Dann
nmöglich gewesen, ihme weder von oben, unten, noch auf den Seiten einige
ilflaistung zu thun. Seine Gefährten und Bedienten wusten weder Hülf noch
ath und sahen ihren Herrn, dem sie doch nicht zu helfen vermochten, mit
einenden Augen an. Der junge Fürst aber, als er allbereit 2 ganzer Tag
d Nacht in solchem erbärmlichen Zustand sich befunden und keine Hoffnung
einiger Erlösung übrig sahe, hat das zeitliche Leben in Wind geschlagen
d getrachtet, wie er auß solchem in ein seeliges und himmlisches Leben ein-
hen möchte; hat deswegen den Seinigen mit erhabnester Stimme zugerufen

[1] [Man sehe die Stelle bei Haltaus S. 28—30. H.]
[2] [Haltaus S. 187. H.]
[3] [Haltaus S. 112. H.]
[4] [Haltaus S. 130. 131. H.]

und befohlen, daß durch die Priesterschaft das hochheilige Sacrament des Leibs Christi herzugetragen und ihme an dem nächsten Ort, so immer möglich, möchte vorgewisen werden, damit, wann der sterbliche Leib mit leiblicher Speis nit mehr konte erlabet, doch gleichwohl sein Herz und Seel mit dem geistlichen Zehr-Pfennig durch die Augen könte verwahret werden. Welches man dann dem frommen Fürsten mit allem Fleiß verrichtet hatte; unterdessen war jedermann seinetwegen zum höchsten betrübt und war von allem Volk in Stätten und Dörfern für seine Erlösung das allgemeine Gebet angestellet. Welches dann nicht fruchtlos abgangen: dann als sich Maximilian in diesem ungeheuren Gebürg von aller menschlichen Hülf verlassen sahe und allbereit nichts anders bei sich selbsten betrachtete, als die Unsterblichkeit Gottes seines Erlösers, hat er nicht weit von ihme ein Geräusch vernommen und im Umbschauen gesehen, daß ein in Bauren-Kleidern unbekanter Jüngling, mit Hinwegwerfung der grösten Klippen einen Weg bahnend, zu ihm nahete, welcher, als er zu ihme kommen, hat er mit dargebottener Hand zu ihm gesprochen: „Dank hab dir, mein lieber Fürst, deiner Gottes-Forcht und Tugend! Gott stärke und vermehre sie in dir! dann der dich erlösen kan, der lebt und ist auch bei dir. Lege alle Forcht ab und folge mir nach! dann ich dich in sichere Gewahrsam bringen will." Darüber auch der Fürst wieder in etwas zu ihme selber kommen und seinem Gefährten getreulich gefolget. Als er nun glücklich herunder kommen, haben ihne die Seinigen mit größesten Freuden empfangen, also, daß das Trauren in eine allgemeine Freude verkehret worden. Unter welchem frolockendem Gedräng aber sein Erretter sich verloren und unsichtbar worden. Man hat zwar auß Kayserl. hohem Befelch fleißig und allenthalben nach solchem forschen und fragen lassen, umb solchen mit gebührender Verehrung zu bedenken, er hat sich aber nirgends mehr finden lassen, dahero geglaubt worden, daß es ein von Gott gesandter Schutz-Engel gewesen seie, der diesen jungen Fürsten von solchem allzu frühzeitigen Tod erlösen und zu der ganzen Christenheit noch größerm Nutz und des Hauses Österreich hohem Aufnehmen erhalten solte. Zu stäts währender Gedächtnus dessen hat dieser Fürst hernach ein Crucifix von 40 Schuh hoch hinsetzen lassen, welches herunden kaum für 2 Schuh hoch angesehen wird."

Der Martinswand gegenüber, nur durch die Straße davon getrennt, stehen auf einem Hügel, der Martinsbühel genannt, ein Kirchlein und ein Jagdhaus, welches Kaiser Maximilian erbaut hat und aus dessen Fenstern er die Gemsen der nahen Wand geschossen haben soll (Beyrer, Wegweiser in Innsbruck S. 196 f.).

Daß Maximilian am Ostermontag 1490 sich auf der Gemsenjagd an der Martinswand verstiegen und durch einen Bergmann oder Jäger,

über dessen Person und Namen verschiedene Sagen giengen, auf eine an das Wunderbare grenzende Weise gerettet worden, ist durch unverwerfliche Zeugnisse bestätigt. Aber in den nähern Umständen, besonders auch in der Art der Rettung, stimmt dieses Abenteuer nicht mit dem im Teurdank erzählten. Hormayr, der sich viel mit dieser Geschichte beschäftigt hat, bemerkt deshalb in seinem und Mednyanskys Taschenbuch für vaterländische Geschichte 1 Jahrgang 1820 (sieh A. Grün, der letzte Ritter 204. Köler, l. c. 27 fgg.), die Vergleichung aller Umstände lasse keinen Zweifel übrig, im Teurdank sei das Abenteuer an der Martinswand ganz hinweggelassen und offenbar nur von einer andern, auch ganz anders gestalteten Gefahr im Zirlergebirge die Rede. Diese Weglassung aus einem Buche, worin alle Fährlichkeiten Maximilians aufgezählt sind, wird aber damit erklärt: das Abenteuer an der Martinswand habe ihn wie mit einer höhern Hand ergriffen und ihm eine religiöse Scheu eingeflößt vor aller Erwähnung desselben zu weltlicher Freudigkeit und Lust; am lautesten bestätige diese Meinung der Umstand, daß Maximilian jeden Jahrestag seiner Versteigung (besonders in der Einsiedelei seines Geburtsortes Wiener-Neustadt) mit gänzlicher Absonderung von der menschlichen Gesellschaft und mit frommen Übungen zugebracht habe.

Jedenfalls erhellt, daß, was Geschichte und fromme Sage vom Gemsenjäger Maximilian melden, poetischer ist, als was unser Gedicht vom löblichen Helden Teurdank erzählt.

Auch von der Darstellung ritterlicher Kämpfe geben wir ein Beispiel, das zugleich die Gebräuche bei solchen Ausforderungen zeigt [1]:

Fig. 77 Darnach über ein kleine zeit
Kam her aus ferren landen weit
Ein kürriser,[2] gar hoch berümbt u. s. w.

Die Claves bemerken hiezu bloß, daß dieser Kampf mit einem Ritter am Rheinstrom gehalten worden.

Wie die Hofsitte im Umgang mit den Frauen dargestellt sei, davon mag die Schilderung eines Tanzes, der nach einem solchen Ritterkampfe gehalten wird, zeugen: [3]

Fig. 102 Darauf kamen her getretten u. s. w.

[1] [Man sehe die Stelle bei Haltaus S. 111—113. H.]
[2] Der Kürrisser, der Geharnischte, loricatus. Schmeller II, 326.
[3] [Man sehe die Stelle bei Haltaus S. 159. H.]

Auch bei einem Tanze wird der Held von der Königin mit dem Lorbeerkranze gekrönt: [1]

Fig. 107 Als nun der tanz was angefangen u. s. w.

So viel von der Beschaffenheit des erzählenden und beschreibenden Bestandtheils dieser Dichtung. Fragen wir nun auch nach der Betrachtung und Lehre, wozu die allegorische Bedeutung des Werkes vollen Anlaß gab, so entbehrt dasselbe durchaus der humoristischen oder satirischen Auffassung des Lebens und der Sitte der Zeit, wovon wir aus den bisher betrachteten ritterlichen Dichtungen manche Züge hervorheben konnten. Die Allegorie, in der selbst die historischen Personen aufgiengen, das absichtliche Verstecken des Geschichtlichen, führte zu einer trockenen Allgemeinheit, ferne von der ausdrucksvollen Gestaltung des individuellen Lebens. Die Ernsthaftigkeit der ganzen Behandlung mochte der hohen Würde des fürstlichen Helden angemessen erscheinen. Dennoch ist nicht zu miskennen, daß auch ein innerer, sittlicher Ernst der Gesinnung in dem Gedichte liegt und des farblosen Ausdrucks unerachtet wohlthuend anspricht. Auch dafür mögen einige Belege ausgehoben werden. Zuerst, wie der junge Held Teurdank vor seiner Ausfahrt vom bösen Geiste versucht wird: [2]

Fig 10 Als sich nun rüstet der Teurdank u. s. w.

Den drei verderblichen Lehren des bösen Geistes am Anfang des Buchs sind die drei heilsamen des Engels am Schlusse desselben entgegengesetzt: [3]

Fig 115 Als nun der held in seim gemach
Gegen got seiner andacht pflag u. s. w.

Der Engel unterstützt schließlich noch das Begehren der Königin Ernreich, daß Teurdank einen Zug gegen die Unglaubigen unternehme. In diesen entgegengesetzten Anweisungen des bösen und des guten Geistes liegt die Sittenlehre des Buchs.

Wir haben im Bisherigen Anlage, Bedeutung und Ausführung des Werkes aus diesem selbst und mittelst der ihm beigegebenen Erläuterungen erkannt und beurtheilt. Es ist nun von dessen Verfasser und Anlaß zu sprechen, wodurch sich zugleich ein weiterer Gesichtspunct für die Würdigung desselben ergeben wird.

[1] [Haltaus S. 165. H.]
[2] [Haltaus S. 13—15. H.]
[3] [Haltaus S. 176—178. H.]

In den prosaischen Zueignungen des Gedichtes selbst sowohl, als den Erläuterungen (beide aus Nürnberg vom 1 Merz 1517) an den damals 18jährigen König Karl von Spanien, Enkel Kaiser Maximilians I, bezeichnet und unterschreibt sich als Verfasser Melchior Pfinzing, Probst zu Sanct Alban bei Mainz und zu Sanct Sebald zu Nürnberg. Er hat dem jungen Fürsten zu Ergetzlichkeit, Nutzen und Lehre die Geschichten und Thaten des Helden Teurdank, die er meistentheils gesehen oder von glaubwürdigen Personen, welche dabei gegenwärtig waren, gehört hat, in Form, Maß und Weise der Heldenbücher, in verborgener Gestalt zu beschreiben sich vorgenommen. Er nennt diese Beschreibung seine Arbeit, sein Buch. Wenn diese Angabe an sich nicht unglaubwürdig erscheint, so liegt noch eine besondre Beglaubigung darin, daß sie in den noch bei Lebzeiten des Helden (Maximilian I starb erst zwei Jahre nachher, 12 Januar 1519) an dessen Enkel gerichteten Zueignungen steht. Dieser Fürst hat auch als nachmaliger Kaiser Karl V in einem Diplom, das er 1555 dem nürnbergischen Patriciergeschlechte Pfinzing ausgestellt, jene Autorschaft ausdrücklich anerkannt. Unter den Verdiensten Melchior Pfinzings wird darin namentlich folgendes angerühmt: [1]

Inter quæ etiam et hoc quidem præcipue æstimandum occurrit, quod idem Melchior Pfinzing præfati serenissimi quondam avi nostri vitæ cursum et præclara ejus gesta, heroicas virtutes variaque vitæ discrimina, inter quæ frequenter versabatur, corporis item labores et fortunæ procellas et fluctus, quos rara infracti animi magnitudine et heroica constantia semper et ubique sustinuit, elegantissimo germanico carmine, mira industria et eloquentia ac jucunda quadam verborum suavitate artificiosaque fictorum nominum inventione in maximum volumen magno sudore et fideli diligentique vigilantia congestos nobisque dedicatos, posteris memoriæ tradidit. (Köler, l. c. S. 5. 13.)

Melchior Pfinzing war im Jahr 1481 zu Nürnberg geboren, also zur Zeit der Vollendung des Werkes 36 Jahre alt. Er hatte sich dem geistlichen Stande gewidmet, war Geheimschreiber Maximilians I und wurde auf dessen Empfehlung 1512 vom Rathe der Stadt Nürnberg zum Probste der dortigen Hauptkirche zu Sanct Sebald bestellt. Er wohnte nur abwechselnd zu Nürnberg, indem er sich auch ferner an der

[1] [Haltaus S. 13. H.]

Seite des Kaisers [1] befand, zu dessen Rath er erhoben wurde und auf dessen Verwendung er noch weitere Kirchenämter, namentlich die Probstei Sanct Alban zu Mainz erhielt. An letzteren Ort zog er sich auch im Jahre 1521 zurück, als zu Nürnberg die Reformation um sich griff. Ebendaselbst starb er 1535. Das schon erwähnte Diplom gedenkt auch noch besonders rühmlich der Dienste, welche Melchior Pfinzing und sein Bruder Ulrich, gleichfalls geistlichen Standes, als Geschäftsmänner dem vorigen Kaiser geleistet haben: [2]

Fidelia item servitia, quæ etc. divo Maximiliano etc. avo et prædecessori nostro observantissimo, dum in vivis esset, uterque uti consiliarius et familiaris aulicus, ille (Udalricus) quæsturam (Pfennigmeister, Köler S. 11) gerens, hic (Melchior) vero a secretis, summa industria, solertia, sagacitate, studio, diligentia et fide, arduis et variis negotiis, non tantum in politica administratione, magnis utpote consultationibus et difficillimis gravissimisque et honorificentissimis legationibus, sed etiam periculosissimis quibusque temporibus et bellicis expeditionibus (den Fährlichkeiten, welche Neidelhart herbeigeführt), promptissimo animo, indefesse, strenue et intrepide, magna quidem etc. avi nostri etc. satisfactione... semper ad vitæ usque extremum spiritum non sine labore et impendio illos præstitisse constat. (Köler, l. c. S. 8.)

Ein solches Verhältnis, das Melchiorn, wie er auch in der Zueignung sagt, zum Augenzeugen so mancher Begegnisse des Kaisers machte, gab ihm den speciellen Beruf, dieselben auf seine Weise darzustellen.

Der vorangeführten Beurkundungen unerachtet, ist jedoch häufig nicht Pfinzing, sondern der Kaiser Maximilian selbst für den wahren Verfasser des Teurdank ausgegeben worden. Dieß besonders auf das Ansehen Cuspinians, der, als ein Zeitgenosse und Vertrauter des Kaisers, in seinem Buche de Cæsaribus S. 486, sagt: [3]

Animum dehinc ad scribendum, sed patria lingua adjecit, et licet palam, quia male in pueritia institutus, poeticam aspernaretur, ad poeticam tamen natus, poetice opus de diversis suis periculis edidit, cui gentili lingua nomen Teurdank indidit etc. (Köler S. 16.)

[1] Über seine Kunstliebe s. Johann Neudörfers Nachrichten von den vornehmsten Künstlern und Werkleuten, so innerhalb hundert Jahren in Nürnberg gelebt haben, 1546, nebst der Fortsetzung von Andreas Gulden 1660. Nürnberg 1828. S. 32.

[2] [Haltaus S. 6. H.]

[3] [Haltaus S. 15. H.]

Allein es steht hier Behauptung gegen Behauptung, die bestimmte Angabe Pfinzings gegen die, doch wohl auch aus Misverständnis erklärbare Cuspinians. Für die Autorschaft Maximilians wird aber noch weiter geltend gemacht, daß in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien ein papierner Codex (von 48 Blättern in Folio) aufbewahrt sei, welcher die ersten 74 Capitel des Teurdank von des Kaisers eigener Hand mit vielen Durchstrichen und Einschaltungen enthalte [1]; ferner daß daselbst noch ein andrer Codex anzutreffen sei, in welchem die Figuren, die zum Teurdank kommen sollten, von dem Kaiser selbst beschrieben worden [2] (Khautz, Versuch einer Geschichte der östreichischen Gelehrten S. 96. Panzers Annalen der ältern deutschen Litteratur, Nürnberg 1788. S. 408). Man kann sich jedoch hiebei des Zweifels nicht erwehren, ob nicht die Hand des Kaisers mit der seines Geheimschreibers, von dem allerdings manche andre im Namen des Kaisers geschriebene Concepte vorhanden sein mögen, verwechselt sei. Eine Verschiedenheit des Stils der ersten 74 Capitel von dem der 44 nachfolgenden ist nicht zu bemerken. Zu den angeführten Gründen für Pfinzing kommt aber auch noch der im Werke selbst liegende gegen den Kaiser, daß dieser nicht auf die Weise von seiner eigenen Person gesprochen haben würde, wie es in jenem geschieht. Denn wenn gleich das Gedicht nicht im Tone der Schmeichelei geschrieben ist (deren Vorwurf erklärtermaßen durch die in der Clavis gegebenen geschichtlichen Thatsachen abgewendet werden soll), und wenn man auch annehmen wollte, daß Maximilian Beweggründe gehabt haben könnte, sein Werk unter fremdem Namen in die Welt zu schicken, so dürfen wir ihm doch nicht zutrauen, daß er sich selbst Lobsprüche gespendet haben würde, wie der Verfasser des Gedichts sie, wenn auch nicht mit Unrecht, im Epilog zu „dieser seiner Schrift" „seinem Herrn" ertheilt. Gilt uns nun gleich Melchior Pfinzing für den eigentlichen Verfasser, so hindert uns dieß keineswegs, dem Kaiser thätigen Antheil an der Entstehung und Erscheinung des Buches, und selbst die erste Idee

[1] [Über die fünf in Wien befindlichen Handschriften vergleiche Haltaus ...—35. H.]

[2] Über diese Frage auch: Heller, Skizze einer Geschichte der verschiedenen ...en des Theuerdank, in den Beiträgen zur Kunst- und Litteraturgeschichte. ... 2. Nürnberg 1822. 8. Böhm, in der nachher anzuführenden Disser... 6.

dazu, beizumessen. Dafür spricht, außer den schon berührten Umständen, Maximilians persönlicher Charakter, die Art seines übrigen Wirkens im Gebiete deutscher Litteratur und Kunst, sein besondres Verhältnis zu Pfinzing und was sonst von seinem Interesse für das Buch bekannt ist.[1]

Maximilian I stellte in seiner Person das Muster eines vollkommenen Ritters dar. In allen Leibesübungen und ritterlichen Fertigkeiten war er geschult und gekräftigt. Die Jagdabenteuer, die Kämpfe in Spiel und Ernst, die im Teurdank erzählt werden, hat er wirklich bestanden und was die Erläuterungen darüber beibringen, ist manchmal noch viel kühner und erstaunlicher, als was im Gedichte vorgeht. Die ritterliche Moral des Teurdank, gegebene Treue stät, fest und unzerbrochen zu halten, hat er wirklich geübt und es ist ihm sogar vorgeworfen worden, er sei nicht so verschlagen gewesen, als die Feinde, die ihn besiegt und die Freunde, die ihn im Stiche gelassen (Menzel, Geschichte der Deutschen III, 41). Das alte Ritterthum, das er in seiner eigenen Erscheinung erneute, hat er auch zu Buche gebracht. Ihm verdankt man nach allen Anzeigen die letzte der bedeutendern handschriftlichen Sammlungen altdeutscher Helden- und Rittergedichte, die reichste und kostbarste von allen. Diese zu Wien in der Ambraser Sammlung (der Sammlung von Waffenrüstungen, Büchern, Kunstsachen rc., welche der Erzherzog Ferdinand, Maximilians Urenkel, in der 2ten Hälfte des 16ten Jahrhunderts auf dem Schlosse Ambras bei Innsbruck angelegt) befindliche Handschrift, ein Pergamentband in Folio, enthält 23 Gedichte, meistentheils größere Dichtwerke des 13ten Jahrhunderts aus der einheimischen Heldensage und dem Fabelkreise von der Tafelrunde, deren einige nur hier noch vorhanden sind. Primisser (die k. k. Ambraser Sammlung, beschrieben von A. Primisser, Wien 1819. S. 276) bemerkt von ihr:

„Diesem reichen Inhalte entspricht das Äußere der Handschrift. Sie ist durchaus von Einer Hand schön und zierlich geschrieben und mit goldenen Anfangsbuchstaben, am Rande mit niedlichen nach der Natur gemalten Schmetterlingen, Vögeln und andern Thieren, mit Früchten und Blumen ausgeschmückt. Die auf dem 215 Blatte auf einem Bilde erscheinende Jahrzahl 1517 bezeichnet wahrscheinlich das Jahr der Vollendung, und die dabeistehenden Buchstaben

[1] [Mit Uhlands Urtheile über die Entstehung des Teurdank stimmt im Wesentlichen auch das Ergebnis überein, das Haltaus durch die sorgfältigsten Untersuchungen gewonnen hat. Man vergl. a. a. O. S. 34. H.]

V. F. möchten dem Maler angehören. Auf dem Titelbilde sieht man die in tirolischen Volkssagen noch heute lebenden Riesen Haimo und Thyrsus und über ihnen den rothen Adler, das landesfürstliche Wappen von Tirol. Diese prächtige Ausstattung einer Handschrift im 16ten Jahrhundert, der umfassende, vaterländische Inhalt, so wie die Jahrzahl und das Titelbild lassen nicht zweifeln, daß das Buch auf des Kaisers Maximilian Befehl, in Tirol, für seine Hausbibliothek, aus älteren, wahrscheinlich verloren gegangenen Handschriften zusammengetragen worden sei. In der Folge kam es in des Erzherzogs Ferdinand Besitz, unter dessen Handschriften das alte Inventar von 1596 eine als „das helden puech" anführt."

(Folgt ein Verzeichnis des Inhalts.)

Aber nicht bloß die Feste und Kämpfe der Helden und Ritter aus der Fabelzeit hat Kaiser Maximilian niederschreiben lassen, auch das Gedächtnis seiner eigenen hat er bewahrt.

Dahin gehört, wieder nach Primissers Beschreibung a. a. O. S. 283 f.:

„Freidals Turnierbuch" (gleichfalls in der Ambraser Sammlung). · „In diesem Werke (Papier, klein Folio) besitzen wir die Abbildungen aller Kämpfe und Mummereien des Kaisers Maximilian I, der hier unter dem bescheidenen Ritternamen Freidal erscheint. Das alte Inventar von 1569 führt das Werk so an: „Ain Puech in rot Leder gepunden, darinnen Kaiser Maximilian Rennen, Stechen, Turnieren und Kempfen." Höchst schätzbar für Genealogie und Kenntnis der Adelsgeschlechter sind die gleichzeitigen, den Bildern vorgesetzten Verzeichnisse, wovon das erste die Namen der „schönsten Kunigin(en), Fürstin, Grefin, Freiin und edler Junkfrawen und Frawen in Germanien, vor denen Freidal gerent, gestochen, gekempft und gemumbt hat," die folgenden Blätter aber die Namen der Ritter enthalten, mit welchen Freidal gestochen, gerennt und gekämpft hat. Hier sind auch die meisten Turniergattungen, welche sich in die beiden Hauptarten, Rennen und Stechen, trennten, mit ihren Kunstwörtern angeführt: deutsches Gestech, Rennen fest angezogen, Rennen unter dem Bund, Geschifftrennen, Geschweiftrennen, Feld- und Kampfrennen, welsches Gestech, Kampf (Kampf zu Fuß). Aus der Vergleichung dieser Verzeichnisse mit den Bildern gewinnt das Turnierwesen manche erfreuliche Aufklärung. Den vierten Theil aller Bilder (das Werk enthält deren 255) nehmen die Mummereien ein, wobei unter Begleitung musikalischer Instrumente von den verkleideten Rittern verschiedene Tänze aufgeführt und sodann gewöhnlich die Turnierpreise vertheilt wurden. — Aus mehreren Gründen, deren Anführung hier zu weitläufig wäre, ist gewiss, daß das Werk unter der unmittelbaren Aufsicht des

Kaisers Maximilian in den letzten Jahren seiner Regierung angefertigt worden. S. 116 kommt auch die Jahrzahl 1515 und ein Monogramm (wahrscheinlich des Malers) vor."

Eine ausführlichere Nachricht von diesem Buche, ebenfalls von Primisser, in Hormayrs historischem Taschenbuch für 1820.

Aber auch die ernsten Beziehungen und Ereignisse seines Lebens, seine Abstammung und Erziehung, seine Heirath und seinen Ländererwerb, seine Kriege, Unterhandlungen und Friedensschlüsse hat Maximilian aufzeichnen lassen. Der Aufzeichner war sein Geheimschreiber Marx (Marcus) Treizsaurwein von Ehrentreiz und das Buch, welches erst in neuerer Zeit zum Drucke gekommen ist, hat den Titel: der weiß Kunig. [1]

Der Weiß Kunig, eine Erzehlung von den Thaten Kaiser Maximilian des Ersten. Von Marx Treitzsaurwein auf dessen Angeben zusammengetragen, nebst den von Hannsen Burgmair dazu verfertigten Holzschnitten. Herausgegeben aus dem Manuscripte der k. k. Hofbibliothek. Wien 1775. Fol.

Das Verhältnis des Kaisers zu diesem Werke ist durch ein in der Handschrift (die sich vormals auch zu Ambras befand, Vorrede) hinter der Vorrede eingemaltes Bild anschaulich gemacht: der Kaiser auf dem Thron, im Harnisch, dictiert; der Geheimschreiber kniet unten und schreibt auf dem rechten Knie. Dabei stehen die Verse:

Merk! viel wird von mir geschriben,
Was sachen und krieg ich hab getriben.
Darumb schreib, wie ich dir jetzo sag!
So kumbt die recht wahrheit an tag.

Die Anrede an den Kaiser, am Schlusse des Werks, erklärt darüber noch besonders:

Nach Ewr kaiserlich Majestät ernstlich bevelch, muntlich anzaigen und schriftlich underricht, mir Marxen Treizsaurwein von Erntreiz gethan, hab ich diz puch, genannt der weiß kunig, mit schrift und gemel in ordnung gebracht, als vil Ewr kaiserliche Majestät mir darinnen geoffenbart hat und mir wissend gewest ist, und solich arbeit ist durch mich volpracht worden in der zeit zwischn sand Johanns taufers tag und den weinechten im 1514ten jar u. s. w.

Der Vorbericht giebt zu verstehen, daß das Werk nur so weit ausgeführt sei, als der Kaiser solches im Jahr 1514 vorbereitet hatte, und

[1] [Man vergl. L. Ranke, Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber. Leipzig und Berlin 1824. 8. S. 141—145. H.]

daher noch nicht als ein vollendetes angesehen werden dürfe. Die vorangestellte Verehrung (Zueignung) des Buches an den König Karl von Spanien, dem auch der Teurdank zugeeignet ist, bestimmt dasselbe ihm und seinem Bruder Ferdinand zum Spiegel und zur Unterweisung. Es zerfällt in 3 Theile und 222 Capitel und umfaßt die Zeit von der Brautwerbung Friedrichs III, des Vaters Maximilians, im Jahr 1450 an bis in das Jahr 1513, also bis in das sechste vor seinem Tode. Dem Inhalt nach geschichtlich, hat es nur dadurch das Aussehen des Romans, daß die Namen großentheils emblematische sind: der deutsche Kaiser ist „der weiß kunig," also Friedrich III, von dem der ganze erste Theil handelt, „der alt weiß kunig," Maximilian selbst „der jung weiß kunig" (wobei sowohl an die Weisheit, als an die Farbe gedacht ist), der König von Frankreich „der plab (blaue) kunig," Herzog Karl von Burgund „der kunig vom feureisen" (eine Beziehung auf die Insignien des Ordens vom goldnen Fließe, S. 102), der König von Schottland „der kunig der wilden leut," der Doge von Venedig „der kunig vom visch" ꝛc. (heraldisch). Die Überschrift eines Capitels (des 125sten) lautet z. B.: „Wie der plab kunig und die schwarzweiß geselschaft weiter mit ainander kriegten und der plab kunig darnach in das land Swarz und Weiß zoch und das erobert," d. h. wie der König Karl VIII von Frankreich mit dem Herzog von Bretagne und dessen Anhang Krieg führte und das Land desselben eroberte. Sonderbar ist, daß dazwischen auch wieder unversteckte Namen der Personen, Länder und Städte gebraucht werden. Der Stil ist chronikmäßig, ohne besondre Lebhaftigkeit der Darstellung. An bemerkenswerthen Zügen zur Charakteristik Maximilians und zur Kenntnis der Sitten seiner Zeit fehlt es nicht und der Verfasser des Teurdank, der in den Erläuterungen sich mehrmals auf den „Blank künig" bezieht, hätte vielleicht, wenn seine Haltung überhaupt nicht allzu ernsthaft wäre, solche Züge mit Vortheil benützen können. Artig ist es z. B., wie Maximilian und seine Neuvermählte, Marie von Burgund (die Königin Ernreich im Teurdank), erst gegenseitig ihre Sprachen von einander erlernen müssen (Cap. 64, S. 117). Die geheimnisvolle Einkleidung des Weißkunig scheint schon bei Lebzeiten Maximilians Dunkelheit und Verwirrung verursacht und die bezweckte Anordnung zum Drucke mit verhindert zu haben. Die dazu bestimmten Figuren waren schon von Hans Burgmair und andern Meistern in Holz

geschnitten und diese wieder aufgefundenen Holzschnitte sind erst mit der nunmehrigen Ausgabe abgedruckt.

Eines, wie es scheint, auch auf Anregung des Kaisers zu Stande gekommenen lateinischen Werks, der porta honoris von Johann Stab (s. Neudörfer 46), gedenke ich hier nur beiläufig. Vgl. Köler, l. c. S. 18, und über die Verdienste dieses Fürsten um die Poesie in lateinischer Sprache überhaupt (doch dabei auch vom Teurdank gegen Köler):

J. G. Böhm, Dissertat. de insigni favore Maximiliani I imp. in poesin. Leipzig 1756.

Wohl möglich, daß die Vollendung und Herausgabe des Weißkunigs bei Lebzeiten Maximilians namentlich auch durch sein Interesse für die Ausführung einer neuen Arbeit rückstellig wurde. Beim Jahre 1513 gerieth der Weißkunig in Stocken, im Jahre 1517 erschien der Teurdank.

Vergleichen wir dieses letzte Werk mit den bisher aufgezählten, so zeigt sich nicht nur eine verwandtschaftliche Beziehung desselben zu den vorhergegangenen, sondern es scheint auch, als sollte der Teurdank die verschiedenen Richtungen der andern in eine sammeln und so von allen die Krone sein. Die Sammlung der Helden- und Rittergedichte konnte den Gedanken anregen, des Kaisers eignes thatenreiches Leben zu einem solchen zu verarbeiten und diese Thaten, wie die Vorrede des Teurdank sich ausdrückt, „in form, maß und weis der heldenpücher" zu beschreiben. Wie im Freidal, so auch im Teurdank, tritt er unter erdichtetem Namen auf, aber statt der bloßen Verzeichnisse, welche das Turnierbuch den Abbildungen der Ritterspiele und Mummereien beigiebt, ist im Teurdank zu den Bildern ein Text geliefert, mittelst dessen die Kampfspiele und Tänze allgemeiner und zu einer ernsteren Bedeutung aufgefaßt werden. Der Weißkunig trägt ebenfalls die geheimnißvolle Einkleidung und gleich ihm ist der Teurdank von einem Manne der näheren Umgebung des Kaisers, einem seiner Geheimschreiber, in Schrift gebracht, aber wenn dort das Historische der Augenmerk ist, so sind hier die geschichtlichen Ereignisse unter einem moralischen und religiösen Gesichtspuncte wiedergegeben. Besteht der Freidal aus Handschriftbildern, waren für den Weißkunig schon die Holzschnitttafeln gefertigt, so sollte auch der Teurdank nicht ohne künstlerische Ausstattung zu Tage treten. Hans Schäufelin schmückte das Buch mit trefflichen

Holzschnitten. Daß aber auch Hans Burgmair, derselbe, der die Tafeln zum Weißkunig geschnitten, dabei thätig war, beweist das Stuttgarter Exemplar des Teurdank. Es ist dasjenige, welches Maximilian diesem Künstler zum Geschenke gemacht. Demselben ist Burgmairs Wappen und die Notiz einverleibt, daß auf Befehl des genannten Kaisers ihm,

„Hannsen Burgkmair, maler mitbürger zu Augspurg, ditz gegenwürttig Tewrdannck buch, vmb das er auch sein hanndtarbait daran gelegt vnd Irer Kay.ⁿ Mt. in ander mer arbaitten vnnderthenigklich gedient, auß gnaden verert vnnd vberantwort worden," am 6. Jul. 1518.

Auch in typographischer Hinsicht hat dieses letzte Werk, das wirklich zum Drucke gelangte, besondere Gunst erfahren. Der Teurdank von 1517 ist durch Hans Schönsperger den Ältern, Bürger zu Augsburg, prachtvoll mit einer sonst im Drucke ungewöhnlichen, mit Schreiberzügen verzierten Schrift gedruckt und man hat viel darüber gestritten, ob diese Schrift auf ganze Tafeln geschnitten oder mit einzelnen, beweglichen Buchstaben gedruckt worden sei. [1] Auch darüber finden sich verschiedene Angaben, ob der Augsburger Drucker vom Kaiser Maximilian für dieses Lieblingswerk nach Nürnberg berufen oder der Druckort Nürnberg nur zu Ehren Pfinzings beigesetzt, der Druck selbst aber zu Augsburg ausgeführt worden sei. [2]

Maximilian verkehrte gern mit den kunstreichen und gelehrten Männern in den blühenden Städten Augsburg und Nürnberg. Am ...tern Orte gefiel er sich im Umgange Albrecht Dürers, Wilibald Pirkheimers und Anderer. Der Sebalduskirche gegenüber, an dem von ...chior Pfinzing neuerbauten und bewohnten Probsteihause ist ein ...ker, mit reichem Bildwerk und mit Pfinzings Wappen gezierter ... angebracht, in welchem, wie man in den Beschreibungen der ...t Nürnberg liest, jener den Teurdank gedichtet haben soll. [3] Ist

1 Sieh jedoch Neudörfer VII u. 47.

2 [Vergl. Haltaus S. 66—95. H.]

3 Köler, l. c. S. 7: Postea ipse Pfinzingius Norimbergam venit et ...liquod tempus ibi alternis vicibus habitavit, restaurato sua cura ...lio præpositi, quod ex ligneo lapideum fecit, uti ex suspensis ejus ...bus in podio prominente patet. Nürnberg u. s. w. von Wilder. Nürn... ...7. S. 32: „der große Chor oder Erker, in welchem Melchior Pfinzing, ...Gebäude, wie es jetzt ist, aufführen ließ, seinen Theuerdank dichtete."

diese Sage wahr, so müssen wir dem Probste, bevor er die Feder eintaucht, seinen betagten Herrn, den Kaiser, gegenübersetzen, auf ähnliche Weise, wie er in dem Bilde zum Weißkunig dargestellt ist. Denn nach allen bisher angeführten Umständen wird es kaum mehr zweifelhaft sein, daß die Idee zum Teurdank, wie die der übrigen Werke, in Maximilians Haupt erzeugt war. Hat er aber auch selbst die schriftliche Ausführung derselben begonnen, so kam er doch damit nicht zu Stande und wir dürfen der Versicherung Pfinzings glauben, daß das Gedicht, wie es ausgearbeitet vorliegt, seine Arbeit sei. In dieser Ansicht des Verhältnisses wird man endlich noch durch ein Schreiben des Kaisers an den Rath zu Nürnberg vom 22 Januar 1518 (von Dorfen) bestärkt, des Inhalts: [1]

„Er begehre mit Fleiß und Ernst, daß sie seinen lieben andächtigen Melchior Pfinzing, Probst zu S. Sebald in Nürnberg, seinen Rath, dem er befohlen, sich zu ihm zu erheben mit allen Büchern und andern, das er ihme verfertiget und gemacht hat, mit etlichen der Stadt Söldnern und Dienern biß Weißenburg solten beglaiten, damit er mit den berührten dero Büchern und Schriften sicher fortkommen möge“ u. s. w.

Erwägt man, daß der Teurdank 1517 vollendet wurde und dieser Befehl vom Anfange des Jahrs 1518 datiert ist, so hat es die gröste Wahrscheinlichkeit, daß unter den Büchern, welche unter solche besondre Obhut gestellt werden, vorzüglich die fertigen Exemplare des von Pfinzing für den Kaiser gemachten Teurdank gemeint seien. [2]

Maximilian hatte zwei Mittel, seine Idee zur Erscheinung zu bringen: die Bilder und das Gedicht. Mit jenen beauftragte er den Hans Schäufelin und andre Künstler, mit diesem seinen gelehrten Geheimschreiber und Rath Pfinzing. Auf welches von beiden Mitteln er selbst das meiste Gewicht gelegt, ist unentschieden. Uns mögen leicht die Holzschnitte lebendiger ansprechen, als die Reime, und Pfinzing drückt sich in der Clavis ein paarmal so aus, als wäre das Gedicht nur Commentar zu den Bildern. [3] Ihm gehört das erstere gerade so

[1] [Haltaus S. 13. 14. H.]

[2] Sieh noch Neudörfer, Nachrichten S. 47: und wiewohl Kaiserl. Maj. vorhero durch den Schönsperger auch ein Fractur machen und den Teuerdank damit trucken ließ u. s. w. Überhaupt was S. 46 f. von Maximilians Verkehr mit den Nürnberger Künstlern gesagt wird. [Haltaus S. 75. H.].

[3] Fig. 99 folg.: Durch dise acht figurn werden verstanden alle ritterspil in

an, wie dem Hans Schäufelin die Holzschnitte; beide haben der Idee ihres Herrn, des Kaisers, gedient.

Der Mann, den sich Maximilian zum Dichter gewählt, hat allerdings nicht verstanden, das Geschichtliche und Lehrhafte seines Gegenstandes zu einer wahrhaft poetischen Darstellung zu läutern und zu verschmelzen. Dieses war aber auch nicht die Aufgabe. Die Dichtung unsres Zeitraums ist immer nur ein Anhang der That und hat nur mit dieser zusammengenommen ihre rechte Bedeutung. Daß Maximilian wahrhaft und wirklich aus einer solchen Reihe von Fährlichkeiten durch Kraft und Geschick und unter göttlicher Obhut unverletzt hervorgegangen war, diese wunderbare Wirklichkeit sollte auch im Gedichte nicht aufgegeben werden. Wenn er bei vorgerücktem Alter (er war bei Vollendung des Teurdank 58 Jahre alt) auf jene manigfachen, gefahrvollen Erlebnisse zurückblickte, so muste er sich als von höherer Hand gerettet und für wichtigere Zwecke aufbewahrt erscheinen. Diese Poesie der Wirklichkeit und das Bewustsein derselben ist nicht etwas, was wir dem Gedicht unterlegen, der Verfasser desselben hat sich im Epilog klar darüber ausgesprochen:

Fig. 118 Manicher über got den herrn klagt,
Wie er hab die menscheit geplagt,
Daß er si habe beschaffen
Nacket, ploß, on alle waffen,
Damit si möchten weren sich,
Und doch allen tiern milbiglich
Hab geben, iedem nach seiner art,
Dem ochsen große hörner hart,
Dem löben sterk in sein clawen,
Wie das ein ieder mag schawen,
Damit si werden geborn
Und widersteen eins andern zorn,
Auch fristen damit ir leben:
Und denken nit, was er hat gebn
Uns dagegen für ein genad,
Daß ein ieder mensch an im hat
Vernunft und sinnlichen verstand,
Daraus er mag machen zuohand

schimpf und ernst u. s. w. Fig. 109: Dise vier nacheinander volgende figurn bedeuten u. s. w.

Gar leichtlichen litz[1] und auch weer,
Mit denen er eim ieden tier
Sein leben heimlich nemen mag.
Darumb dieselbig ier klag
Mag bei in billich nit stat han,
Si solten sich benüegen lan.
Aber bei mir ists ein klein sach,
Daß ein mensch in groß ungemach
Ein unvernüftigs tier bringt.
Allein das mein gemüt bezwingt
Zuo verwunderen nit ein klein,
Daß ein einiges mensch allein
So vil böser menschen anschleg
Ist entgangen, so in vil weg
Wider den edln tewern held
Sein gebraucht, wie ich hab erzelt
Hievor in diser meiner schrift u. s. w.

Der Holzschnitt zu diesem Epilog stellt den Helden dar, wie er, geharnischt, einen Haufen bloßer Schwerter und Dolche (Sinnbilder der überstandenen Fährlichkeiten) unter die Füße tritt und sich dem Licht aus den Wolken zuwendet, während der Herold, der weltliche Ruhm, ihm im Rücken steht.

Man kann sich leicht veranlaßt finden, unter den Dingen, für welche Gott den Helden der Christenheit zugut beim Leben erhalten, und unter dem Zuge gegen die Unglaubigen, wozu er sich am Schlusse seiner weltlichen Abenteuer, auf Anmahnung des Engels, gegen die Königin Ernreich anheischig macht, eine Heerfahrt gegen die Türken zu verstehen, die auch der Kaiser wirklich im nächstfolgenden Jahre 1518 auf dem Reichstage zu Augsburg, obwohl vergeblich, betrieb und sich dabei persönlich an die Spitze stellen wollte. Darauf hat auch die spätere Clavis in der Ausgabe von Schultes die Sache gedeutet. Allein Pfinzing selbst nimmt es rein allegorisch und die Stellen seiner Erläuterungen sind zuvor schon angeführt worden, aus welchen sich ergiebt, daß jener Zug viel allgemeiner das Streben nach der Ehre vor Gott, im Gegensatze der bisher verfolgten weltlichen, bezeichne.

[1] Der litz, litzen, das Gelüste, die Laune, Tücke u. s. w. Schmeller II, 531.

Bei dieser religiösen Schlußwendung und überhaupt in einem Gedichte, das von einem Geistlichen noch unmittelbar vor der Reformation verfaßt ist (die Zueignung des Teurdank ist vom Merz 1517, im October desselben Jahrs schlug Luther seine Theses an), müssen wir es als ein Zeichen der Zeit betrachten, so gar nichts mehr von dem Gepräge des christlichen Glaubens im Mittelalter vorzufinden. Denn so wenig wir hier satirischen Ausfällen auf den Zustand der Kirche und die Sitten der Geistlichkeit begegnen, dergleichen sich die früher aufgeführten Dichter aus dem 15ten Jahrhundert gestatteten, eben so wenig vernehmen wir die bei letztern gleichwohl vorkommenden poetischen Anrufungen und Lobpreisungen der heiligen Jungfrau. Höchstens wird einmal von dem jungen Teurdank gesagt:

Fig. 9 Dann er fleißig sein gepet
All tag sprach mit innigkeit,
Lobt got, Maria die meid,
Darumb im got hat gefrist
Sein leben wider all list
Und betrug auf diser erd.

Selbst der Engel, der ihm zuletzt erscheint, wird in den Erläuterungen gänzlich allegorisiert:

Fig. 115. Ist ein poetrei, der englisch geist bedeut des teurlichen helds Teurdanks cristenlich vernünftig und guot gewissen u. s. w. dieweil im got vor so oft erledigt und geholfen het, zoge das cristenlich gemüt für, beschloß forter die götlich er auch zuo erlangen.

Bei solcher Bewandtnis dürfen wir uns auch nicht wundern, das Abenteuer von der Martinswand nicht mit dem legendenhaften Anstrich der Volkssage in den Teurdank aufgenommen zu sehen. Nehmen wir aber an, daß dasselbe überhaupt nicht unter irgend einer darin erzählten gefahrvollen Gemsenjagd verstanden sei, so ist es nur im Einzelnen weggelassen, um im Ganzen des Gedichtes zur Erscheinung zu kommen. Wie der kühne Jäger Maximilian von der schroffen Felswand an der Hand eines unbekannten Retters, den die Sage einen Engel nennt, gleichsam in höherer Weihe herniedersteigt und darüber ein frommer Ernst in seine Seele kommt, so geht der Held des Gedichtes aus jener langen Reihe von Fährlichkeiten gerettet hervor, der Engel, das christliche Gemüth, ist ihm zu Tage getreten und ergriffen von den

Wundern der göttlichen Hülfe, erkennt er sich als zu einem heiligern Leben berufen. Der ganze Teurdank ist eine Martinswand, voll gefährlicher Leise, gelliger[1] Steine und schlüpfrigen Rasens, auf den Felsspitzen zeigen sich die verlockenden Gemsen, aber hoch in der Steinwand ist das fromme Denkmal der himmlischen Rettung eingehauen.

Um dieselbe Zeit, zu welcher Melchior Pfinzing im schmucken Erker des Probsteihofes an seinem Teurdank schreiben mochte, ließ sich in einem Seitengäßchen der Stadt Nürnberg der Schuster und Meistersänger Hans Sachs bürgerlich nieder,[2] dessen Leistungen uns weiterhin mehrfach beschäftigen werden. Hier ist seiner nur in so ferne vorgreifend zu gedenken, als er auf seinen Wanderschaften den Hof des Kaisers Maximilian gestreift[3] und dort von einer mit den Geschichten des Teurdank in Beziehung stehenden Begebenheit Kunde erhalten hat. Er hat dieselbe viele Jahre nachher in ein Gedicht gebracht, das auch sonst für die Charakteristik des Kaisers Beachtung verdient:

História. Ein wunderbarlich gesicht keiser Maximiliani löblicher gedechtnus, von einem nigromanten. (Göz II, 69 ff.)

Es ist nicht zu miskennen, daß, wenn der junge Schuster Hans Sachs dem Kaiser damals bekannt geworden wäre, dieser leicht an ihm einen lebendigern Bearbeiter der Idee zum Teurdank gefunden hätte, als an dem Probste Pfinzing. Marie von Burgund, die geliebte Gemahlin Maximilians, die ihm nach fünfjähriger Verbindung (1482) durch einen unglücklichen Sturz auf der Reiherbeize entrissen wurde, ist in beiden Gedichten, dem Hanssachsischen und dem Teurdank, von den Todten zurückbeschworen. Aber dort erscheint sie der sehnsuchtsvollen Liebe in voller, leibhafter Gestalt, hier thront sie, der ganzen, kalten und strengen Haltung des Teurdank gemäß, als halballegorische Königin Ernreich. Aber ein würdigernstes Gedächtnis ist ihr doch gestiftet, indem sie zur Königin der Ehren erhoben wird, die ihren Helden zu jedem vor der Welt und vor Gott ehrenhaften Beginnen anfeuert.

[1] Fig. 20. Gellig, dicht, hart, von Felsen. Schmeller II, 31.
[2] Vergl. Ranisch, Hans Sachs 39 f.
[3] Vergl. Ranisch, Hans Sachs 31 u. 35. Göz II, 1 f.

Ein Rückblick auf die bisher aufgeführte Reihe von Dichtern des Ritterstandes bestätigt uns folgende Ergebnisse:

Es sind nur noch wenige Einzelne, die sich mit den Gegenständen der älteren, ritterlichen Dichtung fortarbeitend abgeben und charakteristisch erscheinen diese Einzelnen meist schon als Greise, als Überbleibsel einer hingegangenen Zeit. In ihren Erzeugnissen ist der frische Quell der Sagenpoesie versandet, die Farbe romantischer Schilderung erblaßt, der Duft lyrischer Gemüthsstimmung verhaucht, alle Anmuth und Gewandtheit ritterlicher Bildung verloren, von der Rose überall nur die Hagebutte. Auch der Sinn für den rhythmischen Wohllaut, das technische Geschick, ist nicht mehr vorhanden; die ausgehobenen Proben werden davon hinreichend überzeugt haben. Der Graf von Montfort arbeitet sich vergeblich in lyrischen Formen ab, die altherkömmliche Weise der Erzählung in Reimpaaren hat ihre bewegte Manigfaltigkeit eingebüßt; statt des lebendigen Pulsschlags der Tonhebungen ist eine mechanische Silbenzählung eingetreten. Die Regungen der neuen Zeit haben noch keinen bedeutenden Schwung gewonnen, doch sind sie fühlbar. Die Dichter gehören insgesammt noch der alten Kirche; sie feiern das Lob der heiligen Jungfrau oder geloben Wallfahrten zum heiligen Grabe und nach St. Jacob; der Eine kämpft gegen die Hussiten, der Andre ruft zum Kampfe gegen sie auf. Aber ein lebhaftes Gefühl der Gebrechen und Verderbnisse des Kirchenwesens macht sich in mancher bittern Rüge Luft. Das letzte der beleuchteten Werke hält sich in einer ganz allgemein christlichen Gesinnung. Bewuste Zwecke der Betrachtung und der Lehre ersetzen die Stelle der freischaffenden Poesie, und die vorwiegende Macht des Gedankens giebt, statt der poetischen Symbolik des Mittelalters, eine bestimmter Deutung fähige Allegorie. In demselben Jahr, in welchem der Teurdank zu Stande kam, setzt der betagte Maximilian mit eigener Hand den Dichterlorbeer auf das Haupt des 29jährigen Ulrich von Hutten, vielleicht nicht ohne Ahnung eines neuanbrechenden geistigen Ritterthums.

Zweiter Abschnitt.

Der Meistergesang.

Wir verstehen unter dem Meistergesang den Betrieb der zur Ausübung der Singkunst und der Dichtkunst zunftmäßig verbundenen bürgerlichen Genossenschaften. Solche Vereine hießen Singschulen und ihre vollberechtigten Mitglieder Meistersänger.

Im ersten Abschnitte haben wir den Zerfall der ritterlichen Bildung und damit auch der Poesie des Ritterstandes dargelegt; wenn wir uns jetzt dem, der Ritterschaft gegenüber und im Kampfe mit ihr, kräftig herangewachsenen Bürgerstande und dem eigenthümlichen dichterischen Treiben des letztern zuwenden, so dürfen wir darum doch nicht die Erwartung anregen, als hätte sich in den aufblühenden Städten nun wirklich auch der Poesie ein neues, fruchtbares Gebiet eröffnet. Warum aber alles Eifers und Fleißes unerachtet, mit welchem der Meistergesang Jahrhunderte hindurch gepflegt wurde, sich dennoch in ihm kein wahrhaft poetisches Leben entfaltet habe und in welchen andern Richtungen die wahre Poesie des Bürgerstandes zu suchen sei, werden wir besser zur Sprache bringen, wenn wir uns erst mit dem Meistersängerwesen selbst hinreichend bekannt gemacht haben.

Der Meistergesang gehört nicht ausschließlich den beiden Jahrhunderten an, deren poetische Bildungsgeschichte wir abhandeln. Er ist früher entstanden und hat noch lange Zeit nachher sein Dasein gefristet. Seine schärfste, handwerkmäßige Gestalt hat er aber allerdings in unsrem Zeitraum erlangt und behauptet.

Mit möglicher Beschränkung auf unsre besondre Aufgabe handeln wir: 1. von der Entstehung, Ausbreitung und dem Zwecke der Singschulen; 2. von der Einrichtung und den Satzungen derselben; 3. von ihren Leistungen im 15ten und 16ten Jahrhundert; 4. von der Poesie der Handwerke.

Die Litteratur, soweit sie die Geschichte und Einrichtung der Singschulen überhaupt betrifft, stellen wir voran:

Ad. Puschmanns (eines schlesischen Meistersängers) Gründlicher Bericht des deutschen Meistergesangs, Görlitz 1574; vermehrt Breslau 1584 (ist vorzüglich benützt in der nachfolgenden Abhandlung von Büsching).

Enoch Hanmanns Anmerkungen in die teutsche Prosodie u. s. w. (Anhang zu Martin Opitzs Prosodia germanica) Frankfurt 1658.

Tenzel, Monatliche Unterredungen 1691. November S. 930 ff.

Kurtze Entwerffung deß Teutschen Meister-Gesangs, Allen dessen Liebhabern zu gutem, wolmeinend hervor geben, und zum Truck verfertigt. Durch eine gesampte Gesellschafft der Meistersinger in Memmingen. Getruckt zu Stuttgart, bey Johann Weyrich Rößlin. Anno M. DC. LX. 4.

J. Ch. Wagenseils Buch von der Meister-Singer holdseliger Kunst Anfang, Fortübung, Nutzbarkeiten und Lehrsätzen u. s. w. Als Anhang zu dessen: De civitate Noribergensi commentatio u. s. w. Altdorf 1697. 4.

Schilter, Thesaurus antiquitatum teutonicarum Bd. III. Ulm 1728. Glossar. s. voc. Bardus, S. 88 ff.

Abhandlung von den Meister-Sängern, ein Versuch von J. H. Häßlein, in Gräters Bragur Bd. III. Leipzig 1794. S. 17 ff.

Blankenburg, Litterarische Zusätze zu Sulzers Allgemeiner Theorie der schönen Künste I. Leipzig 1796. 8. Artikel Dichtkunst S. 367.

Beischlags Beiträge zur Geschichte der Meistersänger. Augsburg 1807.

Über den Unterschied und die gegenseitigen Verhältnisse der Minne- und Meistersänger u. s. w. von B. J. Docen, im Museum für altdeutsche Litteratur und Kunst Bd. I. Berlin 1810. S. 73 ff. 445 ff.

Auch von Docen: Kritische Beschreibung einer Sammlung alter Meistergesänge in einer Handschrift des 15ten Jahrhunderts, dem einzigen in der königl. Bibliothek zu München befindlichen Manuscript der Art (in Aretins Beiträgen zur Geschichte und Litteratur Bd. IX. München 1807, obgleich Docens Aufsatz von 1811, S. 1128 ff.). Die Lieder sollen gröſtentheils der Mitte oder zweiten Hälfte des 14ten Jahrhunderts angehören, S. 1134.

Über den altdeutschen Meistergesang von J. Grimm. Göttingen 1811.

Die colmarische Sammlung von Minne- und Meisterliedern, von F. H. von der Hagen, im Museum für altdeutsche Litteratur und Kunst Bd. II, 1811. S. 146 ff.

Der Meistersänger holdselige Kunst, von J. G. Büsching, in der Sammlung für altdeutsche Litteratur und Kunst, herausgegeben von F. H. von der Hagen, Büsching und Andern, Bd. I, Stück 1. Breslau 1812. S. 164 ff. (Weitere Ausführung eines früheren Aufsatzes von demselben Verfasser im Neuen litterarischen Anzeiger vom Jahr 1809, aber unvollendet.)

Urkunden der Meistersinger zu Freiburg im Breisgau, aus dem dortigen Stadtarchive mitgetheilt von Dr Heinrich Schreiber, in Mones badischem Archiv Bd. II. Karlsruhe 1827. S. 195 ff.

1. Entstehung, Ausbreitung und Zweck der Singschulen.

Die Meistersänger hatten einen eigenen Mythus über den Ursprung ihrer Kunst und Kunstgenossenschaft. Zur Zeit Kaiser Ottos I und des Pabstes Leo VIII im Jahre 962 habe Gottes Gnade zwölf Männer erweckt, welche, Keiner vom Andern wissend, in deutscher Sprache zu dichten und zu singen angefangen und so den Meistersang in Deutschland gestiftet haben. Diese zwölf Meister seien von dem Anhang des Pabstes vor dem Kaiser der Ketzerei angeklagt worden. Der Kaiser habe anfangs wirklich gemeint, es sei eine neue, unreine Secte, weil der Haufe sich gemehrt. Es sei ihnen hierauf ein Tag anberaumt worden, an dem sie sich auf der hohen Schule zu Pavia stellen sollten. Der Kaiser selbst habe sich dahin (irrig „gen Paris") begeben und es seien nun vor seinem versammelten Rathe und in Gegenwart vieler Doctoren und Magister, auch der päbstlichen Legaten, die zwölf Sänger nach Zahl, Maß und Wort genau abgehört worden. Man habe ihnen mit Wohlgefallen aufgemerkt und der Kaiser und seine Herren haben sich überzeugt, daß es keine Rottengeister seien. Als nun auch der Pabst Leo vernommen, wie diese Meisterlieder Gott nicht zuwider seien, hab' er den Meistergesang Jedermann erlaubt und sonderlich die Deutschen ermahnt, weil Gott die Kunst ihnen bekannt gemacht, sollen sie dieselbe ausbreiten und ihm Lob, Preis und Ehre singen. Und so habe Gott den Meistergesang über 600 Jahre bei gutem Klange forterhalten.

Dieses ist der Inhalt eines Meisterliedes (bei Wagenseil S. 504 ff.; vergl. auch ebendas. S. 550 f.), das zwar erst am Ende des 16ten Jahrhunderts verfaßt zu sein scheint, aber ohne Zweifel auf älteren Überlieferungen beruht. Anachronismen fehlen freilich dieser Sage nicht. Der geringste darunter ist, daß Leo VIII im Jahr 962 noch nicht den päbstlichen Stuhl bestiegen hatte. Aber auch von den sämmtlichen Dichtern, deren Namen in die Zwölfzahl gesammelt sind, fällt keiner in die Zeit Ottos I und Leos VIII und ebensowenig sind sie großentheils unter sich gleichzeitig. Es sind, wenn wir die verdorbenen Namen herstellen, folgende zwölf: Frauenlob, Mügling (sonst Heinrich von Müglin), Klingsor, der starke Poppe, Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach, Marner, Regenbogen der Schmied, Reinmar von Zweter, Konrad von Würzburg, der Canzler, der alte Stolle.

Der älteste, Walther von der Vogelweide, gehört dem Anfang des 13ten Jahrhunderts, Frauenlob mit mehrern Andern dem Schlusse desselben und Heinrich von Müglin dem weit vorgerückten 14ten Jahrhundert an.

Als den ersten Sammelplatz ihrer Genossenschaft betrachteten die Meistersänger die Stadt Mainz. Wagenseil berichtet a. a. O. S. 492:

„Insgemein rühmen sich die Meister-Singer, daß Kaiser Otto der große ihre Genoßschaft mit absonderlichen Freiheiten begnadet, auch solche hernach auf einem Reichstag zu Mainz vermehret und bestättiget und ihnen dazu eine königliche güldne Kron geschenket habe, denselben öffentlich damit zu zieren, so in den Singen den Preis erlangen würde, und soll diese Kron annoch in der Stadt Mainz verwahrlich aufbehalten werden. Von der Meister-Singer überaus herrlichem Wappen, dessen Mitte diese Kron in einem kleinen Schildlein einverleibet, wird hernach folgen.“

Der Wappenbrief, welcher sich nebst den Privilegien der Genossenschaft gleichfalls zu Mainz befinde, zeigt, nach Wagenseils weiterer Meldung S. 515, als Wappen derselben einen gevierten Schild, der in zwei Feldern den Reichsadler und in den beiden andern den böhmischen Löwen, in der Mitte aber die erwähnte Königskrone enthält. Dieses Wappen habe Kaiser Karl IV der Meistersängergesellschaft wo nicht ertheilt, doch also verbessert.

Die Namen der jezeitig berühmtesten Sänger in der Zwölfzahl, der auch für andre Genossenschaften beliebten, anzunehmen, war altherkömmlich. Im Heldengedichte Gudrun, aus dem 13ten Jahrhundert, entführt Horand für seinen König die Tochter des Königs von Irland, indem er sie durch seinen wundervollen Gesang bezaubert und ihr am Hofe seines Herrn noch viel herrlichern verheißt: [1]

406 Er sprach zer schönen Hilden: „Vil edelez magedîn,
Mîn herre tegelîche hât in dem hove sîn
Zwelve, die ze prîse für mich singent verre.
Swie süeze si ir wîse, doch singet aller beste mîn herre.“

Rumelant von Schwaben, aus der zweiten Hälfte des 13ten Jahrhunderts, schließt ein Lied zum Lobe eines freigebigen Herren so:

[1] [Gudrun, herausgegeben von A. J. Vollmer. Leipzig 1845. 8. S. 42. Kudrun, herausgegeben von K. Bartsch. Leipzig 1865. 8. S. 87. H.]

Zwelf meistersinger möhten niht vol singen
Die tugent, die man in eine siht vol bringen.

(Müller B. II, Meistergesangbuch S. 19; vgl. Museum II, S. 147. [F. H. v. d. Hagen, Minnesinger III, S. 69. H.])

Um die Mitte des 14ten Jahrhunderts verfaßte Lupolt Hornburg von Rotenburg a. d. T. ein meistersängerisches Lied zum Lobe der besten Sänger. Es sind ihrer auch zwölfe, dem 13ten Jahrhundert angehörend, und zum Theil dieselben, welche in dem Meisterliede bei Wagenseil genannt sind (Museum II, 22 ff.).

Die im letztern aufgezählten zwölf Meister scheinen diejenigen zu sein, welche in der alten Mainzer Schule für die Stifter galten. Die Singschulen zu Nürnberg und Augsburg aber bildeten für sich neue Zwölfzahlen, ohne darum jenen ältern Meistern die Ehre zu versagen (Wagenseil S. 515. Büsching, Sammlung S. 202).

Dem sagenhaften Ursprunge dieser Zwölfmeisterschaft war es ganz angemessen, daß die Meistersänger selbst solche poetisch oder sinnbildlich auffaßten. Ein Meisterlied von den alten Sängern (worin jedoch die Zwölfzahl etwas überschritten wird) stellt dieselben als Hüter eines blüthenreichen Rosengartens dar:

Die stöck die stunden rosen voll,
Das was ir kluegs gedichte u. s. w.

Die noch Ungelehrten werden gewarnt, die Blumen nicht zu zertreten und aufgefordert, sich durch eigene Meisterschaft einen Ehrenkranz zu verdienen (Görres, Altdeutsche Volks- und Meisterlieder, aus den Handschriften der Heidelberger Bibliothek. Frankfurt 1817. S. 222 ff.). Eine Erinnerung an die zwölf Helden der deutschen Sage, die im Rosengarten zu Worms um Rosenkränze bekämpft werden müssen, mag hiebei wohl zu Grunde liegen. Wie in den Rosengartenliedern der kühne Spielmann Volker, so spielt hier Konrad von Würzburg die Geige und wie dort die gewaltigen Recken, so watet hier der liederreiche Walther von der Vogelweide durch die Rosen.

Auf einer Anschlagtafel, die auf dem Markte zu Nürnberg hieng, war, nach Wagenseil S. 541, ein Garten gemalt, in dem mehrere Personen umherwandelten. Darüber stand die Inschrift:

Zwölf alte männer vor viel jahren
Thäten den garten wohl bewahren

Vor wilden thieren, schwein und beeren,
Die wolten ihn verwüsten geren;
Die lebten, als man zehlt vorwahr
Neunhundert und 62 jahr (d. h. im J. 962).

Dieses Sinnbild hat Hans Sachs in einem Meistergesange auf die zwölf besondern Meister von Nürnberg angewandt (Tenzels Monatliche Unterredungen 1697. S. 422 f. 431—33; daraus bei Büsching, Sammlung I, 212 ff.):

2 Der gart bedeutt in Nürnberg die singschul,
Hat lang geblüht durch zwölf erwählte dichter;
Ir kunst hat sich weit ausgebreit
In alle land, durch fremde meistersänger,
Welche die kunst für andre gaben preisen.
Die zwölf saßen auf dem meisterstuhl u. s. w.

Es werden nun diese Zwölf, sämmtlich nürnbergische Handwerker aus dem 15ten Jahrhundert, aufgezählt, darunter ein Bäcker, ein Nagler, ein Heftelmacher, ein Schneider, ein Briefmaler, ein Schwertfeger, ein Barbier; der letzte Leonhard Nunnenbeck, Leinweber (der Lehrmeister des Hans Sachs).

Noch in einem andern Gesange wird der Kranz ausgeboten, der in jenem Rosengarten geflochten ist (Görres a. a. O. 226 ff.):

Fröhlich so will ichs heben an
Mit meinem gesang auf dieser bahn u. s. w.

Soweit die Fabeln und Bilder von der Stiftung und Fortpflanzung des Meistergesangs. Versuchen wir nun auch, das Wirkliche und Wahrhafte zu ermitteln!

Zwei Momente jener Überlieferungen sind hauptsächlich ins Auge zu fassen: die Anknüpfung der Meistersänger an die Liederdichter des 13ten Jahrhunderts und die Angabe, daß die älteste Singschule zu Mainz bestanden habe. Die künstlichen Formen des ritterlichen Minnesangs, die Bestimmung der Lieder für den musikalischen Vortrag, die Vereinigung des Dichters und des Tonsetzers in derselben Person machen es nothwendig, anzunehmen, daß dieser Gesang durch Unterricht ausgebildet und fortgepflanzt wurde. Walther von der Vogelweide, dessen frühere Lebenszeit noch in das 12te Jahrhundert fällt, sagt von sich:

Ze Osterriche lernte ich singen unde sagen (Manesse I, 132 a).

Auch finden sich bei diesen ältern Dichtern manche Andeutungen auf Kunstregel und Kunstgebrauch. Die Sitte, Versart und Tonweise nach dem Erfinder zu benennen, läßt sich gleichfalls bis in das 12te Jahrhundert verfolgen (Manesse I, 38b: Do hort ich einen ritter vil wol singen In Kürnberges wise u. s. w.).

War nun diese Liederkunst auch im Ganzen wesentlich Eine, so müssen wir doch unter ihren Pflegern zweierlei Classen unterscheiden: Diejenigen, welche die Kunst zu ihrem Berufe gemacht hatten, und die Übrigen, welche dieselbe mehr aus freier Lust oder als ein Wahrzeichen der geselligen Bildung betrieben. Die erstern hießen Meister, ein Name, der in jenen Zeiten Jedem zukam, der sich der Ausübung irgend einer Kunst mit Auszeichnung widmete. Die Andern, die Liebhaber und Lehrlinge, denen der Gesang nur eine Nebenbeschäftigung war, wurden mit ihren fürstlichen oder adelichen Namen bezeichnet. „Unsres Sanges Meister" wird Walther von der Vogelweide in einem Liede genannt, worin der Truchseß von Singenberg um die Mitte des 13ten Jahrhunderts seinen Tod beklagt, aber er selbst schon stellt die Meister den Schnarrenzern (snarrenzäre [1]) gegenüber (Manesse I, 127a).

Fassen wir nun gerade die Meister, die eigentlichen Träger der Kunst, genauer ins Auge, so bemerken wir bei ihnen, schon von der blühendsten Periode des Minnesanges an, innerlich eine mehr und mehr vorwiegende Neigung zu Betrachtung und Lehre und, damit im Einklang, eine strengere Gemessenheit der äußern Form. Während Walther, der älteste mit Sicherheit bestimmbare unter den im Mythus der Meistersänger aufgezählten Stiftern der Kunst, unter denen, die von Minne sangen, höchst geschätzt war, so ist doch schon ein großer Theil seiner Lieder dem ernsteren Nachdenken, der religiösen Betrachtung, den politischen und kirchlichen Kämpfen gewidmet, und die Strophenarten, deren er sich dafür hauptsächlich bedient und die er bei verwandten Gegenständen gerne wiederholt, sind von einem gedehntern und weitschichtigern Bau, als der lyrischen Beweglichkeit angemessen wäre. Von dieser Seite schließt sich ihm, um die Mitte des 13ten Jahrhunderts, Reinmar von Zweter an, der gleichfalls im Verzeichnis der alten Meister genannt ist. Dieser hat das eigentliche Minnelied bereits aufgegeben und völlig

[1] snarrenzen, garrire? Grammatik II, 341, 8.

dem Lehrhaften und Polemischen zugewandt dichtet er nur noch in ganz wenigen langen und scharfgemessenen Weisen, deren eine schon im Manessischen Codex „vrou Eren don" überschrieben wird. Dieser Charakter des Inhalts und der Form befestigt sich auch immer mehr im weitern Verlaufe des Jahrhunderts, wie die zahlreichen Lieder aus dieser Zeit bezeugen, die im zweiten Bande der Bodmerischen Ausgabe des Manessischen Codex und in Müllers Sammlung deutscher Gedichte ꝛc., dem zweiten Bande, Berlin 1785, aus dem alten Meistergesangbuche zu Jena, abgedruckt sind. (Vgl. Docen, Misc. II, 275 f.) Die Verfasser dieser Gedichte werden großentheils Meister betitelt und gehören, nach allen Anzeigen, schon meist zum Bürgerstande. Nun ist zwar keineswegs zu erweisen, daß unter den Sangesmeistern des 13ten Jahrhunderts sich zunftmäßige Verbindungen gebildet hatten, wie sie später unter den Meistersängern bestanden. Dagegen spricht vielmehr das Wanderleben der ältern Sänger, welche an den Höfen der Fürsten und auf den Burgen des Adels, Lohn und Beifall suchend, mit ihrer Kunst umherzogen. Das aber ist unläugbar, daß, von den äußern Einrichtungen abgesehen, die Grundzüge des Meistergesanges hinsichtlich der Gegenstände sowohl als der strophischen Form in den ältern Liedern vorgezeichnet sind. Der gemeinsamen Hauptregel des Strophenbaus wird nachher besonders gedacht werden. In den Singschulen der Meistersänger wurden daher auch die Tonweisen der älteren Meister fortgesungen und auf neue Texte angewandt, oder auch erweitert und umgeändert. Die Liederbücher jener Schulen nahmen zum Theil noch Gedichte der Sänger vom Anfange des 13ten Jahrhunderts in sich auf, aber vorzugsweise nur solcher, welche wir zuvor mit dem Namen Meister bezeichnet haben. Von diesen haben also die Meistersänger nicht mit Unrecht den Ursprung ihrer Kunst abgeleitet und das Gedächtnis dieser geschichtlichen Verbindung ist in der Tradition von den zwölf Stiftern des Gesanges sagenhaft aufbewahrt. Diesen innern Zusammenhang hebt es auch nicht auf, daß wir, was sich früher lebendig entwickelte, nun im Zustande der Erstarrung finden. Wenn der Winterfrost dem Strauche die Blätter abstreift und wir an den dürren Ästen und Zweigen wenig Gefallen haben, so waren doch diese nicht weniger vorhanden, als noch das rauschende Grün sie verhüllte.

Eine ausdrückliche Hinweisung auf die Stadt Mainz, als den ursprünglichen Sitz der Kunst, enthält ein, freilich schon später Meister-

gesang des M. Ambrosius Metzger: meisterliche Freiung (das heißt Meister-Erklärung) der Singer, Wagenseil S. 549 f.:

So viel ich hab bericht darvon
Durch das lesen bekommen,
Hat die kunst schon
In Mainz der statt sein anfang genommen
Durch ein thumherrn prächtig,
So fast schöne lieder gedicht.
Desgleich wohnt drin ein hufschmied auch,
So Regenbogen geheißen;
Den rechten brauch
In dem meistergsang thät er weisen u. s. w.

Es werden dann noch Marner und Mügling als die Mitgründer der Kunst genannt, deren also hier nur viere sind. Auch diese Angaben sind freilich nur sagenhaft, und ebenso was auf der vordersten Seite des Gesangbuchs der Meistersängergesellschaft zu Colmar geschrieben stand: „Dis buoch und dafel ist der XII meister gedicht und ist ob VII hundert joren zu Menz im dunkeln gelegen und in der liberig";[1] wobei wir jedoch nur das hohe Alter, nicht das Herkommen des Buches von Mainz anzufechten brauchen.[2]

Unter dem Domherrn zu Mainz ist Frauenlob verstanden, der auch in den früher angeführten Liedern von den zwölf alten Meistern voransteht; sein Name eröffnet auch das Colmarer Liederbuch (Museum II, 184), und was in seinen und des mit ihm genannten Regenbogen Gedichten vorkommt, ist wohl die Hauptquelle der meistersängerischen Überlieferung.

Meister Heinrich von Misen, genannt der Frouwenlop,[3] wie die Würzburger Liederhandschrift seinen Namen vollständig giebt (Museum I, 160), lebte zu Ende des 13ten und Anfang des 14ten Jahrhunderts. Von Geburt, nach allen Umständen, ein Niederdeutscher, war er, nach der Überlieferung der Meistersänger, Doctor der Theologie und Domherr zu Mainz (Museum II, 160), für welches letztere seine, gleich näher

1 [Vergl. die genaue Mittheilung dieser Stelle in: Meisterlieder der Colmarer Handschrift, herausgegeben von K. Bartsch. Stuttgart 1862. 8. S. 1. H.]

2 Vergl. Grimm 118. Büsching, Sammlung I, 169.

3 Über ihn ein Aufsatz von Docen, in der Aurora 1804. Nr. 92. 93. 100. Museum II, 156 ff.

zu erwähnende Beisetzung im Kreuzgang an der dortigen Domkirche spricht. Er starb 1317 und von seinem Begräbnis meldet Albertus Argentinensis (aus dem 16ten Jahrhundert) bei Urstisius B. II, S. 108 Folgendes:

„Anno domini 1317, in vigilia sancti Andreæ, sepultus est Henricus dictus Frauwenlob, in Maguntia, in ambitu majoris ecclesiæ, juxta scalas, honorifice valde: qui deportatus fuit a mulieribus ab hospitio usque ad locum sepulturæ, et lamentationes et querelæ maximæ auditæ fuerunt ab eis, propter laudes infinitas, quas imposuit omni generi fœmineo in dictaminibus suis. Tanta enim ibi copia fuit vini fusa in sepulchrum suum, quod circumfluebat per totum ambitum ecclesiæ. Cantica canticorum dictavit teutonice, quæ vulgariter dicuntur Unser Frauwen Lied, et multa alia bona."

Man zeigt noch im Kreuzgang des Domes seinen, jedoch erneuerten Grabstein (Schreiber, Handbuch für Reisende am Rhein 94; als Titelkupfer in Görres Volks- und Meisterliedern).

Der Beiname Frauenlob wird bald eben von dem auf das Lob „unser Frauwen," Mariens, in der poetischen Bearbeitung dieses Dichters gedeuteten hohen Liede, bald von einem Wettstreite, den er mit andern Sängern über den Vorzug des Namens Frau vor dem Namen Weib führte, abgeleitet. (Vergl. Museum II, 157 f.) In der Art des ritterlichen Minnesanges hat er zwar das Lob der Frauen nicht gesungen, aber er hat die gepriesen, durch welche, nach mehrfachen Äußerungen in den Liedern jener Zeit, das ganze Geschlecht verherrlicht ist. Frauenlobs Gedichte sind, auch wo sie sich auf die Minne beziehen, mehr lehrend und betrachtend und besonders herrscht in ihnen die Richtung auf das mystisch Religiöse. [1] (Vergl. Museum II, 166.)

Regenbog oder Regenbogen (beides kommt in seinen eigenen Gedichten vor, Museum II, 186, 3. 190, 1), bei den spätern Meistersängern Barthel Regenbogen, sang mit Frauenlob „wider strit" (in die Wette) über den Werth der älteren Meister, über Frau und Weib u. s. w., hat jedoch der heftigen Äußerungen unerachtet, welche in diesen Wettgesängen vorkommen, Frauenlobs Gedächtnis im Liede (Museum I, 194. 160. Hanmann S. 163) gefeiert. In denjenigen seiner

[1] [Man vergl. nun: Heinrichs von Meißen des Frauenlobes Leiche, Sprüche, Streitgedichte und Lieder, erläutert und herausgegeben von L. Ettmüller. Quedlinburg und Leipzig 1843. 8. Frauenlob starb nicht 1317, sondern 1318. H.]

Lieder vorzüglich, welche aus der Colmarer Handschrift bekannt gemacht worden sind, giebt er Nachricht von seinen persönlichen Verhältnissen. Er war erst ein Schmied und gewann auf hartem Ambos kümmerlich sein Brot, dann griff er zur Kunst des Gesanges und fuhr weit umher.[1] Er rühmt sich selbst einen Meister, der vor edeln Fürsten und mächtigen Kaisern zu singen wage, doch klagt er auch einmal über die Kargheit der Großen und droht, wenn sie ihm nicht besser lohnen, zu der Esse Glut, zu Hammer, Zang' und Ambos, der ihm willig Fleisch und Brot mittheile, zurückzukehren[2] (Museum II, 172, N. 46. Aretin, Beiträge IX, 1169. Vergleiche auch ebendaselbst 1137 u. s. w.).

Besonders aber kommt uns ein Lied in Betracht, in welchem er die Sänger am Rheine, namentlich Frauenlob, zum Wettkampf herausfordert (Museum II, 186 f. [F. H. v. d. Hagen, Minnesinger III, S. 344. 345]):

Got dank' iu, meister! (ir) habet mich enpfangen schon, u. s. w.

Daß am Rheine, worunter wir in der Verbindung mit Frauenlob besonders die Stadt Mainz zu verstehen haben werden, die besten Sänger seien, war also am Ende des 13ten Jahrhunderts eine bekannte Sage, wodurch Regenbogen eben dahin gezogen wurde. Davon ist zwar nichts gesagt, daß diese Sänger eine Schule, eine geregelte Genossenschaft bildeten. Dennoch werden sie von ihm in einer gewissen Gesammtheit, der Meister Frauenlob an der Spitze, aufgerufen und der nach alter Sitte wandernde Sänger stellt sich ihnen, als Ansäßigen, gegenüber, so daß wir die schulmäßige Genossenschaft bis zum Abschlusse vorbereitet finden. Hiebei verdient auch das Bild Beachtung, welches in der am Anfang des 14ten Jahrhunderts gefertigten Manessischen Liederhandschrift den Gedichten Frauenlobs vorgesetzt ist. Der Meister sitzt erhaben auf dem Stuhle, mit aufgehobenem Finger und gesenktem Stabe, unter ihm steht eine Schaar von neun Männern, die meisten mit Saiten- und Blasinstrumenten und besonders ausgezeichnet ein Geigenspieler, aber auch zwei, nicht mit Instrumenten versehen, welche singend gedacht sein mögen. Daneben Frauenlobs Wappen, ein Frauenkopf mit Krone, ohne Zweifel die von ihm gefeierte Himmelskönigin und damit auch die Ableitung seines Namens von diesem Lobe

[1] Ettmüller, Frauenlob, Vorrede XXIV: ‚der Regenboge zu Ulm.'

[2] [Vergl. Bartsch a. a. O. S. 400. 401. H.]

derselben anzeigend. Dieses Bild ist sehr wahrscheinlich noch zu Lebzeiten des Meisters gemalt worden; später würde man wohl eher die auch auf dem Grabstein dargestellte Scene gewählt haben, wie er von den Frauen zu Grabe getragen wird.

Schon damals also wurde Frauenlob als Haupt und Leiter einer Kunstgesellschaft betrachtet, und wenn auch dieser noch nicht die bestimmte Einrichtung der späteren Singschulen gegeben war, so können doch letztere sich aus und nach ihr allmählich gestaltet haben, womit dann auch die in ihnen gehegte Überlieferung stimmt. Der Geist der Belehrung und frommen Betrachtung und der gelehrte Anstrich, wovon Frauenlobs und Regenbogens Lieder das Muster gaben, hat auch in den Singschulen sich fortgepflanzt, nur mit stets zunehmender Steifheit und Trockenheit.

Die Verbreitung des Meistergesangs giebt Grimm (a. a. O. S. 129) folgendermaßen an: „Im 14ten Jahrhundert blüht er zu Mainz, Straßburg, Colmar, Frankfurt, Wirzburg, Zwickau, Prag. Im 15ten zu Nürnberg, Augsburg. Im 16ten zu Regensburg, Ulm, München (H. Sachs, Göz I, 5, Frankfurt, ebendaselbst), Steiermark, Mähren (Iglau), Breslau, Görliz bis nach Danzig. Im 17ten zu Memmingen, Basel, Dinkelsbühl.“ [1]

Dieses Verzeichnis macht jedoch, wie der Verfasser selbst bemerkt, auf keine Vollständigkeit Anspruch, auch beruht es nicht sowohl auf noch vorhandenen Stiftungsurkunden, als auf einzelnen Angaben, aus denen oft nur das Vorhandensein, nicht aber die Entstehungszeit der Singschulen an diesem oder jenem Ort erhellt.

Es mögen daher hier einige weitere Notizen theils zur Vermehrung des Verzeichnisses, theils für die Zeitbestimmung folgen.

Aus einem Meisterliede, welches 1597 zu Straßburg gedichtet und abgesungen worden, ist in den „Historischen Merkwürdigkeiten des ehemaligen Elsaßes aus den Silbermannischen Schriften gezogen,“ Straßburg 1804, S. 120 folgende Stelle mitgetheilt:

Noch sind vor der zeit
In der welt weit
Herrlich dichter gewesen,

[1] S. auch noch Büsching, Sammlung I, 166 und N. 4.

Findt man ir nam bereit.
Noch leben heut
Zu Leipzig und zu Dresden,
Zu Eßling, Nördling, Wien, Breslau,
Zu Danzig, Basel, Steier,
Zu Colmar, Frankfurt, Hagenau,
Im römischen reich zu Speier,
Weißenburg gleich,
Pforzheim ist reich
An dichter, wie wir lesen.

Eßlingen hat auch Grimm in den Zusätzen seiner Schrift (S. 187) noch namhaft gemacht; dort hat der Meistersänger Daniel Holtzmann aus Augsburg zweimal Schule gehalten, das heißt sich in der Singschule hören lassen, wie er in der Zueignungsschrift seines Fabelbuchs „Spiegel der natürlichen Weisheit“ u. s. w. 1571 an Bürgermeister und Rath der Stadt Eßlingen sagt (Eschenburg, Denkmäler altdeutscher Dichtkunst. Bremen 1799. S. 378). Auch Worms ist nach einer Angabe des Joh. Staricius, in der Mitte des 17ten Jahrhunderts, beizufügen (W. Grimm, Heldensage 320).

Außer der angenommenen Mutteranstalt zu Mainz waren die berühmtesten Singschulen die zu Straßburg, Nürnberg und Augsburg. Aber auch über ihre Stiftung fehlt es an gleichzeitigen, urkundlichen Nachrichten.

Über die zu Straßburg,[1] deren Blüthe Grimm schon ins 14te Jahrhundert versetzt (vergleiche jedoch S. 26), finde ich nur, im angeführten Schilterischen Glossar s. v. Bardus, den Anfang des Briefs, mittelst dessen der dortige Magistrat im Jahre 1598 die Gesellschaft der Meistersänger renoviert hat, so lautend: „Demnach ungevähr vor einhundert und fünf jahren die uralte löbliche kunst des teutschen meistergesangs durch etliche kunstliebende gottesfürchtige personen allhier aufgerichtet worden“ u. s. w. Diese Aufrichtung würde hiernach erst ungefähr in das Jahr 1493 fallen, wenn nicht etwa auch hiebei nur eine spätere Bestätigungsurkunde zu Grunde liegt. Bei Nürnberg weisen die von Hans Sachs aufgezählten zwölf Hauptmeister gleichfalls nicht

[1] Wegen Nürnbergs vergl. Aretin, Beiträge IX, 1151: Ketner. 1134, 66. 1153, 42. 1170, 64. 1172, 68.

über die Mitte des 15ten Jahrhunderts hinauf. Zu Augsburg ist die Singschule nicht, wie Beischlag behauptet, erst im Anfang des 16ten Jahrhunderts, sondern nach Grimms Annahme (S. 129) wirklich im 15ten, und zwar, worüber ich ein glaubwürdiges Zeugnis aufgefunden, etwas vor der Mitte desselben, gegründet worden. In einer früher schon angeführten handschriftlichen Gedichtsammlung aus dem 15ten Jahrhundert, dem sogenannten Liederbuche der Clara Hätzlerin, steht ein gegen die Städte polemisches Lied, das nach seiner ausdrücklichen Meldung zur Zeit der Verkündigung des Jubeljahres, 1450, gedichtet ist, und darin folgende Strophe:

Augspurg hat ain weisen rat,
Das prüft man an ir kecken tat
Mit singen, dichten und klaffen;
Si hand gemachet ain singschuol
Und setzen oben auf den stuol,
Wer übel redt von pfaffen.[1]

Diese Singschule wird hier, um 1450, offenbar als eine noch neue Einrichtung bezeichnet.

Die einzige, meines Wissens, herausgegebene gleichzeitige Stiftungsurkunde ist der von H. Schreiber a. a. O. nebst andern Urkunden der Meistersänger zu Freiburg im Breisgau aus dem dortigen Stadtarchive mitgetheilte Stiftungsbrief der Gesellschaft vom Jahre 1513, wodurch wir überhaupt zuerst von dieser Gesellschaft Kunde erhalten haben.

Fortgebauert haben die Meistersängerschulen, wenn auch in einem kümmerlichen Dasein, an mehreren Orten noch bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts. Von Nürnberg bemerkt Häßlein in seiner 1794 erschienenen Abhandlung (Bragur III, 89), es sei nun über 20 Jahre, daß die letzte öffentliche Schule gehalten worden.[2] Die Gesellschaft zu Straßburg hat (nach den angeführten Silbermannischen Merkwürdigkeiten S. 121), nachdem sie Vielen zum Gespött geworden, am 11 September 1781 den Magistrat um Aufhebung ihrer Einrichtung und um

[1] [Man sehe die Stelle in: Haltaus, Liederbuch der Clara Hätzlerin S. 41, und in: Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder ... herausgegeben von Ludwig Uhland I, S. 430. Vergl. ebendaselbst S. 426. H.]

[2] Vergl. Ranisch, Historischkritische Lebensbeschreibung Hans Sachsens. Altenburg 1765. 8. S. 26—28.

nützliche Verwendung ihrer Einkünfte, welche eben nicht beträchtlich waren und gröstentheils von den milden Stiftungen herkamen, denen sie also, da dem Begehren willfahrt wurde, auch wieder zufielen. Häßlein bringt a. a. O. S. 107 f. eine Nachricht aus Beckers deutscher Zeitung 1792, St. 5, S. 80 bei, daß zu Ulm die Meistersänger aus der Weberzunft noch jetzt im besten Flore seien; dabei versichert der Herausgeber, daß sie auch in andern Städten Oberdeutschlands noch Lehrlinge in ihrer Kunst aufnehmen und lossprechen und zunftmäßige Meister machen.

Um sich über den Zweck der Singschulen zu belehren, wär' es besonders wünschenswerth, die alten Stiftungsbriefe zu Rathe ziehen zu können. Es steht uns aber hiefür, erwähntermaßen, nur der Freiburgische von 1513 zu Gebot. Derselbe hebt so an (Badisches Archiv II, 195 ff.):

Wir Burgermeister und Rat der Stadt Friburg im Brisgau thund kunt menglichem mit diesem Briefe, daß vor uns in gesesznem Rate erschinen sind die ersamen Michel Punt, der Schumacher Bruderschaft Meister, Jakob Rumel, Rudolf Balduf, Ludwig Würzburger, Heinrich Wißland und ettlich ander unser Burger und Inwoner von der Singer-Bruderschaft und habend uns fürgetragen: Nachdem sich wiland der ersam Herr Peter Sprung, unser Obristermeister seliger, gar uß fründlicher erlicher Neigung und Meinung mit ihnen besprochen und beredt einer Bruderschaft der Sengerie und ihnen daran zwen Guldin Gelds, ablösig mit vierzig Guldin Hauptguets, zugeordnet, die sie auch seiner verlaßnen Witwe mit Recht vor uns anbehalten, wie wir des gut Wissen hätten, werend si daruf geneigt und willig, so vil an ihnen stund, sollich Bruderschaft und Singen uofzurichten, in Betrachtung, daß dennocht[1] Gott der allmächtig dardurch gelobt, die Selen getrost und die Menschen zu Ziten, so sie dem Gesang zuhorten, von Gotslästerung, auch vom Spil und anderer weltlichen Üppigkeit gezogen wurden. Inmaßen dann das alles obgemelter Peter Sprung seliger ordenlich und wohl betrachtet und deshalben dise Bruderschaft dester begiriger angefangen het, mit demütigem und underthänigem Anrufen, wir wolten desselben Peter Sprungen seligen und ihr aller Gemüt und Willen, so hierinne ihrthalben ganz gerecht und guet were, betrachten, auch dabi bedenken die Guettät, so den armen Selen dardurch nachgeschehen mocht, und ihnen sollich Bruderschaft und Ordnung des Gesanges gonstlich bewilligen und zulassen; also nachdem wir Burgermeister und Rat obgenannt

[1] Dennocht, Schmeller I, 375: dennoch, denn doch.

nit anders vermerken können noch mögen, dann daß Peter Sprungen seligen und ir aller Meinung uß erbarem Grund und Fürnemen geflossen, auch dabi bedacht und ermessen, wie vor me viel Personen, geistlich und weltlich, Gelt an dise Bruderschaft gegeben, in Meinung, daß die volzogen solt werden, wie ihnen angezeigt sig, als wir dann in der Rechtshandlung zwischen den Singern und Peter Sprungen seligen Witwe gar eigentlich underricht worden sind: so haben wir sollich Bruderschaft und Ordnung des Gesangs mit allen Puncten und Artikeln, wie dann die von Stuck zu Stuck harnach volgent, bewilliget und zugelassen, dieselben auch sovil an uns ist, confirmirt und bevestnet, bewilligen lassen zu confirmiren, und bevestnen die jetzt wissentlich in Kraft dieß Briefs, meinen und wellen, daß derselben Ordnung und Bruderschaft des Gesangs in allem Inhalt von allen denen, die es berüren thuet, gestracks gelebt und nachkommen und darwider deheines Wegs gethan noch gehandelt sol werden, doch uns und allen unsern Nachkommen hierinne unser Oberkaiten ußdrücklich vorbehalten, gerürte Ordnung zu meren, zu mindern, zu endern, gar oder zum Teil abzuthun, wie und zu welcher Zit uns und unsern Nachkommen geliebt, eben und gefällig ist. Und wie und wenn das geschicht, daran sollend uns und unser Nachkommen die obgemelten ietzig und all künftig Singer und Brüder diser Bruderschaft, noch Niemands Intrag, Sperrung oder Irrung thun, alles ufrecht, erbarlich und ungeverlich. Und lutet die angezeigt Ordnung, so uns von Peter Sprungen seligen und nachgehend den Singern, wie obstat, fürgebracht ist, von Wort zu Wort also: u. s. w.

Es folgen nun 18 „Artikel der Singer," wovon ich hier nur dasjenige aushebe, was zur nähern Erklärung des Zweckes dieser Verbindung dient.

Jedes Jahr sollen zwei „gemeine Hauptsingen" im Predigerkloster gehalten werden, das eine am Tage des Evangelisten Johannes, in den Weihnachtfeiertagen, das andre am Pfingstdienstag. Je am Morgen nach einem solchen Hauptsingen sollen aber auch noch „zwei gesungne Empter volbracht werden: ein Selampt, darinne sol man bitten für die Stifter diser Brüderschaft, auch für alle die, so in der Brüderschaft sind, es sient Singer oder nit. Desglichen sol man alle die verkünden, so uß diser Bruderschaft gestorben sind, und dabi aller gläubigen Selen nit vergessen." Das zweite gesungene Amt, zu dem man orgeln soll, wird nach dem ersten Hauptsingen „von unser lieben Frowen," nach dem andern „von der heiligen Dreivaltigkeit" gehalten. Am Tage vor jedem Hauptsingen soll der Prädicant, der im Kloster predigt, verkünden, „daß morndes das Hauptsingen gehalten, daß man auch allen Brüdern und Schwestern, so in diser Brüderschaft sind, das Jarzit mit den beiden Emptern, wie

obgemelt ist, begon werd" u. s. w. Ein solches Seelamt soll auch je auf die beiden Fronfasten [1] stattfinden. (Art. 1—4.)

Weiter bestimmt Artikel 5:

Item, wann ein Bruder oder Schwester uß diser Bruderschaft abstirbt, so soll man ihme das Libfäll [2] mit einem gesungnen Selampt zu den Predigern halten und dortzu allen Brüdern und Schwestern verkünden und söllent desselben Abgestorbnen Fründ Wachs und Kerzen zu solchem Libfäll geben. Wär es aber ein Frömbder, der dise Bruderschaft gehalten und doch nit Früntschaft im Land hett, die sich sin beladen wölte, so sin Absterben fürkompt, soll man ihme nicht destminder in der Bruderschaft Kosten das Libfäll halten und begon, wie obstat.

Artikel 8 besagt:

Item die Prediger-Herren sollend auch allweg zu dem Hauptsingen unter ihnen selbs, ob sie es gehaben mögend, oder anderswa zwen gelert Mann, oder doch zum wenigsten einen, die sich der heiligen göttlichen Geschrift verstanden, zu Merker geben und darsetzen. Desglichen sol die Bruderschaft auch zwen geben u. s. w.

Sodann Artikel 12:

Item die geistlichen und weltlichen Merker, so gesetzt werden, sollen geträw Ufmerken uf die Senger haben, und wo sie dieselben in ihrem Gesang irrig erfinden, es sig in welchem Stuck und wie es well, nichts vorbehalten, das sollend sie ihnen sagen und sollich Irthumb bi ihnen abstellen, auch die Singer ihrem Entscheiden und Geheiß gehorsam und gewertig sein.

Vermöge Artikels 14 sollen außer den Mitgliedern der Brüderschaft selbst

Doctores, Priester und Rathsherren frigen Zugang haben, dem Singen ufzulosen, und von denselben allen nichts genommen werden.

Endlich in Beziehung auf die Mahle, welche vermuthlich nach den Hauptsingen stattfanden und wozu nach Artikel 7 die Predigerherren ihre Küche hergeben musten, wird Artikel 15 (S. 201) angeordnet:

Item es soll auch bestellet, daß ob den Malen gesungen, namlich in Anfang, im Mittel und am End des Mals, und Niemants gestattet werden, torliche Lieder zu singen; aber nach dem Mal mag ein ieder singen, was er will, doch daß es alweg erbarlich und züchtiglich zugang, und ob sich Jemands

[1] Quatemberfasten. Schmeller I, 613.

[2] lip bevilhe (bevilde, auch bivilde), lipfil, leibfall, exequiæ, sepultura, corporis commendatio terræ. Schilter, Glossarium S. 539 b. Von bevelhen u. s. w. im Sinne von begraben. Grammatik II, 721.

im Singen ob den Malen mit Worten oder Werken unschickenlich hielte, den sollen die Singer nach der Gebure strafen.

Auch der pergamentene Anschlag, mittelst dessen, nach erhaltener Bestätigung, die Eröffnung des Singens verkündigt wird, enthält beachtenswerthe Äußerungen. Es wird darin in Beziehung auf die christliche Lehre, welche namentlich auch die hohen Schulen in Behaltnis haben, gesagt:

„Welich trostlich Lere wir von der wirdigsten Priesterschaft predigen oft unfruchtbarlich oder verdrießlich hören. Wird doch die durch der göttlichen Kunst Doctores, auch frier Künste Meister in den ungelerten Leien verstentlich bracht mit übersüßisten Gedichten ze singen in den zwölf meisterlichen Tönen uß den frien Künsten!" Nach Aufzählung dieser freien Künste, der Logik, Grammatik, Arithmetik, Rhetorik und Musik, wird dann die Absicht ausgesprochen, „mit u. s. w. obgemelter Sengeri und Gedicht uß göttlichen und natürlichen Künsten u. s. w. wider ze ernüwen die Loblichkeit, so lang Jar und Zit bißher vergangen gewesen und nun in Verspulgung [1] abgestigen ist, ze kurzwilen umb Glori, Lob und Ere der Gottheit und unser himmelschen Trösterin u. s. w. uns zu Glück und Heile u. s. w. und zu Widerstand und Mindrung, nemlich an den Firtagen, manigerlei jetzt laufender nüw angenomner Lüderi, üppiger, unnutzer, unerlicher und verdammter Wort und Werk, so denn die Jungen geneigter denn zum Guten, leider, jetzt lernen u. s. w. in Hoffnung, obgemeldt Kunst Gott und der Welt gesellig, kurzwilig, loblich und geliebt gehandhabt und also gepflanzt werd." Am Schlusse heißt es noch: Diejenigen, welche als Sänger oder Zuhörer Theil nehmen wollen, werden „in schuldiger Erberkeit von den Meistersengern daselbs empfangen und zugelassen."

Fassen wir diese einzelnen Artikel der Singerordnung [2] unter ihre Hauptgesichtspuncte zusammen, so zeigt sich eine doppelte Bestimmung

[1] Verspulgung, Nichtgebrauch, Abgewöhnung; spulgen, pflegen, gewohnt sein. Fundgruben I, 392 a.

[2] Auf der Bibliothek zu Colmar befindet sich ein Bruchstück der Satzungen dortiger Singgesellschaft von 1549. Sie haben den geistlich-katholischen Zuschnitt des Freiburger Statuts, es werden auch Schwestern aufgenommen, der ersungene Kranz soll nicht beim Tanze getragen werden. Angeführt wird „das Buch von Menz," der vermiste Colmarer Codex [jetzt auf der k. Hof- und Staatsbibliothek zu München, in Auswahl herausgegeben von K. Bartsch. Stuttgart 1862. 8. H.]; aus diesem soll hauptsächlich auch gesungen werden. Übrigens wird ausdrücklich auf die Satzungen von Augsburg und Nürnberg als Vorbilder Bezug genommen, diese hatten also wohl ursprünglich und vor der Reformation das gleiche Gepräge.

der neugestifteten Brüderschaft: einmal die gottesdienstliche Feier, besonders zum Seelenheile der abgeschiedenen Genossen („die Guettät, so den armen Selen darburch nachgeschehen mocht," Freiburger Stiftungsbrief S. 196), sodann die Ausübung der Sing- und Dichtkunst. In ersterer Hinsicht trifft dieser Verein mit so vielen andern geistlichen Brüderschaften, Confraternitäten, überein, wie sie in älterer Zeit zu wohlthätigen oder kirchlichen Zwecken, insonderheit auch zur Theilnahme an Begräbnissen, bestanden und an bestimmten Tagen ihre genossenschaftlichen Mahlzeiten hatten (Hüllmann, Städtewesen des Mittelalters, Theil IV. Bonn 1829. S. 179. Keysler, Antiqu. septent. Hannover 1720. S. 359 f. Schmeller I, 254). Noch jetzt bestehen an katholischen Orten solche Genossenschaften, gewöhnlich unter dem Patrocinium eines Heiligen, z. B. die Josephsbrüderschaften. Für die kirchlichen Zwecke ist auch in obigem Stiftungsbrief Artikel 7 der neue Altar unser Frauen in der Kirche der Predigerherrn eingeräumt, „damit die Bruderschaft daruf gehalten werden möge."

Wenn übrigens gleich diese kirchlichen Feierlichkeiten mit Gesang verbunden, „gesungene Ämter" waren, so konnte doch dabei der eigentliche Meistersang, der in deutscher Sprache und in nichtliturgischen Tonweisen stattfand, nicht eintreten. Dennoch wär' es möglich, wenn es auch nicht nachgewiesen werden kann, daß die ältern Singschulen überhaupt auf solche kirchliche Brüderschaften, als die herkömmliche Form für Vereine zu frommen und geistigen Zwecken, gegründet waren. Auch die schon erwähnte Erneurung der Straßburger Singschule von 1598 gedenkt der bisherigen Theilnahme von „Personen beiderlei Geschlechts," wie im Freiburger Stiftungsbriefe Brüder und Schwestern, letztere namentlich in Beziehung auf die Seelenämter und die Bestattung, vorkommen. Für Nürnberg berichtet Wagenseil S. 555:

„Wann ein Meister-Singer mit Tod abgangen, sind alle Gesellschafter schuldig, ihn zu Grab zu begleiten. Ist aber ein Merker gestorben, so verfügen sich, nachdem der Sarch in das Grab versenket, und ehe er noch mit Erde beschüttet worden, die gesammte Gesellschafter dahin und singen ein Gesellschaft-Lied zu letzten Ehren."

So hat sich hier das Seelamt nach der Reformation gestaltet. Selbst was schon von Frauenlob gemeldet wird, wie ihn die Frauen zu Grabe getragen, würde den Sitten der Zeit näher gerückt werden,

wenn wir in ihnen Schwestern einer von diesem Meister begründeten Singbrüderschaft annehmen dürften, und wie ein Nachhall des brüderschaftlichen Seelamts klingt es, wenn Meister Regenbogen sein Lied an die Jungfrau Maria zum Gedächtnis Frauenlobs so beschließt [1] (Hanmann S. 163):

Unt hilf uns zuo dir in der himel veste!
Da vind' ich meister Vrouwenlop, ouch an der stat so vil der lieben geste.

Was nun aber, neben diesem Kirchlichen, die andre und zwar die Hauptbestimmung der neuerrichteten Freiburger Brüderschaft anbelangt, Ausübung der Sing- und Dichtkunst, so zeigen uns die Urkunden allerdings auch hiebei eine geistliche Richtung, die es um so eher gestattete, die Singschule mit der religiösen Confraternität zu verbinden. Es ist im Stiftungsbriefe gesagt, daß dadurch Gott der Allmächtige gelobt, die Seelen getröstet und die Menschen, während sie dem Gesange zuhörten, von Gotteslästerung, vom Spiel und andrer weltlichen Üppigkeit abgezogen würden; es sind zwei geistliche, gelehrte Männer, die sich der heiligen, göttlichen Schrift verstehen, zu Merkern bestellt, den Priestern und Doctoren ist besonders der freie Zugang eröffnet und das Absingen „torlicher Lieder“ ist selbst beim Mahle verboten. Auch der Anschlag spricht davon, daß diese Kunstübung zur Ehre Gottes und der Jungfrau Maria, sowie zum Heile der Seelen gereichen soll. Noch über hundert Jahre nachher finden wir in derselben Singschule die religiöse Richtung nicht nur forterhalten, sondern sogar noch bestimmter ausgesprochen. Eine gleichfalls von Schreiber (S. 205 ff.) mitgetheilte Einladung zu einem Meistersingen, vom Jahre 1630, fängt so an:

Kund und offenbar sei Jedermeniglichen, daß uf heut den hochheiligen Festtag ein ehrsame Bruderschaft der wohlgelerten Meistersenger alhie mit göttlicher Gnad, Hülf und Beistand fürgenomen, ein christliche geistliche Singschul zu halten, solches in aller Zahl und Maß, wie Gesangs Brauch und unser Tablatur vermag, anzuschlagen! Derowegen ist unser Bitt und Beger, wo etwan Meister oder Gesellen vorhanden weren, die Gott mit solcher Kunst begabt hett, auch Lieder könnten, die Zahl und Maß haben, wie dann ein Jeder, der ein rechter Singer ist, wohl weist sich zu halten, wann er diser Kunst will pflegen; ist derowegen nochmals unser Bitt, wo etliche, wie obgemelt,

[1] Das ganze Lied bei Görres a. a. O. S. 332 ff. [und bei F. H. von der Hagen, Minnesinger III, S. 354. H.]

vorhanden weren, wollen sich zu uns verfügen, alda mit uns singen auß lauter heiliger göttlicher Geschriften. Was auf einer geistlichen Singschuel verbotten ist, das weist ein jeder wohlgelerter Maistersinger vorhin wohl, als nemlich Bossenlieder, Bremberger, Bergrisch, auch soll keine Reizlied (vergl. Wagenseil S. 543. 555), Schmützung, Schmehung oder Eingreifung in Religion Sachen gesungen werden. Wie dann Mancher wohl weist und sich mit Fleiß darinnen üben thut; sondern soll alles geistlicherweis uf diser Schuel gehalten werden u. s. w.

Hiemit stimmt denn auch überein, was sonst von dem Geiste der Singschulen bekannt ist. Nicht bloß die Tradition, daß der Pabst, nachdem er die zwölf Stifter der Kunst tadellos erfunden, die Deutschen ermahnt, solche zu Gottes Preis und Ehre auszubreiten; oder die Anweisung des Liedes bei Görres (S. 228), durch Gesang von der heiligen Jungfrau und von der Marter des Herrn um den Kranz zu werben; sondern auch der großentheils und sogar in zunehmendem Maße geistliche Inhalt der Lieder von Frauenlob an bis zu den spätesten Meistersängern.

Auch in der Nürnberger Schule bestand die Vorschrift, „sich in dem Doppelsingen aller Possenlieder und Stampeneien“ zu enthalten (Bragur III, 97). Das Vorbild der Meistersänger war der fromme König David, wie z. B. in der Einladung zum Freiburger Meistersingen von 1630:

Kumbt her, ihr Singer algemein!
Uf unser Schuel solt ihr geladen sein;
Und singet her all mit Fleiß
Dem Herren zu Lob, Ehr und Preis
Und lobet Gott mit sießem Ton,
Wie auch der König David schon!
Der sang dem Herren schön Gedicht,
Also solt ihr auch sein verpflicht.

Auf einer Anschlagtafel der Nürnberger Meistersänger war der König David vorgestellt, wie er, auf der Harfe spielend, vor dem am Kreuze hangenden Heiland kniet (Wagenseil 542).

Gleichwohl finden wir vom Anfang an die Singübungen, sowohl das Hauptsingen, als das Singen bei und nach dem Mahle, auch wieder hinreichend von den religiösen Gebräuchen unterschieden. Diese werden in der Kirche, am Altare, vorgenommen, für die Hauptsingen ist (Artikel 7) auf den Winter die Conventstube, auf den Sommer das

Refectorium des Predigerklosters angewiesen. An andern Orten fanden übrigens die Singschulen auch in den Kirchen statt. Die „torlichen Lieder" sind zwar selbst während des Mahles ausgeschlossen, „aber nach dem Mal mag ein ieder singen, was er will, doch daß es alweg erbarlich und züchtiglich zugang" (Art. 15). Endlich besagt der öffentliche Anschlag ausdrücklich, was die Priesterschaft oft unfruchtbar predige, werde doch „durch der göttlichen Kunst Doctores, auch frier Künste Meister in den ungelerten Leien verstentlich bracht mit übersüßisten Gedichten ze singen in den zwölf meisterlichen Tönen uß den frien Künsten," es sei „eine Sengeri und Gedicht uß göttlichen und natürlichen Künsten."

Unter den Doctoren der göttlichen Kunst sind ohne Zweifel Frauenlob und Müglin verstanden, die in den Verzeichnissen der Altmeister Doctores der heiligen Schrift genannt werden (Wagenseil 503. 550); Klingsor erscheint als ein Meister der freien Künste. Selbst den Schmied Regenbogen hörten wir einen Kranz ausbieten, der aus Philosophie, Astronomie und andern weltlichen Künsten geflochten ist, und unter seinem Namen findet sich ein besondres Gedicht zum Lobe der sieben freien Künste (Manesse II, 197 f.). In dem Kranzliede bei Görres (S. 228) heißt es gleichfalls, nach Anführung der geistlichen Gegenstände des Gesanges:

> Singt er von dem Planeten-Heer,
> Die Element und die acht Sphär,
> So wirbt er um des Kranzes Ehr.[1]

Übrigens war diese Gelehrsamkeit, wie sie in den Liedern erscheint, eine ziemlich nebelhafte und verworrene. Man sang mehr von den Wissenschaften, als aus denselben, man bediente sich ihrer Namen und Terminologieen nach Art der Zauberformeln, es war nur ein dunkler, ahnungsvoller Drang nach ihren Mysterien. Auch andre völlig weltliche Gegenstände wurden in den Formen des Meistergesangs behandelt, obwohl, wenigstens in der spätern Zeit, meist außerhalb der Schule.

Nach all diesem ergiebt sich uns als Zweck der Singschulen ein gesellschaftlich geregelter Betrieb der Singkunst und Dichtkunst in vorherrschender Richtung auf Erbauung und Lehre, auf göttliche und

1 Vergl. noch Wagenseil 552 f. Aretin, Beiträge IX, 1180.

menschliche Weisheit; „Gott und der Welt gefällig," wie der Freiburger Anschlag sagt. Der äußern Form geistlicher Brüderschaften unerachtet aber war es eine Kunst und Weisheit der Laien, in ihrer Sprache und ihren eigenen Tonweisen betrieben und, wie sich bei den Leistungen des Meistersanges zeigen wird, mitunter selbst in scharfer Opposition gegen die Geistlichkeit.

---

2. Einrichtung und Satzungen der Singschulen.

Unter der Einrichtung der Singschulen verstehe ich die statutarischen oder herkömmlichen Bestimmungen ihrer gesellschaftlichen Organisation, unter den Satzungen die Regeln, welche für die Kunstübung selbst bestanden.

Was nun zuerst die Einrichtung betrifft, so betrachte ich hier die Singschulen als solche, als Kunstgenossenschaften. Über ihre, vielleicht ursprünglich allgemeine, wenn auch nicht wesentliche Eigenschaft als geistliche Confraternitäten ist bereits das Nöthige beigebracht worden.

Von urkundlichen Quellen sind hier wieder nur die Freiburger Urkunden durch den Druck zugänglich gemacht. Sonst gehört hieher vorzüglich das sechste Capitel der Wagenseilischen Schrift, das von der Meistersinger Sitten und Gebräuchen u. s. w. handelt. Der Verfasser versichert (S. 540), sein Bericht gründe sich auf die Nürnbergische und andre geschriebene Schulordnungen, wie auch die von den Meistersingern ihm mündlich geschehenen Anzeigungen und das, was er selbst bei ihnen in ihren Singschulen gesehen und gehört habe.

Die Meistersängergesellschaften bestanden, soweit wir sie in ihrer förmlichen Einrichtung verfolgen können, hauptsächlich aus Bürgern und Handwerkern. Sowie sie unter den Stiftern ihrer Kunst Gelehrte und Ritter nannten, so mochten sie sich durch den Beitritt von Männern aus diesen Ständen fortwährend geehrt finden und die Freiburger Artikel schreiben sogar die Beiziehung von zwei geistlichen, der heiligen Schrift kundigen Merkern besonders vor. An manchen Orten scheint der Meistergesang späterhin auf bestimmten Handwerkszünften gehaftet

zu haben, wie, angeführtermaßen, zu Ulm auf der Weberzunft; in dem Roman „Abenteuerlicher Simplicissimus“ u. s. w. aus der Zeit des dreißigjährigen Kriegs (Ausgabe Mömpelgard 1669. S. 238) kommt ein hessischer Musketier vor: „derselbe war seines Handwerks ein Kürschner und dahero nicht allein ein Meister-Sänger, sondern auch ein trefflicher Fechter“ u. s. w.[1]

Zur Aufrichtung solcher Vereine wurde die Bestätigung der städtischen Rathsbehörde eingeholt, wie der Freiburger Stiftungsbrief und die Straßburger Erneurung von 1598 zeigen.

Die Mittel zur Bestreitung des nöthigen Aufwands wurden theils aus dem Stiftungsvermögen, theils aus den Eintrittsgeldern und sonstigen Beiträgen der Mitglieder und Zuhörer geschöpft. Zu Freiburg bestand die Stiftung aus den von Peter Sprung dafür verordneten „zwen Guldin Gelds, ablösig mit vierzig Guldin Hauptguets,“ auch hatten sonst „viel Personen, geistlich und weltlich, Gelt an dise Bruderschaft gegeben, in Meinung, daß die volzogen solt werden.“ Die übrigen Einkünfte waren folgende: am Tage vor jedem Hauptsingen sollte dieses, wie früher erwähnt, bei der Predigt im Kloster angesagt werden

und soll damit der Prädicant die Bruderschaft verkünden und auch ein Ermanung thun, ob sich Jemans inschriben lassen wellt, und welcher sich also inschriben ließ, der soll das erstmal inzuschriben 6 Pfenning geben und darnach alle Jar 6 Pfenning richten; die mag ein Jeder alle Jar samenthaft oder getheilt zu den zweien Houptsingen bezalen (Art. 8).

Was bei den gesungenen Ämtern auf den Altar fiel, wurde, nach Artikel 6, zwischen den Predigerherrn und der Singbrüderschaft getheilt.

Wie viel die Zuhörer zu bezahlen haben, ist nicht bestimmt; es heißt Artikel 14 nur allgemein:

Item was ufgehäpt wurd von den Frömbden, die den Singern zuhören wellen, das soll in der Brüderschaft Büchsen gelegt und daruß auch die Merker bezalt [werden]. Doch sollend alle die, so in diser Bruderschaft sind, desglichen Doctores, Priester und Rathsherren frigen Zugang haben, dem Singen ufzulosen, und von denselben allen nichts genommen werden.

Zu Nürnberg stand vor der offenen Kirchthür ein Meistersänger mit einer Büchse, in welche die, so zugegen sein wollten, etwas Weniges,

[1] [Man sehe die Stelle in der Ausgabe von A. v. Keller, Th. 1, S. 344. H.]

nach ihrem Belieben, einlegten. Von diesem Gelde wurden die Unkosten wegen aufgerichteten Gemerks bezahlt und die Gewinnste gemacht (Wagenseil 543). Auch Strafgelder trugen Einiges ein.

Die Freiburger Brüderschaft bestand aus Singern und Solchen, Brüdern oder Schwestern, die nicht sangen. Letztere hatten für ihre Einlagen freien Zutritt bei den Hauptsingen und bei den Seelämtern muste für sie gebeten werden, „es sient Singer oder nit" (Artikel 1); ebenso kam ihnen die feierliche Bestattung zu (Artikel 5). Ob auch an andern Orten solche nichtsingende Mitglieder Theil nahmen, ist nicht besonders zu ersehen. In der angeführten Renovationsurkunde von Straßburg werden „Personen beiderlei Geschlechts aus allerhand Ständen" erwähnt und zwar als solche, welche diese christliche Kunst „geliebt und im exercitio gehabt," was in dieser Fassung auch auf die Schwestern bezogen werden kann.

Mit dem Vorstande und den Beamten der Gesellschaft war es zu Freiburg, laut Artikel 17, so bestellt:

Und sollent die Singer in dieser Bruderschaft gemeinlich oder durch den meren Teil alle Jar einen Hauptman und Bruderschaftmeister unter ihnen erwellen, denselben sollend dann die Singer bi Trüwen an Eides Statt globen und versprechen, die Puncten und Artikel, in disem Brief begriffen, war und stät zu halten, darwider niemer zu thun noch zu handlen; desglichen ein Büchs gemacht und der Bruderschaft Gelt darin verschlossen und verrechnet werden, wie es dann in andern Bruderschaften gehalten wurdet.

Für jedes Hauptsingen werden sodann vier Merker gesetzt und belohnt:

Art. 8. Item die Prediger-Herren sollend auch allweg zu den Hauptsingen unter ihnen selbs, ob sie es gehaben mögend, oder anderswa zwen gelert Mann, oder doch zum wenigsten einen, die sich der heiligen göttlichen Geschrift verstanden, zu Merker geben und darsetzen. Desglichen sol die Bruderschaft auch zwen geben und die Bruderschaft denselben Merkern nach Gebüre umb ir Arbeit lonen.

Vom Geschäft dieser Merker wird am besten bei den Hauptsingen selbst die Rede sein.

Sonst wird noch Artikel 4 des Knechts der Brüderschaft gedacht:

Und allweg zu disen zweien Emptern (in den Fronfasten), desglichen zu den obgemelten Emptern, so uf die zwei Hauptsingen gehalten, wie obstat,

soll durch der Bruderschaft Knecht allen Brüdern und Schwestern, so in der Bruderschaft und anheimisch[1] sind, verkünt werden.

Der besondre Hauptmann oder Bruderschaftsmeister kommt in den Nachrichten über die andern Singschulen nicht vor. Dort scheinen die Merker, der Zahl nach drei oder vier, die Leitung des Ganzen besorgt zu haben (Wagenseil 540. 544. Bragur III, 85 f.). Für die Casse werden aus den Ältesten nach den Merkern zwei Büchsenmeister bestellt (Bragur III, 87 f.). Die Ansagel der Singschule geschieht unentgeltlich durch den jüngsten Meister (Wagenseil 540 f.).

Hauptsingen oder Singschulen hießen die öffentlichen und feierlichen Kunstübungen der versammelten Meistersänger.

Sie sollten zu Freiburg jährlich zweimal, am Tage des Evangelisten Johannes, in den Weihnachtfeiertagen, und am Pfingstdienstag, je um Mittagzeit, gehalten werden. Das Local ist im Predigerkloster:

Art. 7. Desglichen sollend si (die Predigerherren) den Singern zu den beiden Hauptsingen Platz in irem Kloster geben, namlich im Winter in ihr Conventstuben und im Sommer im Reffental, und die Stuben oder das Reffental desselbenmals zieren mit Tüchern und andern Dingen, wie es dann darzu gehöret.

„In Nürnberg, sagt Wagenseil S. 540, ist denen Meister-Singern erlaubt, ihre Sing-Schulen die Sonn- und Feiertäge Nachmittag, so oft es ihnen gefällig, zu halten, welches jedoch der Zeiten [1697] gar selten und fast nur um die hohen Fest geschieht. Und ist hiezu sonderlich, von Alters, die sogenannte Catharina-Kirch, vielleicht weil selbige heilige Jungfrau und Märtererin[2] für eine Patronin der freien Künste et omnis elegantioris litteraturæ, nach Art, als man vormals bei den Heiden die Minervam gehalten, in der Römischen Kirche aufgeworfen worden."

Die Vorrichtungen in dieser Kirche und den Hergang des Singens beschreibt derselbe Schriftsteller so (S. 541 ff.):

„Immittels wird in der Catharina-Kirch, bei Anfang des Chors, ein niedriges Gerüst aufgerichtet, darauf ein Tisch mit einem großen schwarzen Pult und um den Tisch Bänke gesetzt werden, und wird solches Gerüst, welches man das Gemerke nennet, mit Fürhängen ganz umzogen, daß man außen nit sehen kan, was darinnen geschiehet. Eine kleine Kathedra, in Form einer

[1] anheimisch, zu Hause befindlich. Schmeller II, 194.
[2] S. hiegegen Ranisch, Leben Hans Sachsens 27.

Canzel, auf welche derjenige, so ein Meister-Lied absinget, sich setzet, und der Sing-Stul heißet, bleibt beständig unverrückt an ihrem Ort, ohnferne der großen Canzel, davon die Predigten gehalten werden."

„Die Versammlung der Zuhörer u. s. w. geschiehet nach dem mittägigen Gottesdienst u. s. w., das ist umb Eins u. s. w. Wann eine gute Anzahl Leute beisammen, geht das Freisingen an; in dem darf sich hören lassen, wer will, stehet auch denen Fremden frei, aufzutretten; und werden in dem Freisingen, außer denen Historien, so in H. Schrift verzeichnet, auch wahre und erbare weltliche Begebnüssen sampt schönen Sprüchen aus der Sitten-Lehr zu singen zugelassen. Es wird aber in dem Freisingen nit gemerkt und kan man also, außer den Ruhm, sonst nichts gewinnen, man mache es auch so gut, als man immer wolle. Wer nun singen will, setzet sich fein züchtig auf den Sing-Stul, ziehet seinen Hut oder Baret ab, und nachdem er eine Weile pausiret, fähet er an zu singen und fähret damit fort biß zum Ende."

„Nach geendigtem Freisingen singen erstlich die gesampte Meister ein Lied, so daß einer vorsingt und die andern folglich mit einstimmen. Hernach gehet das Haupt-Singen an, in dem nichts, als was aus H. Schrift Altes und Neues Testamentes componiret, gedultet wird, und muß der Singer allezeit, bald Anfangs, das Buch und Capitel anzeigen, woraus sein Lied getichtet. Wann in dem Haupt-Singen der Singer den Singstul bestiegen und eine Weile geruhet, schreiet der Förderste von den Merkern: Fangt an! Also macht der Singer den Anfang, und wann ein Gesätz oder Abgesang vollbracht, hält er innen, bis der Merker wiederum schreit: Fahrt fort! Nach geendigtem Gesang begibt sich der Singer von dem Stul und macht einem andern Platz."

„Merker,[1] fährt Wagenseil fort, werden diejenigen genennet, welche als die Fördersten und Fürsteher der Zunft in dem verhängten Gemerk an dem Tisch und vor dem großen Pult sitzen, deren gemeiniglich 4 an der Zahl sind. Der eine und älteste hat die H. Schrift, nach der Übersetzung des Herrn Lutheri, auf dem Pult liegend vor sich, schlägt den von dem Singer angegebenen Ort, woraus sein Lied genommen, auf und gibt fleißige Achtung, ob das Lied sowohl mit dem Inhalt der Schrift, als auch des Lutheri reinen Worten übereinkomme."

Was hier, in Folge der Reformation, seine besondre Gestaltung erhalten hat, ist doch der Hauptsache nach schon in den 1513 abgefaßten Freiburger Artikeln, und zwar in der angeführten Bestimmung des Artikel 8, vorhanden, wonach die Predigerherren „zwen gelert

[1] Vergl. Museum II, 21. Aretin, Beiträge IX, 1143, 22. 1147 f. 1161, 1.

Mann, oder doch zum wenigsten einen, die sich der heiligen göttlichen Geschrift verstanden, zu Merker geben" sollen.

„Der andere, dem ersten entgegen sitzende Merker gibt acht, ob in dem Contert des Liedes alles denen fürgeschriebenen Tabulatur-Gesetzen gemäß sei, und so was verbrochen wird, bemerkt er den Fehler und dessen Straf, das ist, wie hoch er an Silben angeschlagen werde, auf das Pult mit einer Kreide. Der dritte Merker schreibt eines jeden Verses oder Reimens End-Silbe auf und siehet, ob alles richtig gereimet worden, die Fehler ebenmäßig notirend. Und der vierte Merker trägt wegen des Tons Sorge, damit man den recht halte und nit verfälsche, auch ob in allen Stollen und Abgesängen die Gleichheit gehalten werde."

(Auch von dieser nur umständlichern und anschaulichern Darstellung des Geschäfts der Merker ist doch das Wesentliche schon im Artikel 12 des Freiburger Briefes enthalten:

Item die geistlichen und weltlichen Merker, so gesetzt werden, sollen getrüw Ufmerken uf die Senger haben, und wo sie dieselben in ihrem Gesang irrig erfinden, es sig in welchem Stuck und wie es well, nichts vorbehalten, das sollend sie ihnen sagen und sollich Irthumb bi ihnen abstellen, auch die Singer ihrem Entscheiden und Geheiß gehorsam und gewertig sein.)

„Unter währenden diesen Singen müssen sich die übrige Zunft-Genossen des Redens und Geräusches enthalten, damit der Singer nit irr gemacht werde. Es soll auch kein Singer das Gemerk überlaufen, keiner ohne Erfordern in das Gemerk gehen und sich darein setzen und also den Merkern in das Ampt fallen und eingreifen. Wann nun alle Singer mit ihrem Gesang fertig sind, so gehen die Merker zu Rath, wie ein jeder bestanden, und wann sich findet, daß es einige gleich gut gemacht und keiner mehr Silben versungen, als der ander, müssen sie umb den Preis gleichen und weiter sich hören lassen, bis so lange einem vor dem andern die Ehre des Gewinns bleibet und einer um wenigere oder gar keine Silben strafbar erfunden wird und also glatt singet."

„Hierauf werden die Gewinnungen ausgetheilet und rufen die Merker die zween, so sich am tapfersten gehalten, einen nach dem andern für das nunmehro aufgezogene Gemerk und geben ihnen, was sie durch ihr Singen verdient. Dem Uberfieger, so es am allerbesten gemacht, gebühret zu Nürnberg die Zierde des Gehängs. Solches Gehäng ist eine lange silberne Kette, von großen breiten, mit dem Namen derer, die solche machen lassen, bezeichneten Gliedern, an welcher viel, von allerlei Art, der Gesellschaft geschenkte silberne Pfenninge hangen. Nachdem aber selbige Kette wegen der Größe etwas unbrauchbar und zum Anhenken sich nicht allerdings schicken will, so ward an

deren Statt dem, so den Preis davon getragen, eine Schnur, daran drei große silberne und verguldte Schilling gebunden, überreicht, mit welcher man füglicher sich schmücken und prangen kunte. Solche Schnur hat den Namen des König Davids; dann auf dem mittlern Schilling, welcher der schönste, ist der König David auf der Harpfen spielend gebildet, und hat solchen Hans Sachs der Gesellschaft hinterlassen."

Wagenseil bemerkt hiebei: weil die Schnur wegen Alters zerreißen wollen, der Schilling auch sehr abgenutzt gewesen, hab' er der löblichen Gesellschaft eine silberne Kette zu fernerem Gebrauch machen lassen, an die er eine vergüldte Medaille gehenkt, mit Namen und Jahrzahl, 1696, auch der Inschrift:

Pollio amat vestram, quamvis sit rustica, Musam.

„Dem Nächsten nach dem Ubersieger wird ein von seidenen Blumen gemachter schöner Kranz zu Theil, welchen er aufsetzet. Je zu Zeiten findet sich ein Liebhaber, der aus Freigebigkeit etwas zu versingen aufwirft, und wann solches auf gewisse Singer geschiehet, werden die übrigen davon ausgeschlossen. Zu merken, daß der Ubersieger, oder König-David-Gewinner, auch diesen Vortheil davon trägt, daß er in der nächsten Sing-Schul, so darauf gehalten wird, mit in dem Gemerk sitzen darf. Und so etwan die Merker etwas überhören, soll er sie dessen erinnern, auch wo irgend ein Stritt würde fürfallen und die Merker ihn fragten, ist er schuldig, dessen, was er gefragt wird, mit Bescheidenheit Antwort zu geben." u. s. w.

(Vergl. Freiburger Art. 13: Item welcher die best Gab gewinnet, der soll darnach zu dem andern Singen ein Merker sin. Aber ein Singen mag er vor und nach wol singen, doch nit um die Gaben, es werd ihme dann von den Singern zugelassen.)

„Ein Kranz-Gewinner soll die nächste Schul an der Thür stehen und das Geld einnehmen u. s. w. Die Merker sollen treulich und fleißig nach Inhalt der Kunst und nit nach Gunst merken, einem, wie dem andern, nachdem ein jeder singt, nicht anderst, als ob man darzu vereidet worden, ob man zwar darüber nicht schweren soll, noch kan. Wann auch eines Merkers Vatter, Sohn, Bruder, Vetter, Schwager u. s. w. singt, soll der Merker, weil er parteiisch, sein Ampt, biß der Singer ausgesungen, einstellen und indessen der Büchsen-Meister, oder sonst ein unparteiischer Singer und Gesellschafter an des Merkers Statt merken. Eines Singers Fehler können ihm, nach Gutachten der Merker, entweder alsobald nach seinem Singen und Gleichen, oder erst nach gehaltener Sing-Schul absonderlich, damit ihn andere nicht verhöhnen, angezeigt werden. Wann einer im Singen, wie auch Tichten, sonders gut und dannenhero wenig

oder gar keinen Fehler begienge, soll er darum seine Gaben nicht misbrauchen, noch andere neben sich verachten."

Auf das Hauptsingen folgte das Mahl oder die Zeche. Darauf bezieht sich der schon angeführte Artikel 15 des Freiburger Stiftungsbriefs, vom Singen über und nach dem Mahle, sowie eine Bestimmung des Artikels 7:

Darzu (sollen die Predigerherren) in ihrs Gotshus Küchin kochen lassen und darzu Holz geben; darfür sol man ihnen, namlich für Holz und Salz bezalen drig Plappart;[1] kocht man aber nit, so ist man ihnen nichts pflichtig, die Singer wellen ihnen dann sonst ein Erung thun. Doch daß in disem allem dem gemeinen Guet hie zu Friburg nichts entzogen, sonder das Brot am Laden und der Win vom Zapfen gereicht werde, es wäre dann, daß man den Singern ein sundere Erung thäte, alles ungeverlich.

Wagenseil meldet, S. 555, von solchen Gelagen:

„Des Tages, wann man Schul gehalten, ist gebräuchlich, daß die Gesellschaft der Singer eine erbare, ehrliche, friedliche Zech halte. Auf solcher Zech soll ein jeder sein Gewehr von sich legen; auch soll alles Spielen, unnütze Gespräch und überflüßige Trinken verbotten sein und wird ein Zechkranz zum besten gegeben, damit, wem es beliebt, darum singen möge. Es sind aber Straser und Reizer[2] zu singen verbotten, als woraus nur Uneinigkeit entstehet. Es soll auch keiner den andern auffordern, umb Geld oder Geldswehrt zu singen. Ebenmäßig soll niemand zu denen Merkern an ihren Tisch unerfordert hinsitzen. Der auf der Schul den Kranz gewonnen, soll bei der Zech aufwarten und fürtragen. Wann er es aber nicht allein bestreiten könte, soll ihm der, so auf vorhergegangener Schul den Kranz gewonnen, aufwarten helfen. Die, so auf der Schul das Kleinod oder Kranz gewonnen, oder glatt gesungen, sollen mit 20 Groschen begabt werden. Ein Merker bekommt 20 Kreuzer. Die Zech soll von dem Geld, so auf der Schul aufgehoben worden, bezahlet werden; wann aber die Schul nit so viel getragen, soll der Abgang von gemeiner Büchse ersetzt werden."

Die Kunstfertigkeit, welche bei den öffentlichen Singen zur Schau gelegt wurde, die Kenntnis der Kunstregeln, welche hiebei beobachtet werden musten und deren Versäumnis der Kreide der Merker anheimfiel, setzten einen förmlichen Unterricht und eine mittelst dessen erlangte

[1] Plappart, ein Grosch, 3 Kreuzer. Schmeller I, 337.

[2] Vergl. S. 543 und Freiburger Einladung von 1630: „auch soll keine Reizlied, Schmützung, Schmehung u. s. w. gesungen werden."

Meisterschaft voraus. Auch von den Einrichtungen, welche zu diesem Behufe bestanden, ist noch zu handeln.

Dieselben waren dem Lehr- und Meisterwesen bei den Handwerkszünften analog. Der Unterschied lag nur darin, daß man den Gesang, wenn auch handwerkmäßig genug, doch nicht als ausschließlichen Beruf, sondern als eine aus freier Lust und Liebe gepflegte Nebenbeschäftigung behandelte. (Vergl. Bouterwek 275.) Der Freiburger Stiftungsbrief enthält nichts über die Bildung zum Meistergesange, die Einladung von 1630 aber spricht ausdrücklich von Meistern und Gesellen:

Derowegen ist unser Bitt und Beger, wo etwan Meister oder Gesellen vorhanden weren, die Gott mit solcher Kunst begabt hett, auch Lieder könnten, die Zahl und Maß haben u. s. w. wollen sich zu uns verfügen, alda mit uns singen u. s. w.

Nähere Auskunft giebt Wagenseil S. 546 ff.:

„Wann sich bei einer Person Lust und Lieb zu der Meister-Singer-Kunst befindet, gibt sie sich bei irgend einem Meister, zu dem sie das Vertrauen hat und der wenigst einmal das Kleinod gewonnen, an und bittet selbigen, daß er ihr wolle mit gutem Unterricht an Hand gehen. Ein solches thut der, so angesprochen wird, gar gerne und übernimmt die große Mühe, welche sonderlich die Belehrung der sehr schweren Töne verursachet, ganz umsonst, nur aus Liebe, die Kunst auf die Nachkommen zu befördern. Welcher willen auch die Meister-Singer sich selbsten um Schuler bewerben und dißfalls ihre Ruhe und Schlaf abbrechen, sintemalen sie den Tag zu ihrer Berufs-Arbeit und Gewinnung der Nahrung anwenden müssen. Wann ein Lehrling sich wol gehalten, die Lehr-Sätze und eine zimliche Anzahl von Tönen, sonderlich aber die 4 gekrönte, begriffen, wird er auf der Zech, oder in dem Wirtshaus, wo die gewöhnliche Zusammenkunften geschehen, nach abgelegter Jahr-Rechnung, so gemeiniglich an dem Thomas-Tag geschiehet, der Gesellschaft durch den Lehrmeister fürgestellet, mit Bitte, solchen in dieselbe aufzunehmen."

Hierauf stellen die Merker eine Prüfung an und erforschen, ob der Lehrling ehrlicher Geburt, ob er nicht leichtfertig sei, sondern sich eines stillen und ehrbaren Wandels beflissen, ob er die Singschule stets besucht. Ferner wird er auf die Probe gesetzt, ob er die Kunst genugsam erlernt und wisse, was es mit den Reimen nach Zahl, Maß und Bindung für eine Beschaffenheit habe u. s. w., ob er mit der gehörigen Anzahl von Tönen gefaßt sei u. s. w., ob er im Fall der Noth ein

Lied merken könne. Man giebt ihm dabei im Singen 7 Silben bevor; wenn er darüber versingt, kann er nicht aufgenommen werden. Nach all diesem treten der Empfehlende und der Empfohlene ab und der älteste Merker läßt die Umfrage ergehen, ob letzterer der Gesellschaft angenehm sei und für tüchtig erkannt werde. Auf erfolgte Einwilligung geschieht die Aufnahme, wobei der Aufzunehmende sich verpflichten muß:

1. „Daß er bei der Kunst beständig bleiben und von dem Gesang nicht weichen, sondern fest darob halten wolle.

2. Daß, wann an einem Ort etwan der Kunst und Gesellschaft übel und spöttlich sollte nachgeredet werden, er solches, so er es höret, mit Bescheidenheit widersprechen und der Kunst nichts zu kurz geschehen lassen wolle.

3. Daß er mit denen Gesellschaftern friedlich und schiedlich leben, sie für Schaden warnen, ihnen in allen Leibes-Nöthen helfen und beistehen, ihr Gut und Nahrung bessern und behüten, alles gutes von ihnen reden, und so jemandes ungleich sollte gedacht werden, sich ihn zu entschuldigen und zu vertheidigen äußerst wolle angelegen sein lassen.

4. Daß er kein Meisterlied oder Ton auf öffentlichen Gassen, so Tags, so Nachts, auch nicht bei Gelagen, Gastereien, oder andern üppigen Zusammenkunften, wie auch nit, so er etwan solte bezecht sein, singen und hiedurch der Gesellschaft einen Schandfleck anhenken wolle. Jedoch wird ihm erlaubt, gegen Fremde, so Verlangen tragen, ein Meister-Lied zu hören, wann man versichert, daß sie kein Gespött daraus treiben werden, sich hören zu lassen."

Man hatte in früherer Zeit auch im Brauch, einen solchen Neuling mit Wasser zu begießen, was man die Taufe hieß. Solche geschah in Gegenwart von drei Merkern, deren einer der Täufer, die beiden andern die Pathen waren (Bragur III, 94).

Durch diese Prüfung und Taufe wurde der Lehrling, wie ich glaube, zu dem, was die Freiburger Urkunde Gesellen nennt. Eine weitere Stufe war das Meisterwerden.

Wenn sich nemlich ein Sänger eine Zeit lang auf den Schulen zur Zufriedenheit hören lassen und sonst untadelhaft verhalten, konnte er um die Freiung auf den Stuhl anhalten, d. h. daß er auf offener Singschule freigesprochen und für einen Meister erklärt werde. Ein etwas später Meistersang (Wagenseil 548 ff.) stellt diese Handlung dar, doch ohne Zweifel nach altem Gebrauche. Zuerst der Gruß,

worin der Bewerber sein Begehren stellt. Ein Meister bewillkommt ihn mit Gesang und legt ihm Fragen vor über den Ursprung der Kunst und ihre Gesetze. Nachdem er hierauf genügend geantwortet, singen ihm die Meister zu, daß er nun zu ihnen eintrete, um die Meisterschaft und den Kranz zu empfangen. Dieser wird ihm jedoch erst aufgesetzt, nachdem er zum Meisterstück die 4 gekrönten Töne abgesungen.

So viel von der Einrichtung der Singschulen. Nun von ihren Satzungen oder Kunstregeln. Diese machten den Inhalt der Tabulatur, die den Sängern und Merkern zur Richtschnur diente und zu gewissen Zeiten auf den Zechen abgelesen wurde (Wagenseil 533).

Aus geschriebenen Tabulaturen und aus den gedruckten in Puschmanns Bericht des deutschen Meistergesangs von 1572 und in der von der Meistersängergesellschaft zu Memmingen herausgegebenen „Kurzen Entwerfung des deutschen Meister-Gesanges, Stuttgart 1660," finden sich Auszüge in den angeführten Abhandlungen von Wagenseil, Häßlein, Büsching.

Diese Tabulaturen geben nicht eine zusammenhängende, positive Unterweisung in der Kunst. Sie verzeichnen vielmehr in einzelnen Sätzen hauptsächlich die Fehler, welche von den Sängern zu vermeiden und von den Merkern zu notieren und zu strafen sind. Das Sünden- und Strafregister bei Wagenseil 525 hat 32 Artikel. Außer denjenigen Fehlern, durch welche man sich ganz und auf einmal versingt und wegen deren man wohl ganz von der Schule ausgeschlossen werden kann, wird nach Silben gestraft. Die Sänger haben nemlich nach ihren verschiedenen Graden eine Anzahl Silben voraus; wer nun um mehr Silben gestraft wird, als er voraus hat, der hat sich versungen, d. h. er kann weder einen Preis erlangen, noch den höhern Grad, um den er sich bewarb. Die Zahl der vorausgegebenen Silben richtet sich zugleich darnach, ob die Gesätze eines Liedes mehr oder weniger Zeilen haben (Bragur III, 83 f.).

Man könnte die einzelnen Artikel der Tabulatur nach den vier Hauptgeschäften ordnen, welche den vier Merkern für die Beobachtung des Gesanges angewiesen sind: Schriftmäßigkeit des Inhalts, Vers, Reim, Ton. Da wir jedoch eine scharfe Abtheilung nicht durchgeführt finden, so mag es genügen, das Bemerkenswerthere aus der Romen-

clatur dieser Artikel ohne strengere Folge aufzuzählen und am Schlusse einige allgemeinere Gesichtspuncte anzugeben.

Bar heißt ein ganzes Meistersängerlied.[1] Gesätze heißen die Strophen des Bars; deren sind entweder drei, oder fünf, oder sieben und darnach nennt man den Bar ein gedrit, gefünft, gesiebent Lied (Büsching, Sammlung S. 174). Das Gesätz zerfällt in Stollen und Abgesang. Die Stollen sind zwei, den vordern Theil des Gesätzes (den Aufgesang) bildende, nach Versbau, Reimstellung und Melodie gleichartige Gliederungen. Der Abgesang, der hintere Theil des Gesätzes, ist von den Stollen verschieden und auch in sich selbst weniger gleichartig gegliedert. Es läßt sich dieses an der bekannten Form des Sonetts deutlich machen, die beiden gleichgebauten Quatrains entsprechen den Stollen, die beiden Terzinen dem Abgesang; in den letztern ist wenigstens eine ungleiche Reimstellung gestattet, z. B. die Mittelzeile der ersten Terzine reimt mit der Anfangs- und Schlußzeile der zweiten und umgekehrt die Mittelzeile der zweiten Terzine mit der Anfangs- und Schlußzeile der ersten.

Manchmal folgt nach dem Abgesang noch ein Stollen, d. h. ein den beiden vordern Gliederungen gleichartiger Theil.

Von den verschiedenen Arten der Reime oder ihrer Gegensätze kommen vorzüglich folgende in Betracht: Stumpfe Reime, die einsilbigen, männlichen; klingende Reime, die zweisilbigen, weiblichen. Waisen, oder bloße Verse, der Gegensatz der Reime, sind einzelne reimlose Zeilen, welche weder im Gesätze selbst, noch in den folgenden gebunden werden. Körner dagegen sind diejenigen Reime, welche nicht je im Gesätze selbst, aber in allen nachfolgenden ihren Anklang finden.

Die Zahl der Silben für eine Verszeile ist bei Wagenseil 525 auf höchstens 13 angegeben. Puschmann läßt nur 11 bis 12 zu. Er sagt:

„In den längsten Reimen halte ich dafür, daß man darin nicht über zwölf und elf Silben machen soll; denn ein zwölfsilbiger Reim, der hinten und vorne oder auch in der Mitte zierliche Blumen und Coloraturen hat, giebt einem zu schaffen, wenn man ihn ohne Absatz in einem Athem aussingen will." (Büsching, Sammlung S. 180.)

[1] Vergl. Aretin, Beiträge IX, 1161, 51: Ein par u. s. w.

Aus dem Verzeichnis der Fehler mag Folgendes ausgehoben werden.

Ein Fehler ist, wenn nicht nach der hochdeutschen Sprache gesungen wird,

„wie denn dieselbe Sprache in der Wittenbergischen, Frankfurtischen und Nürnbergischen Bibeln, auch in aller Fürsten und Herren Kanzleien üblich und gebräuchlich ist.“ (Büsching 182 f. Wagenseil 525.) „Was aber das Aussprechen der Wörter betrifft, kan ein frembder Singer, wann er durch und durch seines Landes übliche Sprach gebraucht (ihr nicht wieder im Einzelnen des Reimes wegen ungetreu wird, Bragur III, 69), auch in den Bundwörtern, aus Freundlichkeit, damit wol gedultet werden, auf daß man nit beschuldiget werde, daß man jemandes Sprach strafe, oder verwerfe. Doch müssen die Bundwörter von einerlei Vocalibus regirt werden.“ (Wagenseil 525. Büsching 185 f.)

Es zeigt sich hierin ein lobenswerthes Bestreben, eine gemeinsame Schriftsprache zu begründen, dabei aber doch besonders für die lebendige Mittheilung die mundartige Färbung nicht völlig auszuschließen.

Falsche Meinungen sind alle der reinen christlichen Lehre zuwiderlaufende Menschenlehren. Auch rechnete man dahin, was sonst den guten Sitten und der Ehrbarkeit entgegen war. Sie sind ein grober Fehler.

„Welcher derowegen dergleichen bringet oder singet, der wird nicht begabt, sondern hat gänzlich versungen. Ja es kan ihm, nachdem die Materie wichtig, scharf untersagt und hart verwiesen, er auch von der Schul weggeschafft werden.“ (Wagenseil 525.)

Eine blinde Meinung ist, wenn man durch Auslassungen unverständlich wird, „als: ich, du soll kommen, für: ich und du sollen kommen.“ So viel nun Worte blind sind, d. h. ausgelassen werden, für so viele Silben wird man abgestraft.

Laster hießen vorzüglich unreine Vocalreime.

Eine Klebsilbe ist, wenn man Silben ungehörig zusammenzieht, z. B. keim für keinem, gsprochen für gesprochen, und selbst im für in dem, vom, zum, zur (Wagenseil 527. Vgl. Büsching 195).

Milben sind, wenn des Reimes wegen ein nicht entbehrlicher Buchstabe abgebrochen wird, als: ich kann nicht singe statt singen, um auf Dinge zu reimen, Gesetz und letzt (Wagenseil 529. Büsching 190).

Fehler des Vortrags sind unter anderem nachstehende:

Ein Stutz, auch Pause, Zucken, ist, wenn man stutzt oder stille hält, wo man nicht anhalten sollte. Dieß wird für eine, zwei oder mehr Silben gestraft, so viele nemlich, als man während der Pause bedächtig aussprechen kann (Büsching 189. Wagenseil 529).

Falsche Melodei ist, wenn man einen Ton durch und durch anders singt, als ihn sein Meister gedichtet hat. Ein solcher Sänger hat sich gänzlich versungen (Wagenseil 531. Vgl. Büsching 192).

Falsche Blumen oder Coloraturen werden angebracht,

„wenn man im Stollen oder Abgesange die Verse anders blümet oder colorirt (mit andern Läufen u. dergl. singt), als sie ihr Meister geblümet hat, so daß durch solches übrige oder falsche Blümlein der Ton unkenntlich wird; oder wenn man einen Vers das eine mal mehr oder weniger beblümet, als das andere mal.“ (Büsching 192. Wagenseil 531.)

Sowie man, nach diesen letztern Bestimmungen, darauf achtete, daß die Töne der Meister weder in ihrem Grundbestande, noch in den Verzierungen gefälscht würden, worüber der vierte Merker eigens zu wachen hatte, so suchte man auch zu verhüten, daß nicht die neuen Tondichter sich zu viel von den Tönen Andrer aneigneten:

„Wer einen Meisterton machen, oder melodiren will, der muß mit Fleiß Achtung haben, daß keine Melodei, so er tichtet, in einen andern Meisterton eingreife und denselben berühre, so weit als 4 Silben sich erstrecken, sondern daß er eine ganz neue Melodei und Blumen, so andere Töne der Meister-Singer nit haben, erfinne.“ (Wagenseil 532.)

Die Wichtigkeit, welche man auf die Erfindung eines meistermäßigen Tones, einer neuen Melodie mit entsprechendem Strophenbau, legte, erweist sich auch in dem feierlichen Verfahren, mittelst dessen der neue Ton geprüft, gewürdigt und dem Namen seines Erfinders gesichert wurde.

„Billich ist es und recht, daß man einen Ton von seinem Meister selbst höre, also, daß er den Ton zum ersten mal auf das nidrigste, als er vermag, für der ganzen Gesellschaft singe, zum andern mal mit vollkommener Stimm, wie man auf der Schul pflegt zu singen, zum dritten mal auf das höchste, als er ihn mit der Stimm erheben kan, es würde dann von wegen Alters, der unvermöglichen Stimm halben, zugelassen, daß ein anderer, in seinem (des Tichters) Namen den Ton fürsänge, und da soll er, so es

sein kan, den Ton hören fürsingen, als seinen Ton bestättigen und um das Bedenken darüber gebührend anhalten. Wann dann nun derselbe Ton bewährt und gut gesprochen wird, alldieweilen sonderlich dadurch in keines andern Tons Melodei mit 4 Silben eingegriffen wird, alsdann soll der Tichter seinem Ton, zum Unterschied anderer, einen ehrlichen und nicht verächtlichen Namen geben und zween Gevattern dazu bitten, hernach drei Gesätz, aus der ihm von den Merkern fürgegebenen Materie, in bemeldtem Ton machen und in das hierzu verordnete Meister-Singer-Buch, so ins Polpet [pulpitum] gehörig, zum Gedächtnüs einschreiben, dabei auch Jahr und Monats-Tag sampt seinem des Tichters Namen sollen gesetzt werden." (Wagenseil 532 f.)

Wir besitzen lange Listen solcher getaufter Töne. Darunter vier gekrönte Töne [1] von solchen Meistern, die als Stifter des Meistergesanges genannt werden, Frauenlob nemlich, Regenbogen, Marner und Müglin, aber auch mehrere unter den Namen noch älterer Sänger, Walthers von der Vogelweide, Wolframs u. s. w. Manche Tönenamen klingen ziemlich poetisch: der blühende Ton Heinrich Frauenlobs, der frische Ton Hans Vogels, die Liljenweis ebendesselben, die Engelweis ebendesselben, die Lerchenweis Heinrich Enders u. s. w. Andere lauten überaus seltsam, besonders von spätern Meistern, die sich im Abenteurlichen immer mehr überboten, z. B.: die kurze Affenweis Georg Hagens, die gestreift Safranblümleinweis Hans Friedeisens, die warme Winterweis Georg Winters, die traurige Semmelweis Semmelhofers u. s. w. Namentlich hat M. Ambrosius Metzger sich in den sonderbarsten Namen seiner Töne gefallen: die Weberkrätzenweis, die Schwarzdintenweis, die Schreibpapierweis, die verschlossene Helmweis, die Cupidinishandbogenweis, die fröhliche Studentenweis, die hochsteigend Adlerweis, die abgeschiedene Vielfraßweis, die Fettdachsweis u. s. w. Dieses aus dem Verzeichnis bei Wagenseil 534 ff. Proben einer kritischen Tafel der Meistersängertöne von Büsching im Neuen Litterarischen Anzeiger 1808. 22 Merz, 28 Juni. Ein kleineres Verzeichnis von Docen in Aretins Litterarischen Beiträgen IX, 1177 f.

Wenn wir unter der Menge der einzelnen Bestimmungen allgemeinere Gesichtspuncte für die poetische Technik des Meistergesanges festzuhalten suchen, so zeigt sich uns, daß die eigentlichen Grundregeln

[1] Vergl. Grimm 114.

des Strophenbaus, des Silbenmaßes und des Reimes, wodurch der Meistersang mit der Liederkunst der ältern Sänger zusammenhängt oder sich von dieser unterscheidet, mehr vorausgesetzt, als bestimmt ausgesprochen sind.

Für den Strophenbau ergiebt schon der gesammte Minnesang den Grundsatz der Dreitheiligkeit oder, noch allgemeiner gefaßt, der Zusammensetzung der Strophe aus gleichartigen und ungleichartigen Gliedern, wodurch dieselbe einerseits Festigkeit, anderseits freie Bewegung erlangt. Was die Meistersänger Stollen und Abgesang nennen, läßt sich in der Form des einfachsten Minneliedes erkennen, z. B. [die Tanzweise Ulrichs von Lichtenstein, in der Ausgabe von Lachmann S. 97]:

In dem walde süeze doene
 singent cleiniu vogellîn.
An der heide bluomen schoene
 blüejent gegen des meien schîn.
Alsô blüet mîn hôher muot
 mit gedanken gegen ir güete,
 diu mir richet mîn gemüete,
 sam der troum den armen tuot.

Aber die Strophentheile, welche hier kurz zusammengestellt und leicht verschlungen sind, treten in den Gesätzen des Meistergesanges, deren Ausdehnung stets im Zunehmen begriffen ist, in breiten Massen auseinander, deren gekünstelter Zusammenhang sich oft nur mühsam verfolgen läßt. Wagenseil bemerkt S. 533:

„Mit den überlangen Tönen befindet es sich nicht bei den Alten, daß einer den andern so hoch überstiegen hätte, wie jetzo geschiehet. Doch ist übrig lang und hoch hinauf gestiegen, wann ein Ton 100 Reimen oder Vers hat, und sollen die Tön, so über 100 Reimen enthalten, keinen Vortheil haben für denen, so hundert begreifen.“

Über das Silbenmaß besagen die Tabulaturen:

„Ein jedes Meister-Gesangs Bar hat sein ordentlich Gemäß in Reimen und Silben, durch des Meisters Mund ordinirt und bewährt; diß sollen alle Singer, Tichter und Merker auf den Fingern auszumessen und zu zählen wissen.“ (Wagenseil 521.)

Vergleichen wir diese Regel mit ihrer Anwendung in den vorliegenden Meisterliedern, so können wir sie bestimmter so fassen: nur für

die Länge der Verse [1] besteht ein Maß in der Anzahl der Silben, die Silben selbst aber werden nicht gemessen, sondern gezählt.

Die ältere deutsche Metrik rechnete nicht nach Silben, sondern nach Hebungen, Tonhebungen, Accenten (bei den Alten arsis, ictus). Die bestimmte Zahl von Hebungen in jeder Verszeile konnte mehr oder minder von schwächer betonten Silben im Vorschlag (anacrusis) oder in der Senkung (thesis) begleitet sein. Diese scheinbare Ungleichheit findet ihre Ausgleichung in der ursprünglichen Bestimmung aller Poesie zum musikalischen Vortrag. Dem Worte lag nur die unentbehrlichste Bezeichnung der Grundform durch Angabe der nothwendigen Anzahl von Tactschlägen ob, die Zwischenräume konnten durch Wort oder durch bloßen Klang ausgefüllt werden. Schon im Laufe des 13ten Jahrhunderts treten aber die Zwischensilben immer vollständiger und regelmäßiger ein, so jedoch, daß der Gehalt der Haupttonsilben noch immer den Grundbau des Verses bildet. Der Periode des Meistersanges war es vorbehalten, die geregelte Manigfaltigkeit der ältern Tonmessung durch eine starre Silbenzählung, ohne Rücksicht auf Gehalt und Ton der einzelnen Silben, zu ersetzen, z. B.:

Als man zelt vierzenhundert jar
Und vier und neunzig jar fürwar
Nach des herren Christi geburt,
Ich Hans Sachs gleich geboren wurd u. s. w.

Diese leblose, unorganische Technik fand allerdings nicht bloß in den eigentlichen Meisterliedern statt, sie tritt uns auch in andern, weniger in enge Formen eingezwängten Gedichten entgegen, wie namentlich an den vielen, im ersten Abschnitt aus erzählenden Dichtungen vorgetragenen Proben zu bemerken war, mag dieses nun in dem Einflusse des Meistergesangs oder in dem allgemein verlorenen Sinne für einen lebendigern Rhythmus seinen Grund haben. Während sich bei Hermann von Sachsenheim noch einiger Sinn für die frühere Beweglichkeit äußert, geht im Teurdank die mechanische Silbenzählung noch weiter, als selbst im Meistergesange, indem sogar der Wechsel von ein- und zweisilbigen Reimen durch die Reduction der letztern auf eine unveränderliche Silbenzahl großentheils aufgehoben wird, z. B.:

[1] Vergl. Göz II, 10: scandiert.

Man(i)chér übér got dén herrn klagt,
Wie er hab dié menschélt geplagt,
Das er si habe béschaffén,
Nackét, ploß, ón allé waffén u. s. w.

Der Reim im Meistergesange theilt sich in den stumpfen und den klingenden, was die Tabulatur als gleichbedeutend mit ein- und zweisilbigem nimmt. Dieses bedarf keiner besonderen Erläuterung, da es mit unsrer jetzigen Unterscheidung von männlichen und weiblichen Reimen zusammentrifft. Aber auch hierin verschloß sich das Ohr allmählich dem prosodischen Gefühle der mittelhochdeutschen Reimkunst, nach welchem Wörter, die nach Bildung und Schreibung zweisilbig sind, doch vermöge des kurzen Selbstlauters ihrer Tonsilbe im Reime den einsilbigen gleichgezählt werden, z. B. sägen, trägen, welche einsilbig gelten, während vrägen, wägen (audere) wirklich zweisilbige Reime sind. Eine andre hauptsächlich für die fortlaufenden Reimpaare, die gewöhnliche Form der erzählenden Gedichte, in der mittelhochdeutschen Poesie herkömmliche Regel, wonach drei Hebungen mit klingendem Reime vier Hebungen mit stumpfem gleich liefen, was eine angenehme Abwechslung herbeiführte, war gleichfalls in Abgang gekommen. Wenn z. B. eine Erzählung von Hans Sachs anfängt:

Zu Poppenreut ein pfarrherr saß,
Der voll der guten schwenke was,
Er war mit worten unverdrossen,
Riß an der predig seltzam bossen u. s. w.,

so hätte das zweite Reimpaar nach der ältern Weise lauten müssen:

Mit worten unverdrossen,
Riß an der predig bossen u. s. w.

Die vorerwähnte silbenzählende Behandlung der klingenden Reime im Teurdank hat damit nichts mehr gemein, so wenig als mit dem noch ältern Reimgebrauche, vermöge dessen auch die noch kräftigern Flexionsendungen die für den stumpfen Reim erforderliche Betonung hatten und darum eigentlich noch gar keine klingende Reime vorhanden waren.

3. Leistungen der Singschulen.

Den umständlichen äußern Zurüstungen für die Übung des Meistergesangs entsprechen die Leistungen desselben allerdings der Masse nach, mit welcher jedoch der poetische Werth derselben in keinem Verhältnis steht. Von den zahllosen Liedern, die zum Theil mit den Singnoten in den handschriftlichen Meistergesangbüchern auf den Bibliotheken zu Augsburg, Heidelberg, Nürnberg, Dresden u. s. w. begraben liegen, ist im Ganzen nur Weniges zum Drucke gegeben. Die Lieder der ältern Meister, vom Schlusse des 13ten Jahrhunderts, vor dem erweislichen Bestande der zunftmäßigen Genossenschaften, sind zwar aus der Manessischen und der Jenaer Handschrift in den früher angeführten Sammlungen abgedruckt. Auch sonst ist manches Einzelne in den Schriften über den Meistergesang, in den Zeitschriften und Collectaneen für ältere deutsche Litteratur, in Görres Volks- und Meisterliedern u. s. w. bekannt gemacht. Aber der eigentliche Hort des Meistersanges liegt doch noch unerhoben in den Handschriften und es wird auch Niemand das Gelüste haben, ihn vollständig zu erheben. Dennoch wird man sich etwas tiefer, als bisher geschehen, in die durch Umfang und Inhalt ziemlich abschreckenden Liederbücher hineinwagen müssen, bevor über das in mancher Beziehung gewiss merkwürdige Institut der Singschulen und das Verdienst ihrer Leistungen eine ganz befriedigende Rechenschaft möglich ist. [1]

Wir finden im Meistergesange kein vorschreitendes Wachsthum der Poesie. Er ist vornherein geistig belebter, dem Inhalte nach manigfaltiger, der Form nach beweglicher, als im Verfolge der Zeit. In poetischer Hinsicht ist er in stetiger Abnahme begriffen; er ist nicht als eine selbständige Entwicklung, sondern nur als das Erstarren und Hinwelken der Liederkunst des Mittelalters zu betrachten.

Die Gegenstände der Meisterlieder sind, nach dem angegebenen Zwecke der Singschulen, vorherrschend religiöse und moralische. So besonders in unsrem Zeitraum. Doch ließ noch im ersten Viertel des

[1] [Dieß ist nun neuerdings durch die von Bartsch veranstaltete Auswahl aus der Colmarer Liederhandschrift wesentlich erleichtert worden. H.]

15ten Jahrhunderts Muscatblut, dessen Weisen in der Singschule lange- hin im Ansehen blieben, in meistersängerischer Form Anklänge des älteren Minnesanges vernehmen. Ganz waren auch im weitern Verlaufe des 15ten und 16ten Jahrhunderts weltliche und nicht unmittelbar lehrhafte Gegenstände vom Meistergesange nicht ausgeschlossen. Wurden sie auch in den Hauptsingen nicht zugelassen, so waren doch in den vorangehenden Freisingen auch „wahre und ehrbare weltliche Begebnisse“ (Wagenseil 543) gestattet. Noch weniger Strenge dürfen wir hinsichtlich der Lieder voraussetzen, welche bei den Mahlen abgesungen wurden, und der Zechkranz (Wagenseil 555) mochte wohl auch mitunter durch einen muthwilligen Gesang gewonnen werden. Es sind auch wirklich manche Meistergesänge scherzhaften, verliebten, romantischen Inhalts vorhanden. (Vgl. Grimm 125 f.) Unter denen der letzten Art verstehe ich solche, worin Gegenstände behandelt sind, die sonst mehr der Erzählung im Geschmacke der Ritterzeit, der Legende, Novelle, Romanze angehören. Stücke dieser Classe stehen in der Sammlung von Görres, in Eschenburgs Denkmälern altdeutscher Dichtkunst S. 347 ff. u. s. w. Sie waren auch schon am Schlusse des 15ten und Anfang des 16ten Jahrhunderts auf einzelnen Druckbogen als fliegende Blätter verbreitet. Seltene Exemplare aus gedachter Zeit sind in einem alten Octavbande der Augsburger Bibliothek[1] (klein Octav N. 1. D. a. D. 22) mit Flugschriften andern Inhalts zusammengebunden, darunter ein Meistergesang, der „in des Regenbogen Zugeton“ eine Geschichte erzählt, welche mit der in Shaksperes Kaufmann von Venedig behandelten gleiche Grundlage hat; ein Auszug davon im Museum für altdeutsche Litteratur II, 280 ff. Ein andres Lied, das auch nach einem fliegenden Blatt im Wunderhorn II, 229 ff. (auch im Neuen Litterarischen Anzeiger, Museum I, 141) gegeben ist, singt vom Ritter Bremberger „in seinem Ton,“ wie ihn der eifersüchtige Gemahl der von ihm besungenen Frau ermorden ließ und ihr das Herz des Sängers zu speisen gab. Der Ton dieses Liedes ist in der Hauptsache derselbe, in welchem mehrere Gedichte Reinmans von Brennenberg, in der Minnesängersammlung I, 184 b ff., verfaßt sind und der auch

[1] Scheint von Docen benützt worden zu sein unter der Bezeichnung „Schleich, im Liederbüchlein 1584,“ woraus die Numern 226. 139. 138 angeführt werden. Aretin, Beiträge IX, 1181 f. 1185, 5.

sonst unter dem Namen „des Prenbergers Ton" bei den Meistersängern gangbar war (Grimm 135. Vgl. auch 109 und Wunderhorn III, 113). Auch unter den Dichtern des Colmarer Liederbuches erscheint der Brannenberger (Museum II, 184). In bairischen Chroniken unter dem Jahr 1324 kommt Reimann von Brennenberg (Prenberg in der Nähe von Regensburg) vor (Museum I, 140. Vgl. Duel. Excerpt. S. 258. 269 und ebend. unter den Wappen S. 286 das von Prennberg, Pranberg, ein Berg mit Flammen; das Wappen in der Manessischen Handschrift ist ein ganz andres, mit einem zackigen Querstrich). Die nemliche Geschichte wird aber von dem provenzalischen Sänger Guillem de Cabestaing (Raynouard B. V, S. 187 ff. Diez, Leben und Werke der Troubadours S. 77 ff., hiernach Boccaz, Hans Sachs, in Laßbergs handschriftlichem Liederbuche der Fenchlerin Bl. 11 b ff. fragm.) und dem nordfranzösischen, dem Castellan von Coucy, berichtet. Eine Erzählung Konrads von Würzburg enthält gleichfalls diese Sage, wiewohl ohne Beziehung auf einen Sänger (Müllers Sammlung I, hinter dem armen Heinrich S. 208: Von der Minnen [1]). Auch als Volksballade wurde sie gesungen (Plattdeutsches Liederbuch Nr. 44: Brunenberch. Vgl. Koch, Compendium II, S. 87); Anfang:

Idt is nicht lange, dat idt geschach, Dat Brunenberch u. s. w. [2]

Von diesem besondern Gegenstande haben wahrscheinlich solche romanzenartige Lieder überhaupt, im Volkston oder in den Weisen des Meistergesangs, den Namen Bremberger erhalten. Die Freiburger Einladung 1630 nennt unter den auf einer geistlichen Singschule verbotenen Gesängen: „Bossenlieder, Bremberger, Bergrisch (?)" u. s. w. (S. 206). Auch Fischart, nach der Mitte des 16ten Jahrhunderts, kennt diese Liederart (Gargantua Cap. 26, S. 308: „ein gut Gesetzlein Bergrein, Bremberger" u. s. w.; Podagrammisch Trostbüchlein B. V). Die künstliche und gedehnte Weise des Meistersanges war übrigens solchen romantischen Stoffen durchaus ungünstig, alle freiere Bewegung in Handlung und Rede gieng zu Grunde, und die in ein Meisterlied umgesetzte Ballade verlor eben damit ihren besten Klang. Auch die

[1] [Vergl.: Die Mähre von der Minne oder die Herzmähre von Konrad von Würzburg, nach acht Handschriften herausgegeben von Franz Roth. Frankfurt am Main 1846. 8. H.]

[2] [Vergl. Uhlands Volkslieder Nr. 75. H.]

einheimische Heldensage war vom Meistergesange nicht ausgeschlossen; von der Singschule zu Worms, wo dieselbe örtlich haftete, berichtet Johann Staricius, der in der Mitte des 17ten Jahrhunderts lebte, in seinem neuvermehrten Heldenschatz (6te Auflage 1734):

„Wenn auch jemand in der Singschulen der Meistergesänge öffentlich daselbsten die Geschicht vom hörnin Seifriede aus dem Kopf also aussingen kann, daß von den dazu bestellten Merkern oder Judicirern, wie man sie zu nennen pfleget, kein Verslein ausgelöscht oder notirt wird, so wird ihm ein gewiß Stück Geld zu schuldiger Verehrung vom Rath der Stadt Worms, alter Gewohnheit nach, gereichet."

Aber auch dem Heldenliede wird diese Einkleidung nicht sonderlich gepaßt haben.

Wenn wir nun in poetischer Hinsicht die Leistungen des Meistergesangs, als solches, nicht hoch anschlagen können und wenn auch der musikalische Werth desselben, worüber es jedoch an einer gründlichen Untersuchung fehlt, nicht höher zu stellen sein sollte, so ist ihm doch eine geistige Wirksamkeit überhaupt nicht abzusprechen.

Vereinigungen zum Zweck einer geistigen Beschäftigung und Mittheilung, vom Bürgerstande so vieler ansehnlichen deutschen Städte durch Jahrhunderte fortgesetzt, können an sich schon nicht unwirksam gedacht werden. Für die Poesie selbst dürfen wir das Verdienst des Meistergesanges nicht lediglich nach dem bemessen, was er innerhalb der engern Grenzen der Singschule geleistet hat. Wenn hier die Beschränkung des Inhalts und die Starrheit der Form von hemmendem Einfluß war, so mochte sich doch schon bei dem Singen über und nach dem Mahl oder der Zeche eine lebendigere Regung äußern. War einmal durch die Singschule der Sinn für die Dichtkunst geweckt, so machte sich dieser bei den Fähigern auch in andern, freieren Kunstgattungen Bahn. Die berühmtern Meistersänger haben sich daher großentheils auch außerhalb des Meistergesanges in verschiedenen Formen der Poesie versucht und eben in diesen ihr Bestes geleistet. Von den Singbrüderschaften wurden auch die Fasnachtspiele und andre poetische Festlichkeiten veranstaltet und ausgeführt. Die Meistersängerschulen werden uns darum auch in den folgenden Abschnitten unsrer Darstellung noch häufig begegnen.

Allein auch die unmittelbare Wirkung des geistlich-lehrhaften

Gesanges der Singschulen ist nicht gering zu achten. Ein selbständiges Nachdenken über Gegenstände der Religion und der Kirche war dadurch auch bei den Laien angeregt und die Ergebnisse dieses Nachdenkens wurden in der Landessprache vor öffentlichen Versammlungen vorgetragen. Die heiligen Schriften, die auf dem Pulte der Merker aufgeschlagen waren, eröffneten auch auf diesem Wege ihren Inhalt einem allgemeinern Verständnis und riefen die Vergleichung dieses Inhalts mit den Lehren und Einrichtungen der Kirche, wie solche sich durch Gebrauch und Misbrauch gestaltet hatten, hervor. Schon die ältesten Meister, welche von den Singschulen zu ihren Stiftern gezählt wurden, standen in offenem Kampfe gegen die Anmaßungen der Päbste und die Verderbnis der Geistlichkeit; so Walther von der Vogelweide und Reinmar von Zweter. Das Liederbuch der Colmarer Singschule, welches von Mainz dahin gekommen sein soll, enthält mehrere Gedichte unter dem Namen Klingsors, auch eines der Stifter, und darin folgende Stellen:

Ein brot, das im got selber glich gemachet hat,
Das wollen uns die pfaffen hie verkaufen,
Den krisem,[1] den sie feile tragen,
Das wird noch manger sele leit, fürwar ichs sagen;
Dasselbe haben sie auch mit der taufen u. s. w.
Der bobest nimmet teile,
Man fint es aller schrifte fri;
Merk, ob der babst nit böser vil, dann Judas, si!
Er treit got nu umb einen pfennig feile.
Ich mein der pfaffen gitikeit: u. s. w.

In einem andern Liede:[2]

Du bist gesezzen, geistlich orden, hoch uf glückes rat,
Nu hab dich vast! unt valst herab, ez wirt din michel schat, u. s. w.

Und wieder:[3]

Ez ist niht wunder, daz der wagen vür diu rinder gat,
Sit daz der kristenheite houpt in krumber wise stat; u. s. w.

[1] Das Chrisam, chrisma, geweihtes Salböl. Schmeller II, 395.
[2] [F. H. von der Hagen, Minnesinger III, S. 330. H.]
[3] [F. H. von der Hagen a. a. O. H.]

Endlich:

Got minnet valsche kutten niht,
Sie sin wiz oder gra,
Ein reinez herz an valsche pfliht
Daz hat got liep, wär ez joch uzen bla (Mus. II, 192 ff.).

Lieder dieser Art, an der Spitze des Meistergesanges, konnten
ḥt zu der Sage Anlaß geben, daß die zwölf Stifter desselben als
ḥer angeklagt worden seien und sich darüber vor dem Kaiser und
ı päbstlichen Legaten haben verantworten müssen. Es erklärt sich
ȝ nun auch die früher angeführte Stelle eines Liedes von 1450,
rin von der Stiftung der Augsburger Singschule gesagt wird:

Augspurg hat ain weisen rat,
Das prüft man an ir keken tat
Mit singen, dichten und klaffen;
Si hand gemachet ain singschuol
Und setzen oben auf den stuol
Wer übel redt von pfaffen.

Wenn hierauf die Reformation Luthers in den Reichsstädten, in
lchen der Meistergesang vorzüglich gepflegt worden, zu Nürnberg,
raßburg, Augsburg u. s. w. so bereite Aufnahme fand, wenn der be-
mteste Nürnbergische Meistersänger, Hans Sachs, dort einer der ersten
ʼänger und eifrigsten Verbreiter dieser Lehre war, so dürfen wir
l annehmen, daß die Singschulen das ihrige beigetragen, den Bo-
ıufzulockern, in welchem der neue Samen so gutes Gedeihen fand.
In den Leistungen des Meistergesanges, welche wir bisher im
m betrachtet, nun auch den Antheil der einzelnen namhaftern
r des 15ten und 16ten Jahrhunderts auszumitteln, sind wir
nicht im Stande, weil uns, wie schon bemerkt worden, mehr
anderartigen poetischen Arbeiten derselben, als ihre eigentlichen
ieder zugänglich gemacht sind. Wenn ich dennoch aus jedem
m Jahrhunderte [1] Einen aushebe, so geschieht es nicht sowohl,
ssen eigenthümliche Kunst zu charakterisieren, als vielmehr, um
igen Gestalten anschaulicher zu machen, was von dem Betriebe
ergesanges überhaupt gesagt wurde.

dem 15ten Jahrhundert wären Jörg Schilcher, Muscatblut und
Grundriß 502. Fichards Frankfurtisches Archiv, Theil III. Berlini-
uch; vergl. Aufseß, Anzeiger I, 213) näher zu besprechen.

Diese beiden Meister sind: Michel Beham und Hans Sachs. Der Erstere giebt uns noch im 15ten Jahrhundert das Bild eines wandernden Sängers, der, wenn auch ganz in den Formen des Meistergesanges befangen, doch keiner bestimmten Singschule angehört, auf ähnliche Weise, wie wir am Schlusse des 13ten Jahrhunderts den Schmied Regenbogen auf den Gesang umherziehen sahen. Der Letztere, Hans Sachs, zeigt sich, selbst auf seinen Wanderschaften, überall in den Einrichtungen der Genossenschaft begriffen.

Michel Beham.

Seine zahlreichen Gedichte sind vorzüglich in Handschriften der Heidelberger Bibliothek aufbewahrt; auch im Stadtarchive zu Nürnberg liegt: Michel Pehams Gesangbuch. Unter den Heidelberger Handschriften kommt besonders Nr. 312 in Betracht, eine Sammlung der Meistergesänge Behams, geistlich-lehrhaften und erzählenden Inhalts, von ihm selbst geschrieben und nach seinen verschiedenen Tönen geordnet, auch mit den Sangweisen zu dem ersten Gedicht jedes Tones versehen (Wilken 399 ff.). Er hat darin Jahr und Tag seiner Geburt, sowie die Geburtstage seiner drei Söhne und einer Tochter bemerkt, so daß dieses Buch das Handexemplar des Dichters gewesen zu sein scheint. Aus derselben Handschrift sind mehrere Stücke zum Drucke befördert durch Büsching in der Sammlung für altdeutsche Litteratur und Kunst B. I, St. 1. Breslau 1812. S. 37 ff. Auf diese verhältnismäßig dürftigen Mittheilungen,[1] verbunden mit einigen Notizen im Verzeichnis der deutschen Handschriften zu Heidelberg, beschränkt sich dasjenige, was ich hier zu geben vermag. Sonstige litterarische Nachweisungen finden sich in v. d. Hagens Grundriß S. 517 ff. [K. Gödeke, Grundriß S. 91. H.]

Michael Beham[2] ist, nach seiner eigenen Angabe, zu Weinsberg-Sülzbach (Sülzbach bei Weinsberg) im Jahre 1421 geboren (Sammlung I, 45. 74. Wilken 401. 414). Über seinen Namen, sein Her-

[1] Über Michel Behams „Buch von den Wienern" s. Büsching, der Deutschen Leben, Kunst und Wissen im Mittelalter. Breslau 1817. 8. Bd. I, S. 103 f. [Michel Beheims Buch von den Wienern, herausgegeben von T. G. v. Karajan. Wien 1843. H.]

[2] Auch Michel Pehamer nennt er sich im Reime. Sammlung I, 54.

kommen und seine Schicksale giebt er in einem besondern Liede Auskunft. Seines Vaters Ahn, Cunz Bilsner, war ein wohlhabender Mann in Beham (Böheim, Böhmen), wurde aber durch den Krieg vertrieben und verlor Hab und Gut. Er wohnte forthin in Schwaben, „in einem mark, heist Ertmerhause“ (Erdmannhausen bei Marbach? Vgl. Sattler, Historische Beschreibung des Herzogthums Würtemberg I, 146), und nährte sich mit der Wirtschaft:

Da hieß man in Cunz Beham nach dem land.

Der Enkel desselben hieß Hans Beham:

Der waz mein vater und ein weber, daz ist war,
Er leret mich auch weben, bis antwerge,
Damit ernert ich mich etwo vil jar,
Unz daz ich hinder dise kunst getihtes kam.
Do het ich einen hern, den von Weinsperge,[1]
Der mich zu er von disem antwerk nam.
Er machet mich rustig und braht mich of;
Der himlisch got geb im daz ewig leben!
Da lernet ich suchen der fursten hof.
Bei dem herren bleib ich, bis er mir starb,
Darnach begund ich aber höher streben,
Eins edlen fürsten dienst ich da erwarb.
Daz waz mein herr von Prannenpurg marggraf Albreht.
Darnach wart ich des fursten lobeleiche
Von Tennemark, kung Christiernus[2] kneht;
Darnach mich herzog Albreht von Baiern aufnam,
Darnach herzog Albreht von Osterreiche,[3]
Zu graf Ulreich von Cel ich darnach kam.
Darnach kam ich zu meim herrn kung Laßlaw,[4]
Der köng zu Ungern und zu Behem wasse,

[1] Das Geschlecht der Herren von Weinsberg starb um 1508 aus. (Beschreibung des Oberamts Weinsberg 116.)

[2] Christian III, 1448—83.

[3] Seit 1452 (Crusius II, 395) zweiter Gemahl der uns als Gönnerin der Dichtkunst bekannten Mechthild, Witwe des Grafen Ludwig von Wirtemberg. Er starb 1463. (Aus der Zeit des Aufenthalts bei ihm mag das Lied stammen: Ein exempel von den hern von Österreich, Sammlung I, 42.)

[4] König Ladislav starb 1458, 23 November, in seinem 18ten Jahr, nicht ohne Verdacht der Vergiftung. (Gerardus de Roo, Annales S. 232.)

Der leider ist zu Prag verdorben daw,[1]
Alz man dann saget, got der weiß wol, wie;
Der äwig got pfleg seiner sel furbasse!
Umb keinen herrn peschach mir leider nie.
Darnach kam ich zu meim hern keiser Fridereich,[2]
Da hon ich auch gewissen speis und solde,
Darumb wil ich im (danken ewicleich?) u. s. w.

Späterhin finden wir ihn im Dienste des Pfalzgrafen Friedrich I (desselben, dem, zugleich mit seiner Schwester Mechthild, Hermann von Sachsenheim 1453 die Mörin gewidmet hatte). Auf dem Titel einer Anzahl geistlicher Lieder (Wilken 433 f.) nennt er sich noch „des römischen kaiser teutscher poet und tichter," vor einem andern Gedicht aber, von der Liebhabung Gottes, betitelt er sich „unsers allergenedigesten hern, des römischen kaiser Fridrichs, und meines genedigen hern, her Fridrichs, pfalzgraven pei Rein, teutscher poet und tichter" &c. (ebd. 455). Die Thaten dieses streitbaren Fürsten beschrieb Beham in Form einer Reimchronik, welche gleichfalls zu Heidelberg (Nr. 335) handschriftlich sich befindet und laut des Titels im Jahr 1469 gemacht ist. Er folgte dabei der Unterweisung von Augenzeugen, des Caplans und Andrer von der Kanzlei des Pfalzgrafen. Um es jedoch mit keinem der Herren zu verderben, die sich durch die Erzählung der Siege des Pfalzgrafen Friedrich gekränkt finden mochten, schließt er seine Arbeit vorbeugend so:

Nun bitt ich fursten, graven, hern,
Daz sie mir kein ungnad zukern
Noch unwillen durch diß getickt;
Wan die schuld werlich min ist nicht:
Wer bi den wolfen wonet,
Darf, daz er mit in honet.[3]
Der furst mich hett in knechtes miet,
Ich aß sin brot und sang sin liet;[4]

[1] töuwen, töun, mittelhochdeutsch, im Sterben sein, mit dem Tode ringen. (Lachmann, Auswahl 296. Grammatik I, 405. Wig. S. 723.)

[2] Kaiser Friedrich III, 1440—1493.

[3] hûlenen, heulen (vom Hunde), althochdeutsche Glosse: honenter, ululans. Schmeller II, 202.

[4] Der Urenheimer (Müller II) CCVI [bei F. H. von der Hagen, Minnesinger III, S. 39 a. H.]:
also man dem meister lonet, also wischet er daz swert.

Ob ich zu einem andern kom,
Ich ticht im auch, tut er mir drum,
Ich sag lob sinem namen.
Diß buch ein end hat amen. (Wilken 415.)

Wie er zum König von Dänemark gekommen und wie es ihm bei diesem ergangen, erzählt er ausführlich in einem Liede von 35 Strophen: „Dis ist von meiner merfart, die ich uber das westermer tet“ (Sammlung I, 54 ff.).

Die von Rotenburg an der Tauber hatten ihn gefangen genommen und übel behandelt, vermuthlich aus Anlaß der Fehde seines damaligen Herrn, des Markgrafen Albrecht von Brandenburg, mit der Stadt Nürnberg, 1450. Nachdem er durch diesen erledigt worden, nahm er Urlaub aus Franken und schwur, nicht mehr vor seinen Herrn zu kommen, bis dessen Kriege geschlichtet wären. Er ritt hinab gen Köln, von da nach Westphalen und Sachsen (Niedersachsen). Sein Sinn rieth ihm nach Dänemark; ihm war viel gesagt worden von der Milbigkeit und Tugend des jungen Königs Christiern. Zu Lübeck trat er zu Schiffe und fuhr die Trave hinab in die Ostsee. In der Hauptstadt Kopenhagen fand er den König nicht, derselbe war gen Norwegen gezogen, um sich von diesem Reiche krönen zu lassen, welches ihm sammt dem zu Schweden zustand. Die Königin aber nahm den Fremdling wohl auf, fragte ihn nach ihren Eltern und dem Bruder ihres Vaters, dem Markgrafen Albrecht, Behams Herrn. Sie wies ihm ein Segelschiff (ein hölch) an, das ihn zum König bringen sollte, damit er das Reich beschauen und davon zu Franken Kunde geben möge. Er wurde dem Hauptmann empfohlen und nach drei Tagen schieden sie von Kopenhagen, hin auf das Westermeer.

Sie haben einen Sturm zu bestehen und auch mit Seeräubern treffen sie zusammen, aber ihr Schiff war, wie eine Veste, mit Armbrust und Büchsen wohl versehen, auch mit sechshundert oder mehr Schützen und Wappnern bemannt. Darum ließ man sie fahren und so kamen sie in das Reich Norwegen:

Ich sah nie wünderlich
Scheußlicher, wilder land;
Es ist ganz alles sant[1]

[1] allzusammen.

Sust niht wann steingemorre, [1]
Von felsen schroffe schorre,
Hoch berg und tiefe tal. u. s. w.

Es wird von dem Reichthum des Landes an Silber und Gold erzählt, von seiner Armuth an Brot und Wein, von der Nahrung seiner Bewohner; von dem verschiedenen Glauben derselben, Christen und Heiden; von den wilden Lappen, welche die Häute der von ihnen erjagten Thiere vorsichtig am Meeresstrande niederlegen und dafür hinnehmen, was die zur See hergefahrenen Kaufleute dagegen hingelegt haben. Auch ins Fabelhafte spielt er hinüber:

In einer andern wust
Da wont in einem ringe
Ein volk, heißet Schrelinge, [2]
Die sein nit lenger, wann
Gewahsen dreier spann,
Und wunen in den hülen,
Die sie graben und wülen
In dem gepirg dapi. u. s. w.

Der Sänger kam bis Drontheim, wo er den König, dem er mehr denn sechshundert Meilen nachgereist, in großer Herrlichkeit fand. Was ihm von demselben Lobenswerthes gesagt war, fand er alles wahr:

Wann seiner zuht und ere
Und tugend ist vil mere,
Wan ich gesingen kan.

Der König empfieng ihn schön, nahm ihn bei der Hand und fragte ihn angelegentlich, wie es zu Franken stände und seinem Herrn gienge. Über die guten Nachrichten, die er erhielt, war er äußerst erfreut, erwies dem Fremdling alle Ehre und hatte ihn stets bei sich in seinem eigenen Schiffe. Nachdem Christiern hier Reich und Krone an sich genommen, fuhren sie mit allen Schiffen nach Bergen, dessen lebhafter Seehandel beschrieben wird. Als auch hier die Geschäfte beendigt waren, trat der König die Heimreise zu Land an, den Sänger aber, der damals nicht gut reiten konnte, ließ er zu Schiffe bringen. Mitten auf dem Meere werden sie wieder von einem furchtbaren Sturm überfallen:

1 Gebröckel, vergl. Schmeller II, 612: Mur.
2 [Wohl = Schretelinge, Schretel? P.]

Gros wind worn außer moß,
Uns under augen furn,
Die prahten einen sturn
Von süden und von osten,
Des starken und des grosten,
Der nie kein mensch gedaht; u. s. w.

nliche Scene auf der Wallfahrt des Grafen von Montfort.)
en vom Sturme so weit zurückgetrieben, daß sie nicht mehr
wo sie fuhren. Wie fern sie vom Lande seien, erkannten sie
ı Zeichen:

Pei den waltvogelein,
Die flugen uf dem wasser
Und mohten nit furbasser,
Wann sie so müde warn;
Wu sie uns sahen varn,
So vieln sie zu den schiffen,
Daz wir sie da begriffen
Und namen in die hant.

ȝe nach dem Sturme hatten sie von einer „stillung," Windstille,
:; doch

Maria und ir kint
Peschertem uns ein wint
Von norden unde westen.

kamen sie ihrem Ziele näher:

Da wir so lang gefurn,
Daz wir dem land worn nahen
Und es fun verren sahen,
Da worn wir alle fro.
Die gsellen ruften do:
„Nu stand uf, Michel Pehen!
Wir Tennemarken sehen." u. s. w.

er hernach vernommen, daß sein Herr, der Markgraf Albrecht
Städte verrichtet seien, bat er den König Christiern um die
s, wieder heim zu kehren, und wurde mit königlicher Gabe

Daz ich sein er fur baz
Wil ummer preisen schon,
Weil ich daz leben hon,

Und seinn genoden danken.
Ich wider hein in Franken
Zu meinem herren zoch.

Eine wunderbare Geschichte erzählt Beham von einem Grafen Eberhart von Wirtenberg. Dieser war allein auf die Jagd geritten und hörte plötzlich durch den grünen Wald ein Sausen und Brausen, wie von einem Jagen. Er beschwor die unheimliche Gestalt des Jägers, die sich ihm zeigte, ihm zu sagen, ob sie ihm schaden wolle. Der Jäger antwortete, er sei einst hier ein Herr gewesen und habe nie des Jagens satt werden können; zuletzt hab' er Gott gebeten, ihn bis zum jüngsten Tage jagen zu lassen; dessen sei er gewährt worden und habe nun an einem Hirsche wohl fünfthalb hundert Jahre gejagt. Zum Beweise zeigt er dem Grafen sein Angesicht:

Er zeiget im sein antlüt ploß,
Es was kum ainer fauste groß
Und als ein rub verdorret
Und waz gerunzelt als ain swam;
In wundert, alz er da vernam,
Daz angesiht versmorret.
Er rait fur sich und jaget
Seim hirssen nach pis er verswand:
Der graf rait wider haim zu land,
Alz uns diz abentür saget.

Wir haben unsern Sänger bisher vorzüglich von Seiten seines Wanderlebens und Herrendienstes geschildert; betrachten wir nun auch, soweit die vorliegenden Materialien reichen, seine Kunst!

Eines seiner Lieder hat die Überschrift: „Wie Michel Beham zuerst sein kunst hat funden.“ Es ist eine sinnreiche Allegorie und lautet so:

Ich kam uf ein gevilde u. s. w. (Sammlung I, 45 ff.)

Die Silbergrube des Gesanges hat Beham, nach allen Anzeigen, zunächst nicht in einer Singschule gefunden. Er saß am Webstuhl, auf einem Dorfe, als er hinter die Kunst Gedichtes kam. Ein Herr von Weinsberg nahm ihn vom Handwerk und bracht' ihn auf. Schon Meister Kelin, in der zweiten Hälfte des 13ten Jahrhunderts, sagt uns, er habe zu Weinsberg (in Schwaben) ein Lied

gesungen.[1] Weinsberg war hiernach eine der Burgen, worauf von Alters her der Gesang gepflegt wurde. Man findet auch bei Beham Anklänge an den ältern Minnesang und sein Herumziehen an den Höfen zeigt noch ganz die Sitte der Meister des 13ten Jahrhunderts. In den wenigen gedruckten Liedern ist auch nirgends einer Singschule erwähnt, dennoch findet sich sowohl in den Formen des Strophenbaus, dem Ursprung des Sängers aus dem Handwerksstande, als in andern Hinweisungen eine merkliche Annäherung an die Satzungen und Gebräuche der Schulen. So haben wir von ihm die poetischen Formulare zur Einleitung eines Wettkampfs zwischen zwei Singern:

1. Wie ein singer den andern fordert.
2. Dies ist ein antwurt, so ein singer den andern mit singen fordert (Sammlung I, 39 ff.).

Schon den Meister Regenbogen hörten wir auf solche Weise die Sänger am Rheine herausfordern[2] und es kann mit Behams Ausforderung ein andrer wandernder Meister gemeint sein, aber das Ansinnen, aus der Schrift und nichts von Geckerei (keine „torliche Lieder", wie der Freiburger Stiftungsbrief Artikel 15 sagt) zu singen, Gott und seine Mutter zu loben, erinnert an das strengere Gebot der meistersängerischen Hauptsingen.

Behams Lieder sind auch, in seiner eigenen Handschrift, durchaus mit den Namen ihrer Töne versehen: „Zugweis, kurze Weis, verkerte Weis, Osterweis, Trommetenweis, gecrönte Weis, flecht güldin Weis, Hofweis (worin das Lied von der Meerfahrt), Slegweis (Wilken 399 f.), Angstweis" u. s. w. Von dieser wird bei dem Gedichte, das darin verfaßt ist, bemerkt:

und Michel Peham hot es gemacht und es haißet in seiner angstweis, wann er vieng es an zu Wien in der purg, do er in großen angsten was u. s. w. (Wilken 460.)

Daß seine Töne wirklich auch in den Singschulen gangbar waren, zeigt noch Puschmanns Gesangbuch, gegen Ende des 16ten Jahrhunderts,

[1] Müller II, hinter Fribergs Tristan CVII: Wil ieman hin gegen Swaben u. s. w. sit sang ich ime [Volcmare von Kemenaten] in zwein landen driu lobeliet: zu Wensberk einez, din zwei dort uf dem sande. Vergl. F. H. von der Hagen, Minnesinger III, S. 24 a und 69 a 3.

[2] Vergl. Aretin, Beiträge IX, 1147 f. 1178—1180.

worin zwei derselben vorkommen (Sammlung I, 75). Eine der aufgezählten Weisen heißt die gekrönte, und da sie schon in dem von seiner eigenen Hand geschriebenen Liederbuche so genannt ist, so deutet dieß allerdings darauf, daß er selbst in den Singschulen auftrat; denn gekrönte Töne sind sonst eine in diesen herkömmliche Auszeichnung.

Auf die Strophenzahl der Meisterlieder, deren es, wenigstens aus der Zeit der noch vorhandenen Tabulaturen, nur gedritte, gefünfte und gesiebente gab, beschränkt sich Beham nicht; seine Erzählung von der Fahrt nach Norwegen hat 35 Gesätze (Sammlung I, 71).

Die künstlichste seiner Weisen ist wohl diejenige, die er prunkhaft genug „hohe güldin Weis" nennt, zum Unterschied von der ihr an Künstlichkeit nahe kommenden, einfachen „gülden Weis" (S. 50). In jener ist ein Lied von den sieben Gaben des heiligen Geistes gedichtet, welches so anhebt (S. 53):

Kling her der hersten merſten reiche u. s. w.

Man sollte glauben, der Sänger spreche hier noch böhmisch, wie seine Väter. Allein solche Reimstrophen, in denen jedes Wort, jede Silbe ein Reim ist, finden sich schon bei den mittelhochdeutschen Dichtern des 13ten Jahrhunderts, z. B. in einem Winterliede Konrads von Würzburg (Manesse II, 203 a. [F. H. v. d. Hagen, Minnesinger II, S. 326. H.]):

Gar bar lit wit walt; kalt sne we tuot u. s. w.

Bei Beham steht diese künstliche Reimverbindung in völligem Contrast mit der verwilderten Sprache; er stutzt nicht nur die Wörter gewaltthätig ab, um sie in den Reim zu zwingen, sondern er hat auch kein Ohr mehr für den reinen Laut der Vocale und Diphthonge, so daß all das mühsame Reimwerk doch nur einen unvollkommenen Anklang abgiebt.

Von Seiten des musikalischen Verdienstes ist auch er noch nicht gewürdigt. Aber gerade als Sänger und Tondichter mag er vorzüglich an den Höfen der Fürsten beliebt gewesen sein.

Er ist das letzte bedeutende Beispiel eines eigens auf den Gesang wandernden Meisters. Zwar sehen wir noch spät im 17ten Jahrhundert einen Nürnbergischen Meistersänger gleichfalls nach Kopenhagen ziehen. Wagenseil meldet hievon Folgendes (S. 492 f.):

„Es lebt zu Nürnberg ein Meister-Singer, Namens Christoph Hafner, seines Handwerks ein Zeuch-Weber, welchen ein im Jahr 1666 daselbst durchreisender königlicher Dänischer Secretarius gegen eine zimliche Belohnung vermöget, einen Amschelvogel, welchen er erkauft hatte und der 6 verschiedene Melodien gar artig pfeifen konte, der damals lebenden königl. Majestät von Dennemark Friderici III nach Coppenhagen zu überbringen. Nachdem nun der Träger mit seiner Amschel daselbsten wol angelanget und der König schon vorhero durch des Secretarii Schreiben war benachrichtiget worden, daß der ungemein lieblich singende Vogel auch durch einen Meister-Singer geschickt werde, haben seine Majestät, so bald dieser sich angemeldet, ihn vor sich zu kommen befohlen und größere Begierde getragen, sein, als des Vogels, Singen zu vernehmen, derowegen verlanget, daß er sich alsobald solte hören lassen, und sind zu solcher Musik die Königin, wie auch Prinzen und Prinzessinnen berufen worden. Der Meister-Singer, welcher für sich eines gar lustigen Humors, hat sich auch nicht gescheuet, sondern seine Meister-Lieder in so hoher und auch des ganzen Hofes Gegenwart zu singen angefangen. Über welchen dann der König ein so gnädiges Wolgefallen gewonnen, daß der Meister-Singer hernach die 13 Tage, welche er sich zu Coppenhagen aufgehalten, allezeit dergleichen Lieder vor der Tafel singen müssen; es hat auch höchstgedachter König bei ihm anhalten lassen, er möchte doch in Coppenhagen beständig verbleiben, und solle er auf das beste und wie er es nur verlangen könte, gehalten werden. Nachdem er aber an dem geringen Leben, dessen er gewohnet war, einen größern Gefallen, als an dem Pracht des Hofes getragen, auch lieber zu Nürnberg unter seines Gleichen, als unter großen Herren sein wollen, hat er sich mit seinem Weib und Kindern, die er zu Nürnberg hätte, entschuldigt. Darauf der König, als er vorhero mit einem schönen neuen Kleid, einem ansehnlichen Stuck Gelds und gnädigsten Fürschrift an einen hochedlen Rath der Stadt Nürnberg war versehen worden, ihm in Gottes Namen zu ziehen befohlen. Es ist aber dieses Manns und seines Singens Andenken königlicher Majestät nie aus dem Sinn kommen, sintemalen, so oft Sie in Erfahrung gebracht, daß ein Nürnberger in Coppenhagen angelanget, nachzufragen geboten, ob Christoph Hafner, der Meister-Singer, noch in Leben sei und sein Singen fleißig fortsetze.“

Wagenseils Versicherung unerachtet, bleibt es jedoch zweifelhaft, ob die Amsel oder der Meistersänger die Hauptperson gewesen. Das Verlangen, das Letzterer nach seinem häuslichen und bürgerlichen Leben zu Nürnberg empfunden, war ein ähnliches Gefühl, wie dasjenige, welches längst den höfisch wandernden Meistergesang zu einem häuslich

und bürgerlich ansäßigen gemacht hatte, als dessen Vertreter sich uns nun, im 16ten Jahrhundert, der wackre Hans Sachs darstellen wird.

Hans Sachs.

Wenn er uns gleich in diesem Abschnitte nur in der Eigenschaft als Meistersänger in Betracht kommt und gerade seine Meisterlieder am wenigsten bekannt gemacht sind, so schicken wir doch hier bei seinem ersten bedeutendern Auftreten die allgemeinen Litterarnotizen über ihn voran.

Er selbst veranstaltete, nachdem viele seiner Gedichte einzeln, als fliegende Blätter mit Holzschnitten, ausgegangen waren (vergl. Göz II, XI), eine Ausgabe derjenigen seiner Werke, die er für den Druck geeignet fand. Ein Band in Folio wurde zu Nürnberg 1558 gedruckt und dann, in einer neuen Ausgabe, die nun das erste Buch hieß, mit dem zweiten und dritten, in 3 Foliobänden, Nürnberg 1560—1561.

Eine vermehrte Ausgabe, in 5 Folianten, erschien zu Nürnberg 1570—79. Die dritte und letzte zu Kempten in 5 Quartbänden von 1612—16 und zwar darum in dieser Form, weil Quartbände leichter als Folianten auf Spaziergängen und Reisen zu gebrauchen seien. Man findet die 3 oder 5 Bände dieser verschiedenen Ausgaben selten vollständig beisammen.

Von neuern Sammlungen, die eine Auswahl seiner Gedichte in unveränderter Sprache geben, führe ich an:

Hans Sachsens sehr herrliche, schöne und wahrhafte Gedicht, Fabeln und gute Schwenk. In einem Auszuge aus dem ersten Buche, mit beigefügten Worterklärungen von J. H. H. (Johann Heinrich Häßlein) Nürnberg 1781. 8.

R. Z. Becker ließ einzelne Gedichte, wie sie ursprünglich als Flugblätter erschienen, mit Holzschnitten nach den Originalplatten von Sebald Behaim, Hans Schäufelein und andern Schülern Dürers, abdrucken:

Hans Sachs im Gewande seiner Zeit. Mit Abdrücken von den alten Original-Holztafeln. Gotha 1821. Groß Folio.

Vorzüglich brauchbar ist die neueste Sammlung:

Hans Sachs. Eine Auswahl für Freunde der ältern vaterländischen Dichtkunst, von J. A. Göz. Nürnberg 1829—30. Vier Bändchen. Mit biographischen und litterarischen Zugaben.

Eine ältere, fleißige Biographie ist:

Historischkritische Lebensbeschreibung Hans Sachsens u. s. w. von M. S. Ranisch. Altenburg 1765.

Mehreres litterarische Detail geben die angeführten Schriften und die bekannten litterarhistorischen Handbücher.[1]

Über sein Leben und seine langjährige, fruchtbare Übung der Poesie überhaupt, sowie des Meistergesangs insbesondre, hören wir am besten ihn selbst sprechen. Er thut dieses umständlich in einem poetischen Lebenslaufe, unter der Überschrift:

Summa all meiner gedicht vom 1514 jar an, bis in 1567 jar,

in der Kemptener Ausg. B. V, Th. III, S. 154, und bei Göz I, 3 ff.

Als man zelt vierzenhundert jar u. s. w.

Nach dieser Inventierung seiner Gedichte lebte Hans Sachs noch neun Jahre. Er starb im Januar 1576, im 82sten Jahre seines Alters (Ranisch 48. Göz II, XV. Neudörfer 63).

Was sich uns nun aus seiner eigenen gereimten Lebensbeschreibung, zusammengenommen mit anderwärtigen Notizen, für sein Verhältnis als Meistersänger ergiebt, ist Folgendes:

Er wuchs auf in der Lehre des zu Nürnberg zuvor schon bürgerlich angesiedelten Meistergesangs. Von Leohard Nunnenbeck erlernte er den Anfang der Kunst; er zählt auch in dem früher angeführten Meisterliede zwölf ältere Meister auf, sämmtlich Handwerker, die in der Singschule zu Nürnberg auf dem Stuhle saßen, und der zwölfte darunter ist

Ein leinweber, hieß Leonhard Nunnenbeck (Sammlung I, 214),

dem er durch diesen Ehrenplatz ein Denkmal seines Dankes stiftet. Er selbst war der Sohn eines Schneiders (Ranisch 14) und fieng im fünfzehnten Jahre das Schuhmacherhandwerk zu lernen an. In diese zweijährige Lehrzeit muß auch der Unterricht im Gesange durch Nunnenbeck gefallen sein. Nach Beendigung derselben wanderte er fünf ganzer Jahre, doch nicht, wie Michel Beham, eigens auf den Gesang und an den Höfen umher, sondern auf sein Handwerk und den Städten nach:

Als mein lehrzeit vollendet war,
Thet ich meinem handwerk nach wandern
Von einer statte zu der andern.

[1] [Man vergl. namentlich Gödeke, Grundriß S. 337 ff. H.]

Wohl war er auf dieser ganzen Wanderschaft mit herzlicher Lieb' und Gunst zu der löblichen Kunst behaftet, deren Anfangsgründe er zu Nürnberg eingesogen, und wo er im Lande Meistergesang hörte, lernt' er eifrig die Bar und Töne. Aber auch als Wandergesellen sehen wir ihn an die geregelten Singschulen sich anschließen. Zu München dichtete er 1514, im zwanzigsten Jahre, sein „erst Bar" im „langen Marner," einem der alten Meistertöne (Wagenseil S. 539, 27 Reime. Museum II, 20 ff. Aretin, Beiträge IX, 1143), und half daselbst die Schule verwalten. Darnach hielt er auch selbst Schule (ohne Zweifel als vorsitzender Merker) in den Städten, wohin er kam, und zwar die erste zu Frankfurt. Außer den in jenem Gedichte genannten Orten erwähnt er noch gelegenheitlich seines Aufenthalts zu Leipzig, Lübeck, Annaberg, Osnabrück, Erfurt, Wien u. s. w. (Ranisch 38). Zu Innsbruck war er des Kaisers Maximilian Waidmann (Ranisch 31), vielleicht nur bei einem einzelnen Jagen; so nahe war er der Martinswand und dem Helden Teurdank, dem wir ihn zum Dichter gewünscht haben. Aber nirgends erhellt, daß er dem Hofe des Kaisers als Sänger bekannt geworden. (Was er von seinem Dienst im kaiserlichen Heer in Welschland und von einer Wallfahrt nach Rom auf das Jubeljahr anführt, ist noch zu prüfen, Ranisch 41.) Nach seiner Zurückkunft von der Wanderschaft, im zweiundzwanzigsten Jahre, machte er zu Nürnberg sein Meisterstück und verheirathete sich dann im fünfundzwanzigsten, 1519, zum erstenmal. Er führte fortan mit Weib und Kindern ein häusliches Leben, betrieb fleißig sein Handwerk, wie er sich denn öfters in seinen Gedichten unterschreibt „Hans Sachs, Schuhmacher" (Ranisch 46 e), zugleich aber in den Feierstunden den Meistergesang und die Dichtkunst überhaupt. So haftet sein poetisches Treiben überall an der Werkstätte und wenn es darum weniger phantastisch ist, als das der wandernden Hofsänger, so ist es um so ehrbarer und bürgerlich freier.

Er theilt bei der Inventierung seiner Werke die Bücher, worein er dieselben geschrieben hatte, in Gesang- und Sprüchbücher ab. Den Inhalt der erstern machten die für den Gesang bestimmten Meisterlieder aus, den der letztern die übrigen sprüchweise, in fortlaufenden Reimpaaren, verfaßten Gedichte verschiedener Gattungen; jener waren sechzehn, dieser achtzehn Bände. In den sechzehn Gesangbüchern standen 4275 Bar oder Meistergesänge, welche in 275 Meistertönen gesetzt waren,

worunter 13 von seiner eigenen Erfindung. In allen vierunddreißig Büchern zusammen waren 6048 Stücke,[1] eh mehr, denn minder. Die 4275 Meistergesänge, die er innerhalb 53 Jahre gedichtet, waren großentheils aus den Schriften alten und neuen Testaments genommen, enthielten aber auch weltliche Historien, Sprüche der Weisen, poetische Fabeln, Alles zum Preise der Tugend und zur Schmach des Lasters, endlich noch mancherlei kurzweilige Schwänke, den Traurigen zur Fröhlichkeit, doch frei von aller Unsitte. Diese ganze, große Zahl der Meisterlieder hat er von der gedruckten Sammlung seiner Werke ausgeschlossen. In der Vorrede des dritten Bandes, dessen Druck 1577, dem Jahr nach seinem Tode, beendigt wurde, erklärt er hierüber:

darzu sind hie außgeschlossen die bar der teutschen meistergesang, der auch in der summ sind 4270 bar, welche auch nit in truck zu geben sind, sondern die singschul mit zu ziern und zu erhalten;

und von den geistlichen derselben hörten wir ihn im obigen Gedichte versichern:

Mit gottes hülf nun weit erkant
In teutschem land, bei jung und alten,
Darmit vil singschul werdn gehalten
Zu gottes lob, rhum, preis und glori.

Die kunstmäßigen Meistergesänge behielt er also den Singschulen vor und glaubte doch auf diese Weise ihrer Verbreitung und Erhaltung gewiss sein zu dürfen. So ist es denn auch gekommen, daß sie beim Absterben der Singschulen in den handschriftlichen Gesangbüchern begraben blieben (vgl. Ranisch 173 f. Bouterwek 390 f.). Einzelne wurden als fliegende Blätter gedruckt, die jetzt auch selten geworden; noch geringer ist die Zahl der in späterer Zeit bekannt gemachten. Einige, erzählenden Inhalts, stehen in der Auswahl von Göz I, 180. II, 104—8. III, 15 aus Handschriften. Der Bar von den zwölf Nürnberger Meistern, als Pflanzern und Pflegern des edlen Sängergartens, ist zuvor besprochen worden. Sonst bemerke ich noch folgende, weniger bekannte oder beachtete:

1. Fragment einer Erzählung in Form des Meisterliedes, in einer kleinen handschriftlichen Liedersammlung, welche Caspar Schrepfer im

[1] Puschmann zählt 6636. Ranisch 325.

Jahr 1592 seiner Geliebten, Ottilia Fenchlerin von Straßburg, zu Ehren geschrieben hat (Nr. XII, Bl. 11 b ff.), im Besitze des Freiherrn von Laßberg. Ein Fürst zu Salerno läßt den Buhlen seiner Tochter ermorden und schickt ihr in einem goldenen Gefäße dessen Herz; sie aber vergiftet sich vor Leid darüber und verlangt noch sterbend, daß man sie mit dem Jüngling in Ein Grab lege. Die Nutzanwendung ist:

Gib deiner tochter einen man zu rechter zeit,
Eh daß sie solche lieb ansihet!
Ain jungfrau ist ein frucht, die nit lang leit.

Der Schluß lautet:

Zeit bringt rosen, spricht zu Nürnberg Hans Sachs.

Nach den frühern Erläuterungen möchte dieses Gedicht in die Classe der Bremberger zu setzen sein.

2. Das Kiferbeskraut, in des Muscatblut Hoston zu singen; nach einem Drucke von 1559 mitgetheilt von Docen, Miscellaneen zur Geschichte der deutschen Litteratur B. I. München 1807. S. 280 ff. „Die Kiferbeß ist die Erbse, die, noch grün, in der Hülse, Schote (alte Sprache cheva, schweizerisch Kefen) festsitzt.“ [1] Das Wort wird hier doppelsinnig in Anspielung auf Kif, Keif, Hader, Zank, besonders das Keifen der Ehehälfte, gebraucht. Der Dichter liebt auch sonst dieses Wortspiel, z. B.:

Daß mancher paur kiferbes aß,
Wiewol es umb weihnachten was.

3. Zweifelhaft: Ein schönes Jungfraulob, in der Briefweis des Regenbogen, nach einem alten Drucke, Nürnberg bei Hans Kholer s. a., wieder abgedruckt im Anhang II zu Docens Kritischer Beschreibung einer Sammlung alter Meistergesänge in einer Handschrift des 15ten Jahrhunderts in Aretins Beiträgen zur Geschichte und Litteratur B. IX, S. 1186 f.

Die beiden letzten Stücke sind scherzhafter Art und mochten für die Zeche der Sänger bestimmt sein. Damit wir mit den Meistergesängen des Hans Sachs nicht allzu leer auslaufen, gebe ich das erstere dieser beiden ganz, das andere im Auszug und sende ihnen die drei Schwänke voran (bei Göz II, 104 ff.). Diese gehören zwar dem Inhalte nach einem folgenden Abschnitt an, aber sie gebrauchen die Form des Meisterliedes auf eine eigenthümliche und sinnreiche Weise. In einem Liede

[1] Schmeller II, 285.

von drei Strophen, einem gedritten Bar, werden drei Schwänke von drei durstigen Brüdern drei verschiedener deutscher Volksstämme erzählt, so daß je auf ein Gesätz eine solche lustige Geschichte fällt:

Nun hört artlicher schwänke drei! u. s. w.

Das kiferbeskraut.[1]

Kiferbeskraut, wer hat dich baut?
Dein wurz und frucht die sei verflucht!
Du thust mir viel zu leide u. s. w.

Das andre der beiden Lieder, „ein schönes jungfraulob," hebt so an:

Mit meim gesang wil ich loben den bulen mein,
Dann mein herz sehnet sich teglich bei ihr zu sein,
Recht wie ein fauler hund zu schwimmen uber Rein,
Das schafft, daß ich erkennet hab ihr schöne uber maßen. u. s. w.

Ähnliche Parodieen des Minnesanges sind schon dem 13ten Jahrhundert nicht fremd (z. B. Manesse II, 116 b, 5). Der beabsichtigte Scherz wurde vielleicht, wie Docen bemerkt, durch die Melodie „Regenbogens Briefweise" verstärkt. Das Lied ist mit einem andern Gedichte von Hans Sachs, „achzehen schönen einer jungfrauen", als parodisches Seitenstück zusammengedruckt. Docen zweifelt nicht, daß es auch von Hans Sachs herrühre, doch ist es nicht mit dem Namen am Schlusse bezeichnet und der Scherz auch weit nicht so ungezwungen, wie im Kiferbeskraut.

Dieses ist 1559 gedruckt, ein Jahr vor dem Tode der ersten Ehefrau des Meisters. Daß ihm diese nicht wirklich so viel solchen Krautes zugerichtet hat, als das launige Lied ihr Schuld zu geben scheint, ergiebt sich aus einem andern Gedichte, das er einige Monate nach ihrem Ableben verfaßt:

Der wunderliche traum von meiner abgeschiednen lieben gemahel, Kunigund Sächsin.

Als man nach Christi geburt war u. s. w. (Göz II, 16 ff.)

[1] Vergl. Weckherlin, Beiträge S. 64. [Eine abweichende längere Fassung dieses Stückes steht in der Nürnberger Folioausgabe 5 B. 1579. Thl. 3, Bl. 377 rw. f. Man vergl. den hiernach veranstalteten Abdruck in: K. Gödeke, Elf Bücher deutscher Dichtung I. Leipzig 1849. 8. S. 94. 95. H.]

Seine liebe Hausfrau und sein vorangegangener Lehrmeister im Gesange treten hier in Gemeinschaft vor seine Seele, recht als Bilder des innigen Vereines seiner Kunst mit dem häuslichen Sinne. Von diesem zeugen auch noch so manche andre seiner ernst- und scherzhaften Sprüche über den Ehestand.

Wie er zur Kunst berufen worden, erzählt er in einem eigenen Gedicht:

Ein gesprech, die neun gab Muse oder kunstgöttin betreffend (Göz II, 1 ff.).

Zuerst legt ihm Klio zwei Finger auf das Haupt und weiht ihn mit ihrer Gabe; so nach einander sämmtliche neun Musen. Diese Gaben, nicht eben streng gesondert und geordnet, sind in der Hauptsache: Lust und Liebe zur Kunst, Eifer und beharrlicher Fleiß, ordnendes Nachdenken, Schärfe der Vernunft, klare Erkenntnis jedes Dinges, himmlische Weisheit, das Gute vom Bösen zu scheiden, guter Stil und Vortrag.

Nach dem fieng Klio wieder an,
Sprach: „O jüngling, nun solt aufstahn,
Nun hast unser neun eigenschaft
Empfangen ein vorschmack und saft
Und bist zum diener aufgenommen.
Wo du dem treulich nach wirst kommen,
Nemlich daß all deine geticht
Zu gottes ehr werden gericht,
Zu straf der laster, lob der tugend,
Zu lehre der blüenden jugend,
Zu ergetzung trauriger gmüt:
Jedes nach art durch unser güt
Wöll wir dich endlichen belönen,
Mit untödlichen ehren krönen,
Als einem tichter thut gebüren.
Doch thu geloben und anrüren
Ein treuen dienst, als dir gebürt!“

Zu der Zeit, in welche Hans Sachs dieses allegorische Ereignis verlegt, im Jahr 1513, auf seiner Wanderschaft zu Wels, muß wirklich ein poetischer Durchbruch bei ihm stattgefunden haben, denn im nächstfolgenden Jahr, 1514, dichtete er zu München seinen ersten Bar.

Aber selbst in diesem Gedichte von seiner Weihe zur Kunst, in welchem ein so ernstes Anstreben nach höhern Dingen sich kund giebt,

wagt er doch dieselbe kaum anders, als für eine ehrbare und nützliche Erholung von seinem Handwerksberufe anzusehen. Die Frage, die er sich gestellt, war die:

> Auf was kurzweil ich solt begeben
> Forthin durchauß mein junges leben
> Neben meiner handarbeit schwer,
> Die doch nützlich und ehrlich wer.

In dieser ehrlichen Kurzweile war Hans Sachs länger als ein halb Jahrhundert die Zierde der Nürnberger Singschule. Sie hat in ihm neu aufgeblüht und hat auch nach ihm nichts Erhebliches mehr geleistet. Zu seiner Zeit, im Jahr 1558, waren in Nürnberg über 250 Meistersänger (Ranisch 255). Seine stets thätige Theilnahme an den Übungen der Sängergesellschaft ist schon durch die große Anzahl seiner Meisterlieder bewiesen. Auch sonst zeigt sich dieselbe in einzelnen kleinern Spuren; so war das Schulkleinod, der David genannt, seine Stiftung, vielleicht auch die Anschlagtafel mit dem Gemälde vom Sängergarten, der den Gegenstand seines Liedes ausmacht (Ranisch 259). Ihm ist wohl auch vorzüglicher Antheil an den Satzungen der Nürnberger Schule und dem streng protestantischen Geiste derselben zuzuschreiben. (Vergl. Wagenseil 541. Ranisch 265 f.)

Ein Zeitgenosse, Johann Neudörfer, sagt in seinen Nachrichten von den Nürnbergischen Künstlern und Werkleuten über Hans Sachs (S. 62 f.) Folgendes:

„Von Schuhmachen und Rinkenansetzen will Apelles nicht daß ich davon urtheilen soll, sondern in dem, das ich verstehe, mag ich mein Gutdünken eröffnen, und wiewohl der Zeit Hans Folz, Barbierer, sehr hoch in teutschen Versen und Faßnachtspielen zu machen berühmt ist gewesen, so ist er doch gegen diesen Sachsen, den ich billig einen teutschen Poeten nenne, zu vergleichen ganz nichts; er ist auch mit alldenselben und allerlei Historien läufig, wie auch in heiliger göttlicher Schrift belesen und geübt, wie dann seine Bücher und alles, das er nun viel Jahre hero im Truck hat lassen ausgehen, den lautern Augenschein geben. Dieser Sachs hat die Singschule und köstliche Meister-Lieder wieder herfür gebracht und aufgerichtet."

Von mehrern Künstlern seiner Zeit wurde das Bild des Meisters aufgenommen und in Holzschnitten verbreitet. Zuletzt von Andreas Herneisen. Davon erzählt Hans Sachs selbst in einem, kurz vor

seinem Ende verfaßten Gedichte: an dem Tage, da er den Spruch „mein Valete" beschlossen (es muß dieß entweder ein andres Gedicht sein als der uns bekannte poetische Lebenslauf, worin zwar auch gesagt ist:

Daß der spruch von gedichten mein
Gar wol mag mein Valete sein,

denn dieses Valete hat er in seinem 72sten Jahr, 1567, gedichtet, oder eine spätere Erweiterung desselben bis gegen das Ende des Dichters, was in den Worten „als ich — mein Valete beschluß" angedeutet sein mag), kam zu ihm der weitberühmte und kunstreiche Nürnberger Maler Andreas Herneisen und sagte, wie er von dem gefürsteten Abte zu Allersbach[1] herkomme, dem er einen Chor zu malen hatte. Da hab' ihn der Abt gefragt,

Ob zu Nürnberg gestorben wer
Hans Sachs, der dichter, wie dann er
Gehört het vor etlichen jarn,
Het doch gwisen grund nie erfarn.
Drauf hat er seinr gnad antwort gebn,
Hans Sachs, der dichter, thet noch lebn,
Des wollt er seinr gnad zeugnis bringen
Seiner handschrift, und zu den dingen
Bat der künstler meinr zeugnis eben,
Daß ich noch wahrhaftig thet leben
Dem gfürsten abte, seiner gnaden,
Daß er seiner sorg würd entladen.
Nun het ich gleich des tags vollent
Den spruch, mein Valete genent,
Der gfiel dem künstler also wol,
Daß er, gleichsam der freuden voll,
Mich bat, im solchen spruch zu schenken.
Drob thet ich mich nit lang bedenken
Und mein Valete feuerneu
Aus gutwilliger lieb und treu
Ich diesm Herneisen dedicir,
Welchs er zu dank annahm von mir
Als mein allerleztes gedicht,
Im höchsten alter zugericht.

1 Cisterzienserabtei in Niederbaiern.

Drum solt er mein arbeit und wesn
Vorgedachten abt lassen lesn,
Dar wird mir, Hans Sachs, zeugnis gebn,
Daß ich noch bin gewis im lebn,
Als lang der ewig gott mich wil,
Der allein weiß mein endes zil,
Da er verwechselt diß irdisch
Leben und gibt uns ein himmlisch,
Da ewig freud uns blüh und wachs
Durch Jesum Christum, wünscht Hans Sachs.

Daran schließt sich eine Danksagung des Malers für das Valete:

Und ich Endres Herneisen hab
Mit dankbarn gmüt für solche gab
Obgmelten herrn Hans Sachsen alt,
So viel mir müglich, sein gestalt
Abconterfeit, da er alt war
Zwei monat, 81 jar,
Bracht ims zum neun jar zum geschenk.
Weil ich aber war ingedenk,
Daß viel leut auch, in nah und fern,
Verlangt zu sehen diesen herrn
Und sie nit zu im können kommen,
Hab ich zu ehren diesem frommen
Mein willig dienst auch darzu than
Und in im truck lassen ausgan;
Weil er selbst sagt an seim siechbett,
Daß ihm das bild gleich sehen thet. u. s. w.
Wer aber wolt sein gmüt und herz
Abgemalt schaun, der sech an schmerz
In mit fleiß in sein büchern an!
Da wird er recht contrefet han. u. s. w.

Hierauf folgt noch, daß das Bild 1576, am neuen Jahrsabend, vollendet wurde. Am 19 oder 20 Januar starb dann Hans Sachs.

Das Dedicationsgedicht mit der Danksagung des Malers steht nach einem einzelnen, zu Nürnberg in demselben Jahre 1576 erschienenen Foliobogen abgedruckt bei Ranisch im sechsten Hauptstück: von Hans Sachsens Abbildungen u. s. w. S. 272 f.

Aus diesem letzten Gedichte des greisen Meisters, von welchem die Danksagung dem natürlichen Zusammenhange nach nicht längere Zeit absteht, als die der Maler brauchte, um das Bild auszuführen, erhellt zugleich, daß Hans Sachs bis an sein Ende bei guten Sinnen war, und es ist damit unverträglich, wenn seine Biographen (Ranisch 47 f. Göz II, XIII) angeben, er habe in den letzten Jahren an Verstand und Gehör völlig abgenommen und sei endlich ganz kindisch geworden.

Diese Angaben beruhen auf folgenden zwei Belegen.

Unter Herneisens Holzschnitte stehen noch die Reime:

Zwei monat, ein und achtzig jar alt
War ich Hans Sachs in der gestalt
Von Andreas Herneisen gmalt.
Ein kind war ich auf d welt geborn,
Zum kind bin ich auch wieder worn,
Denn all mein kräft hab ich verlorn.
Gott bescher mir ein seeligs end
Und nehm mein seel in seine händ,
Geb mir auch ein frölich urstend!

Es ist hier wohl gesagt, daß der 81jährige Greis kraftlos, wie ein Kind, geworden sei, aber nicht, was man einen kindischen Alten nennt; dieses würde der eigenen, ausführlichern Erzählung Herneisens widerstreiten, und sonderbarer Weise vermuthet Ranisch, daß die Verse unter dem Bilde von Hans Sachs selbst herrühren dürften (S. 276), den er früher für kindisch erklärt hat.

Der andre Beleg ist dieser: Adam Puschmann von Görlitz, ein Schüler des Hans Sachs, derselbe, dessen „Gründlicher Bericht des deutschen Meistergesangs“ früher erwähnt worden, hat noch im Todesjahre seines Lehrers ein Ehrengedicht auf diesen in drei Liedern verschiedener Töne, einen sogenannten meisterlichen Hort, verfaßt (abgedruckt als Anhang zu Ranisch, Lebensbeschreibung S. 317 ff.), wovon die beiden erstern das Leben des Meisters und die Zahl seiner Gedichte, meist nach seiner eigenen Beschreibung, enthalten. Am Schlusse des zweiten Liedes (S. 325 f. Str. 5) heißt es:

Zulezt bei im abnamen
Kraft, ghör und sinnreich gmüt,
Und wenn leut zu ihm kamen,
Saß er am tisch in güt

Sam kindisch, tett stillschweigen,
Wen man ihn fragen war,
Und allzeit vor ihm hette
Bücher, sonderlich die
Bibel ansehen tette,
Auch wer vor ihm stunt hie u. s. w.

(Irrig wird hierauf das Todesjahr 1566 angegeben.)

Allein was Herneisen als Augenzeuge meldet und wovon das letzte Gedicht des Meisters selbst innerliches Zeugnis ablegt, haben wir doch für zuverlässiger anzunehmen, als die Aussage des weit entfernten Schülers zu Görlitz.

Das dritte Lied Puschmanns erzählt einen Traum, den er angeblich um dieselbe Zeit gehabt, zu welcher Hans Sachs in Nürnberg gestorben. Die Nachtraben haben ihn aus dem Schlaf gestört und er denkt nun an sein vormaliges Wandern und an den gedichtereichen Hans Sachs. Darüber entschläft er wieder und hat gegen Morgen einen Traum, der schöner ist, als die Reime, worin er erzählt wird.

Wir sehen in dieser Traumerscheinung den greisen Meister mitten im Garten seiner Poesie, die zu allen Fenstern hereinblickt, allmählich hinschlummern; ein Bild des mit ihm einschlummernden Meistergesangs.

So viel hier von Hans Sachs. Er wird uns in den meisten folgenden Abschnitten wiederkehren; aber das häuslich bürgerliche Leben, in dem wir ihn hier als Handwerker und Meistersänger beobachtet haben, bildet die Grundlage aller seiner poetischen Bestrebungen.

---

4. Poesie der Handwerke.[1]

Mit dem Meistergesang, den wir bisher abgehandelt, war die Poesie des Handwerkstandes nicht erschöpft. Was die handwerkenden Meistersänger außerhalb der Singschule in der Dichtkunst geleistet, wird uns in andern Abschnitten beschäftigen. Die Lieder, welche zum Preise

[1] [Man vergl. O. Schade, Vom deutschen Handwerksleben in Brauch, Spruch und Lied, in: Weimarisches Jahrbuch für deutsche Sprache, Litteratur und Kunst IV. Hannover 1856. O. Schade, Handwerkslieder. Leipzig 1865. H.]

der einzelnen Handwerke oder zur Verspottung einiger, der Schneider, Müller, gesungen wurden, werden wir beim Volksliede berühren. Hier sprechen wir noch von der Poesie, welche die Handwerke in ihre Zunftgebräuche und in ihre Arbeiten selbst gelegt haben und aus der uns auch für den Meistergesang weitere Erläuterung hervorgehen wird.

Im Anfang des vorigen Jahrhunderts ließ der Conrector Frisius zu Altenburg durch seine Schüler in ihren Feierstunden die Ceremonien der Handwerker erkunden und sammeln. Das Buch, welches er darüber herausgegeben,[1] ist sehr selten geworden und ich kann dasselbe nur nach den Auszügen benützen, welche daraus von Jacob Grimm unter dem Titel „Gesellenleben“ in den Altdeutschen Wäldern Bd. I. Cassel 1813. S. 83 ff. gegeben sind.[2] Sie betreffen die Gebräuche, mit welchen in den Zünften der Schmiede und der Böttiger der Lehrjunge zum Gesellen gemacht wird. Daß diese Gebräuche nicht bloß in unsern Zeitraum hinaufreichen, sondern ihr Ursprung noch viel ferner zu suchen sei, darüber läßt das alterthümlich-mährchenhafte Wesen derselben keinen Zweifel. Um davon einen Begriff zu geben, ist es nöthig, Einiges ganz in seiner sonderbaren Weise mitzutheilen.

Wenn bei den Schmieden ein Lehrjung zum Gesellen werden soll, so muß er an dem Tage, da die Gesellen in der Herberge bei ihrer Lade, die sie vor sich aufliegen haben, versammelt sind, erscheinen. Alsdann werden gewisse Reden und Handlungen vorgenommen. Solche nennen sie: 1. das Feuer aufblasen, 2. das Feuer auskühlen, 3. die Vorsage (Altdeutsche Wälder I, S. 88—95).

Die weitern Anweisungen betreffen das Benehmen des künftigen Gesellen im Hause des Herbergvaters, beim Besuche der Werkstätten und bei der Weiterreise.

Hieher gehört nun auch ein Gesprächslied, „Der Schmiedegesellen Gruß“, nach einem fliegenden Blatte abgedruckt im Wunderhorn II, 70 ff. Darin begrüßt ein wandernder Geselle den Handwerksgenossen in der Werkstätte:

Grüß dich Gott, mein Schmidt! u. s. w.

[1] F. Frisius, Der vornehmsten Künstler und Handwerker Ceremonial-Politica m. 1 K. Leipzig 1705. 8. Vergl. auch: Wachler, Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Nationallitteratur I. 2 Auflage. Frankfurt 1834. S. 137.

[2] Vergl. Bragur III, 215—225.

(Das nachfolgende Lied S. 74 ff. ist von gelehrter Hand.)

Vollständiger, als die Ceremonie der Schmiede, erscheint das Gesellenschleifen bei den Böttigern (Altdeutsche Wälder I, S. 100—112. 120. 121).

Das nun Folgende handelt wieder vom Eintritt in die Stadt, von der Herberge, vom Arbeitsuchen, Einlegen in die Gesellenlade u. s. w.

In diesen Agenden der Zünfte äußert sich ein innerer Drang, das Leben des Handwerkers in seinen poetischen Momenten aufzufassen. Die Vorsage des Pathen oder Schleifpfaffen enthält die ganze Poesie des Wanderns, der reisende Geselle wird zum Helden eines Mährchens, dieses Mährchenhafte hat aber volle Wahrheit, weil in ihm eben die in der Wirklichkeit selbst wunderbar anregenden Zustände und Erscheinungen des Wanderlebens ergriffen sind: das Offenstehen der ganzen Welt und die Unschlüssigkeit, welche daraus entsteht und durch das Zeichen der aufgeblasenen Federn[1] gehoben werden soll; die mancherlei Stimmen, die das Ohr des einsamen Wanderers treffen, als ob sie ihm spottend oder mahnend zuriefen,[2] das Krächzen der Raben, das Quacken der Frösche, das Geklapper der Mühle; der grauenhafte Eintritt in den großen finstern Wald, wo die Vögel singen und die Bäume im Windeswehen die Winke die Wanke gehen, dann das Hinaustreten aus dem unheimlichen Wald auf die grüne Wiese mit dem vollen Birnbaum u. s. w. Die Lehre verliert in der anschaulichen und halb spöttischen Darstellung alle Trockenheit, und die Wendung, daß dem Lehrling immer zuerst das Scheinbare und gerade, wenn er darnach greifen will, das Wahre geboten wird, ist überaus eindringlich. Ich setze hiebei allerdings voraus, daß diese spät erst aufgezeichnete Überlieferungen früherhin noch gleichmäßiger von dem lebendigen Hauche durchdrungen gewesen seien, der jetzt nur noch in den einzelnen Partieen sich regt, wie denn auch in der Sprache die zerstreuten Reime und

[1] Grimm, Hausmährchen I, 347. III, 116. Aventin, Bairische Chronik 986: „Es ist auch sonst ein gemein Sprichwort vorhanden, das gemeiniglich diejenigen brauchen, so frembde Land bauwen wöllen oder söllen, die sprechen gern: Ich wil ein Feder aufblasen, wo dieselbig hinauß fleucht, wil ich nachfahren."

[2] Vergl. Evans, Old ballads I, 295: Glockenruf. Rigsmal 44 f. (Sämundinische Edda 106) Krähenmahnung, zu vergleichen mit dem Rufe der Raben, Altdeutsche Wälder I, 107.

Stabreime sich als Überbleibsel eines gehaltenern poetischen Ausdrucks durchhören lassen.

Die Gebräuche selbst hatten auch in älterer Zeit ohne Zweifel ihre ernstere und erkanntere Bedeutung; so namentlich die Gesellentaufe, welche jetzt durch das Beschütten des Täuflings mit Bier oder das Löschen des Feuerschreienden mit kaltem Wasser zu einer Posse geworden ist. Man scheute sich, die religiöse Ceremonie im Ernste fortzuführen, und verwandelte sie in einen Scherz, in dem ihre Bedeutung untergieng.

Für den Meistergesang kommen uns nun von den dargelegten Zunftgebräuchen hauptsächlich zwei in Betracht: eben die Taufe und der Handwerksgruß.

Eine Taufe fand, wie wir gesehen, auch bei den Meistersängern statt, und zwar gleichfalls nach beendigter Lehrzeit, wenn der Lehrling Geselle wird; die Freiburgische Einladung zum Meistersingen, von 1630, nennt ausdrücklich Meister und Gesellen (S. 206). Wagenseil bemerkt (S. 547):

„Man hat ehemals im Brauch gehabt einen solchen Novitium mit Wasser zu begießen u. s. w. Nachdem aber diese Ceremonie die Form einer Tauf gehabt, deren Namen sie auch geführet, also wird an den mehrern Orten solche jetzo billich unterlassen."

Was so bei den ernsthaften Singschulen späterhin ganz unterblieb, wurde von den Handwerkszünften zu einem Scherze verkehrt. Bei beiden geschah die Taufe auf der Zeche [1] und war meist mit einer Umfrage über die Tauglichkeit des Aufzunehmenden verbunden (Wagenseil 547. Vgl. Wunderhorn II, 71).

Bei beiden traten Pathen hinzu (Bragur III, 94), der Taufende aber heißt im Formular der Böttiger richtig „der Pfaffe." Bei dieser Übereinstimmung im Ganzen erklärt sich uns nun auch ein besondrer Umstand.

Die Namen der Sänger geben sich von den ältern Meistern an zum Theil als ersonnene kund, bald als poetisch-bildliche oder sonst bedeutsame, bald auch als spöttische, z. B. Regenbogen, Muscatblut,

[1] Auch dem Böttigergesellen wird am Ende ein Kranz aufgesetzt (Altdeutsche Wälder I, 122).

Frauenlob, Suchensin[1] u. s. w. Bei den Böttigern nun sagt der Gesellenpfaffe zum Ziegenschurz:

„So ist hier und anderswo mehr Handwerksgebrauch, daß du must einen andern Namen haben; so will ich dich gefraget haben: Wie wilstu mit deinem Schleifnamen heißen? Erwehle dir einen feinen, der kurzweilig ist und der den Jungfrauen wohl gefällt! u. s. w. Sage mirs nun! wie wilstu mit deinem Schleifnamen heißen, 1. Hans Springinsfeld, oder 2. Hans Saufaus, oder 3. Hans Frißumsonst, oder 4. Hans Seltenfrölich, oder 5. Urban Macheleimwarm, oder 6. Veltin Stemshorn, oder was sonst der Namen mehr sein?"

Ein solcher Name ist auch im Schmiedgesellengruß (Wunderhorn II, 70 ff.) Ferdinand Silbernagel, wie der Wandergeselle sich nennt. Der Andre erwidert:

Ferdinand Silbernagel ist wohl ein feiner Name u. s. w.
Hast du ihn ersungen, oder hast du ihn ersprungen,
Oder hast du ihn bei schönen Jungfern bekommen?

Der Gesell antwortet, er habe diesen ehrlichen Namen um Wochenlohn und Mutterpfenninge erkaufen müssen, d. h. um das Namengeld, das bei der Gesellentaufe erlegt werden muß (Altdeutsche Wälder I, 105). Aufgefordert, zwei oder drei Zeugen zu benennen, antwortet er: „Es ist dabei gewesen Gotthelf Springinsfeld (derselbe Name kommt bei der Böttigertaufe vor), Andreas Silbernagel, Gottlob Triffseisen. Mit diesen dreien kann ichs bezeugen und beweisen;" d. h. diese waren Täufer und Pathen. Auf gleiche Weise haben nun, wie ich glaube, auch die Gesellen der Singschule bei ihrer Gesellentaufe sonderbare Namen empfangen. Sie haben sich solche, wie es in jenem Liede hieß, recht eigentlich ersungen. Wenn aber andre Meistersänger ihre rechten Namen beibehielten, so scheint dieß Sache ihrer Wahl gewesen zu sein; denn auch im obigen Formular der Böttiger sagt am Ende der Schleifpfaffe: „Nun du solt bei deinem Taufnamen bleiben." Selbst auf die Töne dehnten die Meistersänger dieses Taufwesen aus, auch ihnen wurde vom Dichter mit Beiziehung von zwei Gevattern ein ehrlicher Name gegeben (Wagenseil 533). Man taufte die Gesangesweisen, wie man auch die Glocken taufte.

[1] Gilgenschein, Frankfurtisches Archiv II, 65. 69, im Jahr 1462. F. H. v. d. Hagen, Minnesinger IV, 892 b ob. der Lilgensein, der Meienschein.

Nicht unwahrscheinlich ist, daß die den Singschulen mit den Handwerkszünften gemeinsame Taufe, mittelst der geistlichen Brüderschaften, deren Beziehung zu den Singschulen früher besprochen worden, von den Gebräuchen der Mönchsorden abgeleitet werden könne. Der Eintritt in diese, die Übernahme des Ordensgelübdes galt für eine zu völliger Wiedergeburt verpflichtende zweite Taufe (Raumer, Hohenstaufen VI, 347 nach Neander, Bernhard von Clairvaux 42) und der neue Bruder erhielt einen besondern Klosternamen.

Den Handwerksgruß haben wir bei den Schmieden aus dem mehrangeführten Liede kennen gelernt. Der wandernde Geselle und der Altgesell in der Herberge (Wunderhorn II, 71) begrüßen sich. Dieser fragt Jenen, wo er herkomme, wie er sich auf der Herberge nenne, wo die Lade offen stehe und Meister und Gesellen, Umfrage haltend, um den Tisch sitzen, wie und wo er seinen ehrlichen Zunftnamen erlangt habe und welche Zeugen er benennen könne. Diese Fragen und die Antworten darauf sind aber durchaus in einem scherzhaft neckischen Tone gehalten. Ein etwas ernsthafteres Seitenstück dazu giebt eine noch nicht ausgehobene Stelle im Gesellenschleifen der Böttiger. Hier wird der Schleifgeselle über das Einlegen in die Gesellenlade, wenn er in einem Orte neu angekommen, unter Anderm so belehrt (S. 118):

„Wenn nun alle Gesellen auf die Herberge gehen, so gehe auch mit! u. s. w. Denn wird sich der Altgeselle hinter den Tisch setzen, dann u. s. w. nimm das Geld in deine rechte Hand, leg es fein ehrbar vor den Altgesellen und sprich: So mit Gunst, da liegt für mich u. s. w. und bleibe vor dem Tische stehen! Denn wird der Altgeselle sagen: So mit Gunst, Gesellschaft! es ist allhier und anderswo Handwerksgebrauch, wenn einer zum erstenmal auflegt, daß man ihn fragt, wo er sein Handwerk gelernt. Ich bin auch gefragt worden um das meine, derowegen frage ich dich um das deine; wo hast du nun das deine gelernet? so sprich: Zu N. N. Hastu auch einen ehrlichen Lehrmeister gehabt? so sprich: Ja, ich weiß nicht anders. Hastu deine Jahre ausgestanden, wie einem ehrlichen Lehrjungen zustehet? so sprich: Ja, ich weiß nicht anders. Wenn er spricht: Wer ist dein Schleifpfaffe gewesen? so nenne ihn mit Namen und sprich: N. N., ein ehrlicher Geselle von N. N. Was sind vor Meister und Gesellen darbei gewesen? so erzehle sie alle fein ordentlich mit Namen und zwar erstlich derer Meister Namen, hernach der Gesellen! Wenn er fragt: Was ließ dir dein Schleifpfaffe zu guter letzt? so sprich: Seinen und

meinen ehrlichen Namen, ein frisches Glas Bier und eine gute Haarhusche. Alsdenn wird er sagen: Gesellschaft, wenn es dem so ist, so werden die Meister und Gesellen Glauben geben u. s. w."

Diese Formel sollte wohl auch in der Anwendung mit ähnlichen Witzen und Scherzen ausgestattet werden, wie die im Schmiedegruß. Der erste und immer wiederkehrende Gruß: „Gott ehre das Handwerk, Meister und Gesellen!" ist auch hier vorauszusetzen.

In Zeiten, da es noch keine Pässe und Wanderbücher gab, muste der Fremdling sich durch seine Persönlichkeit ausweisen. Äußerlich bezeichnete ihn die Tracht, die für jeden Stand und für jede Abstufung desselben eine bestimmte war. Dann gab es aber auch schon für die erste Begrüßung gewisse Formeln von Frage und Antwort, an denen sich die Genossen desselben Standes und Berufes prüften und erkannten. Diese Prüfung belebte und erweiterte sich zu mancherlei Witzspielen, Räthselaufgaben, Wettstreiten. Von der nordischen Götterwelt herab hat man eine Menge solcher Räthsellieder. Eines, in der Sprache des 13ten Jahrhunderts, ist das Trougemundslied[1] im dritten Band der Müllerischen Sammlung und in den Altdeutschen Wäldern II, 8 ff. mit belehrenden Erläuterungen über diesen Gegenstand. Die Wettstreite der Schmiede erscheinen gleichfalls in Mythus und Heldensage. Die Jäger hatten ihre Waidsprüche, wovon wieder Jacob Grimm aus einer Handschrift von 1589 und aus gedruckten Jagdbüchern eine ansehnliche Reihe gesammelt hat (Waidsprüche und Jägerschreie, Altdeutsche Wälder III, 97 ff.).[2] Hier ein Beispiel (S. 137 f.):

Frage 162: Weidemann, lieber weidemann hübsch und fein,
Was gehet hochwacht (hochaufrecht?) vor dem edlen hirsch
Von den feldern gen holze ein?
Antwort: Das kann ich dir wohl sagen:
Der helle morgenstern, der schatten und der athem sein
Gehet vor dem edlen hirsch von feldern gen holze ein.

Viele dieser Fragen und Antworten betreffen die genaue Bezeichnung der Fährten des Wildes, des Hirschs, Schweins, Wolfs. Sonderbar ist, daß die Jäger, gleich den Meistersängern, auf die sieben freien Künste Anspruch machen (S. 112):

[1] [Auch in Uhlands Volksliedern I, S. 3—6. H.]

[2] [Vergl. auch die Sammlung von R. Köhler im Weimarischen Jahrbuch III. Hannover 1855. S. 329—358. H.]

Frage 12: Sag mir an, mein lieber weidmann!
Warum wird ein jäger ein meisterjäger genannt?
Antwort: Ein gerechter und ein gewisser jäger hat von fürsten und herrn die vergunst,
Er solle genennt werden ein meister der sieben freien kunst.
(Vergl. S. 122.)

Solche Grüße, Frag- und Räthsellieder hat denn auch der Meistergesang aufzuweisen. Nur werden sie in ihm, seiner eigenthümlichen Beschaffenheit nach, zu kunstgemäßen Wettstreiten. Der Freiburger Stiftungsbrief von 1513 sagt Artikel 16:

„Item die fremden Singer, so zu Ziten zu diesen Hauptsingen harkämen, sollend von dieser Bruderschaft erlich empfangen und gehalten werden, damit sie sollichs rümen und loben mögen." (Vergl. Art. 5.)

Wie Hans Sachs auf seiner Wanderschaft die Singschulen besucht, hörten wir ihn selbst erzählen. Bei Michel Beham fanden wir Formulare, wie ein Sänger den andern fordert und dieser darauf antwortet. Regenbogen fordert die Sänger am Rheine zum Wettkampf auf. Ein ähnliches Lied mit der Überschrift „ein Empfahung" fängt ganz nach Art des Handwerksgrußes so an (Aretin, Beiträge IX, 1179):

Seit mir got gewilikumen,
Ir maistersinger, auf dieser fart!
Ich habe gar wol vernumen,
Ir singt aus rechter kunst ein kron u. s. w.

Andre solcher Anrufe sind sehr derb und höhnisch (Ebend. 1147 f. 1178 f.). Ein großer Theil der Wettgesänge aber, wie namentlich auch der unter dem Namen des Sängerkriegs auf Wartburg bekannten, bestand in der Aufgabe und Lösung bilderreicher Räthsel (Ebend. 1145, 30. 1164 f.). In dem eben erwähnten Grußliede Regenbogens zeigt sich besonders noch eine Beziehung auf die Form der Handwerksgrüße. Es heißt darin (Museum II, 186, 3):

Kent ir mich gern? Ich bins, geheißen Regenbogen,
Der ie gesangs ein meister was, nach dem tun ich mich nennen.

Ebenso muß im Schmiedgesellengruße der Ankömmling seinen Zunftnamen angeben, auch wie er ihn bekommen. Er nennt sich Ferdinand Silbernagel und unter den drei Zeugen, die er aufzählt, offenbar den Pathen, ist ein Andreas Silbernagel. Es scheint also, daß

man gerne den Zunftnamen eines Pathen annahm, wie bei der wirklichen Taufe; und so erklärt auch Regenbogen, daß er sich nach einem ältern Meister des Gesanges nenne.

Wäre mir das Buch von Frisius vollständig zugänglich, so möchte sich die Verwandtschaft zwischen den Gebräuchen der Handwerke und denen des Meistergesangs wohl noch weiter verfolgen lassen.

Wenn man erwägt, daß die Gewerke nicht nur ihre Zunfteinrichtungen poetisch zu beleben und auszuschmücken suchten, sondern auch in ihrer Mitte eine eigene Zunft des Gesanges stifteten, wie eine Kirche unter den Gebäuden, in welchen gearbeitet und Hausandacht gepflogen wird, so möchte dieses zusammen eine höchst gedeihliche Pflege der Poesie im Handwerkstande erwarten lassen. Allein die nähere Einsicht hat uns gezeigt, daß in den Zünften selbst das Phantastische der Einrichtungen und Gebräuche doch großentheils nur Formel war und daß in der Singschule eben das Zunftmäßige auf die freiere Bewegung der Poesie hemmend einwirkte. Die eigentliche und kräftigste Poesie der Gewerke liegt vielmehr in ihren Arbeiten oder in dem Sinne, mit welchem diese betrieben wurden; ich meine den Kunstsinn, der auf dem Boden des schlichten Handwerks die staunenswerthesten Bildwerke aufstellte, der den Schilder zum Maler, den Steinmetzen zum Bildhauer, den Rothschmied zum Meister kunstreicher Gußarbeiten erhob, der auch in den geringeren Handwerken überall erfinderisch bildete und schmückte.

Nürnberg steht auch hierin unter den deutschen Städten obenan. Johann Neudörfer, Rechenmeister daselbst, verfaßte 1547 ein mit vielen lehrreichen und charakteristischen Nachrichten ausgestattetes Verzeichnis der in mancherlei Künsten und Geschicklichkeiten ausgezeichneten Bürger, die zu seinen Zeiten, seit 50 Jahren her, in dieser Stadt gewohnt hatten und noch wohnten:

Johann Neudörfers Nachrichten von den vornehmsten Künstlern und Werkleuten, so innerhalb 100 Jahren in Nürnberg gelebt haben, 1547, nebst der Fortsetzung von Andreas Gulden, 1660. Abgedruckt nach einer alten Handschrift in der Campeschen Sammlung. Nürnberg 1828. kl. 12.

Man erstaunt über diese Reihe kunstreicher Männer, die innerhalb derselben Mauern und in einem verhältnismäßig kurzen Zeitraume mit und nach einander in schlichtem, bürgerlichzünftigem Wesen so Treffliches leisteten und mit deren Werken diese alterthümliche Stadt noch

jetzt geziert ist; unter ihnen der Maler Albrecht Dürer; der Steinmetz Adam Kraft, unter dessen gewaltigem Meißel eine Kunst fruchtbar und lebendig wurde, die man oft als eine ausgestorbene betrachtet; der Rothschmied Peter Vischer, der mit fünf Söhnen das wunderbare Gußwerk, S. Sebalds Grab, in der Sebalduskirche, verfertigt hat, darunter er selbst, mit der Werkschürze, dargestellt ist; dann eine lange Folge kunstsinniger Goldschmiede, Glasmaler, Steinschneider, Schlosser, Plattner (Harnischmacher), Zimmerleute u. s. w. Der Schreiber des Büchleins selbst, Johann Neudörfer, ist ein berühmter Schreibkünstler, dem man die Formen der jetzigen deutschen Bücherschrift verdankt. Auch der Meistersänger Hans Sachs wird, wie schon erwähnt worden, in diesem Verzeichnis aufgeführt.

Dasselbe erzählt, unter Sebastian Lindenast, S. 12 f., Folgendes:

„Dieser Lindenast hat nichts anderst dann von geschlagenen und getriebenen Kupfer gearbeitet, daraus machte er Gefäß allerlei Manier, als wäre es von Gold oder Silber getrieben u. s. w. Anno 1462 hat er an der Capelle am Markt, oben an der Uhr, dem Kaiser Karl IV die sieben umgehenden Churfürsten, den Ehrenhold, die vier Posaunen, die zwei Männlein, da das eine läutet und das andere die Uhr umwendet, von Kupfer gemacht und getrieben, und hab ich ihn desto lieber zu diesen Künstlern gesetzt, daß er und Vischer der ältere, Rothschmied, auch der vorgemeldte Adam Kraft, Steinmetz, gleich mit einander aufgewachsen und wie Brüder gewesen sein, sind auch alle Feiertag in ihrem Alter zusammen gegangen, sich nicht anderst, als wären sie Lehrjungen, mit einander geübet, welche Übung und Aufreißung noch zu weisen ist, sind auch allemal ohn einiges Essen und Trinken freundlich und brüderlich von einander abgeschieden.“

Es ist kein Zweifel, daß solche Sonntagsschulen der genannten Meister poetischer waren, als die Singschulen in der Katharinenkirche. Diese Handwerker schufen ihre lebendigste Poesie auch wirklich mit ihren kräftigen und fertigen Händen.

Dritter Abschnitt.

Die historischen Volkslieder des fünfzehnten Jahrhunderts.

Unter historischen Volksliedern verstehen wir diejenigen Lieder, welche unmittelbar aus geschichtlichen Ereignissen und Zuständen hervorgiengen oder sich auf solche beziehen und im Gesange des Volkes zu wirken bestimmt waren, mögen sie nun mehr darstellend oder mehr polemisierend hervortreten. Wir gesellen ihnen jedoch auch solche kürzere Zeitgedichte, die nicht in sangbarer Form, sondern unstrophisch, als Sprüche, verbreitet wurden, aber jenen nach Zweck und Inhalt verwandt sind.

Geschichtliche Lieder sind die Grundlage größerer epischer Darstellungen, in denen darum auch die aus den frühesten Zeiten untergegangen sind. Dennoch sind weit hinauf in der Geschichte der deutschen Poesie bestimmte Spuren und Überreste solcher geschichtlicher Volksgesänge vorhanden. Das 13te Jahrhundert brachte viele Lieder zu Tage, die sich auf kirchliche oder politische Ereignisse und Angelegenheiten einließen, doch sind die auf uns gekommenen namhafter Meister mehr kunstgerecht, als volksmäßig, mehr betrachtend und verhandelnd, als erzählend. Erst seit dem 14ten Jahrhundert erscheinen die historischen Volkslieder, wie wir sie im Eingang bezeichnet haben, als etwas für jedes erheblichere, der allgemeinern oder besondern deutschen Geschichte angehörige Zeitereignis herkömmliches, das 15te und 16te Jahrhundert aber geben uns deren die Fülle. Die Poesie schritt in diesem Zeitraum, wie in der Einleitung bemerkt wurde, hart an der Seite der That. Das Aufstreben des Bürger- und Bauerstandes gab dem Volksgesange neues Feld und neuen Schwung. Die Schrift und der Druck waren bereite Mittel, das Lied, so wie es aus dem Ereignis hervorgegangen war, festzuhalten, wogegen in Zeiten der bloß mündlichen Überlieferung die Geschichte, wenn sie nachwirkend fortdauern

sollte, sich völlig in Poesie auflösen muste. Unter solchen Verhältnissen erklärt sich nicht nur der reiche Vorrath von Liedern dieser Art, sondern auch ihr unverarbeitet geschichtlicher Charakter und der weitere Umstand, daß wir großentheils mit den Namen der Dichter bekannt sind, die sonst im Volksliede gänzlich verschwinden. Was über diese Lieder im Allgemeinen weiter zu sagen wäre, wird sich uns besser erst aus der näheren Kenntnis derselben ergeben.

Wir vertheilen sie, nach den beiden Jahrhunderten, in zwei Abschnitte. Nicht bloß um eine allzu lange Reihe derselben mit andern Gegenständen zu unterbrechen, sondern weil die Reformation an der Scheide des 15ten und 16ten Jahrhunderts der Zeitgeschichte überhaupt ein neues Gepräge giebt und es nöthig sein wird, die innern, geistigen Bestrebungen und Kämpfe der Reformation, so weit die Poesie an ihnen Theil nimmt, darzustellen, bevor ihr Heraustreten in die Thaten und Thatenlieder des 16ten Jahrhunderts geschildert werden kann.

Für die Litteratur weiß ich vorläufig nur die einzige, allgemeinere Sammlung anzuführen:

Sammlung historischer Volkslieder und Gedichte der Deutschen. Aus Chroniken, fliegenden Blättern und Handschriften zusammengetragen von Dr O. L. B. Wolff. Stuttgart und Tübingen 1830.

So zweckmäßig der Gedanke an sich war, das an so vielen Orten Zerstreute einmal zusammenzustellen, so Vieles läßt die vorliegende Sammlung noch zu wünschen übrig. Die Vollständigkeit kann hier allerdings noch für lange Zeit nur eine beziehungsweise sein. Es ist auch wirklich manches aus seltenern fliegenden Blättern mitgetheilt und wenn die größere Masse theils aus früheren Volksliedersammlungen, namentlich dem Wunderhorn und der von Görres, theils aus bekannten Chroniken entnommen ist, so kann dieß dem Sammler nicht zum Vorwurfe gereichen; aber doch hätte in diesem Fache ohne besondre Anstrengung des Neuen oder noch wenig Bekannten weit mehr gegeben werden können. Die kritische Behandlung in Hinsicht auf Echtheit, Alter, geschichtlichen Charakter, Sprache und Vers dieser Lieder erträgt keine nähere Beleuchtung. Inzwischen ist, bis eine vollständigere und untadelhaftere Sammlung zu Stande kommt, auch diese mit Nutzen zu gebrauchen.

Über einzelne Lieder oder größere Partieen solcher werden die Litterarnotizen je an der besondern Stelle gegeben werden.

Den Übergang von dem Gegenstande des vorhergegangenen Abschnitts zu den historischen Volksliedern des 15ten Jahrhunderts machen uns am besten zwei namhafte Meistersänger aus dem Anfang und der Mitte desselben, welche, neben den Gedichten, die ihrem Inhalte nach dem Innern der Singschule angehören, wie späterhin Hans Sachs von sich selbst meldet, „auch Lieder von Kriegesgeschrei" gemacht haben, und zwar theils noch in der Form des Meisterliedes, theils in der einfachern des Volksgesangs. Ich stelle diese Lieder um so lieber voran, als sie uns die Zeitverhältnisse und Zeitkämpfe mehr allgemein und übersichtlich, nach den Hauptparteiungen darlegen.

Die beiden Dichter sind Muscatblut[1] und Jörg Schilcher,' beide durch Lieder und Töne in den Singschulen berühmt. Den erstern setzt man gewöhnlich in die zweite Hälfte des 14ten Jahrhunderts (Museum I, 188). Die geschichtlichen Anspielungen des nachfolgenden Liedes zeigen, daß es um 1413 gedichtet ist.

Muscatpluot: ain große lug.[2]
(Handschriftliches Liederbuch der Hätzlerin S. 704.)

Ein ironisches Lob der Sitten aller Stände: Die Simonie ist zergangen, die Priesterschaft prangt nicht in Hochfahrt, treibt keinen Übermuth mit ihrem Reichthum. Kein Wucherer wird mehr gefunden; wer Wucher hat, giebt ihn um Gottes willen zurück. Nichts wird mehr vom Geize gehört. Die Mönche sind halb heilig geworden, die Nonnen tragen keine Kinder mehr, Mönche und Nonnen treiben eifrig ihr Gebet; wer sich in ihren Orden begiebt, fährt mühelos in den Himmel. Fürsten, Grafen und Herren halten ihre Ehre, ihre Diener legen sich nicht auf Lügen und Schmeicheln; Ritter und Knechte halten sich ehrsam; es betrübt sie, daß man arme Leute höhnt und quält; sie nehmen von ihnen kein unrecht Gut. So stehen die Lande in gutem Frieden, Niemand darf bei Strafe des Stranges in ihrem Gerichte böslich ergriffen werden.

Während Muscatblut, 1413, die Gebrechen aller Stände verspottet

[1] Über Muscatblut vgl. Aufseß, Anzeiger I, 258—60. Wolff, Altholländische Volkslieder 214. [Man vergleiche nun: E. v. Groote, Lieder Muscatbluts. Köln 1852. 8. H.]

[2] [Man sehe das Lied in: Liederbuch der Clara Hätzlerin, herausgegeben von C. Haltaus, S. 109. 110. E. v. Groote a. a. O. S. 153—156. H.]

und selbst die Unmacht des Kaisers nicht verschont, stellt etwas später, um 1450, Jörg Schilcher (bei Spätern Schiller, über ihn vgl. Grundriß 499) den scharfen Gegensatz heraus, in welchen die Stände, Fürsten und Adel auf der einen, Bürger und Bauern auf der andern Seite, gegen einander getreten waren. Er steht uns um so passender am Eingang der vielen Lieder, welche den Kampf dieser Stände betreffen, als er noch zur Partei der ältern Zeit, zu Fürsten und Adel hält und wir bei ihm recht deutlich ersehen, welchen Eindruck des Befremdens und der Eifersucht die mächtig aufstrebende Kraft, das trotzige Selbstgefühl der untern Stände bei jenen gemacht.

Das erstere Lied ist ein Meistergesang, aber wie der vorangegangene von Muscatblut in einer leichter ins Ohr fallenden Weise:

Der Bauern Übermuth
(In des Jörg Schilchers Maienweis)

bei Görres, Seite 259 ff., daraus mit allen Fehlern bei Wolf Seite 194 ff.:

Wo ich jetzt in der welt umfahr u. s. w.

Wie hier gegen den Übermuth der Bauern, so wird in dem nächsten, volksmäßiger tönenden Liede gegen den der Städte losgezogen. Es steht im handschriftlichen Liederbuch der Hätzlerin [1] S. 559 ff.:

Jubileus [2] ist uns verkundt u. s. w.

Jörg Schilcher nennt sich zwar in diesem Liede selbst nicht, aber ein in der Handschrift unmittelbar voranstehendes „maisterliches lied" (S. 553—8), worin Frau Ehre, die aus dem Lande geflohen ist, dem Dichter die Verdorbenheit der Zeit klagt, enthält seinen Namen:

— — all ditz getícht,
Als es Jörg Schilcher hat gericht;

und das zuerst vorgetragene, gleichfalls mit seinem Namen gestempelte, von der Bauern Übermuth, ist ganz im gleichen Sinne gedichtet. (Sollten im ersten Lied unter den hoffärtigen Bauern auch nur die Städter gemeint sein?)

1 [Bei Haltaus S. 39—41. Uhland hat dieses Gedicht in seine Volksliedersammlung I, S. 426—431, aufgenommen. H.]

2 Jubileus, sc. annus, das päbstliche Jubeljahr 1450.

Das zweite Gedicht Schilchers hat uns bereits mitten in die Fehden des 15ten Jahrhunderts versetzt. Von den vielen Kriegsliedern dieser Zeit heben wir nur diejenigen heraus, welche entweder für sich durch lebendige Darstellung oder dadurch, daß sie sich zu einem größeren geschichtlichen Ganzen an einander reihen, vorzügliche Beachtung erheischen. Die erstern, mehr vereinzelten, schicken wir voran und schließen mit denen, die sich mehr gruppenweise zusammenschließen, den Schweizerliedern und den dithmarsischen.

Einzelne Fehdelieder aus der ersten Hälfte des 15ten Jahrhunderts sind: der Spruch von der Aachener Fehde, 1429, dessen Verfasser sich Affenschmalz nennt (wenn nicht unter diesem Namen der Verfasser eines ältern Liedes gemeint ist), (Wolff 627 ff.); der Zug vor Hettstädt, 1439 (Ebend. 624 ff.); das Lied von Grubenhagen, 1448 (Ebend. 626); die Eroberung des Schlosses Haun durch Wilhelm IV von Henneberg, 1442 (Ebend. 621 ff.); die Kölner Unruhen (Ebend. 610 ff.); die Magdeburger Fehde (Wunderhorn II, 107 ff. Wolff 731 ff. Vgl. Koch II, 73—75. 83); Störtebeker, 1402 (Wunderhorn II, 167 ff. Wolff 693 ff. Leibniz, Scriptores rerum Brunsvicensium III, 394). Da sie jedoch weder durch die Wichtigkeit der Ereignisse noch durch besondre Vorzüge der Darstellung sich auszeichnen, so knüpfen wir gleich bei dem zweiten Liede Jörg Schilchers an, das im Städtekrieg von 1450 den Fürsten und dem Adel, namentlich dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg und den Übrigen, die mit ihm die Stadt Nürnberg hart bedrängten, Aufmunterung und Glückwünsche zuruft. Solchem Hohne gegenüber erhebt sich, unter den Fahnen Nürnbergs, ein andrer Sänger mit Ernst und Kraft und verkündet uns, wie noch im nemlichen Jahre jene feindseligen Wünsche gescheitert sind: Hans Rosenblut, der Schnepperer, vom Kriege zu Nürnberg, 1450 (Wolff 48 ff.[1]).

Die Hauptauszüge der Nürnberger werden so beschrieben:

Die von Nürmberg schicktn auß ein tier,
Das was so grausamlich gestalt,
Das gieng auß in der wochen zwir,
Das tier het vil ir veind bezalt.

1 [Vergl. Fastnachtspiele aus dem fünfzehnten Jahrhundert, gesammelt von A. Keller. Stuttgart 1853. 8. S. 1151. 1152. H.]

Das haben rittr und knecht eingnomen,
Das tier gab auß plei und auch pfeil.
In tag und nacht reist es zwelf meil
Und ist alzeit ganz heimhin komen.
Man het oft scharpf auf es gemart
Mit reitern und mit wagenpürgen,
Das tier stund so vest und so hart,
Daß es kond niemant niderwürgen.
Das tier das hett ein rüssel vorn
Mit tausend büchsen- und armbrustschützen,
Ein kong mocht wol fürchten sein zorn,
Das tier mit seinen messein sprützen.
Zweitausent spieß warn sein zwu seiten
Und auch sein pauch, des ist kein scherz,
Sein zagel warn sechs hundert reiter,
Achthundert Schweizer warn sein herz.
Ein wagenpurg [1] so heißt sein nam;
Das tier het mangem nachgezogen,
Wenn marggravn Albrecht es ankam,
So hat er vor dem tier geflohen.

Der letzte, siegreiche Strauß dieses Thieres fand bei Heimbach statt. Schon war die Sonne zu Rast gegangen und noch immer feuerte der Markgraf Albrecht die Seinigen gegen die Nürnberger an.

Der Verfasser dieses Gedichts, Hans Rosenblut, der Schnepperer, wird uns bei den Schwänken und Fasnachtspielen wieder vorkommen. Von seinen Lebensumständen weiß man nur aus einzelnen Andeutungen, die er selbst giebt. Vorzüglich in einem Gedicht auf Herzog Ludwig von Baiern-Landshut sagt er:

— — ich bin kein ungeheurer
Und bin ein frembder abenteurer
Zu fürsten, zu heren, zu kunigen und zu keisern
Und bin irer wappen ein nachreiser,
Nach adels ere zu plasonniren
Und auch ir varb zu dividiren,
Und such an iren höfen mein narung (Göz III, LXIX).

[1] Unter Wagenburg wird hier der geschlossene Heerzug mit Wagen, Geschütz, Reiterei und Fußvolk verstanden.

Von dieser Beschäftigung wird später in weiterem Verbande die Rede sein. Daß sie ihn nicht ganz zum Fürstendiener machte, zeigt sein Spruch vom Nürnberger Kriege, den er, vermöge der Erzählung mit „wir," selbst mitgefochten hat. Sonst möchten noch folgende seiner Sprüche in diesen Abschnitt zu ziehen sein (nach dem Verzeichnis bei Göz III, LXX ff.): 11. der spruch von Nurmberg; 18. von der hussen flucht; 19. ein spruch von Beheim; 28. von herzog Ludwigen von Beiern; dann 42. ein liet von den Turken.

(Sieh sonst über ihn: Museum I, 197. Grundriß 364 ff. Göz III, LXVIII ff.[1])

Ereignisse aus der zweiten Hälfte des 15ten Jahrhunderts, von denen Lieder gesungen wurden, sind: der sächsische Prinzenraub, 1455 (Wunderhorn I, 296. Vgl. Koch II, 75. Wolff 655), und der Tod des jungen Königs Ladislav von Böhmen, 1457 (Wunderhorn II, 119 ff. Wolff 726 ff. Züricher Sammlung 507). Der Tod Ladislavs wird hier als das gewaltsame Werk der hussitischen Ketzer dargestellt. „In der Weise, wie man den König Laßla singt," ist eine häufige Bezeichnung späterer Lieder. Der Strophenbau findet sich aber schon in dem erzählenden Gedichte Morolf, aus dem 13ten Jahrhundert.

Eine weitere, berühmte Fehde war der pfälzische Krieg, im Jahr 1462. Der Held desselben ist Friedrich I, Kurfürst von der Pfalz, zugenannt der siegreiche, welchem Hermann von Sachsenheim die Mörin mit zugeeignet hatte und von dem Michel Beham sagt, daß er sein Brot gegessen und sein Lied gesungen habe, indem er nemlich 1469 die Thaten dieses Fürsten in Form einer Reimchronik niederschrieb.

Anlaß und Ablauf der Fehde waren diese: Diether von Isenburg und Adolf von Nassau stritten um den Besitz der höchsten geistlichen Würde Deutschlands, des erzbischöflichen Stuhles von Mainz; Pfalzgraf Friedrich erklärte sich zum Beschützer des erstern, dem Pabst und dem Kaiser zum Trotze. Die mächtigsten Nachbarn der Pfalz, Baden und Wirtemberg, ergriffen willig den Vorwand des Reichsaufgebots und fielen verwüstend in Friedrichs Lande ein, um den Gefürchteten zu demüthigen. Er aber griff sie am 30 Juni 1462 unversehens bei Seckenheim an, schlug sie aufs Haupt und nahm den Markgrafen Karl

[1] [Die ausführlichsten Untersuchungen über Rosenblut hat A. Keller, Fastnachtspiele S. 1077 ff. mitgetheilt. H.]

von Baden, dessen Bruder den Bischof Georg von Metz und den Grafen Ulrich von Wirtemberg, nebst vielen Edelleuten, gefangen (Fichard, Frankfurtisches Archiv II, Frankfurt 1812, S. 54. Heinrichs Deutsche Reichsgeschichte Thl. IV, S. 362—83).

Außer dem, was Behams ungedruckte Reimchronik über diesen Streit enthalten mochte, handeln von ihm drei Lieder, die in Fichards Frankfurtischem Archiv II, S. 56 ff. nach einer Papierhandschrift, damals im Besitze des Herausgebers, abgedruckt sind. Das eine derselben, welches ich als das dritte aufführen werde, ist auch bei Görres S. 240 ff. aus einer Heidelberger Handschrift (vgl. Mone, Badisches Archiv I, S. 69 f.) mitgetheilt und darnach von Wolff S. 600, der auch nur dieses einzige gekannt zu haben scheint.

Dasjenige, welches chronologisch vorangehört (bei Fichard Nr. 3), verkündet den nahen Ausbruch des Kampfes und ruft ihn hervor:

Wölt ir hören ein nuws geticht,
Was die thumherren han entricht [1]
Zu Menz wol uf dem stift?
Sie han zwen bischof uß erwelt,
Das in zu schaden trifft u. s. w.

Der Schluß lautet:

Der uns das liedlin nüwe sang,
Der hat vil mangen heimlichen gedank,
Er nent sich Gilgenschine,
Und der dem fürsten vil gutes gan,
Dem pfalzgrafen bi dem Rine.

Derselbe singt nun auch ein freudiges Lied, nachdem die Schlacht geschlagen ist, woraus wir folgende Strophen ausheben (Fichard Nr. 2):

(Anf.) Wo untrüw wurd bezwungen,
Freut sich das herze min.
Dem fürsten ist gelungen,
Friedrich, pfalzgraf bi Rin,
Herzog in Beierland;
Es ist im wol ergangen,
Freud ist im wol bekant.

[1] entrichten, etwas, es aus der rechten Ordnung, Richtung bringen (Boner 391. Tristan, Glossar 348 a).

Er fürt in hoher ziere
Ein schilt von farwen rich,
Dar inn von golt ein tiere,
Eim lewen ist es glich.
Er ist gewapent schon:
Uf sinem helm von golte
Fürt er ein riche kron.

Es werden sodann die drei Fürsten aufgezählt, die dem Pfalzgrafen unterlegen. Vom Bischof von Metz wird gesagt:

Wer er daheim verbliben
Und het ein mess gelesen,
Als ander pfaffen driben!

Sich haben wol besonnen
Die herren alle dri,
Heidelberg han sie gewonnen,[1]
Mit in manig graf und fri,
Darzu vil ritter und knecht.
Des fren dich, pfalzgraf hochgeborn,
Und alles din geslecht!

Und laß dich nit betrügen!
Die fogel halt in hut,
Daß sie dir nit empfliegen!
Din weidwerk das wirt gut.
Kanstu die fogel ropfen,
So halt sie bi dem fessel![2]
Laß sie nit von dir hopfen!

Der lewe hat erslichen
Den jeger vor der thür u. s. w.

Bischof, von Metz geschriben,
Der nam möcht dir bestan,
Werstu da heim verbliben
Und drügst ein korrock an,
Das dir vil besser were,
Wann daz du wilt zu Heidelberg
Die blatten laßen scheren.

1 D. h. sie sind gefangen dahin geführt worden.

2 Fessel, das Band, an dem man die Falken aufsteigen läßt.

Schluß:

Gilgenschein ist ers genennet,
Der uns das lieblin dicht.
Sin nam ist wol erkennet,
Groß gut beswert in nicht.
Also nent er sich (darmit?),
Sin seckel ist im pfennig ler,
Das ist sin alter sitt.

Dieser Gilgenschin (Liljenschein), auch einer der angenommenen Sängernamen, kommt nirgends anders vor.

Das dritte Lied, das ausführlichste, sucht gleichfalls seinen poetischen Schmuck vorzüglich im heraldischen Bildwerke (Fichard Nr. 1. Görres 240 ff.).

Der Dichter nennt sich dießmal am Schlusse nicht, aber die Ähnlichkeit der gebrauchten Bilder läßt uns auch hier Gilgenschein als Verfasser vermuthen.

Übrigens hat der Pfalzgraf den Rath dieser Lieder redlich befolgt. Er hat die eingefangenen Falken wohl gerupft, die Schellen voll erklingen lassen und dem Bischof die Platte gut geschoren. Der Bischof von Metz muste für seine Befreiung 50000 fl. zahlen, der Markgraf Karl von Baden 100000 fl. und eben so viel der Graf Ulrich von Wirtemberg, und da sie die ganze Summe nicht aufbringen konnten, so musten sie dem Pfalzgrafen verschiedene Städte und Schlösser verpfänden (Heinrich, Reichsgeschichte IV, 382). Bis zu dieser Lösung lagen sie in harter Gefangenschaft und die Chronik meldet (Crusius, Annal. Suev. II, 410), man habe sie zwar mit guter Speise verpflegt, aber ihnen kein Brot dazu gegeben, zur Strafe für die muthwillige Verheerung der Saatfelder. Vgl. Hans Sachs, Kemptener Ausgabe I, 936 f.

Während so die Stände des Reichs unter sich und mit Kaiser und Pabst in manigfachen Streit verwickelt waren, hatten sie kein Ohr für die Stimmen, welche vor einem das Reich und die Christenheit immer furchtbarer bedrohenden Feinde warnten. Die Türken hatten 1453 Constantinopel erobert und dem griechischen Kaiserthum ein Ende gemacht, nachdem man sich ihrer zuvor schon in Ungarn und Serbien mit Noth erwehrt hatte. Der Pabst und auch der träge Kaiser Friedrich riefen vielfach zum Türkenzug auf. In diese Zeit fällt ein Lied,

as Görres (S. 246 ff. Wolff 7 ff.) unter der Aufschrift „Türken-
hrei“ mitgetheilt hat:

Wol auf in gotes nam und kraft u. s. w.

Aber die Fürsten und die Städte, die hier aufgerufen werden,
atten anderwärts zu thun oder waren durch ihre inneren Fehden ge-
hwächt; man führte dieses auf dem Reichstage zu Wien, einem der
ielen vergeblichen über diese Frage, zur Entschuldigung an:

„indem sider der zit — groß schwere hauptkriege mit großen schaden und
nrat zwischen merglichen kurfürsten und fürsten, grafen, herren und andern
es heil. richs in tütschen landen ergangen sint, dadurch tütsche lande an ihrer
:aft und macht nit ein wenig geheligt sind und größlich abgenommen haben“
. s. w. (Heinrich IV, 370.)

Der Türkenschrei verhallte; die Gefahr muste noch handgreiflicher
ereinbrechen.

Von diesen mehr vereinzelt dastehenden Liedern kommen wir zu
enjenigen, welche sich in größere geschichtliche Partien an einander
eihen. Die Hauptstelle nehmen hier die Schweizerlieder ein. Die
reiheitskämpfe des schweizerischen Volkes und dessen anderwärtige
Schicksale in unsrem Zeitraum und höher hinauf sind nach dem grösten
Theil ihrer bedeutendern Momente in gleichzeitigen Liedern, häufig von
eiden streitenden Theilen, besungen. Das 15te Jahrhundert, mit
elchem wir in diesem Abschnitte abschließen, vollendet, mit dem
Schwabenkriege, die Eidgenossenschaft der 13 Orte.

Litteratur der Schweizerlieder:

Viele einzelne dieser historischen Lieder sind als fliegende Blätter
nd in den schweizerischen Chroniken, besonders den bekannten von
Tschudi (aus Glarus, geboren 1505, gestorben 1572) und Diebold
Schilling,[1] gedruckt.

Aus letzterer sind die des Veit Weber besonders herausgegeben:

[1] Aegid. Tschudii Chronicon helveticum u. s. w., herausgegeben von
Iselin, 2 Theile. Basel 1734—1736. Fol. (Hier nur bis 1470.) Tschudis
hronik, Fortsetzung von 1472—1516 in: Helvetia, Denkwürdigkeiten für die
? Freistaaten der schweizerischen Eidgenossenschaft. Neue Folge. Bd. I. Aarau
i Christen 1827. Bd. II. 1828. Diebold Schillings Beschreibung der bur-
undischen Kriegen. Bern 1743. Fol. (Gleichzeitig.)

Kriegs- und Siegeslieder aus dem 15ten Jahrhundert von Veit Weber aus Freiburg im Breisgau. Herausgegeben und mit den nöthigen Erläuterungen versehen von H. Schreiber. Freiburg 1819.

Aus der handschriftlichen Chronik Wernher Steiners von Zug sind in der:

Aletheia durch Ernst Münch. Zürich 1822. S. 139 ff.

mehrere solcher Lieder mitgetheilt. Bei Wolff S. 448 ff. finden sich die Lieder aus Tschudi, Schilling und der Aletheia zusammengedruckt.[1]

Münch bezeichnet die in der eben genannten Schrift gegebenen Stücke als Proben einer vollständigen Sammlung von altschweizerischen Volks- und Kriegsliedern von den ältesten Zeiten bis zur Reformation, mit historischen Einleitungen und erläuternden Anmerkungen. Der Dichter Rudolf Wyß, in Bern, der dieselbe Absicht gehegt, habe sich mit ihm zur gemeinschaftlichen Herausgabe verstanden. Dieses gemeinsame Unternehmen ist nicht zu Stande gekommen. Wohl aber hat der seitdem verstorbene Rudolf Wyß eine bedeutende Sammlung solcher Lieder, aus handschriftlichen Quellen und nach alten Flugblättern, in 8 Heften, ungedruckt hinterlassen.

Ich habe kürzlich Gelegenheit gehabt, diesen reichen Vorrath einzusehen; es ist sehr zu wünschen, daß er in die Hände eines tüchtigen Herausgebers komme. (Vgl. noch F. H. von der Hagens Briefe in die Heimat I, 180. 185. 197.)

Die Lieder, welche von den frühesten schweizerischen Begebenheiten handeln, sind nicht auch der Zeit der Abfassung nach die ältesten. Eines von der Schweizer Ankunft aus Schweden und ihrer ersten Niederlassung im Haslithal scheint erst im 17ten Jahrhundert gedichtet zu sein. Ein andres von den Thaten Wilhelm Tells:

Wilhelm bin ich, der Telle,
Von Heldenmuth und Blut u. s. w.

(Wunderhorn II, 129 ff. nach einem fliegenden Blatt. Wolff 719 ff.) scheint in seiner jetzigen Gestalt in das 16te Jahrhundert zu fallen. Es ist bestimmt, durch Erinnerung an den alten Helden der Schweizer-

[1] [Man vergl. auch: E. L. Rochholz, Eidgenössische Lieder-Chronik. Sammlung der ältesten und werthvollsten Schlacht-, Bundes- und Parteilieder vom Erlöschen der Zäringer bis zur Reformation. Bern 1835. 8. H.]

freiheit vor Abwegen einer späteren Zeit zu warnen, wie die Schlußstrophen beweisen, worin Tell also spricht:

Das merkt, fromm Eidgenossen! u. s. w.

Auch das Lied „von der Laupen Schlacht (Schlacht bei Laupen, 1339) in ihrer alten Melodei" (wie Ecken Ausfahrt, Herzog Ernsts Ton) ist nicht gleichzeitig. (In Rebmans Gespräch u. s. w. des Riesens und Stockhorns u. s. w. neue Ausgabe, Bern 1620, S. 510 ff. Laßberg bemerkt vor seinem Exemplar dieses Buchs, daß er auch eine Ausgabe des Liedes Bern 1606 besitze.)

Da überhaupt die Poesie des 14ten Jahrhunderts nicht unmittelbar zu unsrer Aufgabe gehört, so hebe ich von den Liedern, welche wirklich aus demselben stammen (vom Bischof von Basel, 1367, Wolff 557 ff., von den Guglern, 1376, Ebd. 451 ff.), nur zwei hervor, die schon näher an der Grenze unsres Zeitraums stehen, aber noch im Tone des alten Heldenlieds zwei der denkwürdigsten Freiheitsschlachten besingen, die Sempacher, 1386, und die bei Näfels, 1388.

Ein lied von dem strit ze Sempach, 9 Juni 1386 (Tschudi I, 529 ff. Wolff 454 ff.).

Dieses Lied ist vielleicht das beste von allen geschichtlichen Schweizerliedern und hat auch in den späteren nachgewirkt.[1] Der Text ist sehr verdorben und dadurch besonders der Anfang etwas dunkel. Herzog Leopold von Österreich zieht mit seinem großen, ritterlichen Heere von Sursee herauf, während von der andern Seite die Eidgenossen anrücken:

Gar bald si da vernamend Von Sempach uß der burg u. s. w.

(Suchenwirt, 67 b f. Vgl. Sammlung für altdeutsche Litteratur und Kunst I, 152 ff.)

Das Glarner Lied oder das von der Schlacht bei Näfels, 1388, in doppelter Gestalt, ausführlicher und kürzer, auf uns gekommen (Tschudi I, 548. Wolff 464 ff.; dann Aletheia 141. Wolff 564), ist nicht sowohl durch poetische Darstellung, als durch die alterthümliche

[1] [Man sehe das ursprüngliche Lied in Uhlands Volksliedern I, S. 404 bis 409; dasselbe mit der Umarbeitung und Erweiterung Halbsuters in Wilhelm Wackernagels Altdeutschem Lesebuche. Vierte Ausgabe. Basel 1861. 8. Sp. 1105—1120. Man vergl. auch: O. Lorenz, die Sempacher Schlachtlieder, in F. Pfeiffers Germania VI. Wien 1861. 8. S. 161—186. H.]

epische Weise bemerkenswerth (die im Sempacher Lied eine Modification erfahren hat). Gleich bei der ersten Zeile des kürzern Textes:

In einer fronfasten do huob sich Glarner not u. s. w.

wird man an der Nibelunge not erinnert.[1]

Wir schreiten nun vor zu den Schweizerliedern des 15ten Jahrhunderts.

Bald nach dem Anfang des 15ten Jahrhunderts fieng der reine Freiheitskampf der Eidgenossen sich zu trüben an. Sie giengen auf Eroberung aus, machten sich Unterthanen, die nicht mit ihnen selbst gleiche Rechte hatten, entzweiten und bekämpften sich um neuen Erwerb.[2]

a) Aargauer Fehde.

Im Jahr 1412 schloß Herzog Friedrich von Östreich mit den 8 Orten, aus denen damals die Eidgenossenschaft bestand, 50jährigen Frieden und bestätigte ihnen Alles, was sie in Folge der bisherigen Kämpfe besaßen. Sie hinwider bestätigten dem Herzog, was er noch bei ihnen an Pfandschaft, Lehen und andern Rechten inne hatte. Dieser Friede dauerte jedoch kaum drei Jahre. Während der Kirchenversammlung zu Konstanz gerieth Herzog Friedrich mit dem König in Streit, weil er sich weigerte, nach Konstanz zu kommen und vom Könige seine Lehen zu empfangen. Da er es zugleich wagte, einen der Päbste, den man absetzen wollte, in seinen Schutz zu nehmen, so wurde er von der Kirchenversammlung mit dem Banne belegt und vom König aller Würden und Lehen verlustig erklärt. Sämmtliche Getreue des Reichs wurden gegen ihn aufgeboten, auch die Eidgenossen. Diese trugen anfangs Bedenken, einen Frieden zu brechen, den sie kaum erst mit dem Herzog auf 50 Jahre beschworen hatten. Als aber der König wiederholt seine Boten schickte und die Kirchenversammlung mit dem Banne drohte und als nun zuerst Bern sein Kriegsvolk rüstete, da wollten auch Zürich und die übrigen Eidgenossen, Appenzell allein ausgenommen, nicht zurückbleiben. Die alten Besitzungen Östreichs im Aargau wurden ohne großen Widerstand eingenommen. Am meisten

[1] [Man sehe das Lied in Uhlands Volksliedern I, S. 409—411. H.]

[2] Das Historische hauptsächlich nach der übersichtlichen Darstellung in Zschokkes: des Schweizerlands Geschichte für das Schweizervolk.

bereicherten sich Bern, Luzern und Zürich. Auch nachdem Herzog Friedrich sich mit dem König versöhnt hatte, dessen Krieg doch dieser gewesen war, wurden die Eroberungen nicht zurückgegeben. Uri allein verschmähte jeden Antheil an der Beute. Die Übrigen herrschten nun über diese Lande, wie zuvor Östreich darüber geherrscht hatte.

In diese Zeit fällt der Spruch eines Aargauers, der sein Land gegen den Vorwurf verantwortet, als hätt' es sich ohne Noth aufgegeben (Tschudi II, 28 f. unter 1415. Wolff 468; auch abgekürzt Ebend. 561 ff.). Darin heißt es unter Anderm:

(Anf.) In minem sinn es übel hillt,
Wo jemand die von Ergöw schilt.
Des adels pris, des adels port,
Hie und dort an mengem ort,
Ist das Ergöw lang gewesen,
Gestorben oft und ouch genesen,
Gefangen und ouch worden wund,
Das was den alten herrn wol kund.
Obs nun ein anders worden ist,
Das hat nit gtan ir (der Aargauer) arger list.
Künig Sigmund und ouch sin rat
Und von Friburg graf Cunrad
Die wissend wol, wie der adler
Für Zovingen zoch und der bär.
Wer mocht sich solcher macht erwern?
Fürsten, grafen, frien und herrn
Hattend herzog Fridrich abgseit,
Das was im Ergöw mengklich leid.
Aller hilf stund das Ergöw bloß,
Der überlast was inen zgroß.

Es wird hierauf im Einzelnen dargethan, wie die Städte vergeblich sich zu halten bemüht gewesen. Besonders wird die Gegenwehr von Baden gerühmt, dem doch nicht so schwer beizukommen gewesen wäre:

Man hett wol funden straß und steg,
Durch Winterthur gieng offner weg,
Daß man gen Baden kommen wär.
Man fand aber jetz kein bader,

Wiewol es was in meienzit,
Da man sunst gern ze Baden lit
Und man des abends wäscht die füß,
Ze nacht schlaft man daruf gar süß.

Nicht bloß mit Papier, d. h. ohne thätliches Widerstreben, sind die aargauischen Städte erobert worden:

Die von Ergöw ducht verdrossen,
Wann si mit papier wärind erschossen.
Hin und her schrieb man briefe vil,
Wer umb brief stett ufgeben will,
Der ist sicher vor büchsenstein.
Im Ergöw ist kein statt so klein,
Si ist vorhin worden besessen (belagert) u. s. w.

Was sols, daß menger jetz trowt vast,
Der sich do barg vorm überlast?
Das Ergöw dri geliger [1] hat,
Man sprach mit gwalt zu im schachmatt.
Wann jederman sich selbs bekant,
So bstund Ergöw wol one schand.
Ich kriegte gern mit dem adel,
Warumb si den pfawenwadel [2]
Selbs hand so hert gehulfen rupfen u. s. w.

Auch die älteren Verdienste der Aargauer um ihr Fürstenhaus zählt der Spruch auf und schließt daraus:

Hettend si hilf und trost gehept,
Sie hettind biß in tod gestrept,
Man hett si funden uf der ban,
Als si vormals me hand getan.

[1] geliger, geleger, Gerüst, Gestell; hier sind wohl die drei Stände: Adel, Städte, Bauern, gemeint. Vergl. Schmeller II, 454. 456.

[2] Der Pfauenschwanz, oft wiederkehrend, bedeutet Östreich. Die Herzoge von Östreich pflegten Pfauenfedern auf Hut oder Helm zu tragen. Aus Haß gegen sie durfte darum in der Eidgenossenschaft Niemand ohne Lebensgefahr sich mit Pfauenfedern schmücken; es wurde auch kein Pfau mehr geduldet; ein Mann zerbrach einst im Wirthshause sein Weinglas, weil es ihm den Farbenglanz des Pfauenschweifes spiegelte.

Ee sie irn herrn hettind verlon,
Eee wer ir beins nit kön (gekommen) davon.
Menger ufs Ergöw unglimpf sagt,
Der selbs den pfawen rupft und jagt u. s. w.

b) Toggenburger Fehde.

Unter den Eidgenossen selbst entspann sich innerer Krieg über die Erbschaft des Grafen Friedrich von Toggenburg, der 1436 ohne Nachkommen gestorben war. Zürich und Schwyz entzweiten sich besonders über die zu diesem Erbe gehörige Herrschaft Utznach; mit beiden Orten war der verstorbene Graf in Land- oder Bürgerrecht gestanden. Nur durch Gewalt gezwungen, ließ sich Zürich 1440 den Rechtsspruch der Eidgenossen gefallen, vermöge dessen es nicht nur allem Anspruch auf Toggenburg entsagen, sondern sogar, zur Entschädigung für den Kriegsaufwand, Abtretungen an Schwyz und das mit diesem verbundene Glarus machen muste. In demselben Jahre bestieg Herzog Friedrich von Österreich, Enkel des bei Sempach erschlagenen Leopold, den Kaiserthron. Er sagte öffentlich, er gedenke noch den Schweizern alles Gut seiner Vorfahren wieder einmal abzunehmen. Auch ließ er die Stimmung der Leute im Aargau, des Adels und der Städte, fleißig erforschen. Das gedemüthigte Zürich ergriff diesen Anlaß zur Rache und schloß im Jahr 1442 heimlich einen Bund gegen die Eidgenossen. Als dieser ruchtbar wurde, schrieen die Eidgenossen alle gegen den Vorort über die Verletzung des ewigen Bundes. Auch das Lied erhob seine Stimme. In Fichards Frankfurtischem Archiv Th. III, 273 ff. ist aus einer Handschrift des 15ten Jahrhunderts abgedruckt: „Ein suberlich litlin von eidgenoßen.“ Es ist ein Neujahrslied, ohne Zweifel zum Neujahr 1443, nach hinten unvollständig und von sehr verdorbenem Text. Der Sänger klagt über die großen Herren, welche Zürich der Eidgenossenschaft entfremden:

Nu ruwet mich ein arm gemein
Zu Zürich, in der stat,
Das der tumme rat (allein)
So gar verwiset[1] hat,

[1] Falsch gewiesen, irre geleitet.

Daß sie sint so blinde,
Die alten und die kinde,
Sie buwent uf einen winde,
Der bald verwehet hat.

Oster heißet der winde,
Er wehet uß Österich u. s. w.

Doch vertraut das Lied der Kraft der Eidgenossen; ist auch dem Faß Ein Reif abgesprungen, so bleibt doch der Wein noch wohl bewahrt:

Uch ist dem faß ein reif enbonden
Der win in schlossen nit gesund?
Das hat gewerret manig stund
Biß daß es sich ergeben hat.

Zürich ließ auch, allen Mahnungen taub, nicht vom Kaiser, schwor feierlich den Reichseid, des Kaisers Nutzen zu fördern und dessen Schaden zu wenden, und vertauschte die eidgenössischen Zeichen mit den östreichischen und kaiserlichen.

Nun erhob sich ein blutiger, grausamer Kampf. Auf der einen Seite Schwyz, Uri, Unterwalden, Glarus, Zug und Luzern, auf der andern Zürich mit östreichischer Hülfe; an der Spitze der einen Partei der Landammann Itel Reding von Schwyz, an der von Zürich der Bürgermeister Rudolf Stüßi. Der Hauptüberfall von Seiten der Eidgenossen geschah am 22 Juni 1443. Die Zürcher, die ihnen entgegenstürzten, musten in Verwirrung über die Sihlbrücke zurückfliehen. Mitten auf dieser stand der greise Bürgermeister Stüßi mit geschwungener Streitaxt und gebot den Bürgern zu halten. Da durchrannte ihn, als den Urheber des Unheils, Einer von Zürich selbst mit dem Spieße. Die Vorstadt wurde geplündert und in Brand gesteckt. Auch im folgenden Sommer, 1444, wurde Zürich 60 Tage lang, doch vergeblich, von den Eidgenossen belagert.

Auf diese Geschichten beziehen sich zwei Lieder von östreichischer Seite. Tschudi nennt sie Schmachlieder und zeiht besonders das erstere der Lüge. Dieses ist auch ein Neujahrslied, aber auf Neujahr 1444. (Tschudi II, 390 und Wolff 474 haben es unter 1443, allein es setzt den Kampf an der Sihl voraus.) Es wird darin zu einem förmlichen Kreuzzuge gegen die Eidgenossen aufgerufen:

Gen disem nüwen jare
Han ich ein gut geding,[1]
Wie daß ein küng herfare,
Der etwas ze lande bring,
Damit er das unrecht wer;
Daß dardurch globet werde
Ja alles himmelsch heer u. s. w.

Das zweite Lied giebt Tschudi (II, 412. Wolff 480) unter dem Titel: „Ein Schmachlied, so in diesen Tagen der Isenhofer von Waltzhut (Waldshut, eine der damals östreichischen Waldstädte) für die Österricher wider die Eidgnossen macht. Anno 1444.“

Es beginnt bilderreich:

Woluf, ich hör ein nüw getön,
Der edlen vöglen gsang,
Ich trüw, es komm ein ganze schön;[2]
Unwetter hat so lang
Gerichsnet uf der heide,
Die blumen sind erfrorn.
Dem adel als ze leide
Hand puren zsammen gschworn.

Die wulken sind ze berg getruckt,
Das schafft der sunnen glanz;
Den puren wird ir gwalt entzuckt,
Das tut der pfauwenschwanz.
Blümi, laß din lüjen!
Gang heim, hab gut gemach!
Es grat die herren müjen,
Trink uß dem mülibach![3] u. s. w.

Zürich und die mit ihm halten, werden aufgemuntert, die Städte, die sich zu den Eidgenossen neigen, abgemahnt, der Übermuth der

[1] geding, Hoffnung, Vertrauen.

[2] Vollkommene Klarheit des Himmels.

[3] Blümi, Bluem, eine Kuh mit weißen Flecken, s. Stalder I, 188 (vergl. Sempacher Lied: ku Brüne, Wolff 464), bezeichnet das Hirtenvolk. Lüjen, brüllen, Stalder II, 182. Grat, geräth, fängt an, als Hülfswort. Müjen, mühen plagen, beschweren.

Bauern gescholten. Der König selbst wird aufgefordert, diesem Unwesen ein Ende zu machen.

Zuletzt spricht der Sänger von sich:

Der uns diß liedlin hat gemacht,
Der ist von Isenhofen,[1]
Die puren hattend sin kein acht,
Als er saß hinderm ofen
Und loset irem rate
Und was si weltend triben,
An einem abend spate,
Er hats nit mut zverschwigen.

Früi an einem morgen
Hub er sich dannen bald,
Er luff dahin mit sorgen
Wol obnen durch den wald.
Do er kam uf die heide,
Im bucht, im wer gelungen,
Den frommen nit ze leide
Hat er diß lied gesungen.

Würdiger schließt freilich Halbsuter sein Sempacher Lied:

Diß lied hat er gedichtet, Als er ab der schlacht ist kan.

König Friedrich, den Isenhofers Lied zur Demüthigung der Eidgenossen auffordert, konnte, in anderweitigen Krieg verwickelt, dem bedrängten Zürich wenig helfen. Er rief den König von Frankreich um Hülfe gegen die Schweizer an. Dieser schickte seinen Thronerben Ludwig mit 30000 Armagnaken. Jetzt, gegen den äußern Feind, zeigte sich wieder die rechte Kraft der Eidgenossen. 1500 derselben, nemlich 900, welche eben die Veste Farnsburg belagert hatten, und 600, die ihnen aus dem Lager vor Zürich einstweilen zur Verstärkung zugeschickt waren, lieferten der großen französischen Übermacht am 26 August 1444 die zehnstündige Schlacht an der Birs und bei St. Jakob, vor Basel, worin sie selbst untergiengen, aber den Feind durch ungeheuern Verlust

[1] Mone, Badisches Archiv I, 68: „Tschudi nennt ihn von Waldshut, er selbst sich von Isenhofen, was beides richtig sein kann, jenes in Bezug auf den Geburtsort, dieses auf die Heimat der Voreltern. — Von dem Leben des Verfassers ist weiter nichts bekannt."

zum Stillstand brachten. Als der Dauphin hörte, die Eidgenossen wären von der Belagerung Zürichs aufgebrochen, um ihre ganze Macht gegen ihn zu wenden, fand er nicht für gut, sie weiter zu versuchen und schloß voll Achtung für solche Tapferkeit mit ihnen Frieden.

Von diesem Heldenkampfe fehlt uns das Lied; denn dasjenige, welches unter der Aufschrift „Herr Burkhard Münch" sich im Wunderhorn II, 140 (nach Lycosthenes Psellionoros Lustgarten, Straßburg 1621, S. 678) und aus diesem bei Wolff 718 findet, ist eine einzelne, im 17ten Jahrhundert versificierte und für jene Sammlung noch besonders zugerichtete Anekdote nach den Chroniken von dieser Schlacht.

Als nemlich am Ende derselben Ritter Burkhard Münch, ein Feind der Eidgenossen, mit andern Rittern über das blutige Wahlfeld und die Leichen der Schweizer hinritt, sprach er fröhlich: „Nun bad' ich in Rosen." Da rief, unter den Todten sich aufrichtend, der Hauptmann Arnold Schik von Uri: „Friß diese Rose!" und traf mit einem Steine tödtlich Burkhards Stirne.

Nur wieder von östreichischer Seite ist ein kurzes Lied vorhanden, das Tschudi so bezeichnet:

> Uf den Stritt an der Pirs und den Abzug von Zürich machtend ouch die Österricher neißwas armen übelgerimpten Bettel-Lieds, das sungend si allenthalb, und was doch merteil erlogen Ding.

Es steht bei Tschudi II, 429 und Wolff 478.

Der innere Krieg der Eidgenossen gegen Zürich, Östreich und dessen Adel dauerte nach dem Abzug der Franzosen fort. Erst die entschiedene Niederlage der Östreicher in der Schlacht bei Ragatz, im Rheinthal, am 6 Merz 1446, führte den Frieden herbei. Zürich muste dem Bunde mit Östreich entsagen und erhielt das Gebiet, das ihm die Eidgenossen entrissen hatten, gröstentheils zurück. Toggenburg überließen alle Parteien einem Verwandten des verstorbenen Grafen.

Über die Schlacht zu Ragatz steht ein Lied des Hans Ower von Luzern bei Tschudi II, 463 und Wolff 489. Es ist zum Ruhme der Eidgenossen gesungen, aber ohne dichterisches Verdienst.

Das Gleiche gilt von einigen spätern Fehdeliedern, dem auf den thurgauischen Krieg, 1460 (Tschudi II, 609. Wolff 495), dem auf den sundgauischen Zug, 1468 (Tschudi II, 687. Diebold Schilling 22. Wolff 501; ein lebendigeres in Wyßs handschriftlicher Sammlung),

und dem Waldshuter Liede von Thöni Steinhuser aus Appenzell, der mit im Heere war, auch 1468 (Tschudi II, 692. Wolff 497).

c) Burgundischer Krieg. [1]

Neuen, mächtigen Aufschwung nahm die Kraft der Eidgenossen in dem siegreichen Kriege gegen Karl von Burgund.

Erzherzog Siegmund von Östreich, durch den unglücklichen Feldzug gegen die Schweiz, dem der Waldshuter Friede 1468 ein Ende gemacht hatte, an Geldmitteln zu neuer Rüstung erschöpft, verpfändete seine Besitzungen im Elsaß und Sundgau sammt dem Breisgau und Schwarzwald, ohne wahrscheinliche Hoffnung jemaliger Wiedereinlösung, um 80000 fl. an Karl den kühnen, Herzog von Burgund. Sogar die Regierung trat er ab. Zu Ensisheim huldigten unwillig die Lande dem fremden Fürsten. Dieser Unwille wurde bald zu Gährung und Aufruhr gesteigert durch die unerträgliche Tyrannei des Landvogts, den ihnen der Herzog gesetzt hatte, Peters von Hagenbach. Von allen Seiten kamen bittre Klagen an Erzherzog Siegmund; doch es war nur Ein Mittel zur Rettung: ein Bund Östreichs mit seinen alten Feinden, den Eidgenossen. Der Erzherzog zögerte, aber Herren und Städte lagen ihm an, und auf einem Tage zu Konstanz, dem Siegmund selbst beiwohnte, im Anfange des Aprils 1474, kam die Vereinigung zu Stande, die ewige Richtung genannt. In wenigen Tagen wurde dem Herzog von Burgund angesagt, der Pfandschilling liege in Basel. Aber Karl war nicht Willens, die Lösung anzunehmen und als ihm die weitere Nachricht zukam, daß sein Landvogt Hagenbach, nach dem Spruch eines zu Freiburg gehaltenen Landgerichts, enthauptet worden war, loderte er in heftigem Zorn auf und schwur, eher das Leben als die Rache aufzugeben. Karl war ein Fürst von stolzem Geiste und großer Macht. Seine Lande erstreckten sich vom Jura bis zur Nordsee. Den Herzog Renatus von Lothringen hatte er vertrieben und mit seinen Waffen Ludwig XI von Frankreich vor Paris erschreckt. Dieser, der noch als Dauphin bei St. Jakob die Tapferkeit der Schweizer kennen gelernt, hatte es nicht an Geschenken fehlen lassen, sie gegen

[1] Das Geschichtliche meist nach H. Schreibers Erläuterungen zu Veit Webers Liedern.

den Herzog aufzuregen und unter seiner Gewährleistung wurde die Konstanzer Richtung beschworen. Auch der vertriebene Herzog von Lothringen hatte sie um Beistand angerufen und selbst der deutsche Kaiser munterte sie gegen Burgund auf. Sie griffen das gefährliche Werk an und fielen, in demselben Jahre 1474, in Gemeinschaft mit Östreichern und Lothringern, in Hochburgund ein. Aber der Kaiser und der König von Frankreich traten zurück und schlossen Frieden oder vieljährigen Waffenstillstand mit Burgund. Auf die Eidgenossen fiel nun der ganze Zorn des gewaltigen Herzogs und er brach, ihre Anerbietungen verschmähend, mit großer Heeresmacht, im Merz 1476, über den Jura herein und nun wurden nach einander die blutigen Schlachten geschlagen, deren letzte ihm den Tod brachte.

Dieser burgundische Krieg ist der Gegenstand einer ansehnlichen Reihe von Liedern, die sich von seinem Anfang bis zu seinem Ausgange hinzieht. Sie stehen gröstentheils in des Zeitgenossen Diebold Schilling Beschreibung der burgundischen Kriege (Bern 1743), einige weitere nach Steiners Chronik in Münchs Aletheia 145 ff. und hiernach sämmtlich bei Wolff 504 ff.

Ein großer Theil derselben ist von Veit Weber, aus Freiburg im Breisgau, gesungen. Von seinen Lebensumständen ist außer dem, was er selbst in den Liedern berührt, nichts weiter bekannt. Er zeigt sich auch im Ganzen auf dem Standpuncte seiner Heimat, des östreichischen Breisgaus. Obgleich der namenkundigste unter den Sängern der Schweizerkriege, ist er doch mehr durch tüchtige Gesinnung, als durch besondre Kraft der Darstellung bemerkenswerth. Keines seiner Gedichte kann sich an Fülle lebendiger Züge mit Halbsuters Liede von der Sempacher Schlacht vergleichen.

Mustern wir nun auch diese Lieder vom Kampfe mit Burgund!

Das erste singt vom Tode des Drängers Hagenbach. Als dieser Nachricht von dem Tage zu Konstanz erhielt, dachte er, sich Breisachs, als eines haltbaren Platzes, zu versichern. Am Charfreitag zog er mit lärmender Kriegsmusik ein. Dann trat er, umgeben von Söldnern, vom Henker, den er immer bei sich hatte, begleitet, in die Kirche, unterbrach die Predigt vom versöhnenden Leiden und zwang den Priester, ihm eine vollständige Messe zu lesen. Auch den Stadtrath änderte er in dieser Zeit und entehrte die Frau eines Bürgers. Da

schlug seine Stunde. Er wurde festgenommen und in den Kerker geworfen. Selbst die Kinder jauchzten und besangen im Osterliede die glückliche Wendung. Auf Mahnung der erzherzoglichen Räthe erschien nach vier Wochen das Landgericht, darunter auch erbetene Richter von Bern, Basel, Solothurn. Auf dem öffentlichen Platze zu Breisach wurde das Gericht gehalten und das Todesurtheil gefällt. Die Henker mehrerer Städte stritten sich darum, ihm das Haupt abzuschlagen. Sein Name lebt, nach Schreiber S. 4, noch in den Verwünschungen des Volkes.

Das Lied auf dieses Ereignis ist nicht eben in poetischer Beziehung, aber als Volksstimme beachtenswerth (Aletheia 145. Wolff 565):

Wend wir aber heben an
Vom Hagenbach, dem schamperen mann,
Wie es im ist ergangen u. s. w.

Auf die Einigung zu Konstanz hat Veit Weber ein Lied gesungen. Er lobt Gott, daß der lange Krieg zwischen dem Hause von Östreich und den Eidgenossen beigelegt worden; er dankt dem Herzog Siegmund, daß er sich an die Aufhetzungen seines Adels nicht mehr gekehrt; er freut sich, daß Hagenbach, „das wüthend schwin, der unsinnige stier," zu Hand gethan (festgesetzt) worden; er fordert die Verbündeten auf, ihrem Gegner den Rang abzugewinnen (D. Schilling 122):

Ich riet dem edlen fürsten gut
Und den eidgnossen wolgemut,
Daß si sich tetent besachen[1]
Und zugen ihm hin in sin land
So gar mit wol gewerter hand,
Er wurt sin nit gelachen.
Ich gehöret all min tag,
Der vorstreich si gar gute;
Wem er zem ersten werden mag,
Der si des baß behute.
Nemend zu hilf gott und sin heilgen alle,
Sant Fridle[2] und Sant Galle,
Sant Vincenz, den vil schön,
Sant Urs, den ritter kühn! u. s. w.

[1] rüsten?

[2] Fridle, Fridolin, Schutzheiliger von Glarus; St. Vincenz von Bern, St. Urs von Solothurn.

Die Verbündeten folgten diesem Rathe; nachdem sie dem Herzog die Fehde angesagt, zogen sie in Hochburgund ein und eroberten nach einem siegreichen Treffen, das am 13 November 1474 stattfand, das feste Schloß Hericourt. Von diesem ersten burgundischen Zuge handelt ein weiteres Lied Veit Webers (D. Schilling 146).

Ein drittes besingt den nachfolgenden Streifzug gegen Pontarlier, Orbe u. s. w. im Frühjahr 1475 (D. Schilling 183).

Der Anfang bezeichnet die Jahrszeit:

Der winter ist gar lang gesin,
Des hat getruret menig vögelin,
Das jetzt gar frölich singet;
Uf grünem zwi hört mans im wald
Gar süßiglich erklingen.

Der zwi hat bracht gar menig blatt,
Darnach man groß verlangen hat,
Die heid ist worden grüne;
Darum so ist gezogen uß
Gar menig mann so küne u. s. w.

Der Schluß lautet:

Wenn es gott nit gefüget hät,
Wer wolt dann so vil schloß und stett
Gewinnen in kurzem zite?
Des haben dank die frommen von Bern
Und ander künen lüte!

Der bär was geloufen uß dem hol,
Es ist ihm ergangen also wol,
Wider heim ist er gesprungen.
Gott geb ihm fürbaß glück und heil!
Hat uns Vit Weber gesungen.

Einen ähnlichen Zug, wobei vorzüglich die Veste Blamont zerstört wurde, schildert ein andrer Sänger, der Zollner.

Er hebt an (D. Schilling 210 unter 1475):

Ein vereinung ist lobeliche,
Der große pund genant.
Zu trost dem römischen riche
Zugents in burgunsch land;

Da haben si gewunnen
Beid stett und auch die schloß,
Gar bald es wart verbrunnen,
Si führten gut geschoß.

Dieses Geschoß wird auch mit Namen gepriesen:

Der Struß thet mengen schalle,
Metz und das Ketterlin,
Die Reimerin gar balde
Ging als zun muren in.

Schlußstrophe:

Zwölf schloß hand si erlangen,
Darzu dri stett so gut.
Er führt ein stechelin stangen,
Der Zollner es singen thut u. s. w.

Noch war Karl der kühne selbst nicht auf dem Kriegsschauplatz erschienen. Er hatte am Niederrhein zu thun. Aber seine Befehle zum Aufbruch wider die Schweiz waren ergangen und insbesondre war denen von Freiburg im Üchtland gedroht, daß man mit ihnen anfangen würde. Veit Weber rühmt und ermuthigt sie mit einem Liede, das auch für seine persönlichen Verhältnisse nicht unwichtig ist (D. Schilling 248 unter 1475):

Mit gesang vertreib ich min leben,
Von tichten kan ich nit lan,
Darumb mir stett hand geben
Die schilt, ich an mir han,
Daß ich mich dester baß mög erweren
Und ehrlich kum gegangen
Für fürsten und für herren u. s. w.

Schluß:

Der uns dis lied nun hat gedicht
Von diesem pund so klug,
Er hat sin sinn daruf gericht,
Er well uns singen gnug.
Vit Weber ist auch ers genant,
Das lied schenkt er mit willen
Friburg in dem Öchtland.

Im Jänner 1476 kam Karl von Burgund, der König Romreich des Teurdank, mit einem Heere von mehr als Fünfzigtausenden über

den Jura heran. Sein stolzer Zug glich mehr einem Triumphe, als einer Kriegsfahrt. Aber innerhalb Jahresfrist schlugen ihn die Verbündeten in drei Hauptschlachten. In der bei Granson, am Neuchateler See, verlor er seine Schätze; sein Lager, voll orientalischer Pracht, fiel in die Hände seiner Feinde; in der Schlacht bei Murten wurde sein neuversammeltes Heer aufgerieben; in der bei Nancy verlor er das Leben. Diese drei Siege der Eidgenossen und ihrer Verbündeten sind mehrfach im Gesange gefeiert.

Über die Schlacht von Granson liegen drei Lieder vor, sämmtlich ohne Namen der Sänger.

Das eine stimmt so an (D. Schilling 302. Schreiber 77):

In welschem land hebt sich ein struß,
Da mag wohl werden etwas us,
Die klouwen wellen wir wetzen;
Der gir treit großen übermut,
Der bär und stier, gar wol behut,
Wend mannlich mit ihm kretzen.

Zu Granson ers betrogen hat
Und fichert sie mit falschem rat,
Das wart an in gebrochen.
Die frommen lüt hat er erhenkt,[1]
Fürwar das ist ihm nit geschenkt,
Man hats an ihm gerochen.

Dri küng[2] hat er gehebt im feld
Und siben fürsten, die ich meld;
Den pund wolt er gewinnen,
Sin herren er begoben wolt,
Jeglicher ein teil besitzen solt;
Des must man werden innen.

Die Thaten der einzelnen Bundesglieder werden namhaft gemacht; dann folgt die Flucht des Herzogs.

[1] Karl hatte die Besatzung des Schlosses Granson, denen man freien Abzug versprochen, an die Bänme aufhängen lassen.

[2] Im Einzelnen wird nachher nur „ein künig von Naples“ genannt, Prinz Friedrich von Tarent, Sohn des neapolitanischen Königs Ferdinand. Schreiber 80.

Schluß:

Der uns dis liedlin nüwe sang,
Der tut vil manchen irren gang,
Gut leben ist ihm thüre;
In siner taschen ist er schwach,
Er klaget sehr sin ungemach,
Daß ir im kommt zu stüre.

Es ist nicht übel, daß ein solcher armer Schlucker von all dem verschleuderten Reichthum des prunkenden Fürsten singt.

Das andre Lied hat vorzüglich die durch Gottes Hülfe gebrochene Macht des übermüthigen Gegners im Auge (D. Schilling 298):

Österrich, du schlafest gar lang,
Daß dich nit weckt der vogelgsang,
Hast dich der mere versumet;
Der Burgunner hat sich ganz vermessen,
Er wolt zu Bern und Friburg küchelн essen,
Der bär hat ihm die pfannen gerumet u. s. w.

Im Verlauf des Liedes wird dem römischen Reiche, das durch Burgund große Gefahr gelaufen, vorgehalten, daß es billig dieser Sache sich angenommen hätte. Dieses bezieht sich auf den Rücktritt des Kaisers, der zuerst die Eidgenossen aufgemuntert hatte und dann mit Burgund Frieden schloß:

Ich kouft nit fründschaft um ein brot,
Die mich verließen in der noth
Und mich erst wolten' sterken.

Unter den kämpfenden Eidgenossen wird vorzüglich dem Bären der Rosenkranz aufgesetzt:

Dis hat gethan die gotteshand,
Das an dem bären nit erwant,
Er geriet gar frölich springen
Mit andern sinen eidgnossen gut,
Die hatten alle ein frien mut,
Thut einer von Lucern singen.

Das dritte Lied (Aletheia 149. Wolff 567) hat wenig hervorstechende Züge. Der Verfasser erscheint selbst als Mitkämpfer und kann eben darum nicht von Allen genau berichten:

Es wurd mir auch zu schwer allein,
Ich hat mit mir zu schaffen,
Daß ich si achtet klein.

Einzelne Wendungen sind diesem Liede mit solchen gemein, als deren Verfasser sich Veit Weber nennt; und zwar:

Si hand in geschoren und genetzt (Aletheia 150).

Vgl. Veit Weber (Wolff 527):

Man würd ihn scheren ungenetzt;

dann:

Die Walchen lehrt man fliegen
Us dem schloß Granson uf das land.

Vgl. Veit Weber (Wolff 523):

Man lert sie allsamt über die mur
Ohn alles gefieder fliegen.

Allein solche Redeweisen können auch wohl als Gemeingut dieser Kriegsgesänge betrachtet werden.

Der Sieg der Eidgenossen bei Murten, wo sie in Verbindung mit Östreich und Lothringen, am 22 Juni 1476, dem Jahrestage der Schlacht bei Laupen, das burgundische Heer vertilgten, so daß der Herzog mit kaum 30 Mann am Genfersee anlangte, ist von zwei Sängern gefeiert. Der eine ist Veit Weber und man hält sein Lied auf diese Schlacht für sein bestes. Da er dieselbe mitgefochten, konnte er auch aus vollem Herzen anstimmen (D. Schilling 347):

Min herz ist aller fröwden voll,
Darumb ich aber singen sol,
Und wie es ist ergangen;
Mich hat verlanget tag und nacht,
Biß sich der schimpf nun hat gemacht,
Nach dem ich han verlangen.

Er singt zuerst von der tapfern Vertheidigung der Stadt Murten gegen das belagernde Feindesheer, dann von dem Kampfe der zum Entsatz herangezogenen Verbündeten und von der endlichen Flucht der Burgunder:

Einer floch her, der ander hin,
Do er meint wol verborgen sin,
Man tödt si in den hürsten;[1]

[1] Hecken.

Kein größer not sah ich nie me,
Ein große schaar luff in den see,
Wiewol si nit was dürsten.

Si wuten drin bis an das kinn,
Dennocht schoß man fast zu ihn,
Als ob si enten weren;
Man schifft zu inen und schlug si tod,
Der see der wart von blute rot,
Jemmerlich hort man si pleren.

Gar vil die klummen uf die böm,
Wiewol ir nieman mocht haben göm, [1]
Man schoß si als die kregen;
Man stachs mit spießen über ab,
Jr gefider inen kein hilf gab,
Der wind mocht si nit wegen u. s. w.

Schließlich wird noch der Verfolgung des Grafen von Romont, eines der Hauptvasallen von Burgund, gedacht.

Schluß:

Vit Weber hat dis lied gemacht,
Er ist selbs gewesen an der schlacht,
Des schimpfes was er verdorben;
Des danket er den eidgnossen
Und denen so er gutes gann,
Hand ihm umb anders geworben.

Diese letzte, durch verdorbenen Text unklare Stelle scheint zu besagen, daß er sich nicht mehr mit bloßem Spiele, als Sänger, beschäftigte, sondern ihm die Eidgenossen zum Ernste halfen, indem sie ihn als Mitstreiter eintreten ließen, wie er denn schon den Zug vor Hericourt mitgemacht.

Das andre Lied auf die Murtner Schlacht fängt an (Aletheia 153):

Nun merkend all geliche!
Mit singen so heb ichs an
Von dem punt so kräftigliche
Mit mängem stolzen mann;

[1] Die gaum, Aufsicht, Sorge (alte Sprache gouma, cura). Eines dinges goum haben, es wahrnehmen, beachten. Vergl. Schmeller II, 47.

Er ist ins feld gezogen
Mit wehrhaftiger hand,
Der gir [1] ist ußgeflogen
Zu dem bären in sin land u. s. w.

Die Schlußstrophe nennt den Sänger:

Diß liedli hat gesungen
Hans Viel (Veil?) uß freiem mut,
Von dem punt ists erklungen,
Von den eidgnossen gut;
Wo man ir hört gedenken,
Ir lob wird offenbar.
Das liedli will ich uch schenken
In ein gut sälig jahr.

(Also zum Neujahr 1477.)

Endlich die Schlacht von Nancy hat wieder zwei Sänger begeistert. Herzog René von Lothringen lieferte dieselbe mit Hülfe der Schweizer dem schon zweimal geschlagenen Burgunderherzog am 5 Januar 1477. Karls Kriegsheer war zum voraus muthlos und dießmal an Zahl geringer, als das seines Gegners. So ward er bald besiegt und, als er fliehend mit seinem Rosse in einen leicht überfrorenen Sumpf fiel, von den Verfolgenden erschlagen.

Im ersten Liede (D. Schilling 375) wird der Heilige von Lothringen angerufen:

Sant Niclaus, wir sind har gesant,
Zu retten dir din eigen land;
Nun thu uns diner hilfe schin
Und erzeig uns auch die gnade din,
Wo wir söllen keren us
Und anheben disen struß!

Der Bär läuft auch hier zum Streite voran, ob er gleich „in einem talpen wund" wird.

Schluß:

Er sitzt zu Bern im Öchtland,
Ein stechelin stangen fürt er zur hand,
Der uns doch macht das liedlin gut.

[1] Gir, Geier, das burgundische Wappen.

Nun hab uns gott in siner hut!
Maria, du vil reine meit,
Hilf zu friden der christenheit!

Der Mann mit der stählernen Stange ist uns schon einmal begegnet, am Schlusse des Liedes vom Zuge gegen Blamont, selbst in ganz ähnlicher Satzstellung. Dort nennt er sich „der Zollner", vermuthlich ein Berner.

Das andre Lied von der Schlacht von Nancy (Aletheia 160) stellt u. A. den Übermuth des Herzogs mit der frommen Demuth der Eidgenossen zusammen.

Die Reihe der Lieder vom burgundischen Kriege hat sich uns mit dem Tode Hagenbachs eröffnet; sie schließt sich, indem nun auch sein stolzer Herr dahin gelangt, wo beider irdische Gewalt ein Ende hat.

d) Schwabenkrieg.

Noch einen harten Kampf hatten am Schlusse des 15ten Jahrhunderts die Eidgenossen und die ihnen zugewandten drei rhätischen Bünde für ihre gemeinsame Unabhängigkeit zu bestehen, den Schwabenkrieg, im Jahr 1499.

Die bisherigen Kriege hatten mehr und mehr das Band gelöst, durch welches die Eidgenossenschaft mit dem deutschen Reiche zusammenhieng. Maximilian I von Österreich, der seit 1493 auf dem deutschen Throne saß, wollte dieses Band wieder fester anknüpfen. Er wollte die Schweiz zu einem Reichskreise machen, er verlangte, die Eidgenossen sollten dem Bunde beitreten, den die schwäbischen Stände zur Abschaffung aller Fehden unter sich gemacht hatten, er ersuchte sie, das mit seinem Vetter Siegmund errichtete Bündnis mit ihm zu erneuern. Alles dessen weigerten sich die Eidgenossen, auch wollten sie weder den Landfrieden annehmen, noch die Gerichtsbarkeit des Reichskammergerichts anerkennen. Allerdings hatte sie das Reich unter Maximilians Vater im burgundischen Krieg im Stiche gelassen und vor dem schwäbischen Bunde hatten sie Scheue, weil er, großentheils aus Adel bestehend, ihrer Freiheit gefährlich schien.

Zu Innsbruck sagte Kaiser Maximilian zu den Gesandten der Eidgenossen, sie seien ungehorsame Glieder des Reichs und er werde sie wohl selbst einmal mit dem Schwerte heimsuchen müssen. Die

Gesandten antworteten: „Wir bitten Eure kaiserliche Majestät, uns mit solchem Besuche zu verschonen, denn unsre Schweizermannen sind grob und achten selbst der Kronen nicht." Mit dem Schwabenbund hatten die Eidgenossen manche Neckereien an den Grenzen.

Aber auch zwischen den freien Bünden, die sich in Rhätien gebildet hatten, und dem Hause Österreich bestand üble Nachbarschaft wegen der Grenzstreitigkeiten von Engadin und Tirol.

Weil nun diese Bündner mit den Eidgenossen einerlei Furcht vor der Gewalt des Kaisers hatten, errichteten der graue Bund, 1497, und der Gotteshausbund, 1498, Freundschaft und Schutzbündnis mit dem grösten Theile der Eidgenossenschaft; der Zehngerichtebund trat später bei. Der Kaiser, obgleich im niederländischen Kriege beschäftigt, stellte neue Macht ins Tirol und die Schaaren des schwäbischen Bundes rückten im Rheinthal gegen das rhätische Gebirg heran. Aber auch den Rhein hinab bis Basel umspannten sie das Schweizerland. Der Kampf begann im Februar 1499 und fiel überall zum Nachtheile des Schwabenbundes aus. Ohne Erfolg kam der Kaiser späterhin selbst an den Bodensee. Im September desselben Jahres wurde der Friede zu Basel geschlossen, aber in diesem kurzen Kriege, der mit großer Erbitterung geführt wurde, waren 20000 Menschen erschlagen, gegen 2000 Dörfer, Flecken und Schlösser abgebrannt und das Land auf 30 Meilen weit verheert worden, ohne daß einer von beiden Theilen einen Zuwachs an Ländern erhalten hatte. Der Eidgenossenschaft war er Anlaß, sich fester und vollständiger abzuschließen (Zschokke. Heinrich, Reichsgeschichte IV, 683 ff.).

Auch vom Schwabenkriege ist Manches gesungen worden.[1] Ich führe zwei Lieder an. Das erste nach einem fliegenden Blatte, das 1609, vermuthlich zu Basel, gedruckt ist:

Ein hüpsch alt lied von der schlacht der dreien grawen pünden.

Es handelt von dem unglücklichen Streite der Schwaben unter Ludwig von Brandis gegen Bundleute und Eidgenossen im Engadin und Etschland:

1 [S. die Reimchronik: „Der Schwabenkrieg, besungen von einem Zeitgenossen, Johann Lenz, Bürger von Freiburg. Herausgegeben von H. v. Dießbach. Zürich 1849." Darin eine Reihe frischer, volksmäßiger Lieder; das erste der beiden hier angeführten steht dort S. 120 ff. P.]

So wil ich aber singen
Und singen ein news gedicht
Wol von den dreien pünden.
Wies in ergangen ist.
Dem Ötschland ist es wol bekant;
Die krä̈i ist außgeflogen
Dem steinbock in sein land u. s. w.

Der Kampf wird beschrieben und wie übel es der Krähe ergeht. Schluß:

Der uns das liedlin hat gesungen
Und singt zuo diser stund,
Keinem herren ist er verbunden,
Er sitzt im grauwen pund;
Zuo Chur ist ers gar wol erkannt,
Sein nahrung ist er suochen
In teutschem und welschem land.

Das andre Lied (Aletheia 165) umfaßt mehr das Ganze dieses Kriegs und zählt die verschiedenen Plätze auf, wo die Eidgenossen und Bundleute gesiegt haben.

Der Eingang lautet:

Wie wol ich bin ein alter gris,
Doch dicht ich in einer schlechten wis,
Ein neues lied zu singen,
Zu singen von dem römischen küng,
Wie er ist kommen hinter die sprüng,
Die eidgnoßschaft zu zwingen u. s. w.

Am Schlusse wird wieder dem römischen König und den Fürsten Trotz geboten, daß sie die Eidgenossen nimmer in ihrem Lande zwingen mögen.

Wir werden im Abschnitte von den historischen Liedern des 16ten Jahrhunderts auch die Reihe der schweizerischen wieder anknüpfen. Den Geist, der in den eidgenössischen Thaten und Gesängen des 14ten und 15ten Jahrhunderts weht, von denen bisher die Rede war, zusammt den Andeutungen, die sich uns schon hiebei für die Zukunft ergeben, glaube ich nicht besser charakterisieren zu können, als mit folgendem Liede, das ich gleichfalls einem alten fliegenden Blatt entnehme:

Ein schön Lied von den alten Eydgnossen, diser zeyt wol zu betrachten, in der weiß: Es gaht ein frischer Sommer dahär u. s. w. Getruckt zuo Zürych, bey Hans Cuonradt Geßner, Anno 1607.

Es ist ohne Zweifel aus dem 16ten Jahrhundert, steht uns aber am besten hier an der Grenzscheide. Ein neuer Sommer geht daher, aber kein frischerer:

Gott vatter, sohn, rüfend wir an u. s. w.

Um dieselbe Zeit, als hoch oben im Gebirge freie Bauern den Angriff der Fürsten und des Adels zurückschlugen, wurde fern an der Strandfläche der Nordsee ein gleicher Kampf siegreich durchgefochten. In dem Jahre, mit welchem das 15te Jahrhundert voll wurde, am 17 Februar 1500, kämpften die Dithmarschen ihre Freiheitsschlacht bei Hemmingstedt.

Dieses kleine Volk, das zwischen Elbe und Eider einen zum Theil dem Meere abgerungenen Boden bebaute, hatte von frühester Zeit her germanische Sitte und so auch die fast überall im Lehenwesen aufgegangene gemeine Freiheit bei sich bewahrt. Es erkannte zwar als Oberherrn den Erzbischof von Bremen, doch ohne ihm wahrhaft oberherrliche Rechte einzuräumen. Jedem neuen Erzbischof wurde eine Schatzung entrichtet, sonst fanden keine Abgaben statt; die fünf Vögte, die das Recht sprachen, wurden von Bremen ernannt, übten aber keine weitere Gewalt aus. Die oberste Regierung hatte ein Ausschuß von 48 Männern. Diese Vorgesetzten versammelten sich alle Sonnabend auf dem Markt zu Heide, wo Jeder sein Anliegen vorbringen konnte. Das ganze Volk zerfiel in Geschlechter, Klüfte, die aufs engste vereinigt waren, gemeinschaftlich zum Kampfe zogen und die Pflicht der Blutrache auf sich hatten. Jedes Kirchspiel hatte seinen Vorsteher, der mit einer Anzahl Geschworner alle Streitigkeiten unter den Klüften, die nicht an die allgemeine Landesversammlung gebracht wurden, entschied. Die Landesgesetze und Gewohnheiten lebten im Gedächtnis des Volks, erst 1477 wurden sie schriftlich abgefaßt. Adel gab es nicht; die fremden Edelleute, die sich angesiedelt hatten, wurden vertrieben. Selbst in geistlicher Hinsicht behaupteten die Dithmarschen eine merkwürdige Unabhängigkeit.

Es konnte nicht fehlen, daß dieser freie Zustand der dithmarschischen Bauern ihren fürstlichen und ritterlichen Nachbarn ein Dorn im

Auge war. Sie hatten darum auch mit diesen, besonders mit den Königen von Dänemark und den Grafen von Holstein, manchen harten Strauß zu bestehen. Eben am Eingang unsres Zeitraums endigte ein solcher Krieg mit großem Verlust der Holsteiner: Graf Albrecht von Holstein kam 1403 um, und im folgenden Jahre wurde sein Bruder Gerhard erschlagen; der beste Theil des holsteinischen und schleswigschen Adels fand in dieser Fehde seinen Tod. Am Schlusse des 15ten Jahrhunderts nun brach ein neues, furchtbares Ungewitter über Dithmarschen herein. Die dänischen Könige aus dem oldenburgischen Hause trachteten, dieses Land mit ihrem Reiche zu vereinigen; Christian I hatte sich von dem Kaiser ausdrücklich mit demselben belehnen lassen. Die Dithmarschen wollten sich das nicht gefallen lassen; oder, wie es in einem Liede heißt, sie wollten dem König pflichtig werden, wenn er sich mit einem Scheffel Bohnen begnügen ließe (Johann Adolfis, genannt Neocorus, Chronik des Landes Dithmarschen . . . von F. C. Dahlmann B. I. Kiel 1827. 8. S. 498. Wolff S. 343). Aber vergeblich war der Einspruch des Volks, umsonst selbst die günstige Entscheidung des Pabstes. Doch waren die Könige bisher nicht im Stande, ihr vermeintliches Recht mit bewaffneter Hand geltend zu machen. Endlich rüsteten sich König Johann II und sein Bruder, Herzog Friedrich, mit ganzer Macht, um dem kühnen Volk sein liebstes Gut zu entreißen. Sie mietheten die große oder schwarze Garde, deren Kriegsruhm seit vielen Jahren Deutschland und andre Länder mit Schrecken erfüllt hatte; mehr als 30000 versuchte Streiter wurden gegen ein Volk aufgeboten, das kaum 6000 Männer zählte; sicher waren der König, sein Bruder und der Adel des Erfolges. Der Anfang des Kriegs war auch glücklich für sie, doch entsank den Dithmarschen der Muth nicht. Das Banner einer reinen Jungfrau, die sich dem Herrn gelobte, anvertrauend, besetzten 500 Männer, angeführt von Wolf Isenbrand, den Paß bei Hemmingstedt; dieser kleinen Schaar erlag am 17 Februar 1500 die stolze Heeresmacht des Königs von Dänemark. Fast Alles kam um, theils von den Händen der Dithmarschen, theils in den Gräben und Marschen; es blieben die Grafen Adolf und Otto von Oldenburg, und kein Geschlecht war in Holstein und Schleswig, das nicht einen Verwandten zu betrauern hatte. Groß war die Beute, und selbst das Heiligthum der Dänen, das Danebrogsbanner, ward von den Siegern

in der Kirche zu Wöhrden aufgehängt. Erst 60 Jahre später, 1559, unterlag die dithmarschische Freiheit einem neuen Angriff (Rühs, Handbuch der Geschichte des Mittelalters S. 676—79).

Auch über den Freiheitskampf der Dithmarschen ist eine Anzahl alter Lieder und Liederbruchstücke, 11 Numern, vorhanden. Sie sind zum Theil schon in Anton Viethens Beschreibung und Geschichte des Landes Dithmarschen, Hamburg 1733. 4. abgedruckt. Vollständiger in der neuerlich erschienenen Ausgabe des Hauptwerks zur dithmarschischen Geschichte:

Johann Adolfis, genannt Neocorus [gestorben um 1630, dem 80 Jahr nahe], Chronik des Landes Dithmarschen. Aus der Urschrift herausgegeben von F. C. Dahlmann. 2 Bde. Kiel 1827.

Neocorus selbst hatte solche Lieder aus Handschriften und alten Drucken seiner Chronik einverleibt. In der angeführten Ausgabe sind sie nach andern Chronikschreibern vermehrt.

Auch Wolff hat diese Lieder (S. 333 ff.) gröstentheils wieder abgedruckt. Sie sind sämmtlich in niederdeutscher Mundart gedichtet, aber von verschiedenem Alter und Werthe, zum Theil nur fragmentarisch und mit gestörtem Rhythmus.

Ich hebe aus ihnen hervor, was sich für unsern Zweck am meisten eignet.

Zu der Zeit des Kampfes der Dithmarschen mit den holsteinischen Grafen, am Anfang des 15ten Jahrhunderts, bauten ihnen diese vor den Ort Meldorp hin, um sie im Zwange zu halten, ein festes Schloß, Delbrugge (Delffbrügge). Die Dithmarschen machten sich auf, dasselbe zu zerstören. Davon handelt das Bruchstück eines Liedes (bei Neocorus I, 383, fehlt bei Wolff): [1]

Dar is ein nie raet geraden
To Gottorp up dem schlate u. s. w.

Das Lied bricht ab, wie das Unternehmen selbst damals unausgeführt blieb. Dem Hauptmann, Roleffs Bojeken Sohne, wurde das Haupt mit einer Büchse zerschmettert und auf einen Pfahl vor die Veste gesetzt. Aber bald nachher, als Herzog Gerhard erschlagen war, wurde auch das Schloß eingerissen.

Sonst ist von dieser frühern Fehde nichts im Gesange übrig geblieben.

[1] [In Uhlands Volksliedern I, S. 443. 444. H.]

Mehr nur chronikmäßig, aber vielleicht nach ältern Liedern, findet sich Einiges im Anfang eines längern Gedichts vom späteren Dithmarscher Kriege (Neocorus I, 495—7. Vgl. I, 523. Wolff 340—42). Daraus verdient folgende Stelle, vom Rückzuge der Holsteiner, angeführt zu werden. Sie zeigt zugleich, daß der dithmarsische Dichter auch einem ehrenhaften Feinde Gerechtigkeit widerfahren läßt:

De weg de was to male ganz enge,
Dat se quemen in so grote dwenge,
Nemant mochte dem andern entwiken,
De meiste hope bleff dar dot, de arme mit dem riken.
Her Hinrik van Siggen, ein ridder goet,
He habde to male einen frien moet,
He en wolde nicht vorzagen,
De banre brachte he mit marcht dardorch, effte he habde vlagen.
Do de ridder dat vornam,
Dat sin genedige here[1] nicht na en quam,
Em was ntermaten bange,
He wolde sick lever laten doetschlaen, wen he were vangen.
He is wedder to deme hupen gereden
Unde hefft mit sinen twen sones in sinen dot gestreden;
Dat höret einem edlen manne van ehren;
Sus hefft he dar sin liff gelaten bi sinem eddelen heren.

Von der großen Schlacht im Jahr 1500 ist das alterthümlichste und volksmäßigste Lied folgendes (nach H. Detlev, Neocorus II, 562. Wolff 338):[2]

De könig wol to dem hertogen sprack:
„Ach broder, harteleve broder,
Ach broder, hartlevester broder min,
Wo wille wi dat nu beginnen,
Dat wi dat frie Ditmarschen lant
Ane unsen schaden mögen gewinnen?“ u. s. w.

Bei diesem Liede ist bemerkt: „wert vor einen Dithmarschen Danz gebruket.“ Die Versart läßt dieses auch wohl erkennen und wo die Rhythmen überzählig erscheinen, brauchten nur bestimmte mimische Bewegungen wiederholt zu werden. Der Vortrag der alten Lieder und

[1] Herzog Gert, Gerhard, von Schleswig, der erschlagen ward.
[2] [In Uhlands Volksliedern I, S. 444—447. H.]

Balladen wurde überhaupt mit Reihentänzen verbunden und über die Tänze der Dithmarschen insbesondre geben Neocorus und Viethen genaueren Bericht (Neocorus I, 177 ff. II, 566 ff.).

Daß der König selbst erschlagen worden, ist ungeschichtlich, darum aber nicht für absichtliche Lüge anzusehen, sondern vielmehr für eine Wirkung des lebendig fortbildenden Volksgesangs, in welchem sich allerdings das Ereignis auf diese Art vollkommener abschlöß. Daß dieses Lied wirklich viel gesungen wurde, davon zeugt auch ein Bruchstück desselben, mit mehrfachen Veränderungen und Verwirrungen (nach Peter Saxe, bei Neocorus II, 565. Wolff 337). Hier heißt es am Schlusse:

De uns de grote guardie dot schlog, dat will ick ju wol seggen:
Dat hefft de grote Reimer van Wimerstedt gedahn, de hefft de grote guardie geschlagen.[1]
De uns dat nie liedlein sung, van nie hefft he it gesungen,
Dat hefft de grote Reimer van Wimerstedt gedahn mit sinen langen gelen krusen haaren.

Am Schluß eines andern Liedes wird auch die Königin aufgeführt, wie sie die flüchtigen Kriegsknechte heimkehren sieht (I, 522):

Des wart de koninginne enwaer,
Se weende ock also sehre:
Sin gi knechte nu to hues gekamen,
Wor late gi juwen eddelen heren?

De Ditmerschen hebben ehn aldot geschlagen,
Des konne wi nicht enkeren (abwenden).
Se dragen sinen helm, se vören sinen schilt,
Darto sine stolte banneren.

De sick jegen Ditmerschen setten will,
De stelle sick woll tor wehre!
Ditmerschen dat schölen buren sin,
It mögen wol wesen heren.

Eine andre Aufzeichnung hat hier noch den Zusatz, eigentlich eine Variante des Vorigen:

Leven de Ditmerschen noch söven jahr,
Se werden der Holsten heren (II, 562).

[1] Die Chronik erzählt anders, Neocorus 474 f.

Neocorus macht zu diesem Lied eine lateinische Anmerkung:

Eleganter hic elegans poeta fingit obstupefactam vel lamentantem etiam reginam et dissipatos palantes equites, adeo quod alter alterum nescierit, reginæ itaque roganti nihil aliud respondere potuerint, quam regem occisum, vel alter alteri plane contraria narraverit.

Es ist hier gewissermaßen der Übergang zu dem früher vorgetragenen Liede gegeben, in welchem bestimmt angenommen ist, der König sei erschlagen.

Wie die Frauen daheim die Unglücksbotschaft empfangen, ist in diesen Schlachtliedern ein episch wiederkehrender Zug. So in dem von der Sempacher Schlacht[1] (Wolff 462).

Endlich ein längeres, unstrophisches Gedicht (I, 507 ff.), von mehr gelehrter Haltung, geht davon aus, daß der dithmarschische Krieg gerade in das goldne Jahr, das päbstliche Jubeljahr 1500, gefallen und faßt alle Haupt- und Nebenumstände unter die Zahl drei. Ob Letzteres ein besondrer Einfall des Verfassers, oder eine schon in älterer Dichtung vorgefundene Form sei, muß uns unentschieden bleiben. Man weiß z. B., daß die alte wallisische Poesie durchaus nach Triaden geregelt war.

Bei dem goldnen Jahre hat der Verfasser des Gedichts das alttestamentliche Jubeljahr vor Augen, in welchem man alle Gefangene und Eigene freigelassen und allen Unfrieden beigelegt. Das sei in dieser Zeit anders:

Men vallet aver stede und lande
Mit seltzamem volke mannigerhande,
De nicht enfurchten den almechtigen gott,
De hilligen rechte holden se vor spott,
De hövetlüde[2] sint sulven tyrannen,
Laten sick vorschunnen[3] van ehren mannen u. s. w.

Auf drei[4] wird nun das Gedicht in folgender Weise gesetzt:

Do alse de erste intoch geschach,
Dat was in der weken de dorde dach,

[1] [In Wackernagels Lesebuche I, Sp. 1116, Z. 13—19. 1118, Z. 18—24. H.]

[2] Die Häupter der Christenheit, die Fürsten.

[3] Neocorus II, 602 a: „Vorschunnen, aufreizen, verführen.“ Mittelhochdeutsch, doch selten, schünden, antreiben, auffordern. Wigal. S. 700.

[4] Liegt etwa in der Jahrszahl 1500, 3 mal 500, der Anlaß?

Dit was na alle ehrem sinne,
Dre dage hadden se Meldorp inne.
Dre dorper bi Meldorp vordorven se mit brant,
Dre mile weges kemen se in dat lant u. s. w.

Die merkwürdigste Drei ist aber folgende:

Dre sunderlike wise, dre wunderlik sidt
Bruleden de Ditmerschen in dem stridt.
Dat erste let sehr otmödichlik,[1]
Ein crucifix, dat was seher barmelik,[2]
Dat leten se vorhenne dregen,
Mit innigem gebede se dat ansegen,
Gelik wo de Jöden de ehrne schlangen,
De Moses vor se let uphangen u. s. w.

De ander wise, de wunderlik is:
Eine jungfrow ging vor in der spiß (an der Spitze);
Se schuwede nit dat ungefoeg,
Desse sulvige den banner droeg.
Jungfrowschop lavede se alle ehre dage,
Wer et gade in sinem behage
Unde der saligen jungfruwen Marien,
Dat he dit volk wolde frien
Van den unbilden unde van der not.

De drudde wise was wunderliken grot:
(Und is,) do se den viendeu wolden moeten,[3]
Treden se to ehn mit barvoten voeten.
Se repen alle: Help, Maria milde!
Se worpen van sick krevete,[4] höde und schilde.

In diesen drei sonderlichen Weisen ist Christliches und germanisch heidnisches seltsam gepaart. Das Christliche: Vortragen des Crucifixes, Anrufung Marias u. s. w. bedarf keiner Erläuterung. Entschieden altheidnisch aber ist das Wegwerfen aller Schutzwaffen: des Brustharnischs, Eisenhuts und Schildes. Man erkennt hierin das

1 „Demüthig." Neocorus II, 593 b.
2 Zum Erbarmen, rührend.
3 Moeten, entgegen gehen, dänisch möde.
4 „Krevet, Krebs, Brustharnisch." Neocorus II, 591 a. Vergl. Schmeller I, 378.

nordische Kämpfen als Berserker (Harnischloser), womit die Vorstellung der äußersten Kampfwuth oder eines periodischen Wahnsinns verbunden war. Es unterlag aber auch wohl der Gedanke an einen besondern Schutz der Götter. Der Dänenkönig Harald Hildetand war, nach Saxo Grammaticus (Historia Danica l. VII, S. 112 f.) sagenhafter Erzählung, durch die besondre Gunst Odins, dem er dafür die Seelen aller von ihm Erschlagenen versprochen, unverwundbar und gieng ohne schützende Rüstung in die Schlacht:

Commisso prælio purpurea amictus lacerna mitraque auro variata capillitium redimitus, in hostem progreditur, ita armorum loco tacita fortunæ conscientia fretus, ut convivali potius, quam bellico cultu instructus videretur etc. Inermis siquidem ac regiis duntaxat insignibus ornatus, cœtus anteibat armigeros etc.

Die Dithmarschen rufen nicht mehr zu Odin, sie rufen: „Help, Maria milde!" aber sie werfen, getrost auf diese Hülfe, allen Waffenschutz von sich.

Auch von den Herulern meldet Paulus Diaconus, Hist. Langob. I, 20:

Erant siquidem tunc Heruli bellorum usibus exercitati multorumque jam strage notissimi. Qui sive ut expeditius bella gererent, sive ut inlatum ab hoste vulnus contemnerent, nudi pugnabant, operientes solummodo corporis verebunda. (Die Dithmarschen baarfuß.) (S. auch Tacitus, Histor. l. II, c. 22.)

Die Jungfrau, an der Spitze der Kriegsschaar schreitend, weist auf die, ebenfalls im odinischen Glauben begründete Vorstellung von den Valkyrien hin. Dieses auseinanderzusetzen, müßten wir zu weit in die germanische Mythologie eingehen. Ich begnüge mich daher, einige andre Beispiele solchen Gebrauches mittelst einer Anmerkung des Neocorus zu einem der dithmarschischen Lieder anzuführen (I, 502):

Also hebben die Worster [die Bewohner des Ländchens Wursten] tovorne de grote Guardia mit Magno, Hertogen to Saßen, ock vorbreven unde vorjagt, dat se eine Jungfruwen to einer Veltvörischen gehat. Supra in hoc libro Cranz. lib. 13, cap. 23. Ao. Christi 1517 averst hebben se avermals mit dem Erzbischopp Christoffel einen Krig geföret unde eine Jungfrouwen gelichsfals tor Vendrichen gehat, darin de Dot gemalet gewesen, hebben wol erstlich de Knechte erlegt, sind averst darnach durch de Ruter averwunnen und de Bannerforische mit einem Schlachtschwerde midden van ander gehowen. Unde hefft Keiser Maximilian, als em dise Geschicht vortellet, der Jungfruwe

dapfer Gemöte hochlich geromet und se des Levendes wol werdich geachtet, darumme, dat men geliker Art edder Manheit Kinder darvan hebben mochte. Chytr. lib. 6. Sax.

(Man erinnert sich hiebei auch an die Jungfrau von Orleans.)

Der Verfasser unsres Triadengedichtes sagt am Schlusse, daß er es noch im goldenen Jahre selbst beendigt habe.

Mit demselben goldenen Jahre schließt sich das Jahrhundert, dessen geschichtliche Lieder wir in diesem Abschnitte betrachten wollten. Die allgemeinere Charakteristik dieser historischen Liederdichtung verschieben wir, bis in einem der folgenden Abschnitte auch die des 16ten Jahrhunderts abgehandelt sein werden. Die bis daher besungenen Kämpfe der Städte und der freien Bauern mit den Fürsten und dem Adel und der Letztern unter sich waren politischer Natur und wurden noch durchaus unter der Fahne des alten Glaubens geführt. Die Nürnberger hängen die eroberten Banner in unsrer Frauen Kirche auf. Der Adel ruft zum heiligen Georg, die Schweizer zu ihren Patronen Sanct Fridolin, Vincenz, Ursus; nach Lothringen ziehend, stecken sie das Zeichen des heiligen Nikolaus auf die Hüte. Die Dithmarschen lassen das Crucifix zur Schlacht vortragen, erflehen die Hülfe Mariens und weihen, so sagt wenigstens das Lied, ihrem Bild im Dome zu Aachen die eroberte Königskrone. Die Schwaben vermessen sich zwar, dem alten Gotte der Eidgenossen einen neuen Gott entgegenzutragen, allein dieser ist auch nur ein getauftes Crucifix. [1]

Während aber so im Felde die manigfachen Schlachtlieder erschallen, erhebt sich innen in der Kirche ein neuer Gesang, aus einem andern Geiste geboren, als der bisher in diesen Hallen regierte: das protestantische Kirchenlied. Ihm müssen wir aufhorchen, bevor wir die Stimmen des Krieges weiter verfolgen.

[1] [Vergl. das oben S. 394 angeführte Lied: „Wie wol ich bin ein alter gris." H.]

Vierter Abschnitt.

Das Kirchenlied.

Die Reformation, die in den bisherigen Abschnitten, sofern diese vorzugsweise dem 15ten Jahrhundert gewidmet waren, nur erst vorbereitet und durch mancherlei Vorzeichen angekündigt erschien, tritt mit dem ersten Viertel des 16ten Jahrhunderts gereift und thatkräftig in das Leben. Sie übt auf die meisten bedeutendern Erscheinungen, die uns für den übrigen Zeitraum beschäftigen werden, unmittelbaren oder mittelbaren Einfluß aus. Fragt es sich nun, an welcher Stelle wir zum Zweck einer Geschichte der Dichtkunst jene große Weltbegebenheit zuerst anfassen sollen, so scheint das Natürlichste, ihrer innern, positiven Lebensquelle so nah als möglich zu treten; denn von bloßer Verneinung ist niemals eine geistige Bewegung dieser Art ausgegangen. Es muß eine mächtige innere Überzeugung sein, die solchen Kämpfen furchtlos entgegenschreitet, ein tiefes Gefühl für das Heilige, das mit solchem Unwillen den Misbrauch und die Entwürdigung desselben angreift, eine Geistesflamme, die so viele und so viel edle Geister entzündet. Diese Glaubensstärke, diese religiöse Gefühlskraft, dieses Geistesfeuer müssen im Innersten der neuen Kirche ihren lebendigen Ursprung haben; in der Polemik, in den äußern Kämpfen jeder Art sehen wir nur ihre Wirkungen und manigfach getrübten Ausflüsse. Die Stimme des eben bezeichneten innern Kirchenlebens aber, sofern es sich in der Kunst ausspricht, ist das deutsche Kirchenlied. Bis daher hatte auch im Gesange die lateinische Kirchensprache geherrscht; je mehr aber das Streben der Reformation ihrem Wesen nach ein populäres war, indem sie die reine Schriftwahrheit Allen erschließen wollte, je näher legt sich ihr auch das volksmäßige Mittel des Gottesdienstes in der Landessprache. Das Kirchenlied, nur in dieser gesungen, trat eben damit

auch über den Kreis der kirchlichen Cerimonie hinaus, oder vielmehr es erstreckte seine Wirksamkeit auf die geistige Kirche, in der auch der häusliche Gottesdienst und jede besondre Andacht begriffen ist. Den grösten Einfluß aber muste dem geistlichen Gesang, als Werkzeug der Verbreitung und Befestigung der neuen Lehre, der Umstand verschaffen, daß der Stifter und Held dieser Glaubenslehre selbst als Dichter und Tonsetzer zugleich dem neuen, evangelischen Kirchenliede die Bahn eröffnete.

Von diesem Kirchenliede handeln wir nun im gegenwärtigen Abschnitt. Auch hier erscheint allerdings schon eine um ihren Bestand kämpfende Kirche. Die eigentlichen ihrer Hauptrichtung nach polemischen Gedichte jedoch werden sich erst im nächstfolgenden Abschnitt anreihen, und in einem weitern, der den historischen Liedern des 16ten Jahrhunderts bestimmt ist, wird die Polemik nicht mehr bloß als eine schriftliche, sondern als ein thätlicher Kriegszustand sich darstellen.

Was die Litteratur des Kirchenliedes im 16ten Jahrhundert anbelangt, so scheint es überflüssig, auch nur die bedeutendern in dieser Zeit erschienenen Liedersammlungen aufzuzählen, da dieselben im Ganzen doch zu den wenig zugänglichen Seltenheiten gehören. Ich beschränke mich darauf, die beiden neueren Hauptschriften namhaft zu machen, aus denen ich selbst mich über den Gegenstand und dessen Litteratur vorzüglich belehrt habe:

Anthologie christlicher Gesänge aus allen Jahrhunderten der Kirche. Nach der Zeitfolge geordnet und mit geschichtlichen Bemerkungen begleitet von A. J. Rambach. 4 Bände. Altona und Leipzig 1817—1822. (Für unsern Zeitraum insbesondre die 2te Abtheilung des 1ten und der größere Theil des 2ten Bandes.)

Von Demselben: Über Dr Martin Luthers Verdienst um den Kirchengesang oder Darstellung desjenigen, was er als Liturg, als Liederdichter und Tonsetzer zur Verbesserung des öffentlichen Gottesdienstes geleistet hat. Nebst einem aus den Originalen genommenen Abdrucke sämmtlicher Lieder und Melodien Luthers u. s. w. Hamburg 1813.[1]

Die vollständige Geschichte des deutschen Kirchenliedes, welche derselbe Schriftsteller erwarten ließ, ist bis jetzt nicht erschienen. Dessen

[1] [K. E. P. Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied von Martin Luther bis auf Nikolaus Herman und Ambrosius Blaurer. Stuttgart 1841. 4. H.]

ungeachtet ist durch die reichliche Zusammenstellung von Originalliedern in der Anthologie, mit den beigefügten Einleitungen und Bemerkungen, und durch die musterhafte Monographie über Luther (Alles auf dem sorgfältigsten und speciellsten Quellenstudium beruhend) für den Gegenstand dieses Abschnitts weit mehr geleistet, als bis jetzt für irgend eine andre Partie der Geschichte deutscher Dichtkunst in unsrem Zeitraume geschehen ist.

Eine Geschichte des deutschen Kirchenliedes und der deutschen Mysterien bis auf Luther hat neuerlich H. Hoffmann, Professor und Bibliothekar zu Breslau, in seinen Horæ Belgicæ B. I, Breslau 1830, S. 110 angekündigt, wovon man sich viele neue Belehrung versprechen darf.[1]

Aus dieser früheren Periode, vor Luther, ist es angemessen, auch hier Einiges voranzuschicken.

Das Bestreben, den christlichen Gesang dem Banne des Kirchenlateins zu entheben, äußert sich in Deutschland schon sehr frühzeitig. Der Benedictinermönch Otfried, der in der 2ten Hälfte des 9ten Jahrhunderts die Evangelien in deutschen Reimen, mit der Bestimmung für den Gesang, bearbeitete, sagt im Eingange seines Werkes (lib. I, cap. 1, in Schilters Thesaurus I, S. 15—21):

Die Franken sind nicht minder kühn und verständig, denn Römer und Griechen; sie sind tapfer in Feld und Wald, rasch zu den Waffen; ihr Land ist fett an manigfacher Frucht; Kupfer, Eisen und Silber gräbt man darin, Gold liest man aus ihrem Sande; sie sind siegreich und gefürchtet über alle Völker, denn sie thun Alles mit Gott, sie sind eifrig, sein Wort zu lernen und zu üben; sollen sie nicht auch dessen theilhaft sein, daß in ihrer Zunge Christi Lob gesungen werde, der sie zu seinem Glauben berufen?

Im weitern Verlaufe des Mittelalters jedoch ist es hauptsächlich das Lob der heiligen Jungfrau, das in deutschen Liedern gefeiert wird.

Bedeutende Förderung erhielt die christliche Lehre und Gottesverehrung in der Volkssprache durch die Predigerorden. Auch für den deutschen Gesang konnten sie nicht ohne Einfluß bleiben. Ein Predigermönch war Bruder Eberhard von Sax („ein Bredier", Manesse I, 28),

[1] [Dieses Werk, zuerst 1832 zu Breslau erschienen, liegt nun in zweiter Ausgabe vor unter dem Titel: Geschichte des deutschen Kirchenliedes bis auf Luthers Zeit. Von Hoffmann von Fallersleben. Hannover 1854. 8. H.]

von dem wir einen der klang- und bilderreichsten deutschen Lobgesänge auf Maria besitzen, in dessen Versweise sich der Ton der lateinischen Hymnen bemerken läßt. Bruder Berthold, ein Franciscaner, dessen deutsche Predigten in der zweiten Hälfte des 13ten Jahrhunderts von ungeheurer Wirkung im Volke waren, giebt in einer derselben schon wörtlich das Gesätz:[1]

Nu biten wir den heiligen geist
umb den rehten glouben aller meist,
daz er uns behüete an unserm ende,
sô wir heim suln varn uz disem ellende.
Kyrieleis.

Berthold fügt bei:

Ez ist gar ein nütze sanc; ir sult in iemer deste gerner singen unde sult ez alle mit ganzer andâht unde mit innigem herzen hin ze gote singen unde ruofen. Ez was gar ein guot funt und ein nützer funt und er was ein wîser man, der daz selbe liet von êrste vant.

Derselbe Bruder Berthold äußert ein andermal (S. 308):[2]

Unde merket mir disiu wort gar eben [es sind sieben Lehren, gegen ebenso viele ketzerische Meinungen gerichtet] unde behaltet sie iemer mêr unze an iuwern tôt! Ich wolte halt gerne, daz man lieder dâ von sünge. Ist iht guoter meister hie, daz sie niuwen sanc dâ von singen, die merken mir disiu siben wort gar eben unde machen lieder dâ von! dâ tuot ir gar wol an; unde machet sie kurze unde ringe unde daz sie kindegelich[3] wol gelernen mügen! wan sô gelernent sie die liute alle gemeine diu selben dinc unde vergezzent ir deste minner. Ez was ein verworhter ketzer, der machte lieder von ketzerîe unde lêrte sie diu kint an der strâze, daz der liute deste mêr in ketzerîe vielen. Unde dar umbe sähe ich gerne, daz man diu lieder von in sünge.

Diese Stelle, worin Berthold so sehr auf volksmäßige geistliche Lieder dringt, zeigt zugleich, wie man besonders auch zur Verbreitung

[1] Bertholds, des Franciscaners, deutsche Predigten u. s. w., herausgegeben von C. F. Kling. Berlin 1824 S. 229. Vgl. 232. [Berthold von Regensburg. Vollständige Ausgabe seiner Predigten von Franz Pfeiffer. I. Wien 1862. 8. S. 43. Hoffmann, Kirchenlied Nr. 10. H.] Rambach führt dieses Pfingstlied erst beim 15ten Jahrhundert auf, Anthologie I, 419; die Ausgabe von Bertholds Predigten war aber damals noch nicht erschienen.

[2] [In Pfeiffers Ausgabe I, S. 405. 406. H.]

[3] Jedes Kind. Vergl. Schmeller II, 581.

neuer Lehren und sectenartiger Richtungen durch Lieder in der Landessprache zu wirken suchte. Dieß bewährt sich weiterhin, vorzüglich in der ersten Hälfte des 14ten Jahrhunderts, an den Geislerbrüderschaften,[1] die ihre zum Theil in den Chroniken aufbewahrten Bußlieder oder Leise (von Kyrieleison)[2] deutsch anstimmten, und wobei namentlich auch die geistliche Umwandlung eines weltlichen Volksliedes leicht zu erkennen ist:

Es gieng sich unser Fraue, Kyrieleison!
Des Morgens in dem Thaue, Halleluja!
Da begegnet ihr ein Junge, Kyrieleison!
Sein Bart was ihm entsprungen, Halleluja!
Gelobt seist du, Maria![3]

Um die Mitte desselben Jahrhunderts flocht auch der Dominicaner Joh. Tauler, von dem die mystische Schule der Jünger der ewigen Weisheit ausgieng (Koberstein 101)[4], in seine Predigten und andre Schriften deutsche Lieder ein, wovon eines, ein Weihnachtslied, nach einer späteren Sammlung, von Rambach, Anthologie I, 404 f., mitgetheilt wird. Es hat die Überschrift: „Ein altes Gesang, so unter des Herrn Tauleri Schriften funden, etwas verständlicher gemacht, im Ton „„Es wollt' ein Jäger jagen wohl in des Himmels Thron."" Die vordere Hälfte desselben:[5]

Es kommt ein Schiff, geladen
Bis an seinn höchsten Bord;
Es trägt Gotts Sohn vollr Gnaden,
Des Vaters ewigs Wort.

[1] Über die Geisler und ihre Lieder sieh besonders Limburger Chronik, herausgegeben von Vogel. Marburg 1828. S. 13 ff. Maßmann, Erläuterungen zum Wessobrunner Gebet u. s. w. nebst zwei noch ungedruckten Gedichten des 14ten Jahrhunderts. Berlin 1824. S. 44 ff. Förstemann, Die christlichen Geislergesellschaften. Halle 1828.

[2] Noch der Titel einer 1545 von Joh. Spangenberg herausgegebenen Auslegung geistlicher Lieder lautet: „Zwölff Christliche Lobgesenge vnd Leißen, so man das Jar vber jnn der Gemeine Gottes singt, auff's kürtzte ausgelegt" u. s. w.

[3] [Man vergl. die Stelle bei Hoffmann, Geschichte des deutschen Kirchenliedes Nr. 61. H.]

[4] [Vierte Ausgabe I, S. 392. H.]

[5] [Vergl. Hoffmann, Kirchenlied Nr. 34. 35. H.]

Das Schiff geht still im Triebe,
Es trägt ein theure Last;
Der Segel ist die Liebe,
Der heilge Geist der Mast.

Der Anker hafft auf Erden
Und das Schiff ist am Land;
Gotts Wort thut uns Fleisch werden,
Der Sohn ist uns gesandt u. s. w.

Wahrscheinlich liegt auch diesem Lied ein weltliches zu Grunde.

Im fünfzehnten Jahrhundert, dem ersten unsres Zeitraums, zeigt ch fortwährend die Neigung, von geistlichen Dingen in der eigenen Sprache und im Tone des Volkes zu singen. Was in dieser Zeit itterliche und meistersängerische Dichter (unter den letztern sind Mu:atblut und der Mönch von Salzburg[1] zu nennen, von welchen eiden auch das handschriftliche Liederbuch zu Berlin religiöse Gesänge nthält) in dem fraglichen Fache leisteten, unterwerfen wir hier keiner esondern Erörterung. Von den hieher einschlagenden Erzeugnissen er letzten Ritterdichter, von dem religiösen Geiste der Singschulen ınd in wiefern durch diese der Reformation bei den Laien vorearbeitet wurde, ist im ersten und zweiten Abschnitt gehandelt woren. Überhaupt aber sind die vorzüglich noch dem Lobe Marias geidmeten Kunstgesänge des 15ten Jahrhunderts mehr ein Nachhall er vorangegangenen Zeit, als eine neue Entwicklung der geistlichen Liederdichtung.

Ich begnüge mich daher, folgende Erscheinungen hervorzuheben:

1. Als eine noch zu wenig beachtete Pflegstätte der Behandlung eistlicher Gegenstände in deutscher Sprache sind die Frauenklöster zu etrachten. Den frommen Schwestern war die lateinische Sprache viel ıehr, als den geschulten Mönchen, ein Hinderniß des Verständnisses rbaulicher Schriften und kirchlicher Gesänge. Von Unterrichtetern und Begabtern aus ihrer Mitte, wohl auch von geistlichen Vorstehern und Beichtvätern, wurde deshalb darauf hingearbeitet, allgemeiner zugängche Quellen religiösen Genusses zu eröffnen. Man findet, namentlich

[1] [Man sehe die litterarischen Nachweisungen bei Koberstein I, S. 394, nm. 2. H.]

aus dem 15ten Jahrhundert, manche, offenbar für Nonnenklöster bestimmte geistliche Tractate in der Landessprache und dabei auch Lieder, in dieser abgefaßt. Wenn solchen Werken auf der einen Seite der zarte und innige Ausdruck frommer Empfindungen nicht abzusprechen ist, so herrscht doch in ihnen anderseits der Ton eines spielenden Mysticismus, einer geistlich gesteigerten Sinnlichkeit. Schon in einer, wahrscheinlich dem Eingang des 14ten Jahrhunderts angehörenden Pergamenthandschrift der Basler Bibliothek habe ich einige, wohl noch höher hinauf zu setzende Lieder dieser Art, allem Anschein nach von einer Nonne verfaßt, aufgefunden. Davon zwei zur Probe:

Ich wil iorlunc nume sünden u. s. w. [1]

Der Schluß deutet auf Parodie der Maientanzlieder.

Das andre (mit Noten):

Weine, herze! weinent, ougen! u. s. w. [2]

Eine andre Handschrift solchen Inhalts, diese nun aus dem 15ten Jahrhundert, Papier, befindet sich auf der öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart: Cod. theolog. et philos. 4⁰. Nro. 190. Sie kam von dem aufgehobenen Frauenkloster zu Pfullingen nach Zwiefalten und von da nach Stuttgart. Vorn auf der Decke findet sich die Aufschrift: „Dem Ersamen Conuent zuo Pfullingen.“ Von ihr ist Nachricht und Auszug gegeben in F. Weckherlins Beiträgen zur Geschichte altdeutscher Sprache und Dichtkunst, Stuttgart 1811, S. 84 ff. Sie enthält eine Sammlung brünstiger Andachten oder Betrachtungen, an verschiedene Handlungen und Zeiten geknüpft, die mit einem Anhange von Liedern in Beziehung stehen; Alles in deutscher Sprache. Den Anfang der Ausführungen in Prosa macht: „ein geistlicher Meige.“ Es liegen dabei die Bilder des Hohenliedes zu Grunde, der Liebhaber Jesus fährt mit der liebenden Seele in den Maien. Die Reize dieses Maien, sämmtlich von geistlicher Bedeutung, sind so verzeichnet:

1. Ein boumgart, mit aller edler boüme art durchzieret.
2. Ein wurzgart, mit aromatlichen crütren durchsetzet.
3. Ein gart, von aller art der blumen musieret.

[1] [Gedruckt in: W. Wackernagel, Altdeutsches Lesebuch. Vierte Ausgabe. Basel 1861. 8. Sp. 998 f. H.]

[2] [Gedruckt bei Wackernagel a. a. O. Sp. 999. H.]

4. Manigerhand brunnen, dorinn usquellend und entspringend.
5. Ein lüstlicher sal und balast, von edlem holz gezimret.
6. Ein lüstliche spiskamer, wurzgaden und apoteke.
7. Ein küler keller, mit allerhand wins gespiset.
8. Vil lüstlicher bäder, dorinn man sich erwäschet.
9. Ein zarts weichs bettli, schön zuogericht und aptieret.
10. Ein cöstlich herrenmol, mit edlen trachten zugerüstet.
11. Ein güldeni harpf für süßes seitenspils getöne.
12. Lieplicher vögelli frölich gesenge.

Die übrigen Betrachtungen haben zum Theil noch sonderbarere Gegenstände und Aufschriften, z. B. „ein geistliche erne, ein geistlicher herbest von einem süßen most, ein verjorener most, ein geistliche winachten, ein geistlich osterfläbli“ u. s. w. Am Schlusse folgen 16 geistliche Gesänge, meist auf den Inhalt der Betrachtungen bezüglich und weltlichen Liedern nachgebildet: Fasnachtlieder, Weihnacht-, Neujahr-, Maien-, Badelieder u. s. w.

Davon wieder einige Beispiele:

Ein Meig (S. 88).[1]

Ich weiß mir einen meien in diser heilgen zit u. s. w.

Ein badliedli (S. 93).

Woluf im geist gon baden u. s. w.

Es ist mir wahrscheinlich, daß die prosaischen Aufsätze, worin sich auch mehreres Gelehrte vorfindet, von einem Geistlichen, etwa dem Beichtvater, die Lieder, wie auch Weckherlin annimmt, eher von einer der Klosterschwestern herrühren.

Neuerlich hat Hoffmann (Horæ Belgicæ B. I, S. 110 ff.) in der holländischen Litteratur, die, was den ältern, volksmäßigen Gesang betrifft, ganz zu der deutschen zu rechnen ist, gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts Ähnliches beobachtet. Er führt nicht nur aus des Joh. Busch im Jahr 1473 geschriebenem libr. reformationis monasteriorum (Leibniz, Scriptores rerum Brunsvicensium II, S. 926) eine Stelle an, welche für die damalige Verbreitung holländischer Bücher in den Nonnenklöstern zeugt:

[1] [In Uhlands Volksliedern II, S. 883. 884. Die Lieder der Pfullinger Handschrift sind sämmtlich abgedruckt in: K. E. P. Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied S. 614–624. H.]

Ego autem simplex tunc frater in Windesem in Sutphaniam missus cum fratre pro negotio, hoc audiens et sciens plus quam centum congregationes sororum et beginarum in terra Trajectensi plures habere libros Teutonicales et eos quotidie legere, singulariter et in refectorio etc.,

sondern er gedenkt auch zweier in seinem Besitze befindlicher Handschriften aus derselben Zeit, deren eine, Pergamenthandschrift, über 100, die andre, Papierhandschrift, über 90 geistliche Lieder in holländischer Sprache enthalte, viele mit den Noten und Anfängen weltlicher Volkslieder, die ihnen zu Grunde liegen, versehen. Einige sind auch Übertragungen lateinischer Hymnen, deren auch manche mit aufgenommen sind. Beide Sammlungen rühren ohne Zweifel aus Klöstern her. In der ersten sind bei einigen Stücken die Verfasser genannt, zwei Klosterbrüder und eine Klosterfrau: „Dit liedekijn heeft ghemaect Baert suster die clusenarinne t Utrecht."

2. Schon bei diesen vor die Periode der Reformation fallenden geistlichen Gesängen haben wir mehrmals ein Verfahren bemerkt, das wir auch in der Folge, bei den protestantischen Kirchenliedern, häufig angewendet finden werden: die Umwandlung bekannter weltlicher Lieder in religiöse. Von einem der Leise der Geiselbrüder und einem Liede bei Tauler war in dieser Beziehung schon besonders die Rede. Unter denen des Basler Codex, die wir einer Nonne zuschrieben, findet sich eines mit Refrain:

Himelrich, ich frowe mich din u. s. w.[1]

Die beiden Zeilen, die am Schlusse jeder der drei Strophen des Liedes wiederkehren, sind ohne Zweifel der geistlich veränderte Refrain eines Tageliedes, in welchem der Morgenruf des Wächters auf der Zinne verstohlene Liebe sich zu hüten ermahnt. Von dergleichen geistlichen Parodieen der Tagelieder ist schon früher, bei den Gedichten des Grafen von Montfort, gesprochen worden. In der Pfullinger Handschrift beginnt eines der christlichen Fasnachtlieder:

Wir wont gen dieser vasenacht
Frisch und fro beliben u. s. w.[2]

1 [Gedruckt in W. Wackernagels Altdeutschem Lesebuche Sp. 997 f. H.]
2 [Gedruckt in P. Wackernagels Deutschem Kirchenlied Nr. 730. H.]

Dieß ist auch der Anfang mancher sehr muthwilliger Fasnachtlieder und; ich habe ein solches, auch aus dem 15ten Jahrhundert, in der mehrerwähnten Berliner Handschrift S. 572 gefunden, das anhebt:

Ich will gen diser vasennacht
Frisch und frei beleiben,
He, und will auch als mein ungemach
Gar frölich von mir treiben u. s. w. [1]

Der ganze Inhalt ist nichts weniger, als geistlich.

Ein andres der Klosterlieder fängt an:

Den liepsten herren, den ich han,
Der ist mit lieb gebunden u. s. w. [2]

Darüber steht:

Den liepsten bulen, den ich han, contrafactum.

Dieß aber ist der Anfang eines beliebten alten Trinklieds:

Den liebsten bulen, den ich han,
Der ist mit reifen bunden u. s. w. [3]

Ebenso verhält es sich mit dem Mailied, den Badeliedern u. s. w. Über dem letzten dieser Gesänge:

Es hat ein mensch gots huld verlorn,
Daz schuof sin groẞe sünde u. s. w. [4]

ist bemerkt:

Es hat ein man sin wip verlorn u. s. w., contrafactum uf einen geistlichen sinn.

Viele der weltlichen Lieberanfänge, welche den holländischen Klosterliedern vom Schlusse des 15ten Jahrhunderts vorgesetzt sind, hat Hoffmann a. a. O. aufgezählt. Manche gehören zu sonst bekannten, in Holland und Deutschland verbreiteten Volksliedern und Balladen, zu andern fehlen die vollständigen weltlichen Texte, um die man wohl gerne die geistlichen Travestieen hingeben dürfte.

1 [Man sehe das Gedicht in Haltaus Liederbuch der Clara Hätzlerin S. 44. 45. H.]

2 [Bei P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 735. H.]

3 [In Uhlands Volksliedern II, S. 584. 585. H.]

4 [Bei P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 745. H.]

Den nächsten Anlaß zu diesen Umwandlungen gab ohne Zweifel die Absicht, bekannte und beliebte Volksmelodieen für den geistlichen Gesang zu gewinnen und dieselben auch da zu benützen, wo, wie in den Klöstern, die weltlichen Texte nicht schicklich gesungen werden konnten. Aber wohl mochte mit diesen Melodieen manche angenehme Erinnerung an das Leben verbunden sein. Ein weiterer Zweck war, durch solche Einkleidung dem geistlichen Inhalt beim Volke leichteren Eingang zu verschaffen. Überhaupt knüpfte sich dadurch eine Verbindung zwischen dem ursprünglich auf lateinischen Hymnen beruhenden Kirchengesang und dem lebendigen Volksgesange, aus welcher der eigenthümliche Ton des deutschen Kirchenliedes im 16ten Jahrhundert hervorgeht.

3. Auch in den kirchlichen Gesang waren schon vor der Reformation deutsche Lieder eingeführt. Ich zähle dahin nicht die zuvor geschilderten Klosterlieder, welche sich keineswegs zum eigentlich gottesdienstlichen Gebrauche eignen konnten. Wohl aber gehören hieher mehrere, obwohl nur kurze deutsche Gesänge, von denen Luther selbst sagt, daß sie von alten Christen gemacht seien und jährlich durchaus in Deutschland gesungen worden, und die er in seine Liedersammlungen aufgenommen, verbessert und erweitert hat. Melanchthon behauptet in der Apologie der Augsburgischen Confession (zu Artikel 24) unbedenklich: „Dieser Gebrauch ist allezeit für löblich gehalten in der Kirche. Denn wiewohl an etlichen Orten mehr, an etlichen Orten weniger deutsche Gesänge gesungen werden, so hat doch in allen Kirchen je etwas das Volk deutsch gesungen, darum ists so neu nicht."

„Indes," bemerkt hiebei Rambach, Luther S. 51, „sieht man freilich schon aus dem Widerspruch, den die in dieser Hinsicht von den Evangelischen vorgenommenen Veränderungen bei den Päbstlichgesinnten fanden, daß die Sache zum Theil neu und ungewöhnlich war. Die Sprache des Volks war früher beim öffentlichen Gottesdienste eigentlich nur geduldet gewesen; der Gebrauch derselben und mithin auch die Theilnahme der Laien am Gesange fand nicht regelmäßig, sondern etwa nur an gewissen, besonders festlichen Tagen statt; alles in den Metten und Vespern und fast alles bei der Feier des Abendmahls wurde lateinisch vom Chor gesungen."

Derselbe Schriftsteller erklärt in der Anthologie I, 383 f. den allmählichen Gang der Sache folgendermaßen:

Dieß [den öffentlichen Gebrauch des deutschen Kirchengesanges] würde freilich bei den eigentlichen Kirchenämtern, deren Liturgie in dem althergebrachten Ritual so genau vorgeschrieben war, keiner haben wagen dürfen; leichter aber konnte es bei andern weniger durch das Ritual beschränkten Übungen, z. B. bei Processionen und Wallfahrten, geschehen; und man darf als gewiss annehmen, daß eben von solchen Übungen, namentlich von den Bittgesängen in der Kreuzwoche, von solchen Festen, die zugleich als Volksfeste gefeiert wurden und eine allgemeine fröhlichere Theilnahme weckten, wie das Fronleichnams-, Kirchweih- und Kirchpatronenfest, der Gebrauch deutscher Kirchenlieder zu allererst ausgegangen sei. Nachdem man sie bei diesen Festen einmal zugelassen hatte, konnten sie leicht mit der Zeit auch bei andern ganz eigentlich kirchlichen Gottesdiensten, z. B. in den Vigilien und Frühmetten des Weihnachtsfestes, die schon längst dem Ausdruck eines fröhlichen Jubels gewidmet waren, und zuletzt bei dem feierlichen Messgottesdienste selbst an hohen Festtagen Eingang finden; wie wir denn wirklich unter den alten deutschen Gesängen Lieder von allen diesen Gattungen antreffen. Mehrere derselben wurden schon zu Luthers Zeit für alt, ja für uralt geschätzt; es ist daher gewiss nicht übertrieben, wenn man annimmt, daß diese damals ein Alter von 100 bis 150 Jahren hatten, mithin zum Theil aus einer noch früheren Zeit stammen, als die von Huß unter seinem Volk eingeführten böhmischen Kirchengesänge, wenn gleich nicht geleugnet werden mag, daß das Beispiel dieses Reformators zur Vermehrung und weiteren Verbreitung der deutschen Kirchenlieder manches beigetragen habe.

Die Überreste dieses vorlutherischen deutschen Gesanges giebt Rambach, Anthologie I, 410 ff. Darunter z. B. das „Nun bitten wir den heiligen Geist“ u. s. w., welches wir schon im 13ten Jahrhundert bei Bruder Berthold vorgefunden. Den Wallfahrten, bei denen der älteste Gebrauch deutscher Lieder vermuthet wird, gehört folgendes an (Anthologie I, 424. Vgl. Luther S. 218):[1]

In Gottes Namen fahren wir,
Seiner Gnaden begehren wir.
Nun helf' uns allen die Gotteskraft,
Verleih' uns allzeit große Macht! Kyrie, eleison!

Und das heilige Crüze
Werd' uns allzeit nütze,
Da Gott sein Marter an leidt!
Dasselbig sei unser Geleit! Kyrie, eleison!

[1] [Hoffmann, Kirchenlied Nr. 98. H.]

Auch das heilige Grab,
Da Gott selbest inne lag
Mit seinen fünf Wunden also hehr!
Frölich fahren wir daher [gen Jerusalem]. Kyrie, eleison!

Kyrie, eleison! Christe, eleison!
Nun helfe uns der heilig Geist
Und die werthe Gottesstimm',
Daß wir frölich fahren hin! Kyrie, eleison!

Dieses Lied,[1] das bei Bittfahrten (Processionen) gebraucht wurde, war offenbar ursprünglich für die Kreuzfahrten nach dem heiligen Grabe bestimmt. In dem Gedichte von Herzog Ernst aus dem 13ten Jahrhundert finden wir, wie die Kreuzfahrer beim Abstoßen des Schiffes ihre Leisen singen (V. 1924), wie auch sonst in wichtigen Augenblicken, auf kriegerischem Zuge, beim Beginn der Schlacht, in großer Gefahr, oder auch in der Freude, wenn sie aus Kampfes Noth gerettet sind oder der Schiffmann das Land erblickt (V. 2158. 2285—94. 3070. 3146. 3580—82. 4538—44. 4759). Ja wir finden in diesem Gedichte (was zu Rambach nachzutragen ist) schon theilweise und unentstellter das angeführte Bittlied (V. 2285 ff.):

Do huben sie alle
Gegen got mit schalle:
Nu helf uns das heilige grab
Und der sich durch uns darin gab
Mit sinen heren wunden,
Daz wir zu Iherusalem funden
Werden froliche
Und in dem himmelriche
Got gebe uns den werden lon
Und singen: Kyrieleison!

Ein andermal (3580—2) heißt es:

Gegen gote was mit fliße ir ruf,
Mit ir leisen sie gaben süßen don
Und sungen: Kyrieleison!

Es wird aber auch noch ein weiteres, ähnliches Lied mitgetheilt (4538 ff.):

[1] [Vergl. auch Uhlands Volkslieder Nr. 301. H.]

Einen leisen hub er [H. Ernst] do:
Crist, herre, du bist gut,
Nu hilf uns durch din reines plut,
Durch dine heren wunden,
Daz wir frolichen werden funden
Da süße ist der engel don
In deinem riche! Kyrieleison!

Parodiert ist das ausgehobene „In Gottes Namen fahren wir" u. s. w. in der Mörin des Hermann von Sachsenheim, 1453. Dort heißt es (6 b. vergl. 7 a. 27 b) von den Leuten im Reiche der Venus:

Sie sungen all gemein diß liet:
In Venus namen faren wir. [1]

Im Ganzen jedoch sind diese älteren deutschen Lieder doch nur vereinzelte Anklänge von beschränktem Gebrauch und mäßigem Gehalte. Aufschwung und Herrschaft gewann der kirchliche Gesang in deutscher Sprache doch erst durch Luther, mit dem wir jetzt die Reihe der Kirchenliederdichter des 16ten Jahrhunderts eröffnen.

Weder eine Lebensbeschreibung, noch eine allgemeinere Charakterschilderung des großen Reformators wird hier erwartet werden, wo es sich nur von einem besondern, von ihm selbst nicht für wesentlich angesehenen Theile seines Wirkens handelt. Auch als Dichter bedarf er keiner umfassendern Darstellung, da er, weniges Anderartige ausgenommen, gerade nur im Kirchenlied als solcher auftritt und unter der an sich mäßigen Anzahl von Gesängen, 37 Numern, bei denen er betheiligt ist, der größere Theil in Bearbeitungen und Erweiterungen schon vorhandener Gedichte besteht. Überdem war es weniger das poetische, als das musikalische Interesse, was ihn zu der Liederdichtung hinzog.

Das jedoch kann behauptet werden, daß die Kenntnis dessen, was Luther für den Kirchengesang gethan, einen nicht unerheblichen Beitrag zu seiner Charakteristik gebe. Man ist fast zu sehr gewohnt, sich Luthern nur im gewaltigen Auftritt des Helden, des Glaubensstreiters, vorzustellen. Es giebt eine eigene Dissertation über Dr Martin Luthers heroische Gestalt. Aus der derben Sprache seiner Polemik schließt man

[1] [Vergl. oben S. 223. H.]

häufig auf eine rauhere Gemüthsart. Aber eben in seinem Kirchengesange zeigt sich, bei der Kraft, auch ganz der milde Kern seines innersten Wesens, der ihn als den echten Streiter einer Religion der Liebe beurkundet. Selbst sein liturgisches Verfahren bei der Einführung dieses evangelischen Kirchengesangs zeugt von einer Mäßigung, die man ihm nicht überall zuerkennt; gewaffnet steht er, wo es ihm das Wesentliche gilt, aber duldsam und anerkennend werden wir ihn hier finden, wo er, seiner Überzeugung in Hauptsachen unbeschadet, die Hand bieten kann.

Wir gehen seine Lieder nach den verschiedenen Classen durch, in die sie sich ordnen lassen:

1. Bearbeitungen lateinischer Kirchengesänge.
2. Ältere deutsche von Luther verbesserte oder erweiterte Lieder.
3. Biblische Lieder.
4. Eigene Lieder.[1]

1. Die abendländische Kirche des Mittelalters hatte einen großen Vorrath lateinischer Gesänge und darunter viele, nicht bloß durch die begleitende Melodie, sondern auch durch christlichen Sinn, innige Andacht und einfach würdige Poesie ausgezeichnete. Luther erkannte den Werth dieser Lieder und war ihnen, soweit ihr Inhalt der gereinigten Lehre nicht widerstrebte, mit Wärme zugethan. Hiefür sind von Rambach (Luther S. 26 ff.) viele Zeugnisse aus des Reformators eigenem Munde beigebracht:

Ob er gleich in der Kirche, wie sie zu seiner Zeit war, „die Stätte des Greuels“ erblickte, gestand er dennoch, daß in ihr durch Gottes Macht und Wunder bei allen Verderbnissen viel Gutes geblieben sei, wohin er namentlich auch „die vielen guten Lieder und Gesänge, beide lateinisch und deutsch“ zählen zu müssen glaubte. So urtheilte er insbesondre von den Gesängen bei der Feier des Abendmahls. „Viel Gesang in der Messe,“ sagt er, „ist fein und herrlich vom Danken und Loben gemacht und bisher blieben, als das Gloria in excelsis deo et in terra, das Alleluja, das Patrem, die Præfation, das Sanctus, das Benedictus, das Agnus dei. In welchen Stücken findest du nichts vom Opfer, sondern eitel Lob und Dank, darum wir sie auch in unserer

[1] [Man vergl.: Martin Luthers geistliche Lieder mit den zu seinen Lebzeiten gebräuchlichen Singweisen, herausgegeben von Philipp Wackernagel. Stuttgart 1848. 4. H.]

?esse behalten. Und sonderlich dienet das Agnus über alle Gesänge aus der ?aßen wohl zum Sacrament; denn es klärlich daher singet und lobet Christum, ?ß er unsre Sünde getragen habe, und mit schönen kurzen Worten das Ge-?ichtnis Christi gewaltiglich und lieblich treibt. Und Summa, was böse in ?r Messe ist vom Opfer und Werk, das hat Gott wunderlich geschickt, daß ?t alles der Priester heimlich lieset, und heißet die stille Messe; was aber ?fentlich durch den Chor und unter dem Haufen gesungen wird, fast eitel gute ?ing und Lobgesäng sind." In seiner Schrift von Ordnung des Gottes-?enstes, die er im Jahr 1523 herausgab, erklärte er sich daher sehr bestimmt ?er die Beibehaltung dieser Gesänge: „Das Gesänge in den Sonntagsmessen ?nd Vesper lasse man bleiben! denn sie sind fast gut und aus der Schrift ge-?gen"; und daß er hierüber auch späterhin noch eben so dachte, kann man ?s einer Stelle in seiner merkwürdigen Vermahnung an die Geistlichen auf ?m Reichstage zu Augsburg im Jahr 1530 sehen, wo er, nachdem er seine ?nzufriedenheit über die Abschaffung mancher hergebrachten Kirchencerimonien ?zeugt, hinzusetzt: „Und ist darin das Allerbeste, daß keine lateinische Ge-?änge de tempore da sind blieben, wiewohl sie dennoch von den neuen Heiligen-?sängen fast übertäubet und auch hier schier nichts gelten; doch behalten wir ? fest und gefallen uns von Herzen wohl." Es fehlt auch in seinen Schriften ?nd Reden nicht an Äußerungen, die dieses Wohlgefallen, besonders an einzelnen ?rchlichen Gesängen aus dem Alterthume, deutlich zu erkennen geben. So gedenkt ? der Ambrosianischen Hymnen mit Auszeichnung: „St. Ambrosius hat viel ?höne hymnos ecclesiæ gemacht." Nach einer Anführung in den Tischreden lobete ? eines Tages „die hymnos und geistlichen Gesänge und Gedichte Prudentii, ?ß er der beste und christlichste Poet wäre, und wenn er zur Zeit Virgilii ?äre gewesen, so wäre er über Horatium gelobet worden, den doch Virgilius ?lobt hat. Ich wollte sehr gern, daß Prudentii Carmen, Gesänge und Vers ? Schulen gelesen würden."

Noch viele weitere Äußerungen Luthers über einzelne lateinische ?irchengesänge hat Rambach zusammengestellt, woraus ich nur folgende ?rvorhebe.

Nach dem Berichte seines Schülers und Freundes Mathesius hat Luther ?s dem Weihnachtsgesange „Eia recolamus laudibus piis" u. s. w. [vergl. ?nthologie I, 212 f.] den Vers „O beata culpa, quæ talem meruisti re-?emtorem" oft zur Weihnachtszeit mit Freude und Rührung gesungen und ?ne spätere Tradition setzt hinzu, er habe bei Absingung dieses Verses die ?sten Gedanken vom Evangelio gefaßt. Besonders gefielen ihm auch die Ge-?nge am Johannisfeste, und die Beibehaltung derselben war mit ein Grund,

warum er dieses Fest nicht abgeschafft haben wollte. Von einer Sequenz für den Advent, „Mittitur ad virginem“, sagt er, sie sei nicht so grob, nemlich wie viele andre der Maria gewidmete Gesänge, sondern wohl gerathen und schön.

Die Marienlieder, die im Mittelalter so eifrig gesungen wurden, musten freilich den Reformatoren vielfachen Anstoß geben. Sehr milde noch sagt Luther:

Die liebe Mutter Gottes, Maria, hat viel schönern Gesang und mehr gehabt, denn ihr Kind Jesus (Luther S. 22).

Ernster ein andermal (Ebend. S. 25 f.):

Allhier muß ich von dem Gesange sagen, den man nennt das Salve regina, welches eine große Gotteslästerung ist; denn also lautet es: „Bis gegrüßet, du Königin der Barmherzigkeit, unser Leben, unsre Süßigkeit und unsre Hoffnung!“ Ist das nicht zu viel? Wer will das verantworten, daß sie unser Leben, Süßigkeit und Barmherzigkeit sein soll, so sie sich doch läßt genügen, daß sie ein arm Gefäß und, wie sie saget, eine Dienerin des Herrn sei? Nun das Gebet singet man durch die ganze Welt und läutet große Glocken dazu und ist leider dahin kommen, daß schier keine Kirche, es ist das Salve regina darinnen zu singen reichlich gestiftet. Also ist es auch mit dem Regina cœli, das ist auch nicht viel besser, da man sie eine Königin des Himmels nennet. Ist das nicht eine Unehre, Christo gethan, daß man das einer Creatur zuleget, das doch alleine Gott zugehöret und gebühret? Darum lasse man von den ungöttlichen und unchristlichen Worten! Gerne will ich Mariam haben, daß sie für mich bitte; aber daß sie soll mein Trost und mein Leben sein, das will ich nicht.

Um wie vieles milder lauten auch noch diese, mit Gründen belegte Aussprüche Luthers, als wenn es in den Predigten des Fürsten Georg zu Anhalt (Wittenberg 1555) heißt:

Über die wenigen alten christlichen Lieder, auf die hohen Feste angeordnet, hat das gemeine Volk hievor keine Gesänge gehabt, damit es sich hätte bessern können. Ich will geschweigen der ganz abgöttischen Lieder, als: „Sanct Maria (Sanct Petre), wohne uns bei und laß uns nicht verderben! mach uns von allen Sünden frei, und wenn wir sollen sterben, für dem Teufel uns bewahr! Hilf, reine Magd, Maria, hilf uns zu der Engel Schaar! So singen wir: Halleluja!“ Item: „Maria, Mutter, reine Magd, all unsre Noth sei dir geklagt!“ und dergleichen andre öffentliche abgöttische Gesänge mehr, welche da sie gesungen, nicht Wunder wäre, daß Gott alsobald solche Processiones und Singer mit Feuer, Donner und Blitz zwanzig Ellen tief in die Erde, ja in den Abgrund der Hölle hinein geschlagen hätte. (Anthologie I, 411 f.)

Luther konnte also für den neuen, evangelischen Gottesdienst den alten Kirchengesang nur mit Unterscheidung gebrauchen. Aber soweit er ihn beibehalten konnte, that er es und zwar auf gedoppelte Weise: lateinisch und in deutscher Bearbeitung.

Rambach (Luther S. 52 ff.) bemerkt:

Zwar gab er schon in einer seiner frühern Schriften vom Jahr 1520 deutlich zu erkennen, wie sehr er den herrschenden Gebrauch der lateinischen Sprache beim Gottesdienst misbillige. „Wollte Gott," schrieb er, „daß wir Deutschen Mess zu deutsch läsen! Warum sollten wir Deutschen nicht Mess lesen auf unsere Sprache, so die Lateinischen, Griechen und viele andere auf ihre Sprache Mess halten?" Und anderwärts äußert er: „Alles, was Odem hat, lobe den Herrn!" sagt der 150te Psalm; daraus folget, daß man Gott in allen Sprachen loben soll. Warum hat denn der Kaiser verboten, deutsch zu beten und zu singen?" Wahrscheinlich würde er auch schon zu der bemerkten Zeit darauf bedacht gewesen sein, diesem Bedürfnisse abzuhelfen, wenn nicht theils das Ungewöhnliche der Sache, theils der ungestüme Eifer Carlstadts, mit dem er durchaus keine Gemeinschaft haben wollte, ihn davon abgehalten hätte; in welcher letzteren Hinsicht er noch in einer zwei Jahre später herausgegebenen Schrift erklärte:[1] „Aufs erst müssen wir den alten Brauch lassen bleiben, daß man mit geweiheten Kleidern, mit Gesang und allen gewöhnlichen Cerimonien auf lateinisch Mess hält, angesehen, daß solches eitel äußerlich Ding ist, daran den Gewissen keine Fahr liegt, darneben mit der Predigt die Gewissen frei behalten, daß der gemeine Mann erlerne, daß solches geschehe, nicht darum, daß es müsse also geschehen, oder Ketzerei sei, wer anders thät" u. s. w. Anderwärts äußert er sich hierüber: „Daß die Messe deutsch gehalten werde bei den Deutschen, gefällt mir wohl; aber daß er [Carlstadt] da auch will eine Noth machen, als müsse es so sein, das ist abermal zu viel" u. s. w. Und weiter: „Nicht, daß ich wollte wehren, in der Messe eitel Deutsch zu brauchen; sondern nicht will leiden, daß man aus eigenem Durst und Frevel das lateinische Evangelium zu lesen verbiete und Sünde mache, da keine ist." Auch (Luther S. 56): „Nun der Schwärmergeist darauf dringet, es müsse sein, und will aber [abermals] die Gewissen mit Gesetz, Werk und Sünde beladen, will ich mir die Weile nehmen und weniger dazu eilen denn vorhin, nur zu Trotze den Sündenmeistern und Seelmördern, die uns zu Werken nöthigen, als von Gott geboten, die er nicht gebeut."

Je mehr übrigens Luther die Gemüther für die neue Weise des Gottesdienstes vorbereitet, ja das Verlangen darnach angeregt sah, um

[1] Vergl. noch Luther S. 41, 9.

so angelegener war er selbst mit der Sorge für die Einrichtung des deutschen Gesanges beschäftigt. Besonders merkwürdig ist hiefür eine Stelle der im Jahr 1524 erschienenen lateinischen Ordnung der Messe (Luther S. 54 f.):

Ich wollte auch, daß wir viel deutsche Gesänge hätten, die das Volk unter der Messe sänge, oder neben dem Gradual, auch neben dem Sanctus und Agnus dei. Denn wer zweifelt daran, daß solche Gesänge, die nun der Chor allein singet, oder antwortet auf des Bischofs oder Pfarrers Segen oder Gebet, vorzeiten die ganze Kirche gesungen hat? Aber es fehlet uns an deutschen Poeten und Musicis, oder sind uns noch zur Zeit unbekannt, die christliche und geistliche Gesänge, wie sie Paulus nennet, machen könnten, die es werth wären, daß man sie täglich in der Kirche Gottes brauchen möchte. Indes lasse ich mir gefallen, daß man singe, weil das Volk das hochwürdige Sacrament empfähet: „Gott sei gelobet und gebenedeiet!“ u. s. w. Zudem so ist auch dieß ein schön christlich Lied: „Nun bitten wir den heiligen Geist“ u. s. w. Item: „Ein Kindelein so löbelich“ u. s. w. Denn man findet ihrer nicht viel, die etwa einen Schmack oder einen rechtschaffenen Geist hätten. Das rede ich derhalb, daß, so irgend deutsche Poeten wären, dadurch bewegt würden, uns geistliche Lieder zu machen.

Man sieht aus diesen Äußerungen, wie Luther die Einführung des deutschen Kirchengesanges wünscht und in dem Maße betreibt, als er die Mittel dazu gegeben findet; daß er aber nicht gewaltsam einschreiten will und einstweilen auch die Fortübung des lateinischen Gesanges für unbedenklich hält. Es liegt hiebei eine eben so bestimmte, als duldsame Unterscheidung des Wesentlichen vom Ritualen zu Grunde, die besonders noch in einer andern, wenn auch nicht zunächst auf den Kirchengesang bezüglichen Stelle sehr lebendig ausgesprochen ist. Er sucht nemlich in einem im Jahr 1539 von ihm an den Probst Buchholzer in Berlin erlassenen Schreiben die Bedenklichkeiten des Letztern wegen einiger vom Kurfürsten zu Brandenburg verordneten Cerimonien zu heben (Luther S. 82 f.):

„Was aber betrifft,“ heißt es hier, „daß ihr euch beschweret, die Chorkappe oder Chorrock in der Procession, in der Bet- oder Kreuzwochen und am Tage Marci zu tragen und den Circuitum mit einem reinen Responsorio um den Kirchhof des Sonntags, und auf das Osterfest mit dem Salve festa dies zu halten, darauf ist dieß mein Rath: Wenn euch euer Herr, der Markgraf und Kurfürst, will lassen das Evangelium Christi klar, lauter und rein

predigen, ohne menschlichen Zusatz, und die beiden Sacramente nach seiner Einsetzung reichen und geben, und fallen lassen die Anrufung der Heiligen u. s. w. und singen reine Responsoria und Gesänge, lateinisch und deutsch, im Circuitu oder Procession, so gehet in Gottes Namen mit herum und traget ein silbern oder gülden Kreuz und Chorkappe oder Chorrock, von Sammet, Seiden oder Leinwand! Und hat euer Herr, der Kurfürst, an Einer Chorkappe oder Chorrock nicht genug, die ihr anziehet, so ziehet deren drei an, wie Aaron, der Hohepriester, drei Röcke über einander anzog, die herrlich und schön waren; daher man die Kirchenkleider im Pabstthum Ornata genannt hat. Haben auch Ihre kurfürstl. Gnaden nicht genug an Einem Circuitu oder Procession, daß ihr umhergehet, klinget und singet, so gehet siebenmal mit herum, wie Josua mit den Kindern von Israel um Hiericho giengen, machten ein Feldgeschrei und bliesen mit Posaunen. Und hat euer Herr, der Markgraf, ja Lust dazu, mögen Ihre kurfürstl. Gnaden vorher springen und tanzen mit Harfen, Pauken, Cimbeln und Schellen, wie David vor der Lade des Herrn that, da sie in die Stadt Jerusalem gebracht ward; bin damit sehr wohl zufrieden. Denn solche Stücke, wenn nur Abusus davon bleibet, geben oder nehmen dem Evangelio gar nichts: doch daß nur nicht eine Noth zur Seligkeit, und das Gewissen damit zu verbinden, daraus gemacht werde. Und könnt ichs mit dem Pabst und Papisten so weit bringen, wie wollt ich Gott danken und so fröhlich sein!" u. s. w.

In solcher Gesinnung schritt nun auch Luther selbst zur Verdeutschung solcher Kirchenhymnen, die für seine Zwecke passend schienen, was wir als den nächsten Übergang des lateinischen Gesanges zum deutschen betrachten können. Dieses Verfahren war auch schon vor ihm angewendet worden und er fand schon manche Übertragungen dieser Art vor. Von ihm haben wir ihrer neune. Ausgezeichnet kann keine derselbe genannt werden. Das Deutsche lautet ziemlich hart neben dem Wohlklang der Originale. Zur Probe hier eines der kürzesten Stücke, der Vespergesang des Ambrosius (Luther S. 130):

Hymnus ad vesperas (Anthologie I, 158).

O lux, beata trinitas
Et principalis unitas,
Jam sol recedit igneus,
Infunde lumen cordibus!
Te mane laudem carmine,
Te deprecemur vespere,
Te nostra supplex gloria
Per cuncta laudet secula!

Luther giebt die zwei Strophen so in drei deutschen (Luther, Anhang S. 33 [P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 220. H.]):

Der du bist drei in Einigkeit,
Ein wahrer Gott von Ewigkeit,
Die Sonn mit dem Tag von uns weicht.
Laß leuchten uns dein göttlich Licht!

Des Morgens, Gott, dich loben wir,
Des Abends auch beten für dir.
Unser armes Lied rühmet dich,
Jetzund, immer und ewiglich.

Gott Vater, dem sei ewig Ehr,
Gott Sohn, der ist der einig Herr,
Und dem Tröster heiligen Geist,
Von nu an bis in Ewigkeit! Amen.

Er selbst hat sich über die Bearbeitung lateinischer Vorbilder technisches Bedenken gemacht (Luther S. 55 f.). Noch gegen das Ende des Jahres 1524 schreibt er an seinen Freund Hausmann:

Daß die Messe in der deutschen Sprache gelesen werde, wünsche ich vielmehr, als verspreche solches, weil ich diesem Werke, das die Musik und einen besondern Geist erfordert, nicht gewachsen bin.

Um dieselbe Zeit erklärt er sich so:

Ich wollt heute gerne eine deutsche Messe haben und ich gehe auch damit um; aber ich wollt ja gerne, daß sie eine rechte deutsche Art hätte. Denn daß man den lateinischen Text verdolmetscht und lateinischen Ton oder Noten behält, lasse ich geschehen; aber es lautet nicht artig noch rechtschaffen. Es muß beide, Text und Noten, Accent, Weise und Geberde aus rechter Muttersprach und Stimme kommen; sonst ist es alles ein Nachahmen, wie die Affen thun.

Luther war sich hiernach seiner Aufgabe wohl bewust, er machte sie sich nicht leicht und eben die erkannte Schwierigkeit mag ihn abgehalten haben, auf diesem Wege mit Erfolg fortzuschreiten. Übrigens können seine Leistungen auch hier nur im Zusammenfassen der Musik und des Textes vollständig gewürdigt werden.

Es gehört hieher noch eine Anekdote, die Mathesius in seinen Predigten über Luthers Leben mitgetheilt hat. Ich gebe sie zugleich mit den Bemerkungen, welche Rambach, der auch der alten Melodien kundig ist, darüber gemacht hat (Luther S. 91 f.):

„Auf eine Zeit," erzählt sein Biograph, „kommt er zu Eisenberg am Ostertag in die Kirchen, und als man da den Introitum deutsch sang in die lateinischen Noten, rümpfet er sich hart. Wie er heim zu Tische kommt, fragt ihn sein Wirth, was ihm gewesen wäre. Ich dacht, spricht er, es würde mich die kalten Pese ankommen über ihrem läppischen Gesang. Will man deutsch singen, so singe man gute deutsche Lieder! will man lateinisch singen, wies Schüler thun sollen, so behalte man die alten Choral und Text und thu das Unrein davon! besser wirds keiner machen, und beschloß: Ich bin den Leuten feind, die immer ein neues übers andre anrichten in Cerimonien; eben diese werdens der Lehre mit der Zeit auch thun; bei lateinischen Schulen soll man lateinisch singen, in deutschen Kirchen soll man deutsch predigen, so gehets recht." Man sieht aus diesen Äußerungen, Luther war kein Freund von untergelegten deutschen Texten; und das wohl nicht allein aus dem Grunde, weil er der alten Texte von Jugend an gewohnt gewesen war, auch nicht bloß, weil die lateinische Sprache ihm wegen ihres sonoren Klanges zum Singen besser, als die deutsche geeignet zu sein schien, sondern, wie mich dünkt, vorzüglich deswegen, weil die im Choralgesange häufig vorkommenden Dehnungen einzelner Silben, auf deren eine nicht selten 12 und mehrere Noten gesungen werden, ihm der eigenthümlichen Art des deutschen Gesanges widersprechend oder nach seinem Ausdruck läppisch vorkamen. Sehr natürlich also, daß er theils selbst nur wenige lateinische Kirchengesänge, und überdieß nur solche, deren Melodie sich mehr den deutschen klaren und einfachen Singweisen nähert, übersetzte, theils dergleichen Übersetzungen auch von andern nicht haben wollte. Der Charakter der deutschen Sprache und Gesangart war ihm zu lieb, um ihn den lateinischen Texten aufzuopfern; die Melodien dieser Texte hatten aber auch in seinen Augen einen zu hohen Werth, um sie wegen einiger Übersetzungen, die denn doch, wenn sie fürs Volk singbar werden sollten, kaum noch Übersetzungen bleiben konnten, ganz und gar fallen zu lassen. Er behielt also, in Ermangelung genügender deutscher Gesänge, diese Melodien mit ihren Texten noch einstweilen bei und sorgte selbst für die fortwährende Übung derselben in Kirchen und Schulen.

Von den aus lateinischen Kirchengesängen durch Luther übersetzten Liedern finden sich noch in unsern Gesangbüchern: „Komm, Gott Schöpfer, heiliger Geist" u. s. w., doch kaum noch kenntlich, das alte Pfingstlied „Veni, creator spiritus", für dessen Verfasser einige Karl den großen, andre Karl den dicken halten[1] (Luther S. 129. Antho-

[1] [Mone, Hymnen I, S. 242 hält Gregor den großen für den Verfasser. Vergl. Hoffmann, Kirchenlied S. 359, Anm. 71. H.]

logie I, 175), sodann, fast durchaus wörtlich beibehalten, das „Herr Gott, dich loben wir“ u. s. w., der ambrosianische Lobgesang. Die lateinische Hymne „Te deum laudamus“ u. s. w. sollte nemlich, wie Rambach bemerkt, nach einer alten Sage vom heiligen Ambrosius bei der Taufe des Augustinus oder eigentlich von beiden, und zwar so verfertigt worden sein, daß sie ohne vorherige Verabredung, wie aus göttlicher Eingebung, die Worte derselben abwechselnd vor der Gemeinde sangen (Anthologie I, 87 ff. Luther S. 129).

2. Der schon vor Luther gewiss oder wahrscheinlich in deutscher Sprache vorhanden gewesenen, von ihm aber verbesserten und erweiterten Lieder sind wieder neune. Einige derselben waren nur ältere Übertragungen lateinischer Gesänge und manche bestanden ursprünglich nur aus Einer Strophe. Indem nun Luther sie zu mehrern erweiterte, trat er selbständig als Dichter ein. So ist unter seinen Händen das „Mitten wir im Leben sind“ u. s. w., wie es auch noch die heutigen Gesangbücher unverändert enthalten, zu einem ganz neuen Liede geworden. Es lautet lateinisch (Anthologie I, 250):

Antiphona de morte.

Media vita in morte sumus:
Quem quærimus adjutorem, nisi te, domine,
Qui pro peccatis nostris juste irasceris?
Sancte deus, sancte fortis, sancte et misericors salvator,
Amaræ morti ne tradas nos!

Rambach bemerkt (Anthologie I, 248), daß diese Antiphone in Schriften des 13ten Jahrhunderts als ein allgemein gewöhnlicher Klag- und Flehgesang bei traurigen Begebenheiten vorkomme und schon in eben diesem Jahrhundert regelmäßig am Sonnabend vor Lätare zum Completorium gesungen worden sei. Allein sie ist viel älter und vom heiligen Notker, zu St. Gallen gestorben 912, verfaßt. Notker wurde dazu angeregt, als er dem Brückenbau beim Martinstobel zusah und die Gefahr der Bauleute, in die tiefe Schlucht hinabzustürzen, ihm vor Augen war. Diesem Gebet gegen die Todesgefahr legte man in der Folge die Wirkung eines Zaubergesanges bei, wodurch man sich vor dem Tode bewahren und seinem Feinde den Untergang ansingen könnte. Es war daher in Kriegen der Schlachtgesang, den eine Partei gegen die andre anstimmte. Die Synode von Köln im Jahr 1316 sah sich

veranlaßt, zu befehlen, daß Niemand ohne seines Bischofs Erlaubnis gegen irgend einen Menschen das „Media vita“ singen sollte. (v. Arx, Geschichte des Cantons St. Gallen, St. Gallen 1810, I, 93 f. Vgl. Pertz, Monum. II, 98, Anm.)

Verdeutscht, wie es Luther vor sich haben mochte, nach einem 1514 zu Basel gedruckten Plenarium oder Evangelienbuche (vgl. Luther S. 120 f.)[1] steht es Anthologie I, 425. Luther hat nicht bloß den Rhythmus, sondern auch großentheils dieselben Worte beibehalten, aber er hat zwei Strophen hinzugefügt, worin er tiefer, als Notker, in den Abgrund hinabschaut und den Retter von oben um so mehr verherrlicht. Sein Lied lautet so (Luther, Anhang S. 19 f.)[2]:

Mitten wir im Leben sind
Mit dem Tod umfangen u. s. w.

Auf den Trost des rechten Glaubens, auf die Festigkeit in demselben unter den Gefahren, mit welchen die evangelische Kirche zu kämpfen hatte, auf die ersehnte Einigkeit aller Christen im reinen Glauben war denn auch Luthers Sinn theils bei der Wahl der ältern Lieder, die er sich aneignete, theils bei den Zusätzen, womit er sie bereicherte, besonders gerichtet und er hat damit diesen Bearbeitungen die Merkzeichen seines eigenthümlichen Wesens und Strebens aufgedrückt. Hievon zwei der sprechendsten Beispiele.

Erwünschten Anklang hatte für ihn leicht begreiflich das mehrbesprochene, schon im 13ten Jahrhundert nachgewiesene Gesätz:[3]

Nu bitten wir den heiligen Geist
Um den rechten Glauben allermeist,
Daß er uns behüte an unserm Ende,
Wenn wir heimfahrn aus diesem Elende. Kyrieleison!

Er setzt diesem folgende drei Strophen bei:[4]

Du werthes Licht, gieb uns deinen Schein!
Lehr uns Jesum Christ kennen allein,
Daß wir an ihm bleiben, dem treuen Heiland,
Der uns bracht hat zum rechten Vaterland! Kyrieleison!

1 [Hoffmann, Kirchenlied Nr. 178. H.]
2 [P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 191. H.]
3 [Vergl. oben S. 407. Hoffmann, Kirchenlied Nr. 94. H.]
4 [P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 208. H.]

Du süße Lieb, schenk uns deine Gunst!
Laß uns empfinden der Liebe Brunst,
Daß wir von Herzen einander lieben,
Und im Friede auf einem Sinne bleiben! Kyrieleison!

Du höchster Tröster in aller Noth,
Hilf, daß wir nicht fürchten Schand noch Tod,
Daß in uns die Sinne nicht verzagen,
Wenn der Feind wird das Leben verklagen! Kyrieleison!
(Luther S. 122. Anhang S. 15.)

Das Lied „Komm, heiliger Geist, Herre Gott" u. s. w.[1] war der ersten Strophe nach auch schon vor der Reformation deutsch vorhanden; denn diese Strophe steht fast gleichlautend, wie bei Luther, in dem angeführten Basler Plenarium von 1514 (Luther S. 119 f. Anthologie I, 420). Sie ist auch Übersetzung einer alten, lateinischen Antiphone:

Veni, sancte spiritus!
Reple tuorum corda fidelium
Et tui amoris in eis ignem accende,
Qui per diversitatem linguarum cunctarum
Gentes in unitatem fidei congregasti!
Halleluja, Halleluja!
(Anthologie I, 250.)

Von Luthern um zwei Strophen vermehrt, ist nun das Lied ein echter Reformationsgesang geworden:

Komm, heiliger Geist u. s. w. (Luther, Anhang S. 14.)

Die zweite Strophe ist denn auch in dem antilutherischen Gesangbuche des Probstes Vehe zu Halle, vom Jahr 1537, gegen den Reformator so umgewendet worden:

O heiliges Licht, wohn uns bei,
Mach uns aller Blindheit frei!
Laß uns durch kein falschen Schein
Abführen von den Wegen dein!
Behüt uns vor den Propheten,
Die Gottes Wort unrecht deuten,
Sein Glauben mit dem Mund bekennen
Und die Kirchen doch zertrennen![2]

[1] [P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 199. H.]

[2] Luther S. 120. Vergl. noch Luther, Anhang S. 16. 18. 26. [P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 823. H.]

Der größere Theil der Lieder dieser zweiten Classe ist in die neuen Gesangbücher ziemlich unverändert aufgenommen:

Gelobet seist du, Jesu Christ u. s. w.
Komm, heiliger Geist u. s. w.
Nun bitten wir den heiligen Geist u. s. w.
Gott, der Vater, wohn uns bei u. s. w.
Mitten wir im Leben sind u. s. w.

(Über das Judaslied, Luther S. 113 f., vergl. Hottingers Fortsetzung von Joh. Müllers Geschichte der Eidgenossenschaft VII, 118.)

3. Biblische Lieder. Luther benützte die Bibel auf zweifache Weise für den christlichen Gesang. Theils hob er poetische Stücke derselben in einer wörtlichen reimlosen Übersetzung aus, jedoch so, daß er sie durch beigesetzte Tonzeichen zum Gesang einrichtete, gerade wie man bisher die Prosa der lateinischen Bibelübersetzung componiert und gesungen hatte. Auf diese Art behandelte Luther einige Psalmen und eine Reihe von Lobgesängen und Gebeten aus verschiedenen Büchern alten und neuen Testaments, z. B. zwei Lieder Mosis, die Lieder Deboras, Hannas, die Lobgesänge Marias, Zacharias, der Engel u. s. w. Theils aber bearbeitete er biblische Abschnitte, mehr oder weniger frei, zu eigentlichen deutschen Kirchenliedern. Von den letztern, deren es eilfe sind, sprechen wir hier. Darunter findet sich eine Paraphrase des Vaterunsers, nicht ohne Beziehung auf die Zeitumstände, z. B.

Geheilget werd der Name dein!
Dein Wort bei uns hilf halten rein,
Daß auch wir leben heiliglich
Nach deinem Namen würdiglich!
Herr, behüt uns für falscher Lehr!
Das arm verführet Volk bekehr!

Es komm dein Reich zu dieser Zeit
Und dort hernach in Ewigkeit!
Der heilig Geist uns wohne bei
Mit seinen Gaben mancherlei!
Des Satans Zorn und groß Gewalt
Zerbrich! für ihm dein Kirch erhalt! u. s. w. [1]

[1] [Luther S. 60. P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 215. H.]

Ferner zwei Gesichte, das eine aus dem alten, das andre aus dem neuen Testament. Ersteres, ein deutsches Sanctus, nach Jes. 6 (Luther S. 58):

Jesaia, dem Propheten, das geschah u. s. w.

Das zweite,[1] aus Apoc. Cap. 12 (Luther S. 63):

Ein Lied von der heiligen christlichen Kirchen.
Sie ist mir lieb, die werthe Magd, u. s. w.

Auch hier die Anwendung auf den damaligen Zustand der Kirche.

Den Lobgesang Simeons hat Luther gleichfalls, nach Luc. 2, zu Liede gebracht.

Vorzüglich aber klangen die Psalmen in der Seele des deutschen Sängers an. Rambach bemerkt (Luther S. 148):

Seit den ältesten Zeiten schon waren sie beim öffentlichen Gottesdienst als Gesänge gebraucht worden; die meisten Texte, deren man sich zum Singen bediente, waren daraus entlehnt. Daß Luther einen so lange bestandenen Gebrauch auf die evangelische Kirche und den deutschen Gottesdienst übertrug, ist an sich natürlich.

Aber auch seine besondre Sinnesart, seine eigene Stellung war geeignet, ihm das innigste Verständnis dieser heiligen Gesänge zu erschließen. Er bewährt es namentlich in einer trefflichen Stelle seiner Vorrede zum Psalter:

Was ist das meiste in diesem Buche, denn solch ernstlich Reden in allerlei solchen Sturmwinden? Wo findet man feinere Worte von Freuden, denn die Lobpsalmen oder Dankpsalmen haben? Da siehest du allen Heiligen ins Herz, wie in schöne lustige Gärten, ja wie in den Himmel, wie feine, herzliche, lustige Blumen darinnen aufgehen von allerlei schönen, fröhlichen Gedanken gegen Gott und seine Wohlthat. Wiederum, wo findest du tiefere, kläglichere, jämmerlichere Worte von Traurigkeit, denn die Klagepsalmen haben? Da siehest du abermal allen Heiligen ins Herz, wie in den Tod, ja wie in die Hölle. Wie finster und dunkel ists da von allerlei betrübtem Anblick des Zornes Gottes! Also auch, wo sie von Furcht und Hoffnung reden, brauchen sie solcher Worte, daß dir kein Mahler also könnte die Furcht oder Hoffnung abmahlen und kein Cicero oder Redekundiger also vorbilden. (Luther S. 148 f.)

Er hat zwar im Ganzen nur sieben Psalmen zu deutschen Liedern bearbeitet, aber dieselben, wie Rambach ebend. S. 149 bemerkt, größten-

[1] [Die beiden Lieder stehen auch bei P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 209. 213. H.]

heils mit Rücksicht auf seine persönliche Lage und den damaligen Zu-
tand der Kirche ausgewählt, so daß sie eben dadurch für jene Zeit
um öffentlichen Gebrauche vorzüglich passend waren.

Wir stellen drei dieser Psalmenlieder hervor. Das erste nach dem
2ten Psalm (Luther, Anhang S. 46):

Ach Gott, vom Himmel sieh darein u. s. w. [1]

So genau dieses Lied in der Hauptsache dem Texte folgt, so lautet
s doch ganz deutsch und volksmäßig. Wörtlicher noch und beweg-
icher zugleich ist die Verdeutschung des 124sten Psalms ausgefallen
Luther, Anhang S. 53):

Wär Gott nicht mit uns diese Zeit u. s. w. [2]

Dagegen ist das berühmteste von Luthers Liedern, „Ein feste Burg ist
unser Gott", u. s. w. [3] (Luther, Anh. S. 50 f.) im 46sten Psalm nur an-
klungen und schreitet im Übrigen selbständig vor. Dieses Lied ist nicht,
wie Spätere meinten, schon im Jahr 1521 auf der Reise nach Worms
gedichtet worden, sondern, wie Rambach (Luther S. 108 f.) aus den
estimmtesten Zeugnissen Gleichzeitiger nachweist, im Jahr 1530 bei
Luthers Aufenthalte zu Coburg während des Augsburgischen Reichstags.
Die Evangelischen waren damals mit einem furchtbaren Angriffe be-
roht und Luther wollte durch diesen Gesang den Muth seiner Freunde
tärken. Der kraftvolle Inhalt desselben, verbunden mit der erheben-
en Melodie, ist auch gewiss nicht ohne Wirkung geblieben.

Selnecker sagt in der Lebensbeschreibung Luthers, Bl. 69: „Auch die
bösen Geister zittern und fliehen, wenn sie diesen herzlichen Gesang hören
ingen," und führt zur Bestätigung dieser Behauptung das Beispiel einer ver-
meintlich besessenen Person an, die durch wiederholtes Anhören desselben, zu
Jedermanns Verwunderung, von ihrer Plage befreit worden sei (Luther S. 156,
t. Vgl. S. 239).

Aus der Classe der biblischen Lieder haben unsre neuen Gesang-
bücher nur: „Ein feste Burg" u. s. w. und „Aus tiefer Noth schrei
ich zu dir" u. s. w. (Ps. 130) [4], letzteres stark durchcorrigiert und um
ine Strophe verkürzt.

[1] [P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 185. H.]
[2] [P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 207. H.]
[3] [P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 210. H.]
[4] [P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 187. 188. H.]

4. Die Classification der Lutherischen Kirchenlieder, der wir bisher gefolgt sind, sollte mehr nur die verschiedenen Mittel und Anhaltpuncte bemerklich machen, deren sich Luther für seinen deutschen Gesang bedient hat, als daß diese Lieder damit dem Geist und der Behandlung nach abgegrenzt werden könnten. Die Erweiterung des „Media vita“ u. s. w. und die Bearbeitung des 46sten Psalms sind kaum für minder freie Erzeugnisse anzusehen, als diejenigen, die wir jetzt in der Classe der Originallieder, d. h. der von ihm nach Inhalt und Form neu verfertigten, aufzuführen haben, unter denen umgekehrt Einiges auf ältere Unterlagen hindeutet. Man zählt zu dieser Classe acht Lieder. Zuerst zwei Weihnacht- und zwei Osterlieder, welche besonders die Spur älterer Anlässe tragen. Die beiden erstern gehören zu den von Luther selbst so genannten Kinderliedern. Der Feier des Weihnachtfestes war schon längst vor seiner Zeit der Charakter einer kindlich frommen Freude gegeben worden, die sich auch in etwas spielenden Liedern, wie dem halblateinischen „In dulci jubilo“ u. s. w. ausdrückte (Anthologie I, 373 f.). Die Absingung dieser Lieder war, wie Rambach bemerkt, mit einer Art theatralischer Vorstellung verbunden; es waren zum Theil Wiegenlieder, die man bei der Krippe dem neugebornen Erlöser zu Ehren anstimmte (Luther S. 145 f.). Noch in neuerer Zeit hieß man das in der Christnacht übliche Singen von den Kirchthürmen „das Kindlein wiegen.“ Auch Luther verschmäht in dem einen seiner Kinder- oder Weihnachtlieder nicht ganz diesen herkömmlichen Ton. In dem Liede „Vom Himmel hoch da komm ich her“ u. s. w.[1] heißt es u. a.:

Ah mein herzliebes Jesulin,
Mach dir ein rein sanft Bettelin,
Zu rugen in meins Herzen Schrein,
Daß ich nimmer vergeße dein;

Davon ich allzeit fröhlich sei,
Zu springen, singen immer frei
Das rechte Susaninne[2] schon,
Mit Herzenlust den süßen Ton!

[1] Luther, Anhang S. 67. [P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 214. H.]

[2] Luther S. 146, N. 4: „Das Wort ist aus Sause oder Suse Ninne zusammengesetzt und bedeutet so viel als: Schlaf, Kindlein!“

Auch eines der Osterlieder, „Christ lag in Todesbanden“ u. s. w.,[1] ntȟält Stellen, die unsrem Geschmacke nicht zusagen können:

> Hie ist das rechte Osterlamm,
> Davon Gott hat geboten.
> Das ist an des Kreuzes Stamm
> In heißer Lieb gebraten.

Und:

> Wir essen und wir leben wohl
> In rechten Osterfladen.
> Der alte Sauerteig nicht soll
> Sein bei dem Wort der Gnaden.
> Christus will die Koste sein
> Und speisen die Seel allein;
> Der Glaub will keins Andern leben.

Übrigens stehen solche Stellen, die an den Ton der früher besprochenen Klosterlieder erinnern, nur sehr vereinzelt unter Luthers ernsthaften und einfachen Gesängen.

Ein Kinderlied heißt auch das folgende, doch wohl nur weil es zunächst bei dem im Jahr 1541 zum Gebet wider die Türken in Wittenberg angeordneten Gottesdienste für den Gesang der Chorknaben bestimmt war (Luther S. 111 N.):

> Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort
> Und steur des Pabsts und Türken Mord,
> Die Jesum Christum, deinen Sohn,
> Wollen stürzen von deinem Thron!
>
> Beweis dein Macht, Herr Jesu Christ,
> Der du Herr aller Herren bist!
> Beschirm dein arme Christenheit,
> Daß sie dich lob in Ewigkeit!
>
> Gott, heilger Geist, du Tröster werth,
> Gieb deim Volk einrlei Sinn auf Erd!
> Steh bei uns in der letzten Noth,
> Gleit uns ins Leben aus dem Tod![2]

Volksmäßige Ausführungen bestimmter Glaubenslehren, im Sinne der Reformation, sind ein Lied von der Taufe und eines von der

[1] Luther S. 70. [P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 197. H.]

[2] [Luther, Anhang S. 75. P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 217. H.]

Erlösung. Das letztere, „Nu freut euch, lieben Christen, gmein“ u. s. w. (Luther S. 76), würde ich ausheben, wenn es nicht, wenig verändert, in den neuen Gesangbüchern stände.[1]

Eigenthümliches Erzeugnis Luthers ist besonders noch:

Ein Lied von den zween Märterern Christi, zu Brüssel von den Sophisten von Löwen verbrannt. (1523.)

Die Geschichte dieser beiden Märtyrer, Heinrich Voes und Johann Esch, erzählt Luther in dem Sendschreiben an die Christen in Holland und Brabant, Th. XXI der Walchischen Ausgabe (Anthologie II, 28. Vgl. Luther S. 152. 147 N.). Sein Lied von ihnen lautet so (Luther S. 80):

Ein neues Lied wir heben an u. s. w.[2]

Von diesen acht Originalliedern finde ich in unsrem Gesangbuch[3] folgende drei: „Christ lag in Todesbanden“ (das Bild vom gebratenen Osterlamm ist gelassen, dagegen die „rechten Osterfladen“ in süßes Brot verwandelt), „Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort“ u. s. w. (die erste Strophe gemildert und drei weitere beigefügt, wie denn das Lied schon frühzeitig von Andern erweitert worden, Luther S. 140)[4] und „Nun freut euch, lieben Christen, gmein“ u. s. w.

Außer den bisher aufgezählten, zuverläßig von Luther herrührenden Liedern, sind ihm noch andre irrig oder ohne genügenden Beweis beigelegt worden. Von letzterer Art ist eines, welches anhebt: „Nun treiben wir den Pabst hinaus“ u. s. w. Es ist von Luther mit seines Namens Unterschrift in einem besondern Abdrucke herausgegeben worden, unter dem Titel: „Ein Lied für die Kinder, damit sie zu Mitterfasten den Pabst austreiben. D. M. L.“ Davon bemerkt Joh. Mathesius in seiner Lebensbeschreibung Luthers, beim Jahr 1545:

Dieß Jahr besucht ich Dr Luther zum letzten [es war das Jahr vor seinem Tode] und bracht ihm das Lied mit, darin unsre Kinder zu Mitterfasten

[1] [P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 184. H.]

[2] [Das Lied steht vollständig bei Rambach, Luther, Anhang S. 79—83 und in desselben Anthologie II, S. 40—43, bei P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 202. H.]

[3] [Das hier gemeinte Gesangbuch der evangelischen Kirche in Württemberg wurde 1841 durch ein anderes ersetzt, welches 15 Lieder von Luther enthält. K.]

[4] [Wackernagel, Kirchenlied Nr. 222. H.]

n Antichrist austreiben, wie man etwan dem Tod und die alten Römer
ren Bilden und Argeis thäten, die sie auch ins Wasser warfen. Dieß Lied
ib er in Druck und macht selbst die Unterschrift: „Ex montibus et vallibus,
t silvis et campestribus.“

Rambach (Luther S. 141—143) bezweifelt aus mehreren Gründen
ie Autorschaft Luthers und ich vermag nicht darüber zu urtheilen,
a ich das Lied, wie Luther es drucken ließ, nicht vor mir habe. Es
heint sich aber auch nur darum zu handeln, ob Luther einem schon
orhandenen Volksliede die parodische Wendung auf den Pabst gegeben
abe und dieß wird doch durch Mathesius Erzählung wahrscheinlich.
Eine deutschen und slavischen Stämmen gemeinsame Frühlingsfeier war
as Todaustreiben. Sie fand im Merz, in Deutschland am Sonn-
ag Lätare, der darum auch Todtensonntag hieß, statt und bestand
arin, daß man eine Strohpuppe, die den Winter und den Tod vor-
tellte, vor die Stadt oder das Dorf trug und in das Wasser warf,
agegen mit einem buntgeschmückten Tannenreise, als Zeichen des
Frühlings, zurückkehrte.[1] Dabei wurden Lieder gesungen, deren eines
anfieng:

So treiben wir den Winter aus (den Tod hinaus)
Durch unsre Stadt zum Thor hinaus,
Mit sein Betrug und Listen,
Den rechten Antichristen.

Wir stürzen ihn von Berg und Thal,
Damit er sich zu Tode fall
Und uns nicht mehr betrüge
Durch seine späten Züge.

(Wunderhorn I, 161. Kinderlieder S. 38 f. Tkanys Mythologie I,
105. II, 151. Haltaus, Calendar. med. aev. S. 67. Ein ähnlicher
Liedesanfang schon am Schlusse des 1337 vollendeten Schachzabelbuchs
von Konrad von Ammenhusen:

Hinne süllnt wir den winter jagen u. s. w.)

1 [Vergl. Uhland in Pfeiffers Germania V. Wien 1860. 8. S. 257
bis 284. J. Grimm, Deutsche Mythologie II, S. 715—741. K. Simrock,
Handbuch der deutschen Mythologie, 2te Auflage, Bonn 1864. 8. S. 579.
580. H.]

Statt dessen wurde nun, um den Sieg des neuen Glaubensfrühlings zu bezeichnen, gesetzt:

Nun treiben wir den Pabst hinaus u. s. w.

Ich habe dieses Stückes, welches Luther jedenfalls zum Drucke befördert hat, besonders gedacht, um zu zeigen, daß ihm das weltliche Volkslied und dessen Ton nicht unbekannt war. Zwar finden wir bei ihm sonst keine so entschieden aus weltlichen in geistliche umgesetzte Lieder, dergleichen wir vor ihm kennen gelernt haben und deren auch bei den nachfolgenden Kirchenliederdichtern viele anzutreffen sind. Aber doch beginnt auch das Lied von den zween Märtyrern mit einer Formel des Volksgesangs:

Ein neues Lied wir heben an u. s. w.

Auf ähnliche Weise begannen die Volksballaden, je nach der gewählten Vers- und Tonweise:

Nun wellen wir aber heben an
Das best, das wir gelernet han u. s. w.

oder:

Nun wellen wir aber heben an
Vom Tanheuser zu singen u. s. w.

Und so ist auch der Schlußvers:

Der Sommer ist hart für der Thür,
Der Winter ist vergangen,
Die zarten Blümlin gehn herfür u. s. w.

ein ins Geistige gehobenes Frühlingslied. Die erste Strophe des apokalyptischen Liedes: [1]

Sie ist mir lieb, die werthe Magd
Und kann ihr'r nicht vergessen.
Lob, Ehr und Zucht von ihr man sagt,
Sie hat mein Herz besessen.
Ich bin ir hold,
Und wenn ich sollt
Groß Unglück han,
Da liegt nicht an,

[1] [Luther S. 63. 64. H.]

Sie will mich des ergetzen
Mit ihrer Lieb und Treu an mir,
Die sie zu mir will setzen,
Und thun all mein Begier;

wird sich vielleicht noch als der Anfang eines weltlichen Liebesliedes nachweisen lassen. Und so sind es auch fast volksmäßig herkömmliche Zeilen in Luthers Gedicht „Frau Musica:“ [1]

Voran die liebe Nachtigall
Macht alles fröhlich überall
Mit ihrem lieblichen Gesang;
Des muß sie haben immer Dank.

Selbst als Gegner gewisser weltlicher Gesänge zeigt er doch seine Bekanntschaft damit in der Vorrede zum Wittenbergischen Gesangbüchlein von 1544, wo er von den darin enthaltenen geistlichen Liedern bemerkt:

Und sind dazu auch in vier Stimmen bracht, nicht aus anderer Ursach, denn daß ich gern wollte, die Jugend, die doch sonst soll und muß in der Musica und andern rechten Künsten erzogen werden, etwas hätte, damit sie der Buhllieder und fleischlichen Gesänge los würde und an derselben statt etwas heilsames lernete u. s. w. (Luther, Anhang S. 1 f.)

Wenn wir in der seitherigen Aufzählung der Lutherischen Lieder den Werth der einzelnen nach dem Wortgehalte angeschlagen haben, so ist dieser Maßstab keineswegs ausreichend. Eine vollständige Würdigung derselben müßte, wie schon früher angedeutet worden, die Tonweisen beiziehen. Daß diese Lieder in Rhythmus und Reim häufig rauh und unvollkommen sind, daß sie in technischer Beziehung die Dichtkunst ihrer Zeit nicht besonders zu heben geeignet waren, macht sich leicht bemerklich. Aber wenn wir uns dessen erinnern, was er über eine rechte deutsche Art in Text und Noten, Accent, Weise und Geberde gesagt, so dürfen wir zum voraus vermuthen, daß manches, was beim Lesen anstößig ist, sich in der Musik ausgeglichen haben werde.

Wenn Luther auch auf das Technische der Poesie keine besondre Sorgfalt verwandte, so durfte ihm doch durch dessen Versäumnis der

[1] [Luther S. 91. 92. H.]

musikalische Vortrag nicht beeinträchtigt werden; denn um der Melodieen willen hatte er häufig die Texte bearbeitet und die Musik überhaupt war ihm eine hohe Sache; für ihn gab es kein geistliches Lied ohne Gesang.

Ihn als Tonsetzer zu würdigen, liegt nicht in unsrer Aufgabe. Ich verweise darüber auf Abschnitt III der Rambachischen Schrift. Kraft, Ausdruck, hohe Einfalt seiner Compositionen hat ihnen eine bleibende Stelle im Kirchengesange gesichert und sie gelten für unübertroffen. Seinem musikalischen Sinne verdankt auch die evangelische Kirche die Erhaltung trefflicher älterer Melodieen.

„Der Gesang", sagt Luther, „und die Noten sind köstlich; Schade wäre es, daß sie sollten untergehen; aber unchristlich und ungereimt sind die Text oder Wort, die sollten untergehen u. s. w. Darum wir solche abgöttische todte und tolle Text entkleidet und ihnen die schöne Musica abgestreift und dem lebendigen heiligen Gotteswort angezogen, dasselb damit zu singen, zu loben und zu ehren, daß also solcher schöner Schmuck der Musica in rechtem Brauch ihrem lieben Schöpfer und seinen Christen diene, daß er gelobt und geehret, wir aber durch sein heiliges Wort, mit süßem Gesang ins Herz getrieben, gebessert und gestärkt werden im Glauben" (Luther, Anhang S. 8 f.).

Luthers Liebe zur Tonkunst, seine Ansicht vom Wesen, vom Werth und Berufe derselben geben noch besonders folgende Aussprüche kund:

Musicam habe ich allzeit lieb gehabt. Ich wollte mich meiner geringen Musica nicht um was großes verzeihen. (Luther S. 187.) Wer die Musicam verachtet, wie die meisten Schwärmer thun,[1] mit denen bin ich nicht zufrieden. Musica ist eine halbe Disciplin und Zuchtmeisterin, so die Leute gelinder und sanftmüthiger, sittsamer und vernünftiger machet. Singen ist die beste Kunst und Übung. Wer diese Kunst kann, der ist guter Art, zu allem geschickt. Er hat nichts zu thun mit der Welt, ist nicht vor dem Gericht noch in Habersachen. Sänger sind auch nicht sorgfältig [sorgenvoll], sondern sind fröhlich und schlagen die Sorgen mit Singen aus und hinweg u. s. w. Sie verjagt den Geist der Traurigkeit, wie man am Könige Saul siehet. Man vergisset dabei alles Zorns, Unkeuschheit, Hoffart und anderer Laster und vertreibt damit viel Anfechtungen und böse Gedanken. Der Teufel erharret ihr nicht und ist ihr sehr feind. Musica ist das beste Labsal einem betrübten Menschen, dadurch das Herze wieder zufrieden, erquickt und erfrischt wird u. s. w.[2]

[1] Namentlich Karlstadt, Luther S. 100 N.
[2] [Luther S. 188. H.]

Ähnlicher Weise an einem andern Orte: [1]

Es ist kein Zweifel, es stecket der Same vieler guten Tugenden in solchen Gemüthern, die der Musik ergeben sind; die aber nicht davon gerührt werden, die halte ich den Stöcken und Steinen gleich. Denn wir wissen, daß die Musik auch den Teufeln zuwider und unleidlich sei. Und ich halte gänzlich dafür und schäme mich auch nicht, es zu bejahen, daß nach der Theologie keine Kunst sei, die mit der Musik zu vergleichen ist, dieweil sie allein nach der Theologie dasjenige thut, was sonst die Theologie allein thut, nemlich daß sie Ruhe und einen fröhlichen Muth macht, zu einem klaren Beweis, daß der Teufel, welcher traurige Sorgen und alles unruhige Lärmen stiftet, fast vor der Musik und deren Klange eben so fliehet als vor dem Worte der Gottesgelahrtheit; daher die Propheten keine Kunst so gebraucht haben, als die Musik, da sie ihre Theologie nicht in die Erdmeß-, Rechen- oder Sternkunst, sondern in die Musik gefasset, daß die Gottesgelahrtheit und Musik beisammen stünden, indem sie die Wahrheit in Psalmen und Gesängen gelehret. Aber was lobe ich die Musik jetzt auf einem so engen Papier und will ein so groß Ding mahlen oder vielmehr verunzieren? Aber meine Neigung zu ihr wallet mir so stark auf gegen sie, die mich oft erquicket und mir großen Unmuth vertrieben hat.

Er schrieb dieses in einem lateinischen Briefe an Ludwig Senfl, einen berühmten Tonsetzer und Tonkünstler (Luther S. 188 ff.).

Wir besitzen aber auch von ihm eine eigene Lobrede auf die Musik vom Jahr 1538. Sie war ursprünglich lateinisch geschrieben. Man sehe eine auch schon alte Übersetzung derselben in Rambachs Luther, Anhang S. 84 ff. Endlich ein kleines Gedicht, welches Luther dem Wittenbergischen Gesangbuche von 1543 vorgesetzt hat:

Frau Musica.

Für allen Freuden auf Erden u. s. w. (Luther, Anhang S. 91.) [2]

Fassen wir Alles zusammen, so ergiebt sich, daß Luther die Musik, namentlich den Gesang, als ein von Gott Erschaffenes ansah, wodurch Gott selbst gelobt und sein Wort in die Herzen der Menschen getrieben werden sollte. Über die Dichtkunst verbreitet er sich nicht besonders, ohne Zweifel weil diejenige, die ihn angieng, ihm nichts anders war, als Theologie. Der Kirchengesang war ihm die unmittelbare Ver-

[1] Übersetzung.

[2] [W. Wackernagel, Deutsches Lesebuch II, 2te Ausgabe, Basel 1840. 8. Sp. 20—22. H.]

einigung der Theologie mit der Musik, wie er solche, nach obiger Briefstelle, in den Gesängen der Propheten gefunden hat, die ihre Theologie in die Musik gefaßt haben. Ob er nun ältere lateinische oder deutsche Texte, ob er Psalmen oder andre Bibelstellen bearbeitet, ob er freiere Lieder gedichtet hat, überall ist es das Wort Gottes, das er verkünden will; ob er alte Kirchenmelodieen aufgenommen oder neue, eigene gesetzt hat, ob er in seiner Kammer oder ob die volle Gemeinde sie absingt, immer stammen und tönen sie aus einer Schöpfung Gottes, die im Herzen und in der Stimme des Menschen wirkt. Alle Classificationen lösen sich in dieser einen Ansicht und Gesinnung. Wir sehen Luthern im Kirchenlied an einer heiligen Stätte knieen, an der er Trost und Freudigkeit, Salbung und Stimme holt, womit ausgerüstet, er jeder Arbeit und jedem Kampfe festen Schrittes entgegengeht.

Lieder, in diesem Geiste gesungen, konnten, in vereinter Macht des Wortes und der Töne, ihrer Wirkung gewiss sein. Sie wurden von den Zeitgenossen mit dem grösten Beifall aufgenommen, verbreiteten sich rasch und weit. Hierüber hat Rambach (Luther S. 164 ff.) merkwürdige Data gesammelt.

Anfangs giengen sie, nach damaligem Gebrauche bei weltlichen Liedern, auf einzelnen Blättern aus (Luther S. 104 f.). Bald aber setzte ihre Erscheinung eine Menge von Druckerpressen in- und außerhalb Obersachsen in Bewegung; und man kann sich von der Begierde, mit welcher sie gekauft und gelesen wurden, einen Begriff machen, wenn man erfährt, daß allein in Erfurt vier verschiedene Drucker in den Jahren 1524 und 25 mit der Herausgabe evangelischer Liedersammlungen beschäftigt waren. So giengen sie von Stadt zu Stadt, von Mund zu Mund und wurden von Hohen und Niedrigen, von Erwachsenen und Kindern gesungen. In Magdeburg waren namentlich die beiden Lieder „Aus tiefer Noth schrei ich zu dir" und „Es woll uns Gott genädig sein" [1] schon im Jahr 1524 unter dem Volke bekannt. Ein alter Mann, seines Handwerks ein Tuchmacher, hatte dort jene Lieder zuerst auf dem Markte feil und sang sie den Leuten vor, die in großer Menge um ihn versammelt waren. Der Bürgermeister Rubin, der beim Nachhausegehen aus der Johanniskirche das Gedränge sah, ließ „den bösen Buben, der Luthers ketzerische Gesänge unter das Volk brachte," ins Gefängnis werfen. Es giengen aber 200 Bürger auf das Rathhaus, die seine Freilassung bewirkten. Als im Jahr 1529 ein päbstlicher Geistlicher in Lübeck in der Jacobskirche die Predigt geschlossen hatte

[1] [P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 187. 188. 189. H.]

und für die Todten zu bitten im Begriffe war, stimmten zwei kleine Knaben das Lied an „Ach Gott, vom Himmel sieh darein“ u. s. w. und die ganze Gemeinde folgte ihnen nach, welches von der Zeit an jedesmal geschah, so oft ein Geistlicher in seinen Vorträgen sich der evangelischen Lehre zuwider erklärte, und wodurch es mit bewirkt wurde, daß der Rath in die von den Bürgern verlangte Wiedereinsetzung der vertriebenen evangelischen Prediger willigen muste. Ähnliches fand an andern Orten [zu Oldenburg, Hamburg, Frankfurt u. s. w. vgl. Wunderhorn II, 341—3] statt, wo Luthers Lieder von dem Volke mit der grösten Begierde aufgenommen wurden und wo durch sie zuerst und vorzüglich die protestantische Lehre Eingang fand.[1] Eines jener Lieder wird von einem Zeitgenossen Luthers besonders in dieser Hinsicht ausgezeichnet:

„Mir zweifelt nicht,“ schreibt er, „durch das eine Liedlein Lutheri „Nun freut euch, liebe Christen, gmein“[2] werden viel hundert Christen zum Glauben bracht sein worden, die sonst den Namen Lutheri vorher nicht hören mochten. Aber die edle theure Wort in dem Liedlein haben ihnen das Herz abgewonnen, daß sie der Wahrheit beifallen musten; daß meines Erachtens die geistliche Lieder nicht wenig zu Ausbreitung des Evangelii geholfen haben.“

Diesen Einfluß der Lutherischen Gesänge gestehen auch Schriftsteller aus der römischen Kirche zu, wie der Karmeliter Thomas a Jesu, welcher sagt, daß Luthers Gesänge seine Sache zum Erstaunen beförderten, daß man sie von allen Classen, und nicht bloß in Kirchen und Schulen, sondern auch in Häusern und Werkstätten, auf Märkten, Gassen und Feldern singen höre. Wenngleich man ihnen in der römischen Kirche am Anfang der Reformation, eben um des davon zu befürchtenden nachtheiligen Eindrucks willen, noch keinen Zugang verstattete und sie durch andre „unverdächtige“ deutsche Gesänge und Liedersammlungen zu verdrängen suchte, so währte es doch nicht sehr lange Zeit, daß sie, wenigstens zum Theil oder mit einigen Veränderungen, hie und da auch beim katholischen Gottesdienste eingeführt wurden. Dieß geschah u. A. zu Wolfenbüttel noch zu Lebzeiten des antilutherisch gesinnten Herzogs Heinrich, der selbst den Gebrauch einiger von Luther verfertigten Lieder in seiner Hofkapelle duldete. Als ein katholischer Geistlicher deshalb beim Herzog Klage führte, erkundigte sich dieser bei ihm, was es für Lieder wären. Da nun der Geistliche zur Antwort gab: „Gnädiger Herr, sie heißen: „Es woll uns Gott

[1] „In der Stadt Göttingen giebt im Jahre 1529 ein Gesang Luthers den ersten Anlaß zu ihrer [der Reformation] weitern Verbreitung unter dem Volk.“ Göttingische gelehrte Anzeigen, 189 St., den 26 November 1832, S. 1884. Recension von J. C. F. Schlegels Kirchen- und Reformationsgeschichte von Norddeutschland und von den Hannoverischen Staaten, Bd. II, Hannover 1829.

[2] [P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 184. H.]

genädig sein u. s. w." erwiderte der Fürst: „Ei, soll uns denn der Teufel gnädig sein? Wer soll uns sonst gnädig sein denn Gott allein?" Im vorletzten Decennium des 16ten Jahrhunderts war das Gleiche schon an mehrern Orten in Kirchen und Klöstern der Fall. Späterhin trug man sogar kein Bedenken, Lutherische Gesänge in katholische Gesangbücher aufzunehmen, theils unverändert, theils mit Abweichungen. Geschah dieß in der Kirche, die Luthern als einen Feind und Abtrünnigen betrachtete, und zu einer Zeit, wo der Haß gegen ihn und seine Partei noch ungeschwächt fortdauerte, so kann man sich leicht vorstellen, was andre mit ihm befreundete Kirchengesellschaften thaten. Die Böhmischen Brüder nahmen alle seine Gesänge unverändert an und fügten sie als Anhang dem Gesangbuche bei, das sie 1566 dem Kaiser Maximilian II im öffentlichen Drucke überreichten. Die evangelisch-reformierte Kirche in Deutschland und der Schweiz, die zum gottesdienstlichen Gebrauche die von Ambrosius Lobwasser aus dem Französischen des Clement Marot und Theodor Beza übersetzten, zuerst 1573 erschienenen Psalmenlieder erwählt hatte, folgte jenem Beispiele und fügte fast allen Ausgaben dieser Psalmenlieder die meisten oder auch sämmtliche Lutherische Lieder bei. Dasselbe geschah in der Folge und war zum Theil schon früher in Holland, Frankreich, Polen, Ungarn, in den nordischen Reichen, ja selbst jenseits des Weltmeers in den von Protestanten gegründeten Kirchen geschehen, wo sie, in Übersetzungen oder in der Ursprache, als gottesdienstliche Gesänge eingeführt wurden.

Bevor wir zu den Nachfolgern Luthers im Kirchenliede übergehen, ist noch kürzlich zu bemerken, daß von ihm, außer mehreren lateinischen Gedichten, manche deutsche Reimsprüche, moralischen, religiösen, zum Theil auch satirischen und launigen Inhalts vorhanden sind, die sich in seinen Werken, in den Tischreden und in der Lebensbeschreibung des Mathesius zerstreut finden. Die Notizen darüber bei Rambach, Luther S. 151 f. Anm. 5. Eine Reihe solcher Sprüche ist abgedruckt in dem Anhang der Schrift: D. M. Luther und seine Zeitgenossen als Kirchenliederdichter u. s. w. von A. Gebauer, Leipzig 1828. Dahin gehört auch Luthers Lied vom Hofe (Gebauer S. 201 f.):

Wer sich nimmt an u. s. w.

Erheblicher aber, als diese kleinen, versificierten Stücke, ist die Poesie der lebendigen Auffassung und Darstellung, die in manchen Stellen seiner Prosaschriften, wie in den ausgehobenen über die Psalmen, über die Musik u. s. w. mächtiger selbst, als in den Kirchenliedern, hervortritt.

Luther selbst äußerte sich über seine Lieder höchst bescheiden. Er sagt in der Vorrede zum Wittenbergischen Gesangbüchlein von 1544:

Demnach hab ich auch samt etlichen andern zum guten Anfang und Ursach zu geben denen, die es besser vermögen, etliche geistliche Lieder zusammen gebracht, das heilige Evangelium, so itzt von Gottes Gnaden wieder aufgangen ist, zu treiben und in Schwang zu bringen u. s. w. (Luther, Anhang S. 1.)

Schon in der 1524 erschienenen Ordnung der Messe hörten wir ihn sagen:

Es fehlet uns an deutschen Poeten und Musicis, oder sind uns noch zur Zeit unbekannt, die christliche und geistliche Gesänge, wie sie Paulus nennet, machen könnten, die es werth wären, daß man sie täglich in der Kirche Gottes brauchen könnte.

Und weiter:

Das rede ich derhalb, daß, so irgend deutsche Poeten wären, dadurch bewegt würden, uns geistliche Lieder zu machen.

Aber mehr, als diese Aufforderungen, wirkte sein Beispiel.

Zwar enthält das vollständigste der zu Luthers Lebzeiten gedruckten Gesangbücher nicht mehr, als 143 deutsche Lieder, bei welchen aber eine beträchtliche Anzahl theils solcher, die bloß in prosaischen Übersetzungen biblischer Lobgesänge bestehen, theils solcher, die für die öffentliche Erbauung nicht geeignet und bestimmt waren, eingerechnet sind, so daß am Ende nur etwa 100 eigentliche Kirchenlieder, und darunter die Lutherischen selbst, übrig bleiben (Luther S. 89).

Allein der Anstoß war gegeben und nach Rambachs Berechnung (Anthologie II, 7 f.) fand im Verlaufe des 16ten Jahrhunderts folgende Progression statt:

Auf die erste kleine Liedersammlung, die nach der Reformation erschien, die im Jahr 1524 zu Wittenberg gedruckte, welche nicht mehr als 8 Gesänge enthielt, folgte schon 4 Jahre später eine von 56 Liedern, 1540 eine Magdeburgische von 120 Liedern, 1568 eine Straßburgische von 300, 1597 eine Greifswaldische von 600. In der folgenden Zeit schwoll die Zahl immer höher an, so daß ein von dem im Jahr 1786 verstorbenen Dombechanten von Hardenberg zu Halberstadt verfertigtes Liederregister über 60000 Anfänge geistlicher Lieder enthält. Geistliche und Laien, Gelehrte und Ungelehrte, Fürsten und Staatsmänner, Frauen hohen und niedern Standes haben zu diesem großen Anwachs beigetragen.

Wenn wir uns aber bei den Kirchenliedern Luthers umständlicher verweilt haben und nun durch den noch übrigen Theil unsres Zeitraums, bis zum Schlusse des 16ten Jahrhunderts, nur einen flüchtigern Durchgang nehmen, so ist die Ursache die, weil in dieser Zeit es wirklich Keiner besser vermocht hat, als Luther es zum guten Anfang gemacht hatte, selbst wenn wir von der glücklichen Vereinigung des Dichters mit dem Tonsetzer in seiner Person absehen.

Zunächst an Luther schließen sich seine Freunde und Schüler. Darunter Dr Justus Jonas, „Luthers vertrauter Freund und Mitarbeiter am Werke der Reformation während seines beinahe zwanzigjährigen Lehramts in Wittenberg. Von ihm ist der 124ste Psalm als Kirchenlied bearbeitet. Dieses Lied gefiel Luthern so wohl, daß er es selbst corrigierte und zunächst nach seinen eigenen Liedern in sein Gesangbuch setzte.“ [1] Man spürt auch in ihm deutlich den Ton Luthers. Dieser hat in dem früher vorgetragenen Liede „Wär Gott nicht mit uns diese Zeit“ u. s. w. denselben Psalm behandelt. Ich gebe nun das andre Lied zur Vergleichung (Anthologie II, 53 ff.):

Wo Gott, der Herr, nicht bei uns hält u. s. w. [2]

Luthers Übersetzung dieses Psalms nahm nur 3 Strophen ein, giebt denselben Inhalt und hat viel lebendigern Ausdruck. (Vgl. Jonas Str. 3 mit Luther Str. 2 und Jonas Str. 5 mit Luther Str. 3.)

In dem angeführten und andern Liedern zeigt sich noch die nähere Befreundung mit Luthers Gesange; nach seinem Vorbilde wurden auch fernerhin Psalmen und lateinische Hymnen als deutsche Kirchenlieder bearbeitet; Geist und Ton seiner Liederdichtung hat überhaupt niemals aufgehört, auf die geistliche Poesie der Deutschen einzuwirken.

Dieß im Allgemeinen voranstellend, werden wir an den übrigen geistlichen Sängern des 16ten Jahrhunderts nur Dasjenige im Besondern hervorheben, worin sie nach Geist oder Form von Luthers Weise abweichen oder gewisse, auch von ihm schon angegebene Richtungen einseitiger verfolgen. Eine höhere Ausbildung des Kirchenliedes, als die er demselben gegeben, hat, wie schon bemerkt, in diesem Zeitraume nicht stattgefunden.

[1] Rambach, Anthologie II, S. 53.
[2] [P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 227. H.]

Wenn auch schon einzelne Lieder Luthers bestimmten Glaubensartikeln gewidmet sind, wie die von der Taufe und von der Erlösung, und er das Kirchenlied überhaupt als ein Mittel, den reinen Glauben unter das Volk zu bringen, betrachtet, so ist doch bei ihm die Glaubenslehre überall in lebendiger Empfindung und Darstellung aufgefaßt. Bei den nachfolgenden Liederdichtern dagegen tritt häufig eine dogmatische Starrheit ein. Es ist ihnen weniger um die Belebung, als um die richtige und vollständige Ausführung der Dogmen zu thun; eben dadurch erhalten auch ihre Lieder eine ungebührliche Ausdehnung, während die Lutherischen, ihren Gegenstand im Mittelpunct ergreifend, ihn auch rasch und gedrängt durchführen. Beispiele des Trockenen und Gedehnten heben wir keine aus.

In Luthers Gesange, wie in seinem ganzen Wesen, herrscht ein Geist der Fröhlichkeit. Das eben erwähnte Lied von der Erlösung hebt an:

Nu freut euch, lieben Christen, gmein
Und laßt uns fröhlich springen,
Daß wir getrost und all in ein
Mit Lust und Liebe singen,
Was Gott an uns gewendet hat
Und seine süße Wunderthat!
Gar theur hat ers erworben.[1]

Er nimmt den Glauben, den er verkündet, von seiner beseligenden Seite. Wir haben von ihm Weihnacht- und Osterlieder, aber kein eigentliches Passionslied. Auch von den Psalmen schöpft er keine trübe Bußlieder, er holt aus ihnen Stärkung und Freudigkeit, und wenn er anfängt:

Aus tiefer Noth schrei ich zu dir u. s. w.,

so hört er auf:

Ob bei uns ist der Sünden viel,
Bei Gott ist viel mehr Gnaden u. s. w.[2]

Der finstere Geist weicht ihm vor Davids Harfenspiele. Die Spätern dagegen scheinen oft recht den finstern Geist heransingen zu wollen.

[1] [Luther, Anhang S. 76. P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 184. H.]

[2] [Luther, Anhang S. 56. 57. P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 187. 188. H.]

Gewissensangst, Verderbnis der Zeit, Eitelkeit alles Irdischen, Tod und Verwesung, jüngstes Gericht werden beliebte Gegenstände des geistlichen Gesanges. Von solchen rigoristischen Liedern, denen es keineswegs an kräftigen Zügen fehlt, hier einige Beispiele (Anthologie II, 107)! „Gott hat das Evangelium" u. s. w. [1] von Dr Erasmus Alber, gestorben 1553; (ebend. II, 153) „Der grimmig Tod mit seinem Pfeil" u. s. w. von Bidembach.

Mystische Spielerei, wie sie in den alten Klosterliedern üblich war, paßte nicht zu Luthers Wesen; nur etwa in den Weihnachtliedern, von deren besondrem Anlaß wir gesprochen, und in dem apokalyptischen „Sie ist mir lieb, die werthe Magd" u. s. w. hat er diese Saite berührt. Sie klang auch noch weiter fort und besonders hat noch gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts Philipp Nicolai (geb. 1556, gest. 1608) durch sein „Wie schön leuchtet der Morgenstern" u. s. w. die Liebhaberei für solche Weise von Neuem geweckt. Das in unsern Gesangbüchern stehende Lied „Wie leuchtet uns der Morgenstern" u. s. w. ist eine durchgängige Umarbeitung. Das ursprüngliche lautet so (Anthologie II, 216):

Wie schön leuchtet der Morgenstern u. s. w.

An dem rechten Ernste des Sängers bei Verfertigung dieses Liedes wird man noch mehr irre, wenn man weiß, daß die Anfangsbuchstaben der Strophen den Namen „Wilhelm Ernst, Graf und Herr zu Waldeck," ausdrücken; ein frostiges Spiel, das auch sonst in dieser Zeit vorkommt. Gleichwohl wird, wie Rambach mittheilt, erzählt, der Verfasser sei bei Verfertigung desselben so von heiliger Freude und Sehnsucht ergriffen worden, daß er der ordentlichen Mahlzeit darüber vergessen, und als er von den Seinigen dazu gerufen worden, sich geweigert habe, zu ihnen zu kommen. Rambach bemerkt hiebei:

Wie dieses Lied auf das Zeitalter wirkte [2], sieht man nicht allein aus den häufigen Nachbildungen desselben in Dank- und Lobgesängen, sondern auch aus dem seit seinem Erscheinen in der protestantischen Liederpoesie immer bemerkbarer werdenden Hinstreben zur Mystik, wodurch sie . . . allerdings zu einer höhern Vollendung geführt, aber auch auf manchen Abweg geleitet wurde.

Versbau und Melodie mögen zu der bedeutenden Wirkung des Liedes beigetragen haben. Unter den Nachbildungen desselben giebt

[1] [P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 297. H.]

[2] [Grimmelshausen 4, 930. Ayrer 5, 3382, 2. K.]

es eine von dem Tübinger Professor Zacharias Scheffer, die den Verfasser selbst zum Gegenstande hat und so anfängt:

Wie schön leuchtet im Himmelreich,
Dem Glanz der hellen Sonnen gleich,
Philippus Nicolai u. s. w.

Vom gleichen Verfasser ist (Ebend. II, 218):

Wachet auf! ruft uns die Stimme u. s. w.,

woraus in unsern Gesangbüchern „Wachet auf! so ruft die Stimme“ u. s. w. hervorgegangen ist.

Mit dem deutschen Volksgesange war Luther, wie wir nachgewiesen, zwar wohl bekannt; die lange vor ihm gebräuchliche Umwandlung weltlicher Lieder in geistliche jedoch hat er, seinen Antheil an dem „Nun treiben wir den Pabst hinaus“ u. s. w. und den Anfang des vorerwähnten „Sie ist mir lieb, die werthe Magd“ u. s. w. ausgenommen, nicht besonders betrieben. Die Nachfolgenden greifen auch hierin wieder rüstiger zum Werke. Hans Sachs bemerkt in der Summa aller seiner Gedicht von 1567 ausdrücklich (Göz I, 10):

Nach dem fand ich auch in der meng
Psalmen und ander kirchengsäng,
Auch verendert geistliche lieder u. s. w.

Ein solch verändert geistlich Lied ist es z. B., wenn Hans Sachs ein weltliches Gedicht „Ach Jupiter, hättst du gewalt“ u. s. w. umsetzt in „O gott vater, du hast gewalt“ u. s. w. (Anthologie II, 10). Auf der Stuttgarter Bibliothek: „Etliche geystliche, in der schrifft gegründte lieder, für die layen zuo singen. Hans Sachs. 1526.“ Darin 5 theils nach weltlichen, theils nach ältern katholischen Gesängen protestantisch umgestaltete Lieder. Sonst hat vorzüglich das ihm zugeschriebene „Warum betrübst du dich, mein herz“ u. s. w. große Verbreitung erlangt. [1] (Vgl. noch Göz, Hans Sachs II, XXII—XXV.)

In der Anthologie II, 92 ist ein Lied mitgetheilt, welches anhebt:

Wer hie das Elend bauen will,
Der heb' sich auf und zieh' dahin
Und geh' des Herren Straße!
Glaub' und Geduld dörft' er gar wohl,
Sollt' er die Welt verlassen.

1 [Vergl. Gödeke, Grundriß S. 340. 341. H.]

Den Weg, den man jetzt wandern soll,
Der ist elend und trübsalvoll;
Das nehmt euch wohl zu Herzen!
Lust und Freud' schwimmet gar dahin,
Bleibt nur Jammer und Schmerzen u. s. w.

Der Weg zum Himmel wird auf diese Art (im Ganzen durch 15 Strophen) weiter verfolgt. Das Lied steht dort unter dem Namen Johann Xylotectus (Zimmermann?) und ist entnommen aus einem alten Drucke: „Drey geistliche Jacobslieder, weisen dem Bilgram den rechten Weg und Straßen zum ewigen Leben" u. s. w. Nürnberg 1541. 8. Rambach vermuthet darin die Parodie eines katholischen Wallfahrtliedes. Allerdings ist ein solches altes Vorbild vorhanden (Wunderhorn II, 327)[1]:

Wer das elent bawen wel,
Der heb sich auf und sei mein gesell
Wol auf sant Jacobs straßen u. s. w.

Der Weg der Jacobspilger wird hierauf beschrieben und daran die Erzählung von einem ungetreuen Spitalmeister bei St. Jacob angeknüpft. Eine andre Parodie desselben Liedes habe ich in einem Lübecker evangelischen Gesangbuch von 1607 gefunden. Sie schließt sich noch sinnlich näher an das alte Wallfahrtlied „Wer hie das elent bawen wel" u. s. w. Auch dieses Lied ist mit J. X. (Joh. Xylotectus) bezeichnet und ist jedenfalls für die ältere Bearbeitung anzusehen.

In diesen Parodieen ist nicht etwa bloß ein katholisches Lied in ein protestantisches umgesetzt, sondern die äußerliche Pilgerfahrt und Ausrüstung zu einer geistigen umgewandelt. Aber auch gänzlich weltliche Lieder sind auf diese Weise verarbeitet. Ein Lied von Hans Witzstat, einem Wiedertäufer um 1528, hat die Überschrift: „Der geistliche Buchsbaum" (Anthologie II, 86). Es enthält ein Kampfgespräch des Leibes mit der Seele, einen Streit des Fleisches wider den Geist, als Nachbildung des Liedes vom Buchsbaum und vom Felbinger (Weidenbaum), worin diese beiden Baumarten sich um den Vorzug streiten.[2]

Ein geistliches Lied von Johann Walther, kursächsischem Capell-

[1] [Uhland hat dieses Lied in seine Volkslieder II, Nr. 302 aufgenommen. H.]

[2] [In Uhlands Volksliedern I, Nr. 9. H.]

meister, ist gleichfalls hier zu berühren. Er war ein Zeitgenosse Luthers und hat diesen bei der Einführung der deutschen Messe gefördert. In einem nach Luthers Tode verfaßten Bericht über diesen Gegenstand sagt er:

So weiß und zeuge ich wahrhaftig, daß der heilige Mann Gottes Lutherus, welcher deutscher Nation Prophet und Apostel gewest, zu der Musica im Choral- und Figuralgesange große Lust hatte, mit welchem ich gar manche liebe Stunde gesungen und oftmals gesehen, wie der theure Mann vom Singen so lustig und fröhlich im Geist ward, daß er des Singens schier nicht konnte müde und satt werden und von der Musica so herrlich zu reden wuste.[1]

Walther hat ein damals gangbares Frühlingslied:

Herzlich tut mich erfrewen
Die liebe summerzeit u. s. w.[2]

auf das Vorgefühl des himmlischen Lebens geistlich angewendet.[3] Von den 34 Strophen dieser Parodie führe ich nur die erste und letzte an (Anthologie II, 134):

Herzlich thut mich erfreuen
Die liebe Sommerzeit,
Wenn Gott wird schön verneuen
Alles zur Ewigkeit.
Den Himmel und die Erden
Wird Gott neu schaffen gar;
All Creatur soll werden
Ganz herrlich, hübsch und klar.

Hiemit will ich beschließen
Das frölich Sommerlied.
Es wird gar bald aufsprießen
Die ewig Sommerblüth,
Das ewig Jahr herfließen;
Gott geb' in diesem Jahr,
Daß wir der Frücht genießen!
Amen, das werde wahr!

[1] [Rambach, Luther S. 211. 212. H.]

[2] [Vergl. Uhlands Volkslieder I, Nr. 57. H.]

[3] [Das Lied steht bei P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 460. Vergl. ebend. unter Nr. 719 eine weitere Bearbeitung des nemlichen Liedes. H.]

Den Anbruch eines geistlichen Frühlings hatte auch Luther in dem Liede von den zween Märtyrern zu Brüssel verkündigt. Von den übrigen in der Anthologie (II, 144. 189 ff. 224) vorkommenden Stücken dieser Art lasse ich noch eines folgen, in dem man die Parodie nicht gleich auf den ersten Anblick bemerken wird (Ebd. II, 163):

O Christe, Morgensterne u. s. w.

Hiebei steht aber im Hintergrund eine vollständige alte Ballade, in der sich ein Mädchen mit dem Geliebten bespricht, der um ihretwillen tödtlich verwundet worden.

Manche andre geistliche Gesänge, in denen nur die Tonweise weltlicher Lieder, deren Anfänge beigesetzt sind, auf fromme Materien angewendet ist, könnten aus dem vorerwähnten Lübecker Gesangbuche angeführt werden, z. B. (Nr. 220) Ein geistlich Lied von der Buß, im Ton „Wo soll ich mich hinkehren, Ich armes Brüderlein?" u. s. w.,[1] was ein Schlemmerlied ist.

Vgl. hieher noch Anthologie II, 10 f. Koch II, 86—88.

Diesem Verfahren mochte theils, wie schon früher bemerkt worden, die Absicht zu Grunde liegen, beliebte Melodieen weltlicher Lieder für den geistlichen Gesang zu gewinnen und mittelst derselben dem christlichen Inhalt leichtern Eingang zu verschaffen, theils aber auch ein frommer Eifer, der an den im Volke verbreiteten weltlichen Liedern, mitunter nicht unbillig, Anstoß nahm und dieselben durch geistlichen Ersatz ganz zu verdrängen wünschte (vergleich Anthologie II, 3 f.).

Auf keine Weise durch Luthers Beispiel veranlaßt war der schon gelegenheitlich beobachtete Gebrauch, durch die Anfangsbuchstaben der Strophen und Verszeilen die Namen der Verfasser oder andrer, vorzüglich regierender Personen zu bezeichnen (Anthologie II, 11). Weniger leere Künstelei war es, wenn die Symbola oder Wahlsprüche der hohen Personen ins Mittel gezogen wurden. Statt aller hier ein Lied des Kurfürsten von Sachsen, Johann Friedrich I, des Hauptes der protestantischen Partei. Er dichtete dasselbe in seiner Gefangenschaft nach dem unglücklichen Treffen bei Mühlberg, die von 1547 — 1552

[1] [In Uhlands Volksliedern II, Nr. 213. Vergl. P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 624. 717. H.]

dauerte und während welcher der Kaiser ihm bereits das Leben abgeurtheilt hatte (Anthologie II, 109).

Wies Gott gefällt, so gfällts mir auch u. s. w. [1]

Solche Reimgebete und Symbola durchlauchtiger Personen wurden auch besonders gesammelt. [2]

Soviel über die besondern Richtungen, welche das geistliche Lied nach Luther bis zum Ende des 16ten Jahrhunderts verfolgt hat.

Die Namen der Liederdichter dieses Zeitraums der Reihe nach aufzuführen, wäre überflüssig. Man findet sie im 2ten Bande der Anthologie. Die bedeutendern sind auch meist schon im bisherigen namhaft gemacht worden; ihnen ist besonders noch Bartholomäus Ringwaldt (Anthologie II, 202 ff.) beizufügen, von dem jedoch bei andrem Anlaß die Rede sein wird.

Katholische Kirchenliederdichter zeichneten sich in dieser Zeit nicht aus. Das deutsche Lied war in dieser Kirche nicht begünstigt und man beschränkte sich meist auf die Übertragung lateinischer Gesänge. Auch unter den Anhängern Zwinglis und Calvins blühte das Kirchenlied nicht auf; bei ihrem Gottesdienste war frühzeitig der ausschließliche Gebrauch der Psalmen eingeführt und überhaupt trat in ihrem Cultus von Anfang an der Gesang sehr hinter die Predigt zurück. Doch hat man von Zwingli selbst ein Lied, das unter der Überschrift „Kappeler Kriegslied, 1529," abgedruckt ist in den: Liedern und Gedichten zur Denkfeier Huldreich Zwinglis am Jahrestage seines Todes, zusammengetragen von der studierenden Jugend Zürichs, Zürich 1818.

Da mir kein andres von diesem Reformator bekannt ist, [3] so führ' ich die wenigen Strophen zum Schlusse hier an:

Herr, nun heb den wagen selb!
Schelb wird sust all unser farth.

[1] [P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 578. Wackernagel theilt dieses Lied unter denjenigen des Ambrosius Blaurer mit und bemerkt: „Das Lied wird sonst, man weiß nicht, aus welchem Grunde, dem Kurfürsten Johann Friedrich I. von Sachsen zugeschrieben." Vergl. auch Gödeke, Grundriß S. 189. 190. H.]

[2] [Vergl. Anthologie II, 11 f. H.]

[3] [Andere Lieder Zwinglis theilt nebst dem hier ausgehobenen mit: Wilh. Wackernagel, Deutsches Lesebuch II, Sp. 9—12. P. Wackernagel, Kirchenlied Nr. 549. 550. H.]

Das brächt lust der widerpart,
Die dich
Veracht so freventlich.

Gott, erhöch den namen din
In der straf der bösen böck!
Dine schaf wiedrum erweck,
Die dich
Liebhabend inniglich!

Hilf, daß alle bitterkeit
Scheide fern und alte trüw
Widerkehr und werde nüw,
Daß wir
Ewig lobsingend dir!

Zwingli hat, wie Luther, sein Lied selbst in Musik gesetzt.

Fünfter Abschnitt.

Reformationspolemik.

Die Kirche der Reformatoren war eine streitende. Das Werk der
Zerbesserung war gegen ein weitverbreitetes und festverschlungenes hier-
rchisches System gerichtet, welches durchbrochen werden muste, wenn
ie gereinigte Lehre, die neue kirchliche Ansicht Raum gewinnen sollte.
Je mächtiger und gewaltsamer der Widerstand war, um so mehr wurde
er Kampf ein äußerer. Zwischen der innern Glaubensläuterung aber
nd dem eigentlichen Religionskriege bewegt sich die Polemik des Wortes
nd der Schrift, die bald durch Gründe der Überzeugung siegen will,
ald, wo diese nicht mehr auszureichen scheinen, ungestüm zur That
indrängt. Äußere, in die Sinnen fallende Misbräuche und Verderb-
isse waren es, die auf die Prüfung der kirchlichen Lehre selbst führten,
der eine solche Verdorbenheit wurzeln konnte. Die Polemik hatte
nach theils mit den Dogmen, theils mit den äußern kirchlichen Er-
heinungen zu thun.

Diese in mehrfachen Richtungen und Ausdrucksweisen eifrig be-
iebene Polemik schlägt nun auch in das Gebiet der Dichtkunst ein,
fern sie in poetisch lebendiger, besonders satirischer Darstellung sich
ußerte, oder doch der Form von Reimsprüchen und Liedern sich be-
iente. Finden wir uns hiedurch veranlaßt, der Reformationspolemik
nen eigenen Abschnitt zu bestimmen, so ergiebt sich doch eben damit
e Beschränkung auf Dasjenige, was nach Geist oder Form wirklich in
e Grenzen der deutschen Dichtkunst fällt. Die dogmatische Richtung
s Streites berührt uns hiernach wenig oder gar nicht. Die Satire,
e Aufrufe an das Volk warfen sich natürlich auf das Sichtbare und

Handgreifliche, auf den Ablaßkram, auf die Habsucht und Tyrannei des römischen Hofes, auf die Sittenlosigkeit des geistlichen Standes. Eine Frage, die noch für andre Abschnitte in Betracht kommt, ist die, ob auch die in lateinischer Sprache verfaßten Gedichte, deren es gerade für diese Polemik viele giebt, in den Kreis unsrer Darstellung zu ziehen seien. Es ist bekannt, daß in dieser Zeit auch die deutschen Gelehrten, sei es in Prosa oder in Versen, großentheils lateinisch schrieben, ohne daß darum auch bei Denen, deren Latein vollkommen classisch befunden wurde, der Germanismus der Sinnesart gänzlich hinweggefallen wäre. In letzterer Hinsicht könnten wohl auch manche Erzeugnisse dieser Art in die Geschichte der deutschen Dichtkunst aufgenommen werden. Da jedoch diese lateinische Sprachbildung mehr der Gelehrtenwelt angehörte und die sonst lateinisch verhandelnden Schriftsteller selbst, da, wo sie eine eigentlich nationale Wirkung bezweckten, doch zur deutschen Sprache greifen musten, so werde ich im Allgemeinen die lateinische Poesie auf der Seite lassen, ohne jedoch diese Ausscheidung streng einzuhalten, wo der deutsche Inhalt lateinischer Gedichte oder sonst ein innerer Zusammenhang Ausnahmen räthlich macht.

Die Bemerkung, die ich für unsern Zeitraum überhaupt gemacht habe, daß in ihm die Poesie eine dienende sei, gilt für den gegenwärtigen Abschnitt in vorzüglichem Maße. Der polemische Eifer bekümmert sich nicht um die Schönheit, sondern um die schlagendste Wirkung seiner Producte. Eine derbe Faust werden wir bei allen diesen Streitern finden. So wenig es bei einer geschichtlichen Darstellung meine Absicht sein kann, die Polemik nur von Einer Seite zu schildern, so wird doch dieselbe im Folgenden vorwiegend als eine protestantische erscheinen. Die Reformation hatte das Übergewicht der äußern Macht gegen sich, darum muste sie vornehmlich regsam sein, sich mit geistigen Waffen Bahn zu brechen. Die an sich schon weniger zahlreichen Streitschriften der katholischen Partei sind aber auch im Ganzen seltener zu finden und ich werde bei den namhaften Polemikern dieser Seite überall nur Lücken zu bezeichnen haben. Überhaupt muß ich beim gegenwärtigen Abschnitt am meisten von allen auf litterarische Vollständigkeit verzichten; denn großentheils sind diese Streithändel in einzelnen Flugblättern, Gesprächbüchlein, Sendschreiben u. s. w. geführt und es hängt vom Zufall ab, wie viel oder wenig man deren auf jeder Bibliothek

vorfindet. Von der öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart habe ich Manches dieser Art mitgetheilt erhalten. Im Ganzen aber vermag ich bei den angezeigten Schwierigkeiten von dem Gegenstande dieses Abschnitts nur Umrisse, keine gleichmäßige Ausführung, zu geben. Die litterarischen Notizen werden beim Einzelnen beigebracht werden. Es ist mir auch noch kein erschöpfenderes Verzeichnis der hieher gehörigen Streitschriften bekannt. Am besten dient vielleicht, was Flögel im 3ten Band seiner Geschichte der komischen Litteratur, Liegnitz und Leipzig 1786, 8. bei den deutschen Satirenschreibern des 16ten Jahrhunderts (S. 143 ff.) aufführt. [1]

Ich werde nun zuerst die bedeutendern Männer namhaft machen, die an diesem Kampfe, in den Formen deutscher Dichtkunst, Theil genommen haben, und dann von den zerstreuten, meist namenlosen Streitgedichten, die mir zugänglich geworden sind, die bemerkenswerthern ausheben.

Luther selbst hat Mehreres ausgehen lassen, was zum Fach der Satire gerechnet werden kann, z. B. „Bulla Cene Domini, d. i. die Bulla vom Abentfressen des allerheyligsten Hern des Babsts“ u. s. w. Wittenberg 1522; „Wider den neuen Abgott und alten Teufel, der zu Meissen soll erhaben werden“ u. s. w. ebendaselbst 1524 (gegen die Heiligsprechung des Bischofs Benno von Meissen); „Wider Hans Worst“ (Herzog Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel) u. s. w. (Flögel III, 230 ff.) ebendaselbst 1541. Da jedoch diese und ähnliche Schriften sich weder innerlich zu einer dichterischen Gestaltung abschließen, noch in metrischer Form abgefaßt sind, so begnüge ich mich, sie angezeigt zu haben. [2]

An der Spitze der Polemiker, die uns hier näher angehen, steht Ulrich von Hutten.

Dessen sämmtliche Werke, mit Einleitungen, Anmerkungen und Zusätzen herausgegeben von E. J. H. Münch, 5 Theile, Berlin und nachher Leipzig 1821—25. (Der 1te Band enthält den grösten Theil der lateinischen Gedichte, der 5te die deutschen Schriften.) In andrem Verlage, Leipzig 1827, erschienen, zugleich als 6ter Theil dieser Sammlung, die Epistolæ obscurorum virorum,

[1] [Man möge nun die betreffenden Abschnitte in Gödekes Grundriß vergleichen. H.]

[2] [Vergl. Gödeke S. 154. 155. H.]

an denen Hutten Antheil hatte. Bei den deutschen Schriften in dieser Ausgabe ist die erneuerte Rechtschreibung nicht erfreulich.[1]

Gedichte von Ulrich von Hutten und einigen seiner Zeitgenossen, herausgegeben von A. Schreiber, Heidelberg 1810 (mit neuem Titel und Huttens Bildnis 1824). Auch hier wäre eine treuere Beibehaltung der alten Orthographie zu wünschen gewesen. Es ist jedenfalls räthlicher, diese ganz zu belassen, als ohne genaue Kenntnis der ältern Sprache daran zu ändern.

Ulrich von Hutten, nach seinem Leben, seinem Charakter und seinen Schriften geschildert von C. J. Wagenseil, Nürnberg 1823.[2]

Von Hutten gilt dasselbe, was ich früher bei Luthern bemerkt habe, daß er hier nicht nach seinem ganzen, großen Wirken, sondern nur in der besondern Beziehung zur Geschichte der deutschen Dichtkunst charakterisiert werden kann.

Hutten bezeichnet selbst den Unterschied seiner Bestrebungen von denen Luthers in einem Brief an Diesen vom Jahr 1521:

In eo differunt utriusque consilia, quod mea humana sunt, tu, perfectior jam, totus ex divinis dependes. (Opp. IV, 298.)[3]

Doch versichert er in einem andern Schreiben an Luther:

Videbis, nec me deesse in hoc genere spiritui, quem excitavit in me deus. (Ib. 300.)[4]

Huttens ganzes Leben war Polemik, aber diese Polemik war nicht auf das Innere der Glaubenslehre gerichtet, sie gieng einerseits gegen die mönchischen Finsterlinge, welche der freieren Geistesbildung, wie sie durch das Aufleben der classischen Studien angeregt worden war, entgegenarbeiteten, anderseits auf die Befreiung des deutschen Vaterlandes vom römischen Joche. In der erstern Richtung nahm er, mehr Humanist, als Theolog, an der Streitsache Reuchlins mit den kölnischen Eiferern

[1] [Was Münch veröffentlicht hat, ist jetzt vollständig entbehrlich geworden durch die Ausgabe: Ulrichi Hutteni, equitis Germani, opera quæ reperiri potuerunt omnia. Edidit Eduardus Böcking I—V, Lipsiæ (Ulrichs von Hutten Schriften, herausgegeben von Eduard Böcking 1—5. Leipzig) 1859 bis 1861. 8. Ich habe die ausgehobenen Stellen überall nach dieser Ausgabe berichtigt. H.]

[2] [Man vergl. nun: D. F. Strauß, Ulrich von Hutten I. II. Leipzig 1858. 8. Man sehe auch Gödeke S. 210. H.]

[3] [Böcking II, S. 55. H.]

[4] [Böcking II, S. 58. H.]

lebhaften Antheil und dahin gehört insbesondre seine Theilnahme an den Epistolis obscurorum virorum. In der andern Richtung, die uns hier vorzugsweise berührt, trat er, nicht als Kirchenlehrer, sondern als deutscher Ritter, gegen den römischen Hof und all seinen Anhang in die Schranken. Er hatte diesen Kampf begonnen, bevor noch Luther seine Thesen angeschlagen, aber sobald er Luthers inne ward, schloß er sich diesem mit dem ganzen Feuer seiner Seele an. Mit klarem Bewußtsein ihrer verschiedenen Geistesrichtungen unterordnete er sich, wie wir von ihm selbst hörten, Dem, den er für den gottbeseelteren erkannte. Nicht minder klar war ihm aber, daß doch beide Richtungen nach einem gemeinsamen Hauptziele strebten, und dazu schlug er seine Hand in Luthers Hand. „Uror anxie videndi te cupiditate, huc inflammat caritas," (Opp. IV, 300) [1] schreibt er in dem zweiten der angeführten Briefe; und in einem frühern, von 1520 (Opp. III, 575 f.) [2]:

Vive libertas! Si quod ad ea, quæ magno istic animo paras, ut video, impedimentum tibi intercedit, necessario et amanter doleo. Nos hic promovimus nonnihil. Christus adsit! Christus juvet! quandoquidem ejus stata adserimus, ejus obscuratam pontificiarum caligine constitutionum in lucem reducimus doctrinam, tu fœlicius, ego pro viribus etc. Eccius me detulit, ut tecum habentem: in quo falsus non est. Semper enim in iis, quæ intellexi, tecum sensi: at nulla fuit prius consuetudo nobis etc. Me habes adstipulatorem in omnes etiam eventus. Itaque consilia omnia tua audebis posthac credere mihi. Vindicemus communem libertatem! liberemus oppressam diu jam patriam! Deum habemus in partibus; quodsi deus pro nobis, quis contra nos? etc. perrumpemus, perrumpemus, adjuvante Christo, strenue!

Die erste, offene Polemik gegen den Pabst führte Hutten in seinen lateinischen Epigrammen auf den venetianischen Krieg Maximilians I, in den Jahren 1512 und 1513, zu welchem er diesen Kaiser in einem eigenen Gedichte, in elegischem Versmaß, aufgefordert hatte und während dessen er selbst in das kaiserliche Kriegsheer trat. Das Benehmen des Pabstes Julius II in dieser Angelegenheit, dessen Anstiftungen von Zwietracht und Krieg, sein treuloser Rücktritt vom Bündnisse von Cambrai entrüsteten den deutschen Ritter und gaben ihm Anlaß, sich

[1] [Böcking II, S. 58. H.]
[2] [Böcking I, S. 355. 356. H.]

die Stellung des Kirchenhauptes im Allgemeinen und sein Verhältnis zu Deutschland insbesondre genauer anzusehen. Was ihm dabei zu Sinne kam, sagen unter Andrem folgende Epigramme:

De Julio II, Pontifice Maximo, orbem christianum in arma concitante (Opp. I, 220)[1]:

Concitat iratum bellator Julius orbem,
Effera pacificos induit arma duces,
Tela dat Italiæ, tibi dat, Germania, bellum,
Hoc turbante domo prodit Ibera quies u. s. w.

Andre dieser Epigramme handeln „de gladio Julii" (man behauptete, dieser kriegslustige Pabst habe in einem feierlichen Umzug die Schlüssel Petri in die Tiber geworfen und das Schwert des Paulus sich vortragen lassen (ib. 221. 335).[2]

Dann

De Julii perfidia u. s. w. (Ib. 222.)[3]

Aber auch über den besondern Fall hinaus, in Beziehungen, welche dem spätern Kampfe schon näher treten, wird Julius auf die Wage gelegt:

De indulgentiis Julii. (Ib. 225.)[4]
Fraude capit totum mercator Julius orbem,
Vendit enim cœlos; non habet ipse tamen u. s. w.

Das Licht, das ihm selbst aufgegangen, sucht Hutten auch dem Kaiser, dem diese Epigramme zugeeignet sind, recht hell aufgehen zu lassen (ib. 227)[5]:

Ad Cæsarem de Germaniæ statu.
Quando erit, ut lumen Germania capta resumat,
Hinc Romam ut videat seque suumque trahi u. s. w.

Zusammengehäuft sind die verschiedenen Vorwürfe gegen Julius in der hexametrischen Satire:

In tempora Julii. (Opp. I, 267 f.)[6]

1 [Böcking III, S. 260. 261. H.]
2 [Böcking III, S. 261. H.]
3 [Böcking III, S. 263. H.]
4 [Böcking III, S. 266. Deutsch bei Strauß, Hutten I, S. 99. 100. H.]
5 [Böcking III, S. 267. H.]
6 [Böcking III, S. 269. 270. H.]

Sie schließt mit einem Aufruf an die Landsleute des Dichters:

Quin animum capimus, cives, ad nosque redimus u. s. w.

(Hutten ist hier vielleicht weiter gegangen, als nachher Luther in seiner Ansicht vom Verdienst der guten Werke zuließ.)

Auch das Leben und die Sitten in Rom selbst hatte Ulrich von Hutten beaugenscheinigt und schrieb darüber:

Ad Crotum Rubianum [1] de statu Romano epigrammata ex urbe missa.

Das erste derselben lautet so:

Vidimus Ausoniæ semierutа mœnia Romæ,
Hic, ubi cum sacris venditur ipse deus u. s. w. [2]

Selbst in das am freiesten spielende Gedicht Huttens, den Nemo, giengen nun solche polemische Züge über. Dieser Niemand vermag sehr natürlich Alles, was andern Leuten unmöglich ist, er thut, was Keiner sonst thut, und umgekehrt wird ihm zur Last gelegt, was Andre verschuldet haben; wo irgend etwas zerbrochen und verdorben wurde, heißt es immer, Niemand hab' es gethan. In die seltsamsten Widersprüche verwickelt sich dieser personificierte Niemand. Die lustige Haltung des Ganzen ist sehr gut in den Eingangsversen bezeichnet [Böcking III, S. 110. H.]:

Qui loquitur, Nemo est; loquitur nihil; at tibi si quid
Insonuit, dicas, Neminis esse nihil.

In der erweiterten Ausgabe dieses Gedichts von 1516 [Böcking I, S. 21: 1518. H.] sind nun unter Andrem folgende Verse hinzugekommen, die in der ersten, noch vor 1513 erschienenen Ausgabe noch nicht standen [3]:

Ille ego sum Nemo, de quo monimenta loquuntur.
Ipse sibi vitæ munera Nemo dedit.
Nemo fuit semper, Nemo isto tempore vixit,
Quo male dispositum dii secuere chaos.

[1] Johann Jäger von Dornheim in Thüringen, ein Freund Huttens. [Vergl. Strauß, Hutten I, S. 26. 27. H.]

[2] [Böcking III, S. 278. Deutsch bei Strauß, Hutten I, S. 159. H.]

[3] Opp. II, 317. Vergl. I, 150. [Böcking III, S. 111. 112. H.]

Ante ortum Nemo est aliquis, post funera Nemo;
 Nemo quid invito fertve facitve deo.
Omnia Nemo potest, Nemo sapit omnia per se.
 Nemo manet semper. Crimine Nemo caret.
Nemo fugit mortem, Nemo est a fine superstes;
 Nemo exors certi nascitur interitus.
Nemo animos novit superûm sensusque latenteis;
 Nemo quod est, quod erat; Nemo futura tenet.

So heißt es dann weiter:

Nemo sacerdotum luxus vitamque supinam,
 Nemo audet Latium carpere Pontificem u. s. w.

Die Töne, die in diesen, meist nur kurzen Gedichten angeschlagen sind, hallen lauter und länger aus in Huttens, gleichfalls lateinisch verfaßten Prosaschriften, den Aufrufen an Fürsten und Volk, den Sendschreiben an Freunde und Gegner, den Vorreden zu eigenen und fremden Arbeiten, den Streitschriften aller Art. Kunstform haben die nach dem Vorbild Lucians geschriebenen Dialoge, obgleich auch ihr Inhalt mehr praktisch, als poetisch ist. Überall dieselbe polemische Richtung.

In lateinischer Sprache zu schreiben, war, wie schon bemerkt worden, in Huttens Zeitalter die allgemeine Sitte der Gelehrten. Es war aber auch eben damals das Studium des classischen Alterthums um Vieles regsamer und fruchtbarer erwacht, als es in den Schulen des Mittelalters betrieben worden war. Hutten gab sich diesen neuen Studien mit gröster Vorliebe hin, lateinisch waren schon seine ersten Jugendgedichte verfaßt und er erlangte in der Behandlung dieser Sprache, metrisch und in Prosa, anerkannte Meisterschaft. Selbst für seine reformatorischen Zwecke war der Gebrauch der lateinischen Rede, zumal für den Anfang, offenbar angemessen, ja unumgänglich. Den neuen Ideen muste doch zuerst bei den Aufgeklärtern und Unterrichtetern Eingang verschafft werden und diese waren großentheils nur in der Gelehrtensprache erreichbar. Verbreitung in andern europäischen Ländern war wieder nur durch dieses gemeinsame Mittel möglich. Die Gegner sogar, Rom und die Römlinge, konnten nur mit römischen Pfeilen empfindlich getroffen werden. Je mehr aber jene Ideen um sich griffen, um so dringender war die Aufforderung, sie zu einem vollständigen, volksmäßigen Durchbruch zu bringen; je näher es daran kam, das Werk

der Reformation thatkräftig auszuführen, um so nothwendiger war es, die Sprache derjenigen zu sprechen und zu schreiben, denen die That anheimfiel. Franz von Sickingen, der allen Förderern der Reformation Zuflucht und Schutz gewährte, der den ersten sogenannten Pfaffenkrieg gegen Trier eröffnete, von dem man so großer Dinge für ganz Deutschland gewärtig war, Sickingen war kein Lateiner. Hutten, der selbst bei ihm eine Freistätte gefunden, muste sich schon entschließen, für diesen treuen Freund und mächtigen Genossen einige seiner besten lateinischen Dialoge zu deutschen Gesprächbüchlein umzusetzen, und diesen folgten andre nach; an deutsche Fürsten, an alle deutschen Stände, an die gesammte deutsche Nation ergiengen seine Anklagen, Warnungen, Weckrufe, sie musten deutsch vernommen werden. Allerdings zeigte sich nun hier, wie sehr die Gelehrten ihre treffliche Muttersprache, die sie eine barbarische nannten, vernachlässigt hatten; Hutten selbst sagt in einem seiner früheren Gedichte, der Elegia ad poetas Germanos, von Sebastian Brant, dem einzigen unter den vielen dort genannten deutschen Poeten, der deutsch zu schreiben wagte (Opp. I, 70) [1]:

Branthus ab iis paulum semotus considet oris,
Qui Germana nova carmina lege facit,
Barbaraque [2] in numeros compellit verba ligatos,
Edit et ingenio carmina facta novo u. s. w.

So glaubt man denn auch in Huttens Schriften kaum, daß jenes wohlgeschliffene Latein und dieses ungehobelte Deutsch aus derselben Feder stammen könne. Aber es blieb ihm nichts übrig, er muste die barbarischen Worte in den Mund nehmen, muste sie selbst in gebundene Rede zwängen, wenn er zu den Herzen seines Volkes sprechen wollte. Der gewichtige und anregende Inhalt, die deutsche Gesinnung, das Feuer, das auch hier durchbrach, der Ruf des Verfassers ließen die äußere Unvollkommenheit übersehen und die deutschen Flugschriften Huttens wurden so begierig aufgehascht, als irgend die lateinischen. Der Übergang, den Hutten zum Deutschschreiben durch Übersetzung seiner lateinischen Schriften machte, hat übrigens auch in sein Deutsch eine Menge latinisierender Wendungen gebracht, vorzüglich den häufigen

[1] [Böcking III, S. 78. 79. H.]
[2] Vergl. III, 435. 519. [Böcking IV, S. 160. 161. 282. H.]

Gebrauch des Accusativs cum Infinitivo (auch Participien, V, 209 weidenden u. s. w.).[1] Selbst das ursprünglich deutsch Geschriebene lautet manchmal, als ob es lateinisch gedacht wäre.

Von diesen deutschen Schriften nun fallen in unsern Bereich:

1. Die Gesprächbüchlein[2], meist Übersetzungen seiner lateinischen Dialoge, wie diese in Prosa, doch mit gereimten Vor- und Beschlußreden. Ihrer sind fünfe: Vadiscus oder die römische Dreifaltigkeit, von dem verkehrten Stand der Stadt Rom (V. 215)[3]; Hutten unterredet sich darin mit einem Freunde, den er Ernhold nennt, zu Frankfurt a. M., und erzählt diesem, was er über Rom und die dortige sittenlose Lebensweise von einem Reisenden, Namens Vadiscus, gehört habe; den Namen Trias oder Dreifaltigkeit hat dieses Gespräch, einer der heftigsten Angriffe Huttens, darum, weil ein bedeutender Theil desselben aus Triaden, dreitheiligen Sätzen, besteht, z. B.: drei Dinge erhalten das Ansehen Roms, die päbstliche Würde, die Reliquien der Heiligen und der Ablaßhandel; drei Dinge bringt man von Rom zurück, ein verletztes Gewissen, einen verdorbenen Magen und einen leeren Beutel; drei Dinge können Rom besser machen, der Ernst der deutschen Fürsten, die Verzweiflung der deutschen Nation und die Waffen der Türken u. s. w. (Wagenseil 93 ff.)[4]. Feber das erst, Feber das ander,[5] zwei Gespräche Huttens mit dem Fieber, von dem er viel geplagt war. In dem ersten, das er für Sickingen auf dessen Veste Ebernburg übersetzt hat, weist er das Fieber von sich an einen schwelgerischen Curtisanen (Ausgesandten von Rom); im zweiten will das Fieber, das bei dem Römling andern und schlimmern Krankheiten weichen muste, zu Hutten zurückkehren, er heißt es aber sich an einen feisten Domherrn machen. In diesem letzteren Stücke werden besonders die übeln Folgen des Concubinats der Geistlichen geschildert und das Gebot der Ehe

[1] [Die Stelle lautet bei Böcking IV, S. 142: „we den hirten Israhel weytenden sich selbs." Der lateinische Text hat ebendaselbst: „Væ pastoribus Israel, qui pascebant semetipsos." H.]

[2] [Man vergleiche: Gespräche von Ulrich von Hutten, übersetzt und erläutert von David Friedrich Strauß. Leipzig 1860. 8. (Auch unter dem Titel: Ulrich von Hutten III.) H.]

[3] [Böcking IV, S. 145—268. H.]

[4] [Böcking IV, S. 262. 266. 267. H.]

[5] [Böcking IV, S. 27—41. 101—144. H.]

osigkeit dieses Standes als ein willkürliches und schädliches bezeichnet. Das Fieber, welches nicht zu dem Domherrn gehen will, sagt u. A. V, 198)[1]:

Jupiter, als er innen ward des pfaffenlebens mit iren frauwen [Zu-älterinnen], sprach er: „Dißes sol der pfaffen feber sein" und hieß mich bei ndern leüten herbrigen.

Von einem vierten Gesprächbüchlein, „die Anschauenden (V, 325 ff. nspicientes)"[2] nachher besonders. In dem fünften, „Neu Karsthans" V, 449 ff.)[3] bearbeitet der Ritter Franz von Sickingen einen Bauern karsthans für die Ideen der Reformation. Bei diesem Gespräche, dem inzigen, von dem kein lateinisches Original vorliegt, ist zwar die Au-orschaft Huttens nicht durch eine eigene Vorrede und den gewöhnlichen Wahlspruch bewiesen, aber es ist im Laufe der Unterredung selbst von hm auf eine Weise die Rede, welche kaum bezweifeln läßt, daß er das Büchlein auch aus Anlaß seines Aufenthaltes auf der Ebernburg ver-aßt habe.[4] So äußert darin Franz von Sickingen (V, 469)[5]:

Seit här die Lutherischen bücher ußgegangen und Hutten bei mir zuo Eberburg gewesen, hab ich meinen ganzen fleiß uff sollichs gelegt und dank em almechtigen gott, daz er mich zuo erkantnüs seiner rechten ler hat kommen ıssen und von den falschen predigern und endchristischen lerern abgefordert. So haben wir diesen winter zuo Eberburg ob meinem tisch und nach der ıalzeit allwegen und onunderläßlich die Lutherischen bücher gelesen, von dem vangelio und der apostolischen geschrift geredt.

Unter diesen fünf Gesprächen kommt uns in poetischer Hinsicht auptsächlich nur das vierte, die Anschauenden (V, 325 ff.), in nähern Betracht. In seiner deutschen Gestalt erschien es zuerst, mit den beiden om Fieber und dem Vadiscus und mit der kräftigen Zueignung an

1 [Böcking IV, S. 129. H.]
2 [Böcking IV, S. 269—308. H.]
3 [Böcking IV, S. 649—681. H.]
4 [Vergl. dagegen Böcking IV, S. 650: Quis hunc dialogum quando cripserit et ubi editus sit non constat . . . . Huttenus, si me audis, li-ellum non conposuit . . . Clericus fuit, non Huttenus, qui Novum Karst-ansium conposuit. Böcking räth auf Öcolampadius als den Verfasser. Vergl. uch Böcking I, S. 78. 79. Man sehe auch: Strauß, Ulrich von Hutten II, S. 215—224. H.]
5 [Böcking IV, S. 658. H.]

Sickingen, zu Ebernburg[1] 1521 im Drucke; das lateinische Original war, wie der Inhalt zeigt, durch den Reichstag zu Augsburg 1518 veranlaßt. In den Vorbemerkungen zu der deutschen Bearbeitung sagt Hutten, daß „diß nachfolgend büchlin, etzwas mer dann die vorigen, uff poetische art zuogericht“[2] sei. Dieses Zurichten auf poetische Art bezieht sich zwar zunächst nur auf die mythologische Einkleidung, denn es werden Sol, der Sonnengott, und dessen Sohn Phaethon, der nach seinem Sturze gleichfalls zum Gott erhoben worden, auf ihrer gemeinschaftlichen Fahrt am Himmel redend eingeführt, aber es liegt auch wirklich eine innere Poesie in dem Gedanken, die Götter des Lichts auf die irdische Verwirrung prüfend herabschauen zu lassen und dieser Gedanke ist besonders gegen das Ende mit wahrhaft poetischer Kühnheit ausgeführt. Ich suche dieses durch einen Auszug der bedeutendsten Stellen zu veranschaulichen: Opp. V, 330: Sol. Seit wir mitten u. s. w. bis 337: dargiebt[3] u. s. w.

Hierauf Weiteres von der Person und den trügerischen Absichten des Legaten Cajetan. Die Deutschen fangen aber an die List zu merken, sie werden nüchtern werden. Die Charakteristik dieses Volks wird noch weiter ausgeführt. Außer der Trunkenheit, worin der fürstliche Stand selbst mit bösem Beispiel vorangeht, werden sie rühmenswerth erfunden, besonders im Gegensatze der Italiener, vermöge ihrer Keuschheit, Truglosigkeit und ihres frischen, fröhlichen Wesens. Von ihrem Regiment aber hebt Sol an: V, 345: Erstlich ist u. s. w. bis 347: einbrechen.[4]

Ich habe früher bemerkt, daß Hutten in seiner polemischen Stellung als deutscher Ritter auftrete. Als solchen zeigt er sich nun besonders im Verfolg unsres Dialogs. Er geht darin so weit, daß er ihren Haß gegen Kaufleute und Städte nicht unbillig findet und selbst ihre Räubereien zwar nicht lobt, aber doch in einem günstigern Lichte darzustellen sucht. Der Adel ist ihm der Bewahrer alter deutscher Kraft und Sitte, die Trägen und Unstreitbaren haben sich hinter den Mauern der Städte verschanzt, die Kaufleute führen fremde Waaren, weichliches, üppiges

[1] [Bei Anshelm in Tübingen. Böcking I, S. 50, Anm. H.]
[2] [Böcking IV, S. 270. H.]
[3] [Böcking IV, S. 272–279. H.]
[4] [Böcking IV, S. 288–290. H.]

Wesen, undeutsche Gewohnheiten ein (S. 349: Was aber u. s. w. bis 350: gehalten [Böcking IV, S. 294. H.]).

S. 351 [Böcking IV, S. 295. 296. H.]: Phaeton. Seind dann alle, so in stätten wonen, untüglich und ist kein sterke oder geistlicheit [Religion] bei in?

Sol. Ja, es ist auch bei in. Und nit sag ich, daz man nit redliche leüt in stätten finde, aber, als der welt lauf ist, weichen die wenigen redlichen vilen untüglichen.

Übrigens wird auch dem Adel theils zu große Rauheit, theils einreißende Verweichlichung vorgeworfen (S. 352 [Böcking IV, S. 296. H.]). Die Reihe kommt dann an die Geistlichen; über diesen Punct sind uns Huttens Gesinnungen schon bekannt, daher ich nur das Resultat aushebe, welches Phaethon zieht (S. 356 [Böcking IV, S. 301. H.]):

Darumb würt disem land einer reformation und besserung gemeiner sitten von nöten sein. Und ist nit zuo leiden, daz also vil müßiggänger seind, die der andern guot und hab verprassen und doch sie keinen nutz noch frucht geberen. Und wär den Teütschen heilsam und guot, daz sie mit angehengtem fleiß fern von in triben den frembden überfluß und die außländischen weiche des lebens, ir wesen widerumb zuo der vorigen starkmütikeit und alten tugend brächten.

Poetischen Schwung nimmt dieser Dialog vorzüglich gegen das Ende, wo durch eine kecke Wendung der päbstliche Legat in das Gespräch mit den Sonnengöttern gezogen wird (S. 357: Phaeton. Also wöllen wir nun wieder u. s. w. bis 360: ausgienge [Böcking IV, S. 301—305. H.]).

2. Reimgedichte und zwar solche in fortlaufenden Reimpaaren, die man Sprüche nannte, sind von Hutten verschiedene vorhanden, theils, wie schon erwähnt, als Anhänge der Dialogen, theils besonders ausgegangen. Von der erstern Art ist das bedeutendste die gereimte Vorrede, die er den zu Ebernburg gedruckten Gesprächbüchlein vorsetzte (Opp. V, 161 f.) [1]:

Die warheit ist von newem gborn u. s. w.

Für sich bestehend sind folgende drei:

Ein klag über den Luterischen brand zu Mentz. (Opp. V, 47 fg.) [2]

[1] [Böcking I, S. 450. H.]

[2] [Böcking III, S. 455—459. H.]

Mehr Umarbeitung als Übersetzung seines vorzüglichern lateinischen Gedichts in Hexametern „In incendium Lutherianum exclamatio“ (Opp. IV, 55 ff.)[1]; auf die Verbrennung von Luthers Schriften zu Mainz. Am Schlusse der Verdeutschung wendet sich Hutten an Luthern selbst[2]:

Dich aber, liebster bruoder mein,
Durch sollich macht vorgwaltigt sein,
Bin deinethalben ich beschwert;
Doch hoff ich, es werd widerkert
Und werd gerochen dein unschuld.
Drumb, diener gottes, hab gedult!
Möcht ich dir aber beistand thuon
Und raten disen sachen nuon,
So wölt ich, was ich hab am guot,
Nit sparen, noch mein eigen bluot.
Got wirt es aber rechen bald,
Vorwar du mir das glauben salt,
Dann er den grechten nie vorließ.
Da laß dich auf! es ist gewis.

Zweitens:

Beklagunge der freistette deutscher nation. (V, 379 fg. [Böcking III, S. 527—537. H.])

Mit den Anschauenden verglichen, zeigt dieses Gedicht, das 1522 entstanden, eine merkwürdige Wendung der Ansichten Huttens über das Verhältnis zwischen Adel und Städten. Es hat den Zweck, eine Verbindung beider gegen die Vergewaltigung der Fürsten zuwege zu bringen. Gleich der Eingang spricht sich hierüber klar aus [Böcking III, S. 529. H.]:

Jr frummen stet, nun habt in acht
Des gmeinen deutschen adels macht!
Zicht den zu euch, vortrawt im wol!
Jch sterb, wos euch gerewen sol;
Jhr secht, daß ir mit in zugleich
Bschwert werdt durch der tyrannen reich u. s. w.

Doch unterscheidet er:

Jch mein die frommen fürsten nit u. s. w.

1 [Böcking III, S. 453—455. H.]
2 [Böcking III, S. 459. H.]

Er meint die bösen, gegen die auch beim Reiche kein Recht zu finden ist. Die Habgier derselben beschreibt er u. A. so (V, 388 [Böcking III, S. 535. H.]):

Ich weiß, ir einer wirt nit sat,
Wie wol er vil vorschlunden hat,
Vorschlindt noch teglich wie ein thier,
Acht nit, daß iemand dran vorlier.
Er hat gefressen lange zeit,
Nach ist im stet sein rach so weit,
Der Rhein im den möcht füllen nit,
Entgegen hilft kein fleh, kein bit.
Den adel hat er gfressen schon,
Itzt wil er zu den stetten gon,
Den setzt er auf ein newen zoll.
Sag an, du wolf! wan bistu voll?

Auch in Beziehung auf die Reformation klagt er diese Fürsten an (S. 389 [Böcking III, S. 536. H.]):

Vorbieten doctor Luthers leer,
Als ob sie ergents strefflich wer;
Dan warheit mögens leiden nit,
Ist wider ihren brauch und sit;
Dan solt gots wort in wesen stan,
Ihn wurt ihr guot und macht zergan u. s. w.

Das längste und umfassendste Reimgedicht Huttens aber, den Kern dessen enthaltend, was er in so vielen Schriften anklagend, mahnend, strafend niedergelegt, das auch vom Volk am eifrigsten gelesen und bei seinen Lebzeiten, wie nach seinem Tode öfters gedruckt worden, ist:

Clag und vormanung gegen dem übermäßigen unchristlichen gewalt des bapsts zuo Rom und der ungeistlichen geistlichen, durch herren Ulrichen von Hutten, poeten und orator, der ganzen christenheit und zuovoran dem vatterland teütscher nation zuo nutz und guot, von wegen gemeiner beschwernus und auch seiner eigen notturft, in reimens weis beschriben. Jacta est alea. Ich habs gewagt. [1]

Später, in einer Ausgabe von 1632, mit dem Titel:

Aufwecker der teutschen nation, an alle hohe und niedere stände des heiligen reichs. (Opp. V, 51 fg. [Böcking III, S. 474. H.])

[1] [Böcking III, S. 473—526. H.]

In diesem Gedichte sagt uns Hutten selbst, warum er jetzt deutsch schreibe (S. 66 [Böcking III, S. 484. H.]):

> Latein ich vor geschriben hab,
> Das was eim ieden nit bekant.
> Jetzt schrei ich an das vatterland.

Der kräftige, gemeinfaßliche Ausdruck, in dem er hier seine wichtigsten Anliegen vor die gesammte Nation bringt, ist es auch, was dem Gedichte seinen besondern Werth giebt, das sich sonst weder poetisch, noch durch strenge Gedankenfolge auszeichnet. Aus dem größern Umfange desselben entnehme ich nur Einzelnes, was uns weitere Aufschlüsse über Huttens Gesinnungen und Entwürfe geben kann oder durch lebhafte Darstellung anspricht.

Der Dichter schreitet getrost zu seinem Werke (S. 60) [1]:

> Ach gott, erleücht die gsalbten dein,
> Daß sie durch deines geistes schein
> Verstehen in der gleisnerei,
> Was christenheit und warheit sei!
> Verlih mir, daß ich sag darvon!
> Ob man mich dann vervolget schon,
> Das trifft allein den cörper an,
> Die seel man mir nit döten kan.

Das geistige Reich, das Christus gründen wollte, hält er dem weltlichen des Pabstes entgegen (S. 61) [2]. Der Prunk zu Rom wird aus eigener Anschauung geschildert (S. 72) [3]. Vom Fasten, das sich die Deutschen auflegen lassen, heißt es (S. 74) [4]:

> Uff setzen sie uns vastenspeis,
> Das thuond sie nuor mit gwinnes fleiß,
> Dann ich zuo Rom die vasten auß
> Nie sah in eines metzgers haus
> Ein fleischbank, die verschlossen wer;
> Glaubt mir! ich hab gesehen mer,

[1] [Böcking III, S. 476. H.]
[2] [Böcking III, S. 478. H.]
[3] [Böcking III, S. 492. 493. H.]
[4] [Böcking III, S. 495. H.]

Sie essen durch der vasten zeit
Visch, wiltpret, vögel unvermeit;
In andern stetten auch der gleich,
So weit sich streckt der Walhen reich,
Do hat man drab gewissen klein,
Ißt visch und fleisch alls in gemein,
On daß bei dem gemeinen man
Der bäpst gestift würt gsehen an;
Doch hab ich keinen narren nie
Gesehen, der umb gelt, wie hie,
Erlaubnus hab zuo essen kauft u. s. w.

Von dieser römischen Dienstbarkeit der Deutschen überhaupt noch nde Stelle (S. 90)[1]:

Ich frag: Wo ist der Teütschen muot?
Wo ist das alt gemuot und sin?
Ist gfaren nuon all mannheit hin?
Die Römer, ettwan erber leüt,
Als uns der gschichten schrift bedeüt,
Die tugent halben waren wert,
Zuo herschen über alle erd,
Die Teütschen wolten bzwungen han,
Gewonnen land und freiheit an,
Das mocht nit leiden teütsche art,
Manch werder held erschlagen wart
Und ist gestritten vil und hart;
Doch bhielt diß nation den strauß
Und wurdent Römer gtriben auß,
Das vatterland in freiheit gsetzt.
Jetzt man mit btrug uns überschwetzt
Und zwinget uns nit mannes streit,
Vor dapfern leüten seind wir gfreit;
Ein weibisch volk, ein weiche schar,
On herz, on muot, on tugent gar,
Der keiner hat gestritten nie,
Von kriegen weiß nit was, noch wie,
Da seind wir uberstritten von,
Im herzen thuot mir wee der hon.

[1] [Böcking III, S. 513. H.]

Solche Knechtschaft abzuwerfen, ruft er nun, vom Kaiser an, alle Deutschen auf und er selbst will redlich mithelfen (S. 76 f.)[1]:

So hoff ich zuo küng Carles[2] muot,
Daß sei in im ein teütsches bluot
Und werd mit eeren üben sich
Dem bapst entgegen gwaltigklich
Und nemen ab von seinem fuoß
Die krone nit; ich hoff, er thuos
Und hab ein künigklichen sin,
Fürwar ich in der hoffnung bin u. s. w.

Nachdem er von den Märtyrern Huß und Hieronymus gesprochen, fährt er fort (S. 85)[3]:

Seithar hat niemant gwölt hin nach
Und förchten all des fewres pen,
Bitz ietzo unser rüffen zwen [Luther und Hutten].
Wer weiß, was iedem ist beschert?
Wir haben ie vil leüt belert,
Darumb ich hoff, es hab nit not.
Wär mir dann schon gewis der dot,
Noch wolt ich als ein frommer hilt
Bei warheit setzen spieß und schilt[4]
Und den tyrannen widerstreben,
Vor welchen niemants frei mag leben.

Stärker noch bringt er im Nachstehenden an (S. 98)[5]:

Hierumb all fürsten ich verman,
Den edlen Carolum voran,
Daß sie sich solichs nemen an,
Den adel und die frommen stett;
Dann wem diß nit zuo herzen geet,
Der hat nit lieb sein vatterland,
Im ist auch gott nit recht bekant.

1 [Böcking III, S. 496. 497. H.]
2 Karl V von 1519 an.
3 [Böcking III, S. 508. H.]
4 Vergl. 88. [Böcking III, S. 511. H.]
5 [Böcking III, S. 522. 523. H.]

Herzuo, ir frommen Teütschen all,
Mit gottes hilf, der warheit schall,
Ir landsknecht und ir reüter guot
Und all, die haben freien muot!
Den aberglauben tilgen wir,
Die warheit bringen wider hir;
Und dweil das nit mag sein in guot,
So muoß es kosten aber bluot,
Do nem im keiner bschwernus ab!
Wiewol ichs selbs geschellhet hab,
Hofft zuo erfinden ander maß.
Nuon aber nit wil helfen das,
So muoß man thuon, was fügen wil;
Wolauf! es ist die zeit und zil u. s. w.

Dann zum Schlusse (S. 100 f.)[1]:

Ist iemant, der darzuo wöll thuon?
Wolauf, ir frommen Teütschen, nuon!
Vil harnesch han wir und vil pferd,
Vil hallenbarten und auch schwerd,
Und so hilft freüntlich manung nit,
So wöllen wir die brauchen mit.
Nit fraget weiter iemants nach!
Mit uns ist gottes hilf und rach,
Wir straffen, die seind wider gott;
Wolauf, härzuo! es hat nit not.
Wir haben aller sachen fuog,
Guot ursach und der selben gnuog;
Sie haben gottes wort verkert,
Das christlich volk mit lugen bschwert,
Die lugen wöln wir tilgen ab,
Uff daß ein liecht die warheit hab,
Die was verfinstert und verdempft;
Gott geb im heil, der bei mir kempft!
Des hoff ich mancher ritter thuo,
Manch graff, manch edelman darzuo,
Manch burger, der in seiner statt
Der sachen auch beschwernus hat,

1 [Böcking III, S. 525. 526.]

Uff daß ichs nit anheb umb sunst.
Wolauf! wir haben gottes gunst.
Wer wolt in solchem bleiben dheim?
Ich habs gewagt, das ist mein reim.

3. Auch der Form des singbaren Liedes hat sich Hutten bedient. Doch ist nur Ein Gedicht dieser Art von ihm bekannt. Luther sagt in seinen Briefen (Epp. Lutheri Vol. I. f. 304. Wagenseil 240)[1]: „Huttenus et multi alii fortiter scribunt pro me et parantur in dies cantica, quæ Babylonem istam parum delectabunt.“ Mit Bestimmtheit läßt sich auch hieraus nicht schließen, daß Hutten selbst Mehreres im Volkstone gesungen. Jenes eine Stück ist nach einem fliegenden Blatte von 1521 mitgetheilt in Bragur Bd. VII, 95 ff. (und daraus Opp. V́, 373 ff.)[2]:

Ain new lied herr Ulrichs von Hutten.
Ich habs gewagt mit sinnen
Und trag des noch kain rew u. s. w.

Huttens Stimme fand Anklang und Antwort in andern volksmäßigen Liedern. Zwei solche stehen gleichfalls in Bragur VII, 98 ff. (daraus Opp. I, Einleitung CXIII—CXIX)[3]. Das eine:

Ein schön new lied von dem von Hutten. Im ton:

Von erst so wellen wir loben
Maria, die reine maid.

Anfang:

Ach edler Hut auß Franken,
Nun sich dich weislich für!
Got soltu loben und danken,
Der wirt noch helfen dir
Die grechtigkait vorfechten;
Du solt beistan dem rechten,
Mit ritteren und knechten
Mit frummen kriegsleuten guot
Bschirmen das Christen bluot u. s. w.

1 [Böcking II, S. 9. H.]

2 [Böcking II, S. 92—94. Uhlands Volkslieder II, Nr. 350. Vergl. auch Böcking I, S. 77. 78. H.]

3 [Böcking II, S. 94—98. Vergl. auch Böcking I, S. 77. 78. H.]

Strophe 3:

Laß dich nur nit bethören,
Du christlich ritter guot!
Vom wort gots thue nit keren!
Du hast ains helden muot.
Gots wort solt frei erheben,
Sol alzeit oben schweben,
Daran solln wir uns heben,
So faren wir frisch unverzagt,
Hut aines hat gewagt u. s. w.

Das andre:

Ein new lied. Im ton, wie man singt:

Franz Sickinger, das edel bluot,
Der hat gar vil der landsknecht guot.

Ulrich von Hutten, das edel bluot,
Macht so kostliche buocher guot,
Die laßen sich wol sehen,
Die gfallen den geistlichen gleisnern nit wol,
Die warheit muoß ich jehen, ja jehen u. s. w.

Schlußstrophen:

Her Ulrich ist ein redlich mann,
Wolt got, daß ich solt bei im stan
Gegen allen seinen feinden!
Ich hoff zuo got, die warhait werd
Die falschen überwinden, ja winden.

Ulrich von Hutten, biß wolgemuot!
Ich bit, daß got dich halt in huot
Jetzt und zuo allen zeiten.
Got behüt all christlich lerer guot,
Wo sie gend oder reiten, ja reiten!

Ulrich von Hutten ist in mehreren Bildern, die von ihm vorhanden sind, mit dem Lorbeer um das Haupt und der Hand am Schwerte vorgestellt. Den Lorbeer hatte ihm der alte Kaiser Maximilian für die lateinischen Poesieen aufgesetzt. Das Schwert an der Hand, sehen wir ihn durchaus in den deutschen Streitgedichten. Er sagt einmal (Opp. V, 214) [1]:

[1] [Böcking IV, S. 148. H.]

Wer weiß, was noch mag begeben sich?
Villeicht, ob leid mir widerfert,
Würt funden werden hand und schwert
Und gegen solchem gwalt gekert.

Den jungen König Karl, von dem er sich vergebliche Hoffnungen machte, Adel und Städte, Reiter und Landsknechte, die ganze Nation rief er auf, da Andres nicht helfen wolle, zu den Waffen zu greifen. Am meisten fand er hierin seinen Mann an Franz von Sickingen. Es ist nicht zu zweifeln, daß dieser, unter Huttens Einwirkung, mit großen Planen zu einer politisch-kirchlichen Umgestaltung Deutschlands sich trug. Das Gespräch zwischen Sickingen und Karsthans und die demselben beigefügten Artikel, „so junker Helferich, reiter Heinz und Karsthans, mit sampt irem anhang, hart und vest zuo halten geschworen haben,“[1] deuten auf die Absicht des Adels, die Bauerschaft für das Unternehmen zu bearbeiten. Münch (V, 452 f.), in der Einleitung zum Karsthans, betrachtet, mir sehr glaublich, den nachmaligen Bauernaufstand als einen vom Ganzen losgerissenen Theil der großen Verbindung verschiedener Stände zu gewaltsamer Durchführung des Protestantismus in Deutschland. Sickingen wurde nach dem unglücklichen Ausgang der Trierer Fehde, auf seiner Veste Landstuhl, die seine Widersacher heftig beschossen, von einem losgebrochenen Balken tödtlich verwundet.[2] Mit seinem Tode verlor das Unternehmen Leitung und Zusammenhang, die aufgeregten Bauern brachen für sich los und wandten ihre entbundene Wuth gegen den Adel selbst. Der Balken, der auf Sickingen fiel, schlug für immer die Kraft und Bedeutung der deutschen Ritterschaft nieder, aus deren Mitte damals für das deutsche Gemeinwesen ein neues Heil aufgehen sollte. Hutten, der dieser Ritterschaft frisches Leben und höhern Beruf hatte geben wollen, schweifte nach dem Tode seines Freundes, verlassen und verfolgt, umher, wie der irre Geist jener gescheiterten Unternehmungen; wenige Monate nachher erlosch die unstäte Flamme.

Ich habe gleich Anfangs die verschiedenen Bahnen bezeichnet, welche Luther und Hutten zu dem gemeinsamen Ziele der kirchlichen Freiheit

[1] [Böcking IV, S. 680. H.]
[2] [Strauß, Ulrich von Hutten II, S. 303. H.]

einschlugen. Dem angegebenen Unterschiede gemäß, rieth Luther fortwährend von gewaltsamen Maßregeln ab (Wagenseil 249) und, als er Sickingens Fall erfuhr, brach er in die Worte aus: „Der Herr ist gerecht, aber wunderbar. Er will seinem Evangelium nicht mit dem Schwerte helfen.“ (Ebendas. 124.) [1] Es ist auch einleuchtend, daß die reinere Lehre durch Überzeugung siegen muste. Ebenso wenig aber ist zu läugnen, daß dem Siege dieser Lehre eine äußerlich festgepflanzte Macht entgegenstand, daß ein handgreiflicher Zwang von Rom aus um Deutschland geschlagen war, „gleich als hetten sie uns mit woffen und dem krieg bezwungen und in zinsbar gemacht,“ wie Hutten im Vadiscus sagt (V, 225). [2] Diese äußere Gewalt wollten die Ritter gewaltsam brechen, es mislang ihnen, aber auch Luthers Reformation auf geistigem Wege blieb unvollendet.

Nachdem wir in der Reihe der Reformationspolemiker, welche sich für ihre Zwecke der deutschen Dichtkunst bedienten, Denjenigen vorangestellt, welchem, nicht bloß der Zeit nach, sondern auch vermöge seines großartigen und weitgreifenden Wirkens, die erste Stelle gebührt, so mag nun ihm zunächst ein anderer Mann stehen, der, kein Ritter, sondern ein Handwerker, kein Gelehrter, aber ein Wißbegieriger, in einem beschränktern Kreise, aber gewiss nicht unwirksam, das Werk der Reformation durch seine Dichtergabe zu fördern strebte; es ist der uns schon bekannte Meistersänger Hans Sachs. [3]

Zur Zeit der anbrechenden Reformation stand er noch in den Zwanzigen. Er hatte, wie wir bereits wissen, in der lateinischen Schule die Puerilia erlernt und dann im Meistergesang sich an die Beschäftigung des Geistes mit religiösen Gegenständen gewöhnt. Sein erster Bar, den er 1514 dichtete, war auf den Preis Gottes gerichtet: „Gloria patri, lob und ehr“ u. s. w. (Göz I, 5). In seiner Vaterstadt Nürnberg, wie in den meisten Reichsstädten, fand die neue Lehre offenes Ohr. Aber noch ehe die Reformation dort förmlich eingeführt war, erscheint er als ein thätiger Anhänger derselben. Wie begierige Aufnahme die

[1] [Böcking II, S. 249: Deus justus sed mirabilis judex. H.]

[2] [Böcking IV, S. 156. H.]

[3] Hieher überhaupt Ranisch, Lebensbeschreibung Hans Sachsens, 2tes Hauptstück: Von Hans Sachsens Lutherthume u. s. w. S. 63 ff. Göz, Hans Sachs II, xv—xx.

Schriften Luthers in Nürnberg überhaupt fanden, zeigt ein im April 1521 daselbst angeschlagenes kaiserliches Mandat, worin Allen und Jeden der Kauf Lutherischer Bücher und den Buchhändlern der Verkauf solcher verboten ward. Ein ähnliches Verbot von Seiten des Rathes ergieng, in Folge der Achtserklärung Luthers, noch im gleichen Jahre. Dennoch befand sich Hans Sachs, der den Reformator selbst in Augsburg zweimal gesehen hatte, schon 1522 im Besitz einer ansehnlichen Zahl solcher Schriften. In Ranischs Lebensbeschreibung des Hans Sachs (S. 65) wird eines Bandes mit 40 Stücken Lutherischer Schriften gedacht, deren Titel Hans Sachs mit eigener Hand vorn eingeschrieben hatte. Am Schlusse stand:

Diese puechlein habe ich Hans Sachs also gesamelt, got vnd seinem wort zw Eren vnd dem nechsten zw guet ainpünden lassen, als man zelt nach Christi gepurt 1522 jar. Die Wahrheit bleibt Ewiglich numero 10.

Im folgenden Jahr 1523 verfaßte er selbst dasjenige Gedicht zum Lobe Luthers und zur Empfehlung seiner Lehre, das uns hier vorzüglich in Betracht kommt:

Die wittenbergisch nachtigall,
Die man jetzt höret uberall. [1]

War Luthers Gedicht „Frau Musica“, worin der Gesang der lieben Nachtigall gerühmt wird, damals schon bekannt, so mag dieses die gewählte Einkleidung veranlaßt haben. Ich hebe aus dem ziemlich weitläufigen Spruchgedichte die bessern Stellen aus, und zwar gleich den Anfang:

Wach auf! es nahent gen dem tag,
Ich hör singen im grünen hag
Ein wunnigkliche nachtigall,
Ihr stimm durchklinget berg und thal u. s. w.

Wenn dieser bildliche Eingang, zu dem alles Übrige Commentar ist, so weit es den ahnungsvollen Anbruch der Morgenröthe und das Unbehagen der lichtscheuen Thiere beim Aufglänzen des Tages betrifft, von poetischem Sinne zeugt, so ist doch anderseits das Bild zu weit ausgesponnen und nicht überall natürlich durchgeführt; unter

[1] Kemptener Ausgabe B. II, S. 167 ff. [Das Gedicht steht auch bei Göz, Hans Sachs IV, S. 33—58. H.]

den aufgezählten Thierarten finden sich ziemlich unpassende zusammen. Wie der Dichter hiezu gekommen, ergiebt die unmittelbar folgende, die poetische Täuschung wieder aufhebende Erklärung der Allegorie. Die Nachtigall ist Doctor Martinus Luther, Augustiner zu Wittenberg; der Mondschein bedeutet die Menschenlehre der Sophisten, die von der evangelischen Lehre des Hirten Jesu Christi abgeführt haben zum Löwen in die Wüste:

Der löwe wird der bapst genennt,
Die wüst das geistlich regiment,
Darinn er uns hat weit verfürt
Auf menschen fund, als man jetzt spürt;
Darmit er uns geweidnet hat,
Deut den gottsdienst, der jetzund gat
In vollem schwank auf ganzer erden u. s. w.

Die Mordstricke bedeuten des Pabstes Netze, seine Decretalen, seine Banndrohungen zur Aufrechthaltung willkürlicher Satzungen und Verbote, worauf sich der Verfasser, wie überall im Folgenden, ausführlich einläßt. Die Wölfe sind Bischöfe, Pröbste, Äbte, Pfarrer, die uns Menschenlehren vorsagen, während Alles auf das Geld gerichtet ist. Vom Ablaßhandel heißt es hier:

Darnach kompt ein ersame schar,
Heißt man zu teutsch die romanisten,
Mit großem ablaß, bullen, kisten,
Richten auf rote creuz und fannen
Und schreien zu frawen und mannen:
Legt ein, gebt ewer hilf und stewr
Und löst die seel auß dem fegfewr!
Bald der gülden in kasten klinget,
Die seel sich auf gen himmel schwinget u. s. w.

Die Schlangen sind Mönche und Nonnen, die ihre guten Werke verkaufen:

Umb gelt, käs, aier, liecht und schmalz,
Umb hüner, fleisch, wein, koren, salz,
Damit sie in dem vollen leben
Und samblen auch groß schätz darneben u. s. w.

Die Verfinsterung des rechten Glaubens bedeutet die Nacht; das Gesetz und die Propheten die Morgenröthe; der Glanz des Tages ist

das Evangelium, von Luthern neu verkündet. Das wilde Schwein bedeutet Doctor Ecken, der zu Leipzig wider Luthern gefochten; der Bock Emsern, die Katze Murnern, der Waldesel den Barfüßer zu Leipzig, den großen Lesemeister, die Schnecke den Cochläus, die alle gegen Luthern geschrieben. Die quackenden Frösche bedeuten etliche hohe Schulen, die auch gegen ihn schreien. Die wilden Gänse sind die Laien, die ihn verfluchen und verspeien.

Das Gedicht schließt mit einer frommen Ermahnung an alle Christen, aus der Wüste des Pabstes zu dem guten Hirten Jesus wiederzukehren.

Die Zeit der Abfassung ist angegeben: am 8 Juli 1523.

Hans Sachs nennt sich in der Schlußzeile nicht, wie sonst gewöhnlich, auch sind in der besondern ersten Ausgabe weder Druckort noch Drucker angezeigt, zum Beweise, daß es damals noch bedenklich war, zu Nürnberg so zu schreiben (Ranisch 67).

Auf den Tod Luthers hat Hans Sachs eine Klagrede gedichtet. Ihm träumt am 17 Februar 1546, als ob er in einer sächsischen Kirche die Leiche des Reformators auf der Bahre sähe. Da er darüber erschrickt, so tritt die Theologie in weiblicher Gestalt zu ihm und lobt und beklagt den Todten. Als sie aber fragt, wer nun ihr Verfechter sein werde, tröstet der Dichter sie, daß Gott selbst sie in seiner Hut habe und noch vortreffliche Männer leben, welche sie erhalten werden. Dieß die Anlage des Gedichts nach Ranisch (S. 114 f.). Dasselbe ist in der mir zu Gebot stehenden Kemptner Ausgabe, vielleicht um des dortigen Abtes willen, weggelassen. Ebenso ein andres, hieher einschlagendes Gedicht „Inhalt zweierlei predigt", eine kurze Erzählung von dem Unterschied der protestantischen und der päbstlichen Lehre, vom Jahr 1529. Ein Schwank „Ursprung des ersten münnichs" (B. II, S. 216 f.) und andres Ähnliche kann gleichfalls hieher bezogen werden. Auch in den früher angeführten geistlichen Liedern [1], „für die laien zu singen", 1526, kommen polemische Züge vor. Z. B.

Das lied „Rosina, wa was dein gestalt", christlich verendert, von der erkantnus Christi.

[1] Der Werth dieser Lieder ist gering, Vers und Sprache von der Art, daß man sie oft kaum demselben Verfasser zuschreiben möchte, der die wittenbergische Nachtigall gedichtet. [Vergl. oben S. 447. H.]

O Christe, wa war dein gestalt
Bei bapst Silvesters leben,
Da kaiser Constantinus gwalt
Im über Rom thet geben?
Für war glaub ich,
Het der bapst dich
Durchs gnadenliecht gesehen,
Er hett warleich
Das irdisch reich
Durch dein eer thuon verschmehen u. s. w.

Besonders aber ist noch seiner Dialogen zu gedenken, die er, nach Huttens Beispiel, in Prosa geschrieben. In der Summa seiner Gedichte (Göz I, 10) sagt er selbst:

Auch fand ich in mein büchern gschriben
Artlicher dialogos siben,
Doch ungereimet in der pros,
Ganz deutlich frei, on alle glos.

Man hat jedoch ihrer bisher nur viere aufgefunden, in besondern, sehr seltenen Drucken, deren zwei die Jahrzahl 1524 haben [1]. Sie handeln sämmtlich von Religionsinteressen der damaligen Zeit. Über ihren Inhalt Einiges nach Ranisch (S. 80 ff. Vergl. Göz II, XVI ff.).

Der erste ist überschrieben:

Disputation zwischen einen chorherrn und schuhmacher, darinn das wort gottes und ein recht christlich wesen verfochten wirt.

Der ungelehrte Dichter der wittenbergischen Nachtigall scheint wegen dieses Unterfangens manchen Angriff erfahren zu haben. Schon in einem Büchlein des Nürnbergischen Malers Joh. Greifenberger von 1523 heißt es [2]:

Wiewol ettlich gelert sagen, der gemein mann soll nit mit der geschrift umbgehen, dann es zimpt sich nit, daß ein schuster das evangelium les' oder mit federn und tinten umbgee, sondern mit leder und schwerz u. s. w., so sag ich darauf: Ich hab nie kain esel gehört singen als ein nachtigall, es sein leut von zerrütten sinnen, untüchtig zum glauben, die solches sagen, blodern, wissen nit was.

1 [S. die neue Ausgabe von Reinhold Köhler, Weimar 1858. P.]
2 [Ranisch S. 68, Anm. H.]

Cochläus, die Schnecke in der wittenbergischen Nachtigall, sagt misbilligend [1]:

Auch Schuster und Weiber lasen das Neue Testament Dr Luthers begierig und konnten es fast auswendig. Ja sie unterstunden sich, nicht nur mit den Priestern und München, sondern auch mit den akademischen Theologen von der Religion zu disputieren. Sie waren auch mit Anführung biblischer Sprüche fertiger, als die katholischen Geistlichen; ja sie übertrafen hierinnen auch solche Männer, die wohl 30 Jahre öffentliche Lehrer der Theologie gewesen waren. Diese wurden von ihnen der Unwissenheit beschuldiget und sie behaupteten, man müsse nichts glauben, was nicht aus der heiligen Schrift erwiesen werden könne.

Gegen derlei Tadel ist nun der erste Dialog von Hans Sachs gerichtet.

Die sprechenden Personen sind: ein Schuhmacher, ein Chorherr, dessen Köchin und Stubenheizer. Der Chorherr, welchem der Schuhmacher ein Paar bestellter Pantoffeln überbringt, hat eben seine Nachtigall gefüttert. Dieß giebt dem Schuster zu der Bemerkung Anlaß, daß er einen seines Handwerks wisse, der eine Nachtigall habe, die erst zu singen angefangen. Darüber wird der Chorherr böse und flucht auf den Schuster mit seiner Nachtigall, weil er den Pabst und die Geistlichkeit so heftig angegriffen habe. Die Beschuldigung, daß sich dieses für Laien gar nicht schicke, veranlaßt auf der andern Seite die Vertheidigung der Ungelehrten, welche, wenn die Geistlichen ihr Amt nicht verrichten, selbst in der Schrift forschen und einander erbauen. Die Unterredung verbreitet sich über die Gewalt des Pabstes, die Fehler der Geistlichen, die Kenntnis der Schrift, die Theilnehmung am Geiste Gottes, die innerliche Besserung der Lutheraner, die falschen und wahren guten Werke, das Ansehen der Concilien, Luthers Person, Lehre, Schriften, Freunde und Feinde, endlich das göttliche Werk der Bekehrung. Zum Behuf dieser Disputation läßt der Chorherr auf die Frage des Schusters, ob er keine Bibel habe, ein großes, altes, bestäubtes Buch herein holen, welches seine Köchin gar nicht kennt und mit dem er, wie er selbst sagt, nicht viel umgegangen ist. Hernach wird sein Calfactor, welcher sehr viel in der Bibel liest, herbeigerufen, dem Herrn die Sprüche aufzuschlagen, welche der Schuster für sich angeführt hat, ob sie auch richtig wären. Da sich nun zeigt, daß der Ofenheizer die Schrift besser versteht, als sein ehrwürdiger Herr, so wird dieser darüber mit ihm uneins und jagt ihn mit Scheltworten aus dem Hause. Der Diener geht mit den Worten ab:

[1] [Kanisch S. 71, Anm. H.]

„Es thut euch and, daß euch der schuster das rot piret geschmächt hat. Laßt euchs nicht wundern! wann im alten gesetz hat got die hirten sein wort laßen verkünden, also auch iez müssen (euch pharifeier) die schuster lernen, ja es werden euch noch die stein in die oren schreien."

Das Gespräch wird abgebrochen, als man in den Chor läuten hört. Der Schuster nimmt einen höflichen christlichen Abschied und der Chorherr macht mit seiner Köchin über diesen Vorfall allerlei Bemerkungen. Bevor er in die Kirche geht, giebt er ihr noch Befehl, Anstalten zu einem Bankett zu machen, die Bibel aus der Stube wegzutragen und Würfel und Karten herbeizuschaffen, weil ihn der Caplan mit einigen andern Herrn besuchen werde.

Der zweite Dialog ist betitelt:

Ein gesprech von den scheinwerken der gaistlichen und iren gelübden, damit si zur verlesterung des bluts Christi vermainen selig zu werden.

Auch hier sind zwei Handwerker, ein Bäcker Peter und unser Meister Hans, die Sprecher gegen zwei Barfüßermönche.

Der dritte Dialog:

Ein gesprech eines evangelischen Christen mit einem Lutherischen, darin der ergerlich wandel etlicher, die sich Lutherisch nennen, angezaigt und brüderlich gestraft wirt.

Die Sprechenden sind abermals Peter und Hans, deren jener einen verwegenen und hitzigen Lutheraner, dieser einen ruhigen und recht evangelischen Christen vorzustellen hat. Später kommt Peters Schwiegervater, Meister Ulrich, darzu, den schon sein Rosenkranz als einen Vertheidiger des Katholicismus bezeichnet. Die Einrichtung des Gesprächs ist diese: Hans, der in die Kirche gehen will, besucht Petern, um das ihm geliehene Buch „von christlicher Freiheit" zurückzufordern. Dabei kommt zur Sprache, daß Meister Ulrich mit seinem Schwiegersohn in Feindschaft lebe, weil er unlängst dazu gekommen sei, als Peter am Freitage Kälberbraten gegessen. Über Letzteres straft ihn nun auch Hans und so gerathen sie in einen Streit über die Freiheit. Je hitziger sie Peter ohne Ausnahme zu behaupten sucht, desto mehr bemüht sich Hans, ihm den rechten Gebrauch derselben zu zeigen und ihn von der Nothwendigkeit zu überführen, dem schwächern Bruder kein Ärgernis zu geben. Peter wird überzeugt und verspricht Besserung. Da kommt Meister Ulrich hinzu und auf die Einladung der Beiden, mit in ihre Kirche zu gehen, beschwert er sich sowohl über die Prediger, als ihre Zuhörer, welche nur auf die Papisten schimpfen und schmähen und äußerlich gar keine Religion ausüben. Auf diese Beschuldigung erhält der besonders angeklagte Peter von Hansen neue Vorwürfe, aber auch neuen Unterricht über die Liebe gegen den Nächsten. Es wird ihm, aller

Entschuldigungen ungeachtet, gezeigt, daß es christliche Pflicht sei, den Unkundigen nachzusehen, gute Beispiele zu geben und auch darüber zu leiden. Gegen das Ende bittet Hans Petern noch beweglich, allen seinen Mitbrüdern zu sagen, daß sie das Evangelium verkündigen und einen gottseligen Wandel führen sollten; vielleicht würden unter Denjenigen, die sich gut Lutherisch nennen, ein Theil recht evangelische Christen. Diesen Rath bekräftigt der Schwiegervater mit großem Beifall und bezeigt nun selbst Lust, mit in die Lutherische Predigt zu gehen.

Auch das vierte Religionsgespräch,

Ein dialogus, des inhalt ein argument der Römischen wider das christlich heuflein, den geiz, auch andre öffentliche laster u. s. w. betreffend,

ist gleichfalls darauf berechnet, die Lutheraner zu warnen, daß sie nicht durch ihr Leben und ihre Werke ihrer Lehre, den Römischen gegenüber, Eintrag thun.

Man bemerkt in diesen beiden letztern Gesprächen einen Geist der Mäßigung, wodurch sich die Polemik des Nürnbergischen Meisters vortheilhaft auszeichnet. Man hat ihm von beiden Parteien namentlich folgende Stelle des dritten Dialogs misdeutet, die ihm gewiss nicht zur Unehre gereicht und die ich, als eine besonders charakteristische, zum Schlusse noch aushebe [1]:

Wenn ihr evangelisch wäret, so thätet ihr die Werke des Evangelii; darum wenn ihr aus dem Evangelio gebohren wäret, so verkündigtet ihr das Evangelium euren Mitbrüdern holdselig und führtet einen gottseligen Wandel, wie die Apostel. Wenn ihr Lutherische so züchtigen und unärgerlichen Wandel führtet, so hätte eure Lehre ein beßres Ansehen vor allen Menschen. Die euch jetzund Ketzer nennen, würden euch Christen heißen. Aber mit dem Fleischessen, Rumoren, Pfaffen schänden, habern, verspotten, verachten und allen unzüchtigen Wandel habt ihr Lutherischen selber der evangelischen Lehre eine große Verachtung gemacht. Es liegt leider am Tage u. s. w.

Ein eifriger Polemiker auf protestantischer Seite war in der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts der Satiriker Johann Fischart, genannt Mentzer, ein Rechtsgelehrter. Von ihm ist in einem der folgenden Abschnitte bei seinem Hauptwerke Gargantua ausführlicher zu handeln. Auch seine Polemik gegen Pabstthum und Mönchwesen ist wesentlich satirischer Art. Die Schriften dieser Classe, die ihm theils mit Sicher-

[1] [Ranisch S. 89. 90. H.]

heit, theils ohne genügenden Beweis zugeschrieben werden, sind verzeichnet im dritten Bande von Flögels Geschichte der komischen Litteratur und vollständiger in der Einleitung zu K. Hallings Ausgabe von Fischarts glückhaftem Schiffe, Tübingen 1828. In poetischer Form abgefaßt sind von den ihm zuverlässig angehörenden Streitschriften folgende [1]:

Erklärung und Auslegung einer von verschiedenen zahmen und wilden Thieren haltenden Meß u. s. w. Straßburg 1608. (Die erste Ausgabe muß schon vor 1579 erschienen sein.) Bezieht sich auf ein vormals im Münster zu Straßburg befindliches, gegen die Geistlichkeit satirisches Bildwerk. [2]

Von S. Dominici, des Predigermünchs, und S. Francisci, Barfüßers, artlichem Leben und großen Greueln. 1571 ohne Druckort. (Stellen daraus bei Flögel III, 361 ff.)

Der Barfüßer Secten- und Kuttenstreit u. s. w. Die erste Ausgabe dieses Gedichts muß auch vor 1579 fallen; man findet es aber jetzt nur vor der deutschen Ausgabe des Alcorans der Franciscaner o. O. 1614.

Die wunderlichst, unerhörtest Legend und Beschreibung des abgeführten, quartierten, gevierten und viereckechten, vierhörnigen Hütleins u. s. w. durch Jesuwalt Pickart u. s. w. In Ausgaben von 1580, 1591, 1593. Doch soll es auch schon vor 1579 zuerst erschienen sein.

Die zuletzt genannte Satire vom Jesuitenhütlein benütze ich, statt aller, um von der polemischen Weise Fischarts einen Begriff zu geben (nach der Ausgabe von 1591).

Es ist darauf abgesehen, diese neuanstrebende geistliche Gesellschaft als die gehässigste von allen darzustellen, und dazu muß die viereckige Kopfbedeckung derselben, das Jesuitenhütlein, Dienst leisten. [3]

Anfang:

> Nun hört zu, all vier Eck der Erden,
> Ja ir vier Welt, hört zuo on Bschwerden,
> Woher hie auf all End und Eck
> Alles Ubel sich her erstreck!

[1] [Man vergl. über Fischarts Schriften: Vilmar in der Encyklopädie von Ersch und Gruber, unter Fischart. K. Gödeke, Grundriß S. 386—398. H.]

[2] [Man vergl. J. Grimm, Reinhart Fuchs, Berlin 1834. 8. S. CCXVII bis CCXX. H.]

[3] [Fischarts Quelle war, wie Heinrich Kurz in Herrigs Archiv für das Studium der neueren Sprachen XXXIV, Braunschweig 1863. 8. S. 61—78 glücklich nachgewiesen, die eben hier von ihm mitgetheilte französische Schrift:

Nach des Herrn Himmelfahrt ist Lucifer sehr bekümmert, daß ihm seine finstre Höllenmacht zerstört worden. Da stellt er sich auf die Kreuzstraße der Welt:

S. 4 ff. Hat zur Hand gnommen ein Cornet,
Welch vier Außgäng und Rachen het,
Und durch diß schrecklich Gräuselhorn
Blasen mit solchem Ernst und Zorn,
Daß alle Teufel, seine Gsellen,
Zustoben, als brennts in der Höllen;
Gleich, als wann Cyclops rufen thet,
Da man ihms Aug außgstochen het,
Oder als käm Christus herwider
Und riß noch eins die Höll heruider u. s. w.

In einer langen Rede, die er hält, sagt er:

Ich hab erfunden einen List,
Der aller List ein Außbund ist.
Dieweil ich merk, wie obgedacht,
Daß unser Hörner man veracht,
Oder sie scheucht, als bald mans sicht,
Und ihnen nicht die Ehr geschicht,
Wie in Calcut ihn widerfährt,
Da unser scheutzlichst Gstalt man ehrt,
So will die Hörner ich wol bhalten,
Aber auf heilig Art sie gstalten
Und sie so schön anmütiglich
Verstellen, daß man wunder sich,
Und gleichwol drunter fein verstecken
Unser Hörner, die sie sonst schrecken.
Dann on Hörner, wie ihr wol secht,
Kan unser Reich nit stehn aufrecht.
Wir müssen stäts nach unserm Brauch
Ein Zell bei Gotts Kirch bauen auch;
Also weil Gotts Lamm Hörner führet,
Uns als Trachen es auch gebüret,

Légende et description du bonnet carré, avec les propriétez, composition et vertus d'icelluy, Lyon, par Pierre Hazart, au port St. Georges, 1578. 8. 13 Seiten, mit Benützung eines früheren Druckes wieder herausgegeben von A. de Montaiglon in: Recueil de poésies françoises des XV e et XVI e siècles ... I, Paris 1855. 12. S. 265 ff. H.]

Und weil Gott heißt des Heils ein Horn,
Wollen wir Hörner sein voll Zorn,
Doch also, daß der Zorn sein schein
Der allerheiligst Eifer sein.
Und erstlich wollen wir zur Hand
Auß aller Farb Tuch und Gewand,
Auß Weiß, Schwarz, Blo, Gelb, Rot und Gro,
Ein einigs Spitzhorn machen do.
Das soll zusammen gnähet sein
Auß Faulkeit und einfaltigem Schein,
Mit der Nadel der Heuchelei
Und dem Fadem der Teuscherei,
Und soll heißen ein Kuttenkapp,
Wie ichs dan schon hie gschnitten hab.
Dan ihr wißt, daß ich in der Wüsten,
Als ich Gotts Son wolt uberlisten,
In der ersten Versuchung hab
Gebraucht dise Einsidlerkapp,
Als ich in seiner Hungersnot
Sprach: Mach auß disen Steinen Brot!
Deshalb könt ihrs nun machen bald,
Weil ihr vor euch secht die Gestalt.
Die jungen Teufel flugs darüber,
Thaten all ihr Lebtag nichts lieber,
Uberstachen die Kutt behend,
Daß sie im Schnaps gleich was vollendt,
Und zogens an dem Abadon,
Zu sehen, wies ihm an thet stohn u. s. w.

Das neuverfertigte Kuttenhorn, die Mönchskappe, wird nun auf unanständige Weise eingeweiht und durch einen ganzen Haufen Teufel, die wie Heuschrecken ausfliegen, durch die ganze Welt hingetragen und eingeführt. Sofort läßt Lucifer nach einander zwei=, drei=, vierhörnigen geistlichen Kopfschmuck zuschneiden, einweihen und verbreiten.

Zwei Hörner geben den Bischofshut.

Nachher geht es an das dreifache Gehörn, die Pabstkrone. Dessen hatte sich Lucifer bedient, als er Christum auf den Berg gestellt und ihm die Schätze der Welt gezeigt, auch schon da er, als die alte Schlange, die ersten Eltern im Paradies verführt. Man kann leicht

erachten, daß an diesem Prachtstücke, welches Lucifer, wie er sagt, für seinen Statthalter bestimmt, kein Aufwand von Bitterkeiten gespart wird. Darein ist unter Andrem der Seckel des Judas und die Simonie genäht.

Ferner verlangt Lucifer:

S. 17 f. Du, Mammon, sticks voll Edelgstein
Von Schätzen der Welt, die mein sein!
Stick drein die falsch Donation,
So die Keiser solln han gethon!
Stick drein die unzalig Gestift,
Den Messkram und die Bullenschrift,
Den Ablaßkast und die Annaten,
Die Pallia und Reservaten!
Dann solch Perlein diß Ghürn mehr zieren,
Als die auß Indien man thut führen;
Auch solt ihr sticken zu eim Schein
S. Petrum mit dem Schlüssel drein,
Dann diß Horn wird sein Fischernetz
Prauchen zu Fischung der Welt Schätz u. s. w.

Nachdem dieses Dreihorn eingesalbt ist, wird es eiligst nach Rom gebracht.

Der Dichter fährt dann fort:

S. 19 Nun weiß ich, daß ihr, die diß lesen,
Werd denken, daß an den drei Bösen
Und disen Teufelshörnern drei
Unglücks genug auf Erden sei.
Diß han die Teufel auch gedacht,
Die vor han die drei Ghürn gemacht,
Man hab sich an der Christen Pochen
Mit vorigen Hörnern gnug gerochen.
Aber der grimmig Lucifer
Kam erst ins Wüten, wie ein Bär,
Der nicht ablaßt von seinem Prummen,
Biß er sicht alles niderkummen;
Er schüttelt den Kopf, verkehrt das Gsicht,
Er schwitzet Pech und het die Gicht,
Als wolt zu Delphos er weißagen,
Wann man von Schwarzem ihn thet fragen.

Als er aus seiner Ekstase wieder zu sich gekommen, erklärt er, daß dennoch all das Bisherige fehlen könnte, wie ihm denn die drei Hörner nichts geholfen, als er sie in der Wüste gegen den Gott der Christen versucht. Die Hauptsache ist erst zu thun; Lucifer sinnt das vierfache Horn aus, das Jesuitenhütlein, die Krone und den Inbegriff des Ganzen:

S. 21 f. Deshalb, damit ich on Genaden
Den Menschen mög thun vierfach Schaden,
So will ich es zu disen Sachen
Viereckecht und vierhörnig machen,
Auf daß es viermal vil mehr Gift
In sich halt, dann die vor gestift u. s. w.

Es folgen allerhand Wortspiele mit dem Namen des neuen Ordens, z. B.:

S. 22 Si nennen sich die Jesuiter,
Da si wol hießen Jesuwider.

Besser noch gebührte ihnen

Der herrlich Name Widerchrist [Antichrist],
Der Alters halb berhümet ist,
Aber weil der Nam Widerchrist
Noch etlichen zuwider ist,
Welche doch noch zu gwinnen weren,
So that den Namen ich verkehren
Und setzt das förderst recht darhinder,
Auf daß mans finden könt dest minder,
Macht Christwider und Jesuwider
Für Widerchrist, den sonst kent jeder,
Dann wie vil wern von uns getrennt,
Het ich sie Widerjesu gnennt! u. s. w.

Schon als das Vierhorn kaum erst zugeschnitten ist, kann sich Lucifer nicht genug daran erfreuen:

S. 24 f. Es bleibt ein Cornucopiä
Der Schelmerei recht propriä,
Ein uberhauft und außgfüllt Horn,
Voll Trug, List, Raach, Neid, Gift und Zorn.
O Quadricorn, o Widerhorn,
Wann ich dich umkehr hinden, forn,

Allein so bloß da vorgeschnitten,
So seh ich schon vor deine Sitten,
Gleich wie an seinem Sönlein zart
Ein Vatter erkent seine Art,
Ja ich weiß durch Nachrechnung lang,
Was in dem Orden noch vorgang.

Es folgen nun Prophezeiungen von seiner künftigen Macht, vor der selbst die andern Pfaffen alle gewarnt werden (S. 28 f.).

Es werden sodann alle Lucifern dienstbare Geister bei ihrer Pflicht gemahnt, an diese letzte Arbeit ihr Äußerstes zu wenden. Das Hütlein ist aus pechschwarzem Tuche, von Lucifers Leibfarbe, zugeschnitten:

S. 31 f. Nun daß es nicht on Futer sei,
Habt ihr ein fewrrot Tuch hiebei,
Welchs man ob der höllischen Glut
Gefeurt hat, biß es sah wie Blut;
Dann wo höllisch Pech ist von außen,
Soll billich drinn höllisch Feur hausen.
Hie ist auch Fadem zugericht,
Sehr wol gewächset und gepicht
Von Sodoma Gomorra Pech,
Dörft nicht sorgen, daß er euch prech u. s. w.
Hie sind auch Nadeln, gstählet schon
Vom besten Stahl von Babylon u. s. w.

Die bösen Geister gehen nun rüstig an das Werk:

S. 33 O schönes Satanitenhäublen,
Wie manchen wirstu uberdäublen
Durch deinen vierhornigen Schein,
Bei dem wir sonst nicht kämen ein!
Diß sagten sie und sungens schier
Und stachen allweil drein mit Gier,
Spitzten die Hörner artlich rund,
Setztens auf, daß es artlich stund,
Sie uberstülptens auch, zu sehen,
Wie auf dieselb Weis es wird stehen u. s. w.

Unter den vielen Dingen, die in die Hörner, eine wahre Pandorabüchse, eingenäht werden, findet man:

S. 36 Die Schmeichelwort, vergiftet süß,
Falsch Herz, falsch Sinn, Arglist, Betrug,
Scheinarmut, die vollauf hat gnug,
Die Jugend umbsonst wöllen lehren
Und sie doch theur genug verkehren u. s. w.
S. 37 Sophistisch Greif, Ränk, Tück und Stück
Und Argument, voll Zweifelstrick,
Vil Crocodilitates groß
Und Syllogismos cornutos u. s. w.

Lucifer selbst erschrickt, als das Meisterstück fertig ist. Er weiht es ein und spricht seinen Segen darüber (S. 45).

Fischart ist unter den bisher aufgeführten Reformationsstreitern unstreitig der poetisch reichste, witzigste und der deutschen Sprache mächtigste. Sein Teufelsspuk vom Jesuitenhütlein hat wirklich etwas Infernales und selbst der diesem Schriftsteller besonders beliebte Cynismus paßt hier gewissermaßen zum Costüm. Dagegen hat die Polemik seiner Vorgänger mehr lebendige Frische, thatkräftigen Ernst; bei Fischart erscheint der Streit schon als ein verhärteter und wenig fruchtbarer. Hutten in weiterem, Hans Sachs in beschränkterem Kreise konnten hoffen, den Überzeugungen, die mit der vollen Macht der Neuheit in ihnen selbst wirksam waren, fortschreitend Bahn zu brechen; zu Fischarts Zeit standen die Parteien sich nach langwierigem Kampfe unverrückt gegenüber, man ereiferte sich, man neckte und ärgerte einander gegenseitig, ohne Hoffnung eines Sieges; nicht der Erfolg, nur die Polemik selbst konnte hier Befriedigung geben und da hatte denn auch die Satire freien Spielraum; ein Zustand, der sich auch in manchem polemischen Treiben unsrer Zeit, selbst noch unter kümmerlichern Verhältnissen, bemerklich macht.

Auf römischer Seite sind vier der eifrigsten Polemiker, die zugleich das Feld der Dichtkunst beschritten oder wenigstens angestreift haben: Emser, Murner, Cochläus und Nas.

Hieronymus Emser, geboren 1477 zu Ulm, aus einem adlichen Geschlechte, machte seine ersten Studien zu Tübingen. Seine spätere Lebenszeit brachte er zu Leipzig und Dresden, hier als Secretär des Herzogs Georg zu. Im Jahr 1510 wurde er nach Rom geschickt, um die schon erwähnte Heiligsprechung des Bischofs Benno von Meissen zu

bewirken. Vom Jahr 1518 an schrieb er sich Presbyter. Er starb zu Dresden 1527.

Sein früheres Freundschaftsverhältnis zu Luther endigte sich mit der bekannten Disputation zu Leipzig im Jahr 1519. Beide wechselten fortan heftige Streitschriften. Mit der Bulle Leos X und den Decretalien verbrannte Luther 1520 vor dem Thore zu Wittenberg auch Emsers Schriften. Mehrere der Streitschriften waren, zu gegenseitigem Gruße, überschrieben: „An den Bock zu Leipzig" und „An den Stier zu Wittenberg." Den Anlaß zu ersterer Benennung hatte der Steinbock in Emsers Geschlechtswappen gegeben, das er auf den Titel einiger seiner Bücher hatte setzen lassen.

Für unsern Zweck ist aus der Polemik Emsers anzuführen:

Epithalamia Martini Lutheri Wittenbergensis et Joannis Hessi Vratislaviensis, ad id genus nuptiarum. Ein Bogen in 4.

In diesem satirischen Brautliede heißt es [1]:

His magistris licet nobis
Omne nephas, licet probis
Omnibus obstrepere. Cum jubilo.

Conculcare jura, leges,
Infamare licet reges
Papamque cum Cæsare. Cum jubilo u. s. w.

Cochläus, auf dessen Zeugnis die Autorschaft Emsers beruht, hat das Lied verdeutscht, in diesem Tone:

Bei diesen Meistern ist uns frei
Erlaubt Schalkheit und Büberei,
Unbilligkeit zu üben groß
Gegen den Frommen ohne Maß.
Mit Schalle u. s. w.

Bacchum und Venerem, sein Weib,
Also die Frucht aus ihrem Leib
Zu Lampsacen wir ehren hoch
Mit sampt Silen, dem alten Gauch.
Mit Schalle u. s. w.

[1] [Flögel III, S. 154. 155. H.]

In deutschen Versen abgefaßt ist eine kleine Schrift Emsers mit der Aufschrift:

Der Bock tritt frei auf diesen Plan,
Hat wider Ehren nie gethan.

1525, ein Bogen in 4.

Flögel, Band III, S. 156, sagt davon:

Diese poetische Schrift ist voll Schmähungen gegen Luther, dem Emser nach geendigtem Bauernkriege schuld giebt, er sei der Hauptaufwiegler der Bauern gewesen und ziehe nun den Kopf aus der Schlinge. Bei dem allen gesteht er doch, daß eine Reformation nöthig gewesen:

Wir hon zu weit hinübergehauen,
Beide die Mann und auch die Frauen,
Geistlich und weltlich, arm und reich,
Edel, unedel, allzugleich,
Keiner sein Stand gehalten recht,
Gott sehr erzernet und verschmecht,
Ein guten Schilling wohl verschuldt.

Diese Schriften konnte ich nicht nach eigener Ansicht bezeichnen, sondern nur nach Flögel a. a. O., der sich selbst bezieht auf:

Waldau, Nachricht von Emsers Leben und Schriften, Ansbach 1783. 8.

Auf der hiesigen Universitätsbibliothek findet sich folgendes Reimgedicht Emsers, das bei Flögel nicht angemerkt ist und das ich, obgleich es nicht zur Reformationspolemik gehört, hier anführe, um mit Emsers Weise etwas näher bekannt zu machen und nicht dieses Gedichts wegen noch einmal besonders auf ihn zurückkommen zu müssen:

Ein deutsche satira und straffe des ebruchs, und in was wurden und eren der eelich stand vorzeiten gehalten, mit ercleruug vil schöner historien. Emser, S. l. et a. [1]

In der prosaischen Zueignung an die Herzogin Barbara von Sachsen, eine geborne Prinzessin von Polen, nennt sich der Verfasser „Magister Hieronymus Emser, ir furstlichen gnaden undertaniger caplan und diener." Diese Zueignung ist „Geben in ewer furstlichen gnaden schlos zu Leiptzk." Das Gedicht selbst stellt eine Reihe von Beispielen ehlicher Liebe und Treue aus der Mythologie und der alten biblischen und Profangeschichte auf und schließt daran die Rüge der in seiner Zeit

[1] [Vergl. Gödeke, Grundriß I, S. 207. H.]

bei Vielen eingerissenen Misachtung und Entweihung der Ehe. Das Ganze ist ohne poetischen Gehalt und zu den bessern Stellen gehört etwa folgende:

A 4 b Niemands ein man frolicher macht,
Niemands lustiger und so kunn,
Niemands junger, so frei und grien,
Als ein erliche fromme fraw,
Die weiß und kan wie, wan und wo
Und gibt irm manne freude und mut
Und macht in lustig, was er thut,
Daß im der arbeit nicht vordrußt
Und im dreimall so woll erschußt,
Als wer er einich und allein.
Ich sag bei meiner treu und main,
Daß Plinius, Hortensius,[1]
Tullius und Apuleius,
Des glichen noch vil ander mer,
Irr keiner so clug und weis wer,
Noch so vil ob den buchern bliben,
Wan sie darzu nicht hetten triben
Irr wiber und bei in geseßen,
Jetz mit in lesen, darnach schwetzen,
Ein licht anzinden, fru uff stan,
Lang wachen und spat nider gan.
Furwar die muß vill unru han,
Die ein gelerten nempt zur ee,
Ein ander gleubt es nimmer mei u. s. w.

Daran knüpft sich unmittelbar das Lob der indischen Frauen, die sich mit ihren Männern verbrennen oder begraben lassen.

Weniger mönchisch, als das obige Epithalamium, lautet es, wenn Emser den Eheleuten zuruft:

B 5 Denkt das, daß euer sacrament
Das eltest ist und solicher weis
Von erst uff gsetzt im paradeis

[1] Randglosse: „Martia Hortensii, Calpurnia Plinii, Pudentilla Apulei und Terentia Tullii hausfrauen. Die haben all vier iren mannern nacht das liecht gehalten und bei in geseßn, so sie studierten. Beroaldus.“

Und jungst von Christo confirmiert,
Daß ir (wo euch sust nichts abfiert)
Glich so wol selich mogen werden,
Als sust in allen andern örden u. s. w.

Thomas Murner, geboren 1475 bei Straßburg, gestorben um 1536, Franziscanermönch, Doctor der Theologie und der Rechte, einer der heftigsten Gegner der Reformation, ist unter Allen, die wir von dieser Seite hier aufzählen, in der Dichtkunst bei weitem der bedeutendste. Aber gerade die poetischen Werke, die ihn auszeichnen, sind größere und allgemeinere Satiren, ohne besondere Beziehung auf den Reformationsstreit, ja er verschont in ihnen selbst nicht die Verderbnisse des geistlichen Standes. Seine Charakteristik gehört daher in den nachfolgenden Abschnitt von den Lehr- und Strafgedichten. Unter seinen vielen Streitschriften gegen Luther und dessen Bestrebungen ist nur Weniges in poetischer Form abgefaßt, was ich hier wieder nur nach Flögel (III, 186 ff.) verzeichnen kann [1]:

Von dem großen Lutherischen Narren, wie in Doctor Murner beschworen hat. [2] S. l. et a. 1 Alphabet und 6 Bogen. 4. (Flögel III, 207 ff.)

Darunter sieht man in einem Holzschnitt einen Mönch mit einem Katzenkopfe, welcher einem auf der Erde liegenden Narren mit einem Stricke den Hals zusammenzieht, aus dem verschiedene kleine Narren herausfahren. [Bezüglich auf Murners Narrenbeschwörung, welche seine Widersacher gegen ihn gewendet haben müssen.] Auf der andern Seite des Titelblatts steht [3]:

Murner.

Sicut fecerunt mihi, sic feci eis inde.
Ich hab sie des genießen lon,
Wie sie mir haben vorgethon.
Werden sie mein nit vergeßen,
So wil ich inen beßer meßen.
Wa sie sich mit eim wort me eigen, [4]
Wil ich in baß den kolben zeigen,
Entgegnen in fürt solcher maßen,
Daß sie den narren ruowen laßen.

[1] [Vergl. Gödeke, Grundriß I, S. 200—203. H.]
[2] [Man vergleiche jetzt: Thomas Murners Gedicht vom großen Lutherischen Narren, herausgegeben von Dr Heinrich Kurz, Zürich 1848. 8. H.]
[3] [Kurz S. 1. H.]
[4] äugen, eräugen, zeigen. Vergl. Schmeller I, 37.

Es werden in sehr derben Versen hauptsächlich Diejenigen lächerlich gemacht, welche Luthern wider Murners Angriffe in ihren meist ohne Namen herausgegebenen Schriften vertheidigten. In der Vorrede sagt er unter Andrem [1]:

Unzehliche büchlinschreiber mit verborgnem namen haben mir so vil schand und laster in aller tütschen nation zuogelegt, mich für des bapsts geiger ußgeben u. s. w.

Und am Ende setzt er hinzu [2]:

Niemans zuo letzung, sunder allein den Lutherischen nerrischen affenbüchlin zuo erkantnis, daß sie in disem buoch lernen sich spieglen, wie sie zuo narrenwerk so ungelert und ungeschickt sein u. s. w.

Es kommt darin eine verliebte Ode an Luthers Tochter vor [3]:

So wil ich das Sparnößli singen.

Sapphicum.

Adlich ist si,
Von sinnen fri,
Sparnößli,
Und tugendrich,
Verd hoffelich,
Sparnößli u. s. w.

Andre Verse sind sehr unfein. Das Ganze ist ein Gegenstück zu dem Emserischen Hochzeitgedichte.

Ain neu lied von dem undergang des christlichen glaubens, in bruder Veiten ton. 4. o. J. u. O.

Flögel (III, 210) theilt hieraus keine Probe mit und bemerkt bloß, daß Murner diese Satire folgender Schrift entgegengesetzt habe:

Bruders Michael Stifel von der christförmigen, rechtgegründeten lehre D. Martin Luthers, ein schön lid, sampt seiner neben ußlegung in bruder Veiten ton. 4. acht Bogen, o. J. u. O.

Michael Stiefel [4], der zu Eßlingen 1487 geboren ist, schrieb das Lied, wogegen das Murnerische gerichtet, während seines Aufenthalts im Augustinerkloster zu Eßlingen, im Jahr 1522 oder 1523. Es steht mit Auslassung von 13 bloß dogmatischen Strophen abgedruckt

1 [Kurz S. 2. H.]
2 [Kurz S. 4. H.]
3 [Kurz S. 132. 133. H.]
4 [Vergl. Gödeke, Grundriß S. 205. 206. H.]

in Rambachs Anthologie christlicher Gesänge II, 180 ff. Stellen, wie folgende, zu Luthers Ruhme, konnten leicht D. Murners Zorn erregen:

Er laßt sich nit erschrecken
Die schützen Fledermäus',
Sein Lehr thut er vollstrecken
Zu Gottes Lob und Preis.
Die Wahrheit thut ihn stärken,
Sie macht viel Menschen weis'.
Der Baur die Sach will merken;
Das müht Cöln und Pareis.

Und nachher:

Die Sach viel Doctor wundert,
Die dieser Kunst seind leer;
Einr wüßts nit unter hundert,
Wenn Luther noch nit wär.

Endlich gab Murner, während seines Aufenthalts zu Luzern, um 1528, ein Calendarium heraus, in quo, wie ein späterer Schriftsteller sagt, Lutheranorum mores secundum circulum zodiaci graphice describuntur. Diese Satire, welche sich auf die beigegebenen Holzschnitte nach den Thierkreisbildern bezogen haben muß, ist neuerlich nicht wieder aufgefunden worden (Flögel III, 211. Koch, Compendium I, 111).

Johannes Cochläus, eigentlich Johann Dobneck,[1] ist geboren um 1479 zu Wendelstein bei Nürnberg, von welchem seinem Geburtsort er den Namen Cochläus annahm, gestorben zu Breslau 1552. Unter andern geistlichen Ämtern, die er bekleidete, war er vom Herzog Georg zu Sachsen nach Emsers Tod 1527 an dessen Stelle bei der Domkirche zu Meissen berufen worden. Ein gelehrter Mann, aber wegen seiner scholastischen Sophistik berüchtigt. Luthern war er beständig auf den Fersen; kaum gab jener ein Buch heraus, so war Cochläus schon mit einer Widerlegung fertig. Luther beachtete ihn selten und äußert einmal: „Ich pflege des Rotzlöffels (cochlear) Bücher keines zu lesen.“ Wie Cochläus ihn nannte, ergiebt der Titel folgender, etwa hieher zu rechnender Schrift[2]:

[1] [Vergl. Gödeke, Grundriß I, S. 209. H.]

[2] Er treibt anderswo seinen Spaß mit den Worten Luther und Luder. Flögel III, 258.

Adversus cucullatum Minotaurum Wittenbergensem Ioannes Cochlæus de sacramentorum gratia iterum, Coloniæ 1523. 4.

Cochläus hatte ein Buch de gratia sacramentorum herausgegeben, welches Luther widerlegte und einige Gedichte voransetzte, wovon eines anfieng:

Arma virumque cano, Mogoni qui nuper ab oris
Leucotheam, fato stolidus, Saxonaque venit
Littora, multum ille et furiis vexatus et œstro,
Vi scelerum, memorem rasorum cladis ob iram.

Nun war 1523 zu Waltersdorf bei Freiberg ein Kalb mit einer Mönchskapuze geboren worden, worüber auch Luther sein Gutachten gab. Cochläus wandte es gleich auf Luthern und schrieb, dieses Mönchskalb bedeute Niemand anders, als den Apostaten, der seine Mönchskutte abgeworfen habe. Den Anfang seines Buches machte er mit einer Parodie auf obige Verse:

Monstra bovemque cano, Boreæ qui primus ab oris
Teutonicas terras profugus conspurcat et omnem
Sub specie monachi violat pacemque fidemque,
Vi Satanæ, sævis furiis agitatus et œstro
Diræ Tisiphones, ultrici anathemate pœnas
Exposcente, furit, mugitu vastus inani
Semiviri lacero sub semibovisque cucullo.

Dem Cochläus wird auch ein Gesprächspiel in deutschen Reimen zugeschrieben:

Bockspiel Martini Luthers, darinnen fast alle stende der menschen begriffen, und wie sich ein jeder beklaget der jetzt leufigen schweren zeit. Ganz kurzweilig und lustig zu lesen.

Hierauf ein Holzschnitt, zwei Böcke vorstellend, unter welchen steht:

Du stolzer wider, laß dein pracht!
Verleurst die schanz, so wirst veracht.
Der steinbock[1] ist dir stark genug,
Dein hochmut wird er stilln mit fug.

Gehalten zu Nämbach uff dem schloß. Am 25 tag juni des 1531 jars. [Gedruckt Mainz 1531.]

Der Name Bockspiel wird für die Benennung eines Kartenspiels gehalten, weil immer vom Kartengeben, Auswerfen und Stich geredet

[1] Emser, der darin vorkommt.

wird. In der Vorrede wird angezeigt, daß durch das Bockspiel eigentlich die Reformation Lutheri zu verstehen sei. Der redenden Personen, deren jede nur einmal auftritt, ihren Spruch hersagt und dann abgeht, sind nach einander 17. Die Hauptperson ist Luther, der zuerst spricht:

Das spil hab ich gefangen an,
Darumb will ich den auswurf han
Und will auch selbst die karten geben
Nach meinem sinn und gfallen eben.
Eim jeden, der es mit mir helt
Und sich auch mir nit widerstelt,
Es sei mit worten oder schrift,
In kainem ding mir widerspricht,
Dem helf ich nach vermögen aus,
Ich lon in allen nach der paus,[1]
Dem ainen an ains fürsten hof,
Dem andern ich ein pfarre glob u. s. w.

Darauf folgen Cochläus, Eck, Faber, ein verlaufener Mönch, ein verlaufener Pfaff, ein Edelmann, ein Kaufmann, die Reichsstädte u. s. f., zuletzt Thomas Murner, der sich beklagt, daß, ob er gleich schon längst die Narren beschworen, doch alle Mühe an ihnen verloren sei. Er habe müssen einen Katzenkopf haben und sei nirgends sicher gewesen. Flögel, nach dem auch diese Notizen gegeben sind (III, 247 ff. 253. 256), wirft hiebei die Frage auf, ob nicht Murner diese Schrift gemacht haben könne. In Ermanglung der seltenen Schrift selbst vermag ich hierüber keine Ansicht zu begründen.

Johann Nas,[2] ein Franciscanermönch aus Franken, lebte zwischen 1562 und 1588 zu Ingolstadt. Ein großer Feind der Lutheraner suchte er sich durch polemische Schriften einen Namen zu machen. Sie können jedoch, so viel mir davon bekannt, kaum noch zur Geschichte der Dichtkunst beigezogen werden, indem sich zwar einige Neigung zur Satire in allerhand possenhaften Wendungen und Ausdrücken zeigt, aber keine wirklich humoristische Anlage und Gestaltung. Eine dieser Schriften

[1] Nach der Paus, in Fülle; von pausen, aufschwellen, sich ausdehnen. Schmeller I, 297.

[2] [Vergl. Gödeke, Grundriß I, S. 385. 386. J. B. Schöpf, Johannes Nasus, Franciscaner und Weihbischof von Brixen. Innsbruck 1860. H.]

(auf hiesiger Universitätsbibliothek) giebt schon durch ihren Titel einen Vorschmack dieser Manier:

Examen chartaceæ Lutheranorum concordiæ, das ist die Außmusterung und Widerlegung des nagelnewgeschmidten [Anspielung auf den Theologen Schmidlin] Concordibuchs, der nachbenandten Lutherischen Predigkanten Karten-Schwarms, mit solchem Titul: Concordia, hoc est Contra Omnes Nationes Cudit Odiosam Reconciliationem Doctor Iacob Andre, hat allen Nationen zu trutz etlich tausent Lutherische Zankeisen, füchsisch bei den Schwänzen, mit Papier zusamm geschweißt. F. Joann, Naß. Ingolstatt 1581. 4.

Die Concordia der Lutheraner wird dann in der Capiteleintheilung dieser Gegenschrift als ein Kartenspiel behandelt („der Karten-Cordi ersten, zweiten u. s. w. Blatts Außwurf und Niderlag" u. s. w.) und besonders sind die beigegebenen Randglossen für solche Witze bestimmt. Flögel (III, 304) erwähnt eines diesem Buche angehängten Gesprächs in deutschen Versen, welches ich in dem hiesigen Exemplar nicht finde. Dagegen sind letzterem zwei andre Ingolstadter Streitschriften beigebunden, deren eine ein deutsches Gedicht auf Luthers Namensbuchstaben, autore Ioanne Engerdo, enthält, in diesem Geschmack:

Was zeigt der erste Buchstab an?
L, Lotter, Lügner, Lumpenmann,
Leichtfertig, lauter Lehren los,
Das sei der erste Titul groß u. s. w.

Seine Berühmtheit hat übrigens Bruder Nas nicht sowohl seinen eigenen Schriften, als denen des witzreichen Fischart zu verdanken, der unermüdlich ist, ihn durchzuziehen. Seinem Meister Nasen zu Gefallen hat Fischart, wie er auf dem Titel sagt, das Jesuitenhütlein zugerichtet, wofür ihn Nas in der Vorrede der angeführten Ausmusterung (S. 10) einen Superintendenten der Teufelszunft nennt. Auch das Reimbüchlein vom Leben der Heiligen Dominicus und Franciscus ist dem Bruder Nasen ziemlich unehrerbietig dediciert (Flögel III, 362) und ebenso der Barfüßer Secten- und Kuttenstreit ihm zu Liebe gestellt (ebendaselbst 366).

Im Ganzen ist nicht zu miskennen, daß die poetische Polemik der römischen Partei der des Gegentheils weit nicht die Wage hielt. Murner, der Fähigste, hat seine volle Kraft nicht hieher gewendet und die Gebrechen seiner eigenen Kirche gezüchtigt. Die Herrschsucht und Geldgier

Roms und die Sittenlosigkeit der Geistlichen zu strafen, war, wie wir aus früheren Abschnitten wissen, schon seit dem 13ten Jahrhundert in deutschen Gedichten gebräuchlich. Von diesen schadhaften Flecken nahm auch die Reformation ihren Anlaß, die ja aus dem Schooße der alten Kirche selbst hervorbrach, und im Gefühl der Nothwendigkeit einer Kirchenverbesserung war man nicht so gar weit auseinander. Darum kann auch Manches in den satirischen Ausfällen von protestantischer Seite nicht für ausschließlich protestantisch angesehen werden und hatte somit auch keine besonders kräftige Gegenrede zu befahren. Überhaupt aber war in dieser Polemik, wie in jeder andern, die größere Kraftentwicklung auf Seiten der neuanstrebenden Partei.

Neben den Erzeugnissen der bisher namhaft gemachten Theilnehmer des Streites war aber auch noch eine große Menge satirischer Gesprächbüchlein, polemischer Reimsprüche und Lieder verbreitet. Auch von solchen, soweit ich sie mir zur Einsicht verschaffen konnte, hebe ich einige der beachtenswerthern aus.

A. Gespräche in Prosa.

1. Karsthans mit vier Personen, so under inen selbs ain gespräch und red halten.[1] S. l. et a. 4. 14 Blätter. (Stuttgarter öffentliche Bibliothek. Vergl. Flögel III, S. 184—186.)

Die sprechenden Personen sind der Bauer Karsthans, sein Sohn, der zu Köln und Löwen Theologie studiert hat, Mercurius, ein Notar, der immer mit lateinischen Brocken dareinwirft, Doctor Murner (der auf dem Holzschnitt des Titelblatts als Mönch mit dem Katzenkopf abgebildet ist)[2] und später hinzutretend Doctor Luther.

[1] [Ausgabe von E. Böcking in: Ulrichs von Hutten Schriften IV, Leipzig 1860. 8. S. 615—647. H.]

[2] Eine auf der Stuttgarter Bibliothek befindliche Schrift, Prosa und Verse (Ain kurzi anred zuo allen misgünstigen Doctor Luthers und der christenlichen freiheit, 4 Blätter 4°, am Schluß: J A hat es gemacht, da er frölich was. M. D. XXJ.), geht auch davon aus, wie Luthers Feinde in Thiere verwandelt worden: Murner in einen Drachen, „Kreterwedel“ in „ain Saw“, Emser in einen Bock, „Doctor Dam“ in einen Eselskopf, Aleander in einen Löwen „und Eckius mit dem questenwedel.“ Der Holzschnitt zeigt die geistlichen Herrn mit Thierköpfen, Murner mit dem Katzenkopf.

Im Gegensatz zu diesem ältern Karsthans (einer Controverse gegen Murners Lehre vom Pabstthum u. s. w.) ist der bei Huttens Polemik angeführte „Neu Karsthans“ so bezeichnet. Dieser ist, wie dort bemerkt worden, 1521 verfaßt, der ältere, von dem hier die Rede, ein Jahr früher, wie eine Stelle desselben („in disem zwainzigisten jar“) ergiebt. [Nach Böcking IV, S. 616 erschien er erst 1521. H.] Er ist weniger elegant und mehr derbkörnig in Laune und Ernst, als der „Neu Karsthans.“ Doch möchten die Erwähnungen Hochstratens und Reuchlins, Ulrichs von Wirtemberg, der Verbrennung Lutherischer Schriften zu Mainz, auch Lucians, gleichfalls auf Hutten hinweisen. [1]

[1] [Vergl. dagegen Böcking IV, S. 616. H.] Ein andres prosaisches Gesprächbüchlein: „Ain schöner dialogus und straffred von dem schulthaiß von Gaißdorf mit seinem schuoler wider den pfarrer daselbst und seinen helfer in beiwesen der vierer und etlich nachbauren des dorfs, antreffend allen mangel und geiz gaistlich und weltlichs stands“ u. s. w. 16 Blätter 4⁰, s. l. et a. (eine Vignette, Petrus mit dem Schwert, dieselbe wie in „Ain straffred“ u. s. w. Bauer und Reiter, s. unten), Stuttgarter Bibliothek (Blatt 12 oben: „hie bei uns am Reinstram“ u. s. w.), erwähnt auch des Karsthans Blatt 14: „dar zuo hat der Karsthans den Murnar auch spötlich gnuog außgericht und hat im auch recht gethon, da diser rölling sich auch underſtanden hat, den Luther zuo straffen, on kunst und vernunft; dann ich glaub, er wer besser zuo aim bengelprediger, dann die hailig gschrift zuo widerfechten, dann er hat es vor wol bewert, besunder da er für sich nam und auß seiner hohen scharpfen sinnigen speculatz, der wellt zuo schöner andacht und underweisung, herfür gebracht hat die hoch ergrünten leer, mit namen die narrenbeschwerung, die schelmenzunft, der Greth millerin jartag, auch den Ulenspiegel und andre schöne büchle mer, darinn er freilich wenig auß der bibli aligiert, so hat er auch nit vil weder kriechisch noch kaldeiischer sprach darzuo gebraucht. Ich rechen wol, er hab sölche hoche spitzige kunst zuo Freiburg im faulen belz erschnapt, iedoch singt er nach seins schnabels art. So dann der bapst sein kirch und hailigkait zuo beschirmen an die tapfern berümpt leüt henkt, so wil ich dem frummen Luther auch zuofallen und wil auf dise blodrer all nichts mer halten“ u. s. w. (Worte des Pfarrers, der zu der Meinung des Lutherisch gesinnten Schultheißen übertritt. Kurz zuvor sagt er, Blatt 13 b: „Darzuo hat mich doctor Murnar zuo Straßburg gebracht, der hat sich oft vil berümpt und geschriben wider den hochgelerten Doctor Luther“ u. s. w.) Ebendaselbst Blatt 5 a: (Schultheiß) „— so fragend den Pascuillum von Rom, wie es da selbst zuogang, und herr Ulrich von Hutten! den selbigen glaub ich wol, auch waißt der Simon Heß wol darvon zuo sagen, wann er es dörft thuon und er nit des bapst diener wär. So hab ich söllichs ietz zuo Worms selbs gesehen, so waiß ich wol,

Anfang:

Murner. Murmaw, murmaw, murner, murmaw.

Karsthans. Losen, losen!

Studens. Vatter, was ists?

K. Singt man, oder schreit man?

St. Hörest nit, daß es katzen sind?

K. Es schreit eben als ain mensch.

M. Murmaw, murmaw, murmaw, pfhi, pfhi, auwe, auwe.

St. Es sind katzen.

K. Es ist ain seltsam gesang, iez ist es fridsam, iez schreit es auwe, iez pfucht[1] es wie ain schlang.

St. Es ist der katzen gesang also.

K. Ist das thier als das gesang, so ists on zweifel ain trügentlich thier, es si recht ain katz oder ain rölling.

St. Ain katz (als die natürlichen meister sagen) hat ainen glatten balg, lind tapen, mangerlai farb, geneigt, sich an die lüt zuo strichen und gern umb den hals den herren und frouwen kriechen, ligt gern den frouwen uff den schossen.

K. So sagen die puren im dorf ander eigenschaft ouch von katzen, nemlich hat ain katz lang scharf negel under den linden tapen verborgen; do si kratzt, so lot si gern har, wo si ist; wan sölichs katzenhar aim menschen in kumpt, macht es speien und kotzen; hat auch augen, den wölfen gleich, doch der schalkhaftikait, daß die im tag verborgen sind, aber in der nacht sicht mans. Ouch leckt si mit der zungen, und mit den hindern füßen so kratzen si. Ouch sagt man, ain katz sig der nün bösen würm einer; wan im sin her etwas leids thuot, so gang si hin und leck ein krot, auch zerbiß si, und also mit vergiften maul und zungen, in angenomener alten fruntschaft des strichen und lecken, kert si fliß an den herren zuo vergiften und verderben;

wie es zuo Straßburg und Speyr auf baiden stiften zuogat" u. s. w. Blatt 5 b. 6 a (Schultheiß zum Pfarrer): „So kumpt ir mit dem zehenden, da wölt ir uns gar mit schinden, es sei von korn allerlai traid, kelber, immen, schaff, oder lemmer, ops und alles; nichts kan vor eüch aufkummen. Warumb foderent ir nit auch von new geborne kinder? So möchten wir zuo kummen, so hülfft ir uns auch die selbigen erziechen, dan was die selbigen söllend essen, müeß wir euch geben" u. s. w. Blatt 11 a: „Trät kainer den andern! sprach ain han, da er under die roß kam." Blatt 15 a (Schultheiß): „Ist mir der frumm Doctor Martin Luther zuo gedanken kommen, von dem man dann ietzunder so vil singt und sagt" u. s. w. [Vgl. Gödeke, Grundriß S. 204. H.]

[1] Vgl. Schmeller I, 307.

wo si im nit zuo komen mag, wendet si sich dem kinde in der wagen zuo schaden und verderben. Beschlosen katzen sin nit guot müserin.

Mercurius. Periculosus catus.

St. Vatter, sölich eigenschaften mögen die katzen ouch han.

K. Gang! wirf mit steinen zuo inen! daß si der henker müß würgen! waz ungemach enstod von disen falschen wurmen!

St. Ich gang.

M. Mur maw, mur, pfhi.

St. O vatter, was grülichen thier! es ist nit recht ein katz, sicht doch einer glich und wirt ie größer und größer, ist graufarb, hat einen seltsamen kopf, dan so schmuckt es sich, dan thuot es sich uff; kom! sich von wunder!

K. Wo ist min pflegel?

Merc. Mysterium est.

K. Ists ein minster?

Merc. Metaphicosis est.

K. Ists meer?

Merc. Stulte, metaplasmus.

K. Was sagt diser?

St. Er sagt, es sig ein verendrung des libs geschehen.

K. Wie mag das sin?

Merc. Jovis sententia. Sic Leus[1] ex monacho porcus, hinc canis rodens sincera quevis.

K. Sun, was redet diser?

St. Er sagt, es si mer geschehen.

K. Was ungehüren seltsamen thier! hieher bald den pflegel! u. s. w.

Nachdem sie in der Folge eine Weile über das geistlich-weltliche Mönchthum hin- und hergeredet, hört man an der Thüre klopfen; es ist Doctor Luther. Murner verlangt, hinten ausgelassen zu werden. Es wird ihm vorgeworfen, daß er nicht auch zu Leipzig, wie Eck, mit Luthern persönlich disputiert habe. Als darauf Murner sich seines neuesten schriftlichen Streits gegen Luther rühmt, sagt Karsthans:

Wie sind ir ein seltsam geistlich man! thuon nit dan fluochen, schelten, toben und den lüten böses wünschen.

Luthers, der nur wenig spricht, Verlangen ist hauptsächlich, daß seine Bücher ebenso wohl gelesen werden, als die seiner Feinde, dann

[1] Etwa Ed. Lee? Vergl. Hutten, Opp. III, 660 fg. [Vergl. Böcking IV, S. 623 Anm. H.]

möge man zwischen ihnen urtheilen. Nachdem Murner abgegangen, unter den Zurückbleibenden weiteres Gespräch über sein Buch vom Pabstthum. (Auch seines „büechlein zuom Karolo und tütschem adel" wird erwähnt, sowie dessen von der Messe.) Karsthans ist ganz auf Luthers Seite, Studens nimmt sich Murners an, der ihm als Gelehrter imponiert, Mercurius bleibt bei seiner skoptischen Weise, doch mehr für Karsthans.

2. Ein schöner Dialogus.[1]
Cuonz und der Fritz
Die brauchent wenig witz;
Es gilt umb sie ein cleins,
So seinds der sach schon eins,
Sie redent gar on trauren
Und sind guot Lutrisch pauren.

(Stuttgarter Bibliothek, mit Bleistift: 1522. Sechs Blätter, bedruckt 4½, in 4⁰, o. O. u. J.)

Fritz ereifert sich über den Tübinger Professor Lemp, hierauf noch über die Eckisch Gesinnten in Tübingen; die Namen von zwei Widersachern Luthers, deren einer dem Lemp „nit vast ungleich", sagt er jedoch Cunzen nur ins Ohr, aus Furcht vor dem Banne.

Die Rede kommt hierauf auf Johannem Ecolam Padi (Öcolampadius), von dessen Leben und Schriften (welche die beiden Sprecher gelesen haben) viel Rühmliches gesagt wird. Dagegen folgen weitere Angriffe auf Doctor Eck („der trunken Hans meier von Eck"[2] u. s. w.). Sodann wird auch der hohen Häupter gedacht, von denen großer Hagel vorhanden über den Luther und all seine Anhänger. Doch spricht Cunz einiges zum Troste (Bl. 5 a).

Ich habe dieses Gespräch hauptsächlich wegen seines örtlichen Interesses angeführt. Bemerkenswerth sind aber auch für die Geschichte der Dichtkunst die darin vorkommenden Beziehungen auf einheimische Sagenlieder (Tanhäuser, die Riesen Sigenot und Asprian).

[1] [Das Stück ist aufgenommen in: Satiren und Pasquille aus der Reformationszeit, herausgegeben von O. Schade II, Hannover 1863. 8. S. 119 bis 127. H.]

[2] Bei Krespach?

B. Reimsprüche.

1. Zwei dergleichen vom Almosen, d. h. von dem Misbrauch, der von ungeistlich gesinnter Geistlichkeit mit den zu frommen Zwecken geopferten und gestifteten Gaben getrieben wird. [1]

a. Was nutz von almuosen kumpt, die man pfaffen und münichen und andern losen mittailet.

Die almuosen haiß ich.
Wer mich kauft, der lese mich!

(4 Blätter, 4⁰, $2^1/_2$ bedruckt, s. l. et. a. Stuttgarter Bibliothek.)

b. (Titel.) Hie mügt ir Christen wol verston,
Wie man mit uns iez umb ist gon.
Underm schein des almuosen zwar
Hat man uns betrogen lange jar,
Auch darbei angezaigt ganz frei,
Was doch das recht almuosen sei,
Mügt ir verston in dem gedicht.
Kaufs und lis! findst schöne bericht.

(4 bedruckte Blätter in 4⁰, s. l. et a. Stuttgarter Bibliothek.)

Der Inhalt des vorigen etwas kürzeren und roheren Spruches ist hier mehr ausgeführt, doch mit Beibehaltung mehrerer Stellen. Besonders wird auch von Stiftungen gehandelt, durch welche man sich höherer Pflicht und Verantwortung zu entziehen wähne:

Menger vermaint zuo diser frist,
Er sei nun ganz ain guoter Christ,
Wann er ain capellaltar lat pauwen,
Lat im auch gar nit grauwen,
Ob' er schon als sein guot gar trat
Mit unrecht wuocher gwunnen hat u. s. w.

2. Ich bin der strigel im teütschen land,
Zuo trost und guot dem roßkamp gesandt.
Wer wöll innen werden der gaistlichen ordnung und lauf,
Der luog, daß er diß büechlin behend kauf,
Kan er mich woll brauchen und thuot sich fleißen.
Mit mein scharpfen zennen vill ir haut zerreißen.

(6 bedruckte Blätter, 4⁰. Hinten: Im Jar MDXXI. Stuttgarter Bibliothek.)

[1] [Vergl. Gödeke, Grundriß S. 145. H.]

Gleichfalls gegen das unpriesterliche Treiben der Geistlichkeit und über die Nothwendigkeit einer Reformation. Auch hier wird, wie bei Hutten, Karl V aufgerufen:

Kaiser Karle, allerchristenlichster fürst,
Beschirm den Luther zuo aller frist!
Verleich im auch zil und fürderlich tag,
Daß er das götlich wort wol protestieren mag u. s. w.

Hutten selbst und Sickingen werden in diesen unbeholfenen Versen gerühmt, besonders am Schlusse:

Got, verleich dein gnad und götlich kraft
Franciscus Sickinger mit seiner gesellschaft,
Die umb deiner gerechtigkait und liebe willen
All boshait und misbrauch der pfaffen wellen stillen,
Wellen darzuo ritterlich bei ainander beston,
Das götlich wort des hailigen evangeli nit lassen undergon u. s. w.

Auch dieß ist ein Neujahrsgedicht, es heißt Bl. 5 b unten:

Diß gedicht schenk ich zuo aim newen jar
Allen guoten frummen Lutherischen zwar,
Daß si in [Luther] treülich schirmen und im bei beston.

3. Von demselben Verfasser ist vermuthlich:

Ain straffred und ain underricht,
Wie es des bapsts junger auf geiz hond zuogericht;
Darwider ist auferstanden ain baur und ain reiter.
Lest fürbaß! so wert ir hören weiter.

(8 bedruckte Blätter, 4⁰, s. l. et a. Vignette: Reiter und Bauer. Stuttgarter Bibliothek.) [1]

Hier treten Judas, Kain, Kaiphas, Bileam, Cham, Eli, Eckius, Esaw und Andre nach einander sprechend auf; der Reiter ist allegorisch genommen, als der gute Rath, den der Verfasser des Gedichts dem König Karl zuführt. Der Bauer ist etwas sonderbar mit Bileam („Balaam") in Verbindung gesetzt. Dieser meint, wie sein Esel wunderbarer Weise gesprochen, werde die Ungebühr der Geistlichen noch Andre zum Sprechen bringen:

Dann werden si es hinfüran treiben,
Der esel, der baur, wirts nit leiden.

[1] [Herausgegeben von Schade a. a. O. II, S. 175—189. H.]

Daß auch hier Karl V angesprochen und der Mutter Gottes besonders gedacht wird, läßt, neben der Ungeschlachtheit des Verses, auf den gleichen Verfasser bei diesem und dem vorigen Stücke schließen; wie dort wird am Schlusse einiger Rückhalt geäußert:

Darf mich auch nit offenbaren
Vor forcht der großen juden[1] scharen.
Zuo Weißenburg ist diser sündig man,
Im ligt gotes schand und laster an.
Da vindt man disen bauren,
In thuot das ellend aller stend betawren
Durch gott und die muoter sein
Und zuo nutz der christenhait gemain. Amen.

4. Der curtisan und pfrundenfresser u. s. w.[2]

(4 Blätter, 4⁰, 3½ bedruckt; Vignette: Der Curtisan, der die abgebrochene Spitze eines Kirchthurms ißt, die ihm ein fliegender Teufel hinhält, ein andrer solcher Unhold bringt Ablaßbullen.)

Unter den Pfründenfressern sind Solche gemeint, die sich zu Rom gute Pfründen, oft mehrere zugleich erkaufen und, während sie in Unwissenheit, Müßiggang und Sittenlosigkeit hinleben, das Amt durch arme Priester versehen lassen, welche dafür wieder die armen Leute aussaugen. Am Schlusse werden die Fürsten ernstlich ermahnt:

O ir fürsten und herren, londs euch zuo herzen gon!
Dann unrecht zuo strafen hant ir geschworn u. s. w.

5. Diß ist ein jemerliche clag uber die todtenfresser.[3]

(4 Blätter, 4⁰, s. l. et a., am Schlusse die Buchstaben P G. Stuttgarter Bibliothek.)

Den Gedanken dieses Reimspruchs, wie die Geistlichen auf Kosten der Lebenden und ohne sich viel um die Todten zu kümmern, von den Stiftungen für Jahrzeiten und Seelenmessen zehren, drückt der Holzschnitt auf dem Titelblatte schärfer aus, als die Verse. Pabst, Bischof, Weltpriester, Nonne, Pfaffenmagd sitzen um einen Tisch, worauf

[1] D. h. der Geistlichen, die um Pfründen markten.

[2] [Man findet dieses Stück in: Pamphilus Gengenbach, herausgegeben von K. Gödeke, Hannover 1856. 8. S. 620—626; bei Schade a. a. O. I, S. 7 bis 12. H.]

[3] [Herausgegeben von K. Gödeke, Pamphilus Gengenbach S. 153 bis 159. H.]

ein Leichnam liegt, den sie angeschnitten haben und an den Beinen nagen. Der Teufel macht dazu Tafelmusik mit der Geige. Ein andrer Todter und ein herzukriechender Bettler führen Klage. Im Vorgrund besprechen sich ein Pfarrer, ein Edelmann und ein Bauer über dieses Unwesen. Der Pfarrer klagt im Gedicht, wie er, selbst hungrig, seine Schäflein auf dürrer Heide weiden müsse; der Edelmann, wie seine Voreltern Alles an die Klöster hingegeben; der Bauer endlich, der zuletzt spricht:

Von meinen elteren hab ich ghört,
Wer sich finer handarbeit nert,
Der sei sälig und werd im wol,
So sind münch, pfaffen täglich vol,
Fressen mir mein schweiß fruo und spot
Und wirt mir kaum darvon das brot u. s. w.

C. Lieder.

Mehreres hieher bezüglich in Rambachs Anthologie II, 180 ff. und Wolffs Sammlung historischer Volkslieder S. 64 ff. unter der Rubrik: Reformation und ihre Folgen.

Ich hebe hier nur noch ein selteneres, mir handschriftlich mitgetheiltes Stück aus:

Ein Lied von der Disputation zu Baden, im Ton „Sommer, wo bist du so lang gesin?"

Für den Verfasser desselben hält man Niklaus Manuel, Venner von Bern, einen großen Beförderer der Reformation. [1]

Dieses Religionsgespräch fand im Jahre 1526 zu Baden im Aargau statt. Es wurden damals in der Schweiz mehrere öffentliche Disputationen solcher Art zwischen gelehrten Männern beider Kirchenparteien gehalten, um den Streit beizulegen; doch zuletzt blieb jeder nur fester in seiner Meinung begründet oder verhärtet (Zschokke VIII, 230).

Im nachfolgenden Liede treten die Reformationsstreiter, wie die alten Helden im Rosengarten, in größerer Anzahl gegen einander auf. Ich gebe es daher zum Schlusse dieses Abschnitts von der Reformationspolemik dem größeren Theile nach:

Herr Gott, in dinem höchsten Thron u. s. w.

[1] [Vergl. K. Grüneisen, Niklaus Manuel, Stuttgart und Tübingen 1837. 8. S. 218—220. 416—422. Gödeke, Grundriß S. 261. 299—301. H.]

In dem 2ten Theile des Nürnberger Liederbuchs von 1553 steht Nr. LVI (Bl. 186) zwischen den Noten folgendes Lied oder nur die erste Strophe eines solchen:

Von uppigklichen dingen
So wil ichs heben an,
Ein abentheur zu singen,
Die ich erfaren han,
Erfaren han
Mit fer im oberland,
Zu Baden kunt sie schwatzen,
Ja auf der disputatzen,
Ist wol bekant,
Im graen gwand,
Ist ir ein schand,
All welt kan sie wol fatzen,
Murmaun ist sie genant,
Murmaun ist sie genant.

Sechster Abschnitt.

Die historischen Volkslieder des sechzehnten Jahrhunderts.

Von den Bewegungen, die sich im Reiche der Geister erhoben und in manigfachen Streitgedichten Luft gemacht hatten, kehren wir zum Schauplatz der äußern Begebenheiten zurück. Es konnte nicht fehlen, daß eine Aufregung, die zu dem Grade gesteigert war, auf welchem wir sie in der Polemik des vorigen Abschnitts gefunden, in die wirkliche That ausbrach.

Von den Kriegshändeln des 16ten Jahrhunderts wurde nicht weniger gedichtet und gesungen, als von denen des 15ten, die den Gegenstand der in unsrem dritten Abschnitt besprochenen Lieder ausmachten. Nur theilweise jedoch hiengen die Kriege des 16ten Jahrhunderts mit der Reformationssache zusammen. Der große, langwierige und Alles verschlingende Religionskrieg war der ersten Hälfte des 17ten Jahrhunderts vorbehalten.

Indem wir nun die historischen Lieder des 16ten Jahrhunderts durchzugehen haben, ordnen wir dieselben nach der Zeitfolge der Hauptereignisse in größere Partieen und schließen daran eine Übersicht der mehr vereinzelt dastehenden.

Die allgemeinern Litterarnotizen sind schon beim dritten Abschnitt gegeben worden. [1]

[1] [Man vergl. nun außer Uhlands Volksliedern namentlich: Ein Hundert deutsche historische Volkslieder, gesammelt und in urkundlichen Texten chronologisch geordnet herausgegeben von Fr. Leonard von Soltau, Leipzig 1836. 8. Fr. L. von Soltaus deutsche historische Volkslieder, zweites Hundert, aus Soltaus und Leysers Nachlaß und anderen Quellen herausgegeben mit Anmerkungen von H. R. Hildebrand, Leipzig 1856. 8. Im Voraus verweise ich ferner auf das bis jetzt nur im ersten Bande (Leipzig 1865. 8.) vorliegende Werk: Die historischen Volkslieder der Deutschen vom 13ten bis 16ten Jahrhundert, gesammelt und erläutert von R. v. Liliencron. H.]

1. Der Mailänder Krieg.

Dieser Krieg fällt noch unmittelbar vor den thätlichen Ausbruch der Reformationskämpfe. Der deutsche Kaiser und der König von Frankreich stritten sich aus Anlaß der Erbansprüche auf Mailand um die Herrschaft in Italien. Der Kampf hatte unter Maximilian I und Ludwig XII von Frankreich begonnen. Zwischen ihren Nachfolgern Karl V und Franz I, der über seine mislungene Mitbewerbung um den Kaiserthron erbittert war, loderte die Kriegsflamme von neuem auf. Am 22ten April 1522 erlitten die Franzosen eine bedeutende Niederlage bei Bicocca. Nachdem der Krieg über die beiden folgenden Jahre fortgedauert hatte, belagerte Franz I im Anfang des Jahres 1525 die ermatteten und stark zusammengeschmolzenen Kaiserlichen in Pavia. In seinem verschanzten Lager vor dieser Stadt wurde er von dem kaiserlichen Feldhauptmann Georg von Frundsberg, der mit den deutschen Landsknechten zum Entsatze herbeikam, angegriffen, sein überlegenes Heer gänzlich geschlagen und er selbst gefangen genommen.

An diesen Kriegen nahmen die Schweizer bedeutenden Antheil. Die Tapferkeit, welche sie in den eigenen Freiheitskämpfen bewiesen hatten, machte ihren Beistand wünschenswerth und ihr Schwert war fortan dem Meistbietenden zu Lohnkriegen bereit. Bald standen sie unter den Fahnen des vertriebenen Herzogs von Mailand, bald gegenüber unter den französischen und es war nicht unerhört, daß man dort auf fremder Erde Eidsgenossen gegen Eidsgenossen um Miethe fechten sah. In den beiden für Frankreich unglücklichen Schlachten bei Bicocca und Pavia hatten sie die Hauptstärke des französischen Heeres ausgemacht, und nach diesen Erfahrungen verlor sich bei ihnen allmählich die Sucht nach den italiänischen Kriegen.

Was von diesen gesungen wurde, ist als eine Fortsetzung der Schweizerlieder zu betrachten, die wir im dritten Abschnitte mit der Warnung des alten Eidgenossen vor dem Reislaufen abgebrochen. [1]

Es treten in den nun folgenden Liedern zwei Hauptfiguren hervor: der Schweizerknabe und der deutsche Landsknecht.

Auch die deutschen Heere waren nach dem Untergang des Lehen-

[1] [Vergl. oben S. 395. H.]

wesens Söldnertruppen geworden, die man nach geendigtem Feldzuge wieder abdankte. Das Fußvolk nannte man Landsknechte. Die Kriegshauptleute selbst, von welchen diese Söldner geworben wurden, standen auf gleiche Weise im Sold ihres jeweiligen Kriegsherrn. Im Dienste und noch mehr, wenn sie dienstlos umherstreiften, waren die Landsknechte eine besondre Plage der Bauern, über die sie sich, wenn auch aus demselben Stande hervorgegangen, weit erhaben dünkten. Wir werden später bei den Sittenschilderungen der verschiedenen Stände auch den Landsknecht scharf gezeichnet finden. Hier nur ein kürzeres Lied, das aus der Reihe der Landsknechte selbst, noch zur Zeit des burgundischen Krieges, gesungen ist (Wunderhorn II, 149 ff. nach einem fliegenden Blatt, daraus bei Wolff S. 674 f.):

Wol auf, ir landsknecht alle u. s. w. [1]

Standen sich nun solche Söldner, Landsknechte und gemiethete Schweizer, im Felde gegenüber, so war Ehrbegier und Eifersucht von keiner Seite mehr, wie in den alten Schweizerkriegen, auf die Sache, für die gekämpft wurde, sondern lediglich auf den Waffenruhm, auf die persönliche Geltung dieser Kriegsleute gerichtet. Dabei unterließen dann die Landsknechte nicht, ihren Hochmuth gegen den Bauernstand auch auf die Schweizer zu übertragen.

Von einem Landsknechte mag wohl auch folgendes Spottlied auf die milchessenden Schweizerknaben herrühren, das ich auf einem alten fliegenden Blatte gefunden habe (Basel 1612. Züricher Liederbuch 645):

Eins bauren son hett sich vermeßen u. s. w. [2]

Besonders aber gaben gewonnene und verlorene Schlachten zu wechselseitigen Hohn- und Schmähliedern des Landsknechts gegen den Schweizerknaben, den Heini, und umgekehrt des Heini gegen den Landsknecht Anlaß, worin zwar eine frische Laune, aber nichts mehr vom Ernste der frühern Schlachtlieder zu verspüren ist.

Noch in die Zeit des Schwabenkriegs von 1499 fällt ein Lied der Landsknechte wider die Eidgenossen, in der handschriftlichen

[1] [In Uhlands Volksliedern Nr. 190. H.]

[2] Milri, Milti scheinen die Namen der Milchkühe zu sein. [In Uhlands Volksliedern Nr. 251. H.]

Fortsetzung von Tschudis Schweizerchronik, mit dem sonderbaren Anfang:

> Entium, Verquentium,
> Die Buren sind uf der Bahn u. s. w.

Ein andres Lied machten die Landsknechte auf den Streit bei Bicocca, 1522, worin 3000 Schweizer im Dienste Frankreichs umkamen. Es steht gleichfalls in der Fortsetzung von Tschudis Chronik.

Anfang:

> Wie nun ihr Schwizerknaben,
> Ihr Heini, also kühn,
> Die so fast pochet haben,
> Wo ist der Anschlag hin
> So bald von üch verschwunden,
> Daß ihr in kurzen Stunden
> So ritterlich überwunden
> Von Landesknechten gut?
> Gott habs in finer Hut!

Die Schweizer schwiegen nicht auf diesen Hohn. Wir haben ihr Gegenlied (auch in der Fortsetzung von Tschudi und besonders als fliegendes Blatt: „Ein hübsch alt Lied und Verantwortung des Sturms halb, beschehen zu Pigoga, in der Wis wie das Pafier Lied"), worin sie behaupten, daß die Landsknechte auch bei diesem Anlaß geschlagen worden wären, wenn nicht ein breiter Graben, den sie nicht zu verlassen gewagt, ihre Rettung gewesen wäre:

Anfang:

> Potz Marter, Küri, Velti, [1]
> Du hast viel Lieder gmacht,
> Rühmst dich in aller Welte,
> Du habst gwunnen ein Schlacht.
> Du lügst, als wit dirs Mul ist,
> Und rühmst dein eigne Schand.
> Der Graben hat dirs Leben gfrist,
> Keins Landsknechts Gwehr noch Hand u. s. w.

[1] Vergl. Wolff S. 127. 128. Schreiber, Gedichte Ulrichs von Hutten S. 153. Schelmenzunft C, 1b: Marter, wunden, Velten, Kürein u. s. w. Gargantua 137: bei S. Küris Leiden. Hans Sachs, Kemptener Ausgabe I, 956a: botz Kürein.

Von der Schlacht vor Pavia kenne ich drei Lieder. Zwei derselben auf einem fliegenden Blatte, Nürnberg 1609 (Züricher Liederbuch Blatt 590). Das dritte, auch nach einem Flugblatte, bei Wolff S. 657 ff.

Den Feldhauptmann Georg von Frundsberg betreffen zwei, ebd. S. 700 f., abgedruckte Lieder.

---

2. Der Bauernkrieg.

Um dieselbe Zeit, da die Schlacht vor Pavia geschlagen war, zu Anfang des Jahres 1525, standen die deutschen Bauern auf. Karsthans, den wir oft nach seinem Pflegel rufen hörten,[1] schlug nun wirklich zu. Huttens und Sickingens größere Plane waren zu Scheitern gegangen. Entbunden, ohne Maß und Leitung, brachen die aufgeregten Kräfte los. Luther mahnte vergeblich ab. Zwar nannten die wilden Rotten sich den christlichen Haufen, vor Allem aber wurden die Kornböden und Keller der Klöster reformiert. Kein höherer Geist wuste sich der gährenden Masse zu bemächtigen und die ungeheure Bewegung zu heilsamem Zwecke zu lenken.

So gewaltig und grausam der Aufruhr sich erhoben hatte, so unbarmherzig ward er niedergeschlagen. Der viel geringern, aber wohl geführten Macht des schwäbischen Bundes und einiger wohlgerüsteten Fürsten gelang es, ihn rasch zu tilgen. Im nemlichen Jahre schon war die ganze, furchtbare Strömung abgelaufen.

Auf die Geschichte dieser Bauernkriege ist jedoch hier nicht näher einzugehen. Zwar sind auch über sie gereimte Erzählungen und Lieder vorhanden. Aber die von Görres (S. 264 ff.) und Wolff (S. 198 ff.) mitgetheilten Stücke sind für die Geschichte der Dichtkunst von geringem Werthe. Auch sind sie durchaus feindselig gegen die Bauern, während gerade das von Interesse wäre, die Stimme der neuen Aufregung in Liedern zu vernehmen. Der Gesang mochte sich aber diesen rohen und heftigen Gewalten noch wenig befreundet haben. Luther, der vom Gesange so hohe Meinung hatte, sagt einmal in Beziehung auf die aufrührischen Bauern ziemlich hart: „Ich freue mich, daß Gott die

[1] [Vergl. oben S. 502. H.]

Bauern einer so großen Gabe und Trostes beraubt hat, daß sie die Musicam nicht hören." (Rambach, Luther S. 188.)

Unter dem in den genannten Sammlungen Mitgetheilten, dem ich nichts Weiteres beizufügen weiß, befindet sich ein Lied auf die Niederlage der Bauern, nach einem fliegenden Blatte von 1525 (Wolff S. 198), worin ganze Strophen aus dem Liede der Landsknechte über die Schlacht bei Bicocca 1522 entlehnt sind. Was damals gegen die Schweizer, wird jetzt gegen die schwäbischen und fränkischen Bauern gesungen: daß sie die Rechnung ohne den Wirth gemacht, daß mit großen Herren nicht gut zu spielen sei u. s. w. So boten sich die Lieder, wie die Spieße der Landsknechte, zu mehrfachem Dienste dar.

Ein andres Lied, in 68 Strophen, von Fritz Beck, Zeugmeister auf dem Schlosse Marienberg oder Liebfrauenberg bei Würzburg, worin die Bestürmung dieses Schlosses durch die Bauern und deren Niederlage durch den schwäbischen Bund erzählt wird, bezeichnet den Geist, der damals rege war und auch die Bürger von Würzburg ergriffen hatte, u. A. so (Wolff S. 240 f.):

Str. 9 Es wolt doch niemand traue,
Es daucht sie alle fein,
Ein iedermann ward Baure,
Niemand wolt Burger sein.
Ein iedermann wolt fechten,
Aufs Schloß wolt niemand gehn.
Bei Ritter und bei Knechten,
Bei andern guten Gschlechten,
Bei sonst viel meh,
Als wie vor eh,
Wolt niemand steh.
Das Schloß nur abzubrechen,
Was iedermann so weh u. s. w.

Sonderbar ist das Spiel, das durch dieses ganze Gedicht mit den Wörtern Jedermann und Niemand getrieben wird. Gleich zum Eingang:

Str. 1 Von seltsamen Geschichten
Singt jezund iedermann,
Ein iedermann will dichten,
Niemand will müßig stahn u. s. w.

(Vergl. Str. 2. 66.)

So auch in der oben mitgetheilten Strophe 9. Besonders aber tritt der Niemand hervor, als nach dem für die Bauern unglücklichen Ausgange gefragt wird, wer nun für alles gestiftete Unheil verantwortlich sein soll (Str. 54—60, S. 259 ff.).

Offenbar ist dieser Niemand ganz der Huttensche Nemo (Opp. II, 318 fg.) [1]:

Quicquid ab his culpæ, quisquis committitur error,
Si quæras, quis agat, omnia Nemo facit etc.
Criminis autor ego; quid enim quis dicere posset
Confestim brevius, quam „mala Nemo facit"?

Ob nun aber dem Gedichte Huttens, wie dem des Zeugmeisters Fritz Beck ein damals gangbarer Volkswitz gemeinsam zu Grunde liege [2] oder ob Huttens scherzhafter Gedanke volksmäßige Verbreitung erlangt und so auch in die Reime des antilutherischen Sängers übergegangen, ist schwer zu entscheiden.

Wenn übrigens gefragt wird, wer die Aufregung in den Bauernstand gebracht, so ist die Antwort „Nemo", wie Hutten sich selbst als Verfasser des Gedichtes nannte, nicht bedeutungslos, obgleich er beim Ausbruche des Bauernkriegs schon seit anderthalb Jahren im Grabe lag.

---

3. Der schmalkaldische Krieg.

Der Aufruhr der Bauern war gedämpft; aber der Zwiespalt der Fürsten unter sich und mit dem Kaiser steigerte sich mehr und mehr, bis er zum thätlichen Ausbruche kam. Auch hier war der Reformationsstreit die Losung, aber die religiösen Interessen kreuzten sich überall mit den politischen und es erscheint auch in diesen Kämpfen keine klare, offene und großartige Richtung, ja es hätte sich von dem blinden Sturme der Bauern noch eher ein bedeutendes Ergebnis denken lassen, als von der schwankenden und treulosen Politik der Fürsten.

Die Häupter des schmalkaldischen Bundes, der Kurfürst von

[1] [Böcking III, S. 114. 117. H.]
[2] Vergl. Tieck, Deutsches Theater I, XXVI f.

Sachsen und der Landgraf von Hessen eröffneten nach manigfacher Erbitterung im Jahre 1542 die Fehde gegen den Herzog Heinrich den jüngern von Braunschweig, der auf katholischer Seite stand. Sie nahmen seine feste Stadt Wolfenbüttel ein, zwangen ihn, landflüchtig zu werden, und reformierten sein Land.

Über die Eroberung von Wolfenbüttel finden sich drei Reimgedichte bei Wolff (S. 114 ff.), beide sehr bitter gegen den vertriebenen Herzog. Im ersten, kürzern, nach einem fliegenden Blatte (auch auf der Stuttgarter Bibliothek), nennt sich pseudonym Bruder Veit (was Landsknecht überhaupt bedeutet) als Verfasser. Dem Herzog, dem jetzt vor einem rauschenden Blatte graue, wird gerathen, sich vor Bruder Veit zu hüten. Am Schlusse steht:

Bruder Veit, Landsknecht im Lager vor Wolfenbüttel, 12 Augusti 1542.

Belebter, als dieses und das zweite Gedicht, ein trockener Reimspruch, ist das dritte:

Ein lustig Gesprech der Teufel und etlicher Kriegsleute von der Flucht des großen Scharrhansen [1] H. Heinrichs von Braunschweig.

Der Erzteufel Lucifer schickt seine Höllengenossen Pluto und Belial mit einem schwarzen Heere dem papistischen Heinrich zu Hülfe; sie kommen aber zu spät, denn schon kommen ihnen Landsknecht und Reiter von der zerstreuten Kriegsmacht des Herzogs entgegen und erzählen ihnen von dessen Flucht und der Einnahme Wolfenbüttels.

Vier Jahre nachher, in Luthers Todesjahre, griffen die Fürsten des schmalkaldischen Bundes gegen den Kaiser selbst zu den Waffen, nachdem seine trügerische Politik sie lange misbraucht hatte.

Große Erwartungen hatte Karl V erregt, als er in noch jugendlichem Alter zum deutschen Thron erkoren war. Wir haben gehört, wie Hutten, als Stimmführer der Reformation, diese Erwartungen aussprach.

Ein Lied, bei Görres (S. 279) und Wolff (S. 182), ist noch voll Hoffnung und Rühmens:

Jezund so wollen wir singen
Aus frischem freien Muth u. s. w.

[1] Hans Sachs IV, 127 a: „Der Hauptmann der ist ir Scharrhans", der bösen Welt nemlich, die allen Leuten Spott- und Schimpfnamen giebt.

Aufrichtig und herzlich redet ihn noch ein Reimspruch (Wolff S. 107), der nach der Niederlage Heinrichs von Braunschweig „durch einen wolweisen kriegserfarenen Herrn" verfaßt ist, mit Folgendem an:

Gott der läßt nicht mit im scherzen u. s. w.

Aber bald klangen die Lieder anders. Die Trommel schlug und das Volk sang dazu:

Es geht ein Butzemann [1] im Reich herum,
Didum didum,
Bidi bidi bum.
Der Kaiser schlägt die Trum
Mit Händen und mit Füßen,
Mit Schwertern und mit Spießen,
(Die Kirchen uns wollt schließen)
Didum didum didum.

Man scheint diesen Trommelwirbel auch als Refrain zu einem Liede gebraucht zu haben, worin Karl durch das Beispiel früherer Kaiser gewarnt wird, sich nicht, zum Verderben seines Reiches, in die Gewalt des Pabstes zu ergeben (Wunderhorn I, 97. Wolff S. 185—93):

Ein Lied, für die Landsknecht gemacht. In diesen Kriegsleuften nützlich zu singen.

Ach Karle, großmechtiger Mann,
Wie hast ein Spiel gefangen an
On Not, in deutschen Landen!
Wolt Gott, du hetst es baß bedacht,
Dich solchs nicht understanden u. s. w.

Schluß, an die Landsknechte:

Drumb seid getrost, ihr frommen Knecht!
Fürs Vaterland nur mannlich fecht,
Welchs itzt der Bapst wil stecken
Durchs Keisers Gwalt in schwere Not!
Laßt euch ihr Macht nicht schrecken!

Wir haben auch auf unser Seit
Ein starken Held, der für uns streit,

[1] „Der Butz, die Larve; verlarvte, vermummte Person; Unhold u. s. w. Der Butzmann u. s. w., Kobold, Knecht Ruprecht." Schmeller 1, 229.

Von Macht ist nicht seins gleichen.
Gots ewig Sohn, mit seinem Heer,
Dem muß all Gwalt entweichen.

Dis Liedlein ist in Eil gemacht,
Eim jungen Landsknecht wolgeacht
Zu freundlichem Gefallen,
Von einem, der wünscht Glück und Heil
Frummen Landsknechten allen.

Der Feldzug fiel für die schmalkaldischen Verbündeten durch ihre eigenen großen Fehler sehr kläglich aus. Nachdem der Kurfürst Johann von Sachsen und der Landgraf Philipp von Hessen im Spätsommer 1546 dem Kaiser in seinem befestigten Lager bei Ingolstadt eine Weile gegenüber gestanden waren, ihn fruchtlos beschossen und ihm Zeit gelassen hatten, Verstärkung an sich zu ziehen, musten sie zuletzt ohne Schwertstreich ihm das Feld räumen. Davon singt:

Ein schön newes Lied, gemacht zu Lob und Eer Römischer kaiserlicher Majestat, wie sie im 1546 Jar vor Ingolstat widern Landgrafen von Hessen und Herzog Hansen von Sachsen zu Feld gelegen. In der Weis, wie die Schlacht von Pavia gesungen wirt.

(Fliegendes Blatt von 1547 mit andern den Landgrafen Philipp betreffenden Gedichten bei Wolff S. 267 ff. Vgl. Wunderhorn II, 116 [bei Soltau Nr. 58a. H.].)

Anfang:

Zu singen will ichs fahen an,
Zuo lob der kaiserlichen Kron,
Dem Landgrafen zuo Laide,
Wie es im dann ergangen ist
Vor Ingolstat in kurzer Frist,
Das ist im warlich laide.

Schluß:

Wer ist nun, der das Liedlin sang?
Ain freier Landsknecht ist ers genant,
Er hats so frei gesungen,
Ist dreimal vor Ofen glegen,
Geb im Gott das ewig Leben!
Ist allzeit widerkumen.

Zu diesen innern Kriegen, die aus dem Religionskampfe hervorgegangen waren, aber zugleich dem Ehrgeiz und Eigennutze zum Spielraum dienten, gehört noch die Fehde zwischen Moriz von Sachsen und dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg, im Jahre 1553, welche mit der blutigen Schlacht bei Sievertshausen, worin Albrecht gefangen wurde, Moriz aber sein Leben verlor, sich endigte.

Diese Fehde geht ein Lied an, das ich auf einem alten, zu Basel gedruckten Flugblatte gefunden: vom Tod eines jungen Fähndrichs (Züricher Liederbuch S. 617 ff.):

Was wöllen wir aber heben an? u. s. w.[1]

Hieher noch zwei Lieder über die Belagerung von Frankfurt und Sachsenhausen in Fichards Frankfurtischem Archiv I, 140 ff. und eines bei Wolff S. 702 ff. Wunderhorn II, 336—341.

Eine ausführliche gereimte Erzählung dieses Kriegs bei Wolff S. 380 ff. und dann noch ebd. S. 407 ff. (aus dem Wunderhorn I, 270: die Geschichten und ritterlichen Thaten Morizs, Herzogs zu Sachsen, durch Leonhard Reuter, 1553, Flugschrift) ein kürzeres Gedicht, das die Bestattung des Kurfürsten Moriz beschreibt und diesem ebenso durch glänzende Eigenschaften ausgezeichneten, als durch verrätherische Politik berüchtigten Manne nach beiden Seiten sein Recht widerfahren läßt:

Mir kam ein schwerer Unmuth an u. s. w.

---

4. Der Türkenkrieg.

Einige dahin einschlagende Gedichte, worin entweder der Aufruf an die deutsche Nation, der Türkenschrei, den wir schon im vorhergegangenen Jahrhundert vernommen, wiederholt wird, oder besondre Ereignisse, wie die Belagerung von Wien, berichtet sind, stehen bei Görres S. 252 ff. und darnach bei Wolff S. 11 ff.

Diesen sind zwei weitere beizufügen, die ich aus ältern fliegenden Blättern kenne. Das eine (Basel 1607) besingt den ritterlichen Tod

[1] [In Uhlands Volksliedern Nr. 203. H.]

des Grafen von Serin, d. h. des bekannten ungarischen Helden Zriny, der 1566 in der Vertheidigung der Veste Sigeth sich aufgeopfert[1] (Heinrichs Reichsgeschichte V, 823).

Das Lied ist ohne poetisches Leben, aber das Ereignis sprach mächtig an die Zeitgenossen und man findet fortan mehrere Lieder im Tone, „wie man den Grafen von Serin singt“.

Den deutschen Fürsten wird in einem Spruchgedichte, die Grumbachischen Händel betreffend, von 1567 (Wolff S. 144), bittrer Vorwurf deshalb gemacht:

Fürwahr der Grafe von Serein
Für Gott wird ewer Kläger sein,
Den ihr den Türken jämmerlich
Habt morden lassen all zugleich
Und habt ihm keine Hülf gethan u. s. w.

Auch der Kaiser, Maximilian II, wird angerufen (ebd. S. 154):

Wiltu, daß deine guldne Kron
Ein ewig Ruhm und Lob soll hon,
So rech den Grafen von Serein! u. s. w.

Das andre der beiden nachzutragenden Lieder handelt vom Verlust der Veste Erlau in Ungarn an die Türken im Jahre 1596. Im Ton, „wie man den Grafen von Serin singt“. (Fliegendes Blatt, Regensburg 1596. Züricher Liederbuch 483 ff.)

Vergleich zwei Sprüche gegen die Türken von Hans Sachs, Kemptener Ausgabe I, 428—31.

---

5. Einzelne historische Lieder.

a. Das Lied vom Benzenauer, 1505. Von der Eroberung der Tiroler Veste Kufstein[2] und der Hinrichtung des bairischen

[1] [Soltau Nr. 66. H.]

[2] Jenaer Litteratur-Zeitung, Ergänzungsblätter 1834, Nr. 14: Beiträge zur deutschen Länder-, Völker-, Sitten- und Staaten-Kunde von J. B. von Koch-Sternfeld u. s. w. 3ter Bd., München, Hübschmann, 1833. Nebentitel: Das Prädialprincip u. s. w. „IV, Zur Geschichte der Alleinherrschaft in Baiern,

Commandanten derselben, Hans Pienzenauer, durch Kaiser Maximilian I. „In des Benzenauers Ton“ wurden nachher andre Lieder gedichtet (bei Wolff S. 660 ff. Aretins Beiträge zur Geschichte und Litteratur IX, 1286 ff. Vgl. Narrenbuch S. 174. [Uhlands Volkslieder Nr. 174. Hildebrand Nr. 9. H.]

b. Zwei Sprüche und ein Lied von der Zerstörung Hohenkrähens im Hegau und andrer Raubschlösser durch den schwäbischen Bund, 1512 (Wolff S. 636 ff. Vgl. Crusius, Ann. II, 540 [Uhlands Volkslieder Nr. 177. Hildebrand Nr. 11. H.].)

c. Lied von der Fehde des Bischofs von Hildesheim mit seinen Stiftsmannen, 1519 (Wolff S. 372 ff.).

d. Die Geschichten des Herzogs Ulrich von Wirtemberg waren der Gegenstand mehrfacher Lieder und Reimsprüche. Über den Mord, den er an Hans von Hutten verübt und wegen dessen Ulrich von Hutten sein unerbittlicher Verfolger war, läßt sich ein Schmachspruch aus, der in Sattlers Geschichte der Herzöge von Wirtemberg, Theil I, Beilage 59, S. 136 ff. gedruckt ist. Von dieser Unthat soll auch das Volk öffentlich gesungen haben (Wagenseil, Ulrich von Hutten S. 44: „Das Volk sang die Unthat öffentlich in Gassenhauern.“). Ein Vaterunser wurde dem Herzog in den Mund gelegt (Steinhofer, Chronik, Theil IV, S. 610 [Soltau Nr. 40a. H.]):

„Vater unser“
Reutlingen ist unser.
„Der du bist“
Eßlingen hat nit lang Frist u. s. w.

Aus Anlaß des Sieges bei Laufen, wodurch der vertriebene Ulrich sein Land wiedereroberte, bemerkt Crusius, Ann. II, 625: Excusas hac de victoria et prospera ducis Ulrici restitutione cantilenas vidimus, prisco Teutonico more. Diesem fügt Steinhofer zum Jahre 1534 noch bei: „Ja die Kinder auf der Gassen ließen sich also vor Freuden hören:

oder Beschreibung eines Augenzeugen, wess Gestalten im Jahr 1504 Rattenberg, Kufstein und Kitzbühel zu Tirol gebracht worden. Der Kaiser Maximilian lud den Herzog zu einer Kurzweil ein, welche darin bestand, anzusehen, wie 18 Ritter und Kriegsleute geköpft wurden.“

Bide bide bomp,
Der Herzog Ulrich kommt,
Er liegt nicht weit im Feld,
Er bringt einen Seckel mit Geld."

Noch in unsrer Zeit hörte man diesen Trommelreim im Munde der Kinder zu Stuttgart, doch mit der Variante:

Er reitet in dem Feld,
Er hat im Sack kein Geld.

(Schwab, Romanzen aus dem Jugendleben Herzogs Christoph von Wirtemberg, Stuttgart 1819, S. 15 f. Vergl. 125—127.)

Einiges, was auf diese Rückkehr des Herzogs gedichtet worden, steht in einer handschriftlichen wirtembergischen Chronik auf der Bibliothek zu Wolfenbüttel, nach Kochs Compendium, 2te Ausgabe I, 130. In Münchs Aletheia S. 174, und daraus bei Wolff 587 ff., ist nach Wernher Steiners handschriftlicher Chronik gleichfalls ein Lied „Von der Schlacht, Sig und Eroberung Herzogs Ulrich von Wirtenberg" u. s. w. abgedruckt. Von der Schlacht bei Laufen wird hier unter Andrem gereimt:

Es gschach in einem Wingartenrain
Ein ieder floch den nächsten heimb,
Bi einer Stadt, heißt Laufen;
Si hat den Namen nit umbsunst,
Wer laufen mocht, das was ein Kunst,
Gott wolt sie darumb strafen.

[Vergl. auch Uhlands Volkslieder Nr. 179—181. Hildebrand Nr. 22—26. L. F. Heyd, Die Schlacht bei Laufen den 12ten und 13ten Mai 1534, Stuttgart 1834. 8. S. 77. 78. H.]

e. Auf die Grumbachischen Händel, um 1567, d. h. die Streitigkeiten Wilhelms von Grumbach mit seinen Lehnsherrn, den Bischöfen von Würzburg, und die weitern Unruhen, welche daraus erwuchsen, beziehen sich einige Gedichte bei Wolff S. 138 ff.

(Das Fräulein von Britannien, Züricher Liederbuch Blatt 746 f. [Uhlands Volkslieder Nr. 173. H.]. Über Wilhelmus von Nassauwe Koch, 1te Ausgabe II, 85 f. Flögel, Geschichte der komischen Litteratur III, 575.)

In der Reihe geschichtlicher Lieder, die wir durch zwei Abschnitte

vom Ende des 14ten Jahrhunderts an bis zu dem des 16ten verfolgt haben, ist die allmähliche Abnahme dichterischer Belebtheit nicht zu verkennen. Während in dem Lied auf die Sempacher Schlacht von 1386 sich noch der Geist des alten Heldenliedes regt, nähert sich das auf die Einnahme der ungarischen Veste Erlau im Jahre 1596 schon ganz dem Tone von Prinz Eugenius, dem edeln Ritter.[1] Zwischenhin erhebt sich dennoch da und dort ein frischerer Klang, z. B. in den Kriegsliedern der Dithmarschen, und, vom eigentlich poetischen Anspruch abgesehen, zeigt sich in dieser ganzen Liederdichtung viel tüchtige Gesinnung und rüstige Kraft. Dieses fortwährende Auffassen aller Zeitbewegungen im Gesange, dieses Verkünden und Verbreiten alles Geschehenen durch den Mund des Liedes, diese beständige Kampfübung in Sang und Gegensang, hat aber auch an sich schon eine poetische Geltung und man darf auch hier nicht vergessen, daß, wo die Gegenstände der Lieder sich nicht durch die Dichtkunst geläutert haben, doch mittelst der Tonweise und des Vortrags im Gesange das tiefere Gemüth bewegt wurde, wie denn auch manche dieser Singweisen, die Laupenschlacht, König Laßla, der Benzenauer, die Pavierschlacht, der Graf von Serin u. s. w., selbständig fortlebten und neue Ereignisse in sich aufnahmen.

[1] [Soltau Nr. 85. F. Haydinger, Prinz Eugenius, der edle Ritter, in den Kriegs- und Siegesliedern seiner Zeit, Wien 1865. 8. H.]

Siebenter Abschnitt.

Lehr- und Strafgedichte.

Lehrhaft, strafend mit Ernst und Spott, sind uns auch in den bisherigen Abschnitten so manche geistige Erzeugnisse unsres Zeitraums entgegengetreten. Der Geist dieses Zeitraums überhaupt neigte sich zum Didaktischen und Satirischen. Aber auch auf ihrem eigenen Gebiete müssen wir die Lehre und das Sittenrichteramt der damaligen deutschen Dichtkunst kennen lernen; da, wo sie nicht, wie in den Reformationskämpfen und Kriegsliedern, auf besondre, praktische und polemische Zwecke ausgeht, sondern wo sie freier und allgemeiner die manigfachsten Lebensverhältnisse, die Sitten aller Stände mustert und beleuchtet.

Von kurzen Sinnsprüchen an erweitert sich diese Dichtart zu ausgeführtern Charakterbildern und Lehrabschnitten, größere Dichtwerke bezwecken endlich eine Gesammtauffassung der sittlichen Zustände, ein Ganzes der Lebensweisheit im Spiegel der menschlichen Verkehrtheiten. Wir folgen diesem Stufengange, richten jedoch, vom Standpuncte der Dichtkunst aus, unser Augenmerk hauptsächlich auf diejenigen Erzeugnisse, in welchen der Lehrzweck mit dem Lebensbilde zusammentrifft.

---

1. Priameln.

Die einfachste, volksmäßigste Lehrweisheit sind Sprichwörter, kurze Klugreden, wie ein älterer Sammler sie nennt. Sie sind der bündige Ausdruck der Gesinnungen, Ansichten, Erfahrungen des Volkes. Nicht von absichtlichem Nachdenken, ausgeführter Folgerung sind sie erzeugt;

aus der Erfahrung des Lebens, dem Drange der Überzeugung und Empfindung springen sie fertig hervor, wie die reife Nuß aus der Schale. Gedrängtheit gehört zu ihrem Wesen, eben weil sie nicht Entwicklung, sondern Erfund sind. Die deutsche Sprache zeigt sich von frühester Zeit reich an sprichwörtlichen Redensarten. Auch die Schriftwerke unsres Zeitraums sind voll von solchen. Im 16ten Jahrhundert wurden eigene Sammlungen veranstaltet, von Agricola, Sebastian Frank, [1] Eyring. Unter diesen Sprichwörtern fehlt es auch nicht an solchen, die vermöge ihres anschaulichen Ausdrucks zum Bereiche der Poesie gezogen werden könnten. Aber die Zeit ihrer Entstehung läßt sich in den wenigsten Fällen ausmitteln; um Sprichwörter zu sein, müssen sie schon längere Zeit im Munde des Volkes gelebt haben und in unsrer älteren Sprache heißen sie diesem gemäß „ein altgesprochen Wort".

Gereimte Lehrsprüche, die sich über den Umfang eines Sprichworts erheben, sind aus dem Mittelalter in großer Anzahl vorhanden. In der ersten Hälfte des 13ten Jahrhunderts wurden im Freidank (Freidanks Bescheidenheit) die unter dem Volke gangbaren Sprüche, zum Theil wohl in einer neuen und regelmäßigern poetischen Form, in der Art sinnreich zusammengereiht, daß die sich widerstreitenden Ansichten neben einander gestellt sind und durch die Gegensätze auf die Wahrheit gedeutet ist (Lachmann, Hallische Litteratur-Zeitung 1829, Nr. 238, S. 623). Nach dem Vorbilde des Freidank kam im Jahre 1300 ein andres Spruchgedicht, der Renner Hugos von Trimberg, zu Stande. Auch unser Zeitraum ist fruchtbar an solchen Sprüchen und selbst die größern lehrhaften Gedichte bedienen sich häufig der abgebrochenen, spruchartigen Weise. Hier zunächst beschränken wir uns auf eine Art der Reimsprüche, die vorzüglich im 15ten und 16ten Jahrhundert unter dem Namen der Priameln beliebt war.

Zur Litteratur derselben sind anzuführen:

Eschenburgs Denkmäler altdeutscher Dichtkunst, Bremen 1799, S. 387 ff. XVI: Priameln.

Aus einer Handschrift der Wolfenbüttler Bibliothek, welche noch dem 15ten Jahrhundert anzugehören scheint, gab Eschenburg in Lessings

[1] Vergl. Blätter für litterarische Unterhaltung Nr. 141, 20 Mai 1832, S. 606 f.: „Sebastian Frank, der Deutsche." [Gödeke, Grundriß S. 111. 112. H.]

Beiträgen zur Geschichte und Litteratur Stück V und nachher im Bragur Bd. II, S. 332, eine Anzahl solcher Stücke, die nun in den Denkmälern gesammelt und mit einer Einleitung versehen sind.[1]

F. Weckherlins Beiträge zur Geschichte altdeutscher Sprache und Dichtkunst, Stuttgart 1811, S. 55 ff. III: Priameln.

Einer Papierhandschrift des Renners, die von dem Stadtschreiber Peter Wetzel zu Schwäbisch Hall 1520 vollendet ist, sind unter Andrem 54 kleine Spruchgedichte, großentheils Priameln, beigefügt, von denen Weckherlin hier eine Auswahl gegeben hat.[2] Sie sind in der Handschrift überschrieben:

Hierin vindt ainer mangen guten schwank,
Lustig ze horen bei dem weintrank.

Die Meisten stehen auch in der von Eschenburg gebrauchten Handschrift, wo sie die Überschrift „Priameln" führen.

Diese Benennung ist das entstellte lateinische Wort praeambulum. In einer Gerichtsordnung von 1482 findet sich die Stelle: „des ersten macht ein Harfer ein Priamel oder Vorlauf, daz er die luit im uff ze merken beweg" (Denkmäler 390). Ein solches Anregen der Erwartung gehört auch wirklich zum Eigenthümlichen dieser Dichtart, welches, nach Eschenburgs Bezeichnung (ebendaselbst) darin besteht, „daß zu mehrern Subjecten oder auch zu mehrern Vordersätzen, deren eine ganze Reihe nach einander aufgeführt wird, am Ende ein einziges gemeinschaftliches Prädicat oder ein lange aufgesparter und gemeinschaftlich auf jene ganze Reihe anwendbarer Nachsatz hinzukommt, worin entweder die Gleichheit oder Unverträglichkeit jener Subjecte und Vordersätze angegeben, oft auch ihr gleicher Werth oder Unwerth bestimmt wird." Beispiele werden dieses erläutern.

Auch diese Dichtweise ist nicht erst eine Erfindung unsres Zeitraums. Schon im Havamal (Finn Magnussen, Edda III, 123 fg.), angelsächsisch (Conybeare 231. N.), bei Spervogel, einem Spruchdichter, der noch in das Ende des 12ten Jahrhunderts zu setzen ist, lassen sich Beispiele aufweisen (Manesse II, 226 b. 227 a). Aber in ihrem schärfsten

[1] Vergleich Narrenbuch S. 33. Tieck, deutsches Theater I, 8.

[2] [Die ganze Sammlung ist nun veröffentlicht in: Alte gute Schwänke, herausgegeben von A. Keller, Leipzig 1847. 12. Viele Priameln hat Keller ferner im dritten Bande seiner Fastnachtspiele aus dem fünfzehnten Jahrhundert mitgetheilt. H.]

Gepräge, in größerer Ausdehnung und Anzahl, kommen sie doch erst im 15ten Jahrhundert zum Vorschein.

Aus den von Eschenburg [1] und Weckherlin mitgetheilten Stücken hebe ich nun folgende aus, wobei ich jedoch einige Sprüche, welche nicht den bestimmten Zuschnitt der Priamel haben, nicht ausschließe:

Die wahrheit ist gen himmel zogen
Und die treu ist über meer geflogen u. s. w.

(Denkmäler 391.)

Ein würzgart und ein rosenkranz,
Mägd und knecht und schöner tanz u. s. w.

(Ebendaselbst 397.)

Die knaben in den hohen hüten,
Die an dem tanz toben und wüten u. s. w.

(Ebendaselbst 403.)

Welcher lai sein fasten und sein andacht
Spart bis an die faßnacht u. s. w.

(Ebendaselbst 421. Weckherlin 60.)

Ein spieler, der alle spiel wohl kann
Und dreißig jahr hat gespielt und kein fluch hat than u. s. w.

(Ebendaselbst 400 f.)

Ein orgel, glock und wollenbogen [2]
Und böse kinder, ungezogen, u. s. w.

(Ebendaselbst 405.)

Wenn ein reicher einen armen verschmäht
Und wenn ein greif eine mücke fäht
Und wenn ein kaiser böse münze schlägt:
Die drei haben sich selber geschwächt.

(Ebendaselbst 421 f.)

Wenn man einen einfältigen betrügt
Und man auf einen frommen lügt
Und feindschaft zwischen ehleuten macht:
Der dreier arbeit der teufel lacht.

(Ebendaselbst 412.)

[1] Unter den Sprüchen bei Eschenburg ist Mehreres aus dem Renner, einer jedoch bestimmt erst aus dem 15ten Jahrhundert.

[2] „Ein Werkzeug der Hutmacher und Tuchbereiter beim sogenannten Bogenschlagen.“ Eschenburg.

Kommt kunst gegangen vor ein haus,
So sagt man ihr, der wirth sei aus u. s. w.
(Ebendaselbst 404.)

Wer ain bock zu aim gertner setzt
Und schaf und gens an den wolf hetzt u. s. w.
(Weckherlin 60 f.)

Ain priester, der ccc jar zu schul wer gangen,
Ehe er sein ampt het angefangen u. s. w.
(Weckherlin 61.)

In dem haus frolich und tugentlich,
Uff der gassen ersam und zuchtigklich u. s. w.
(Ebendaselbst 65.)

Sew korn Egidii, habern, gersten Benedicti
Und flachs Urbani, ruben, wicken Kiliani u. s. w.
(Ebendaselbst 66. Wackernagel 13.)

Diese Regeln für allerlei Arbeit durchs ganze Jahr, die man vom Anfang des 15ten bis in das 16te Jahrhundert hinein bald hier, bald dort, in immer veränderter Gestalt, in bald kleinerer, bald größerer Anzahl der Verse findet,[1] scheinen anfangs ernstlich genommen worden zu sein und haben erst durch die Schlußregel, die in den ältesten Handschriften fehlt, die Form der Priamel, des ältern deutschen Epigramms, erhalten.

W. Wackernagel, der in seiner Geschichte des deutschen Hexameters und Pentameters bis auf Klopstock, Berlin 1831, S. 11—14 mehrere Recensionen dieses Spruches mittheilt, hat zugleich auf denselben, als ein frühes Beispiel des deutschen Hexameters aufmerksam gemacht.

2. Charakterbilder.

Wir verstehen hierunter ausgeführtere, hauptsächlich satirische Schilderungen einzelner Stände und Charaktere und geben davon folgende Beispiele:

Von der scharpfen reuter orden.

(Liederbuch der Häzlerin S. 435 ff.)

[1] [A. Keller, Alte gute Schwänke S. 62. 78—81. H.]

In den Kriegsliedern des 16ten Jahrhunderts haben wir bereits die Bekanntschaft der deutschen Landsknechte gemacht, hier lernen wir in einem Gedichte des 15ten Jahrhunderts die ältern, berittenen Söldner, die scharfen Reiter, kennen:

Der hochwürdig cardinal u. s. w.

Zum Gegenstücke dieser Reiterei nun auch eine genauere Schilderung des Fußvolks, der Landsknechte, von Hans Sachs, vom Jahr 1557 (Kemptener Ausgabe I, 996 ff.):

Schwank: Der teufel läßt kein landsknecht mehr in die höll.

Auch einen Landsknechtspiegel (Kemptener Ausgabe I, 658), der jedoch mehr eine Schilderung der Kriegsdrangsale überhaupt enthält, eine Vergleichung der Landsknechte mit den Krebsen und dergleichen mehr hat Hans Sachs gedichtet (abgedruckt in Wackernagels deutschem Lesebuch II, 83—92 [2te Ausgabe, Sp. 107—118. H.].)

Die Sitten der übrigen Stände, der Bauern, Handwerker, Kaufleute, der Geistlichkeit und des Adels, werden gleichfalls nicht mit besondern satirischen Darstellungen verschont. Doch wird dazu großentheils die Form der Erzählung, des Schwankes, gebraucht, wie auch schon für die eben ausgehobene Schilderung der Landsknechte. Im nächsten Abschnitt, von den erzählenden Dichtungen, wird Mehreres dieser Art anzuführen sein.

Eine andre Classe besondrer Sittenschilderungen bilden diejenigen, in welchen irgend eine einzelne Untugend personificiert wird und in dieser fingierten Person nach allen Seiten zur Schau stehen muß. Solcher satirischen Musterbilder hat besonders Hans Sachs mehrere gegeben. Hier eines derselben (Göz II, 38 ff. Kemptener Ausgabe I, 1084 ff.):

Heinz Widerporst.

Heinz Widerporst bin ich genannt u. s. w.

Wie im Heinz Widerporst die eigensinnige Widerspenstigkeit, so sind im Häderlein, des Zänkleins Bruder (Göz III, 27. Kemptener Ausgabe I, 1082), im Hans Unfleiß (Kemptener Ausgabe I, 1083 f.), im Faul Lenz, dem Hauptmann des großen faulen Haufens (ebendaselbst I, 1071 ff.), die Eigenschaften dargestellt, welche sich schon in den Namen aussprechen. Der Baldanderst (ebendaselbst I, 1080 ff.)

vergegenwärtigt in seiner Person die Unbeständigkeit aller irdischen Dinge.[1]

Beliebt ist noch im 16ten Jahrhundert für die Betrachtung des irdischen Treibens eine Form der Einkleidung, die schon im 14ten Jahrhundert sehr in Aufnahme kam. Der Dichter verliert sich in einer einsamen Wildnis und begegnet hier allegorischen oder fabelhaften Personen, mit oder von denen die Sitten und Zustände seiner Zeit besprochen werden. In dieser Form fanden wir im ersten Abschnitt eine Rede des Grafen von Montfort, dann die Mörin Hermanns von Sachsenheim gedichtet, beide aus dem 15ten Jahrhundert[2]. Im nächstfolgenden wird sie besonders von Hans Sachs sehr häufig angewandt. Unter seinen derartigen Gedichten zeichnet sich durch poetische Farbe aus:

Ein gespräch der vier element mit fraw Warhait[3] (Kemptener Ausgabe I, 512 ff.).

Unter vielen andern Gedichten des Hans Sachs, welche ähnliche Anlage haben, nenne ich noch:

Des verjagten frids klagred uber alle stend der welt (Göz I, 65 ff.).

In den Trümmern eines zerstörten Heidenschlosses trifft der Dichter die aus der Welt vertriebene Frau Pax:

Von ölbaumblettern war ir kranz,
Sie aber saß betrübet ganz,
Ir haubet in die hend geneiget,
Weinend ganz trostlos sich erzeiget.
Bei ir sach ich auf grünen wasen
Ein ganz schneweißes lemblein grasen.

Auf sein Befragen erhebt sie ihre Klage über den Blutdurst der Fürsten, Lehrspaltung der Geistlichkeit, Kampf und Hader bei allen Ständen, wodurch sie genöthigt worden, in diese Öde zu entfliehen.

Sonst mag hier noch folgendes Büchlein angeführt werden:

Gesprech des herren Christi mit S. Petro von der welt lauf und irem verkerten bösen wesen. Sampt einem schönen spruch von etlichen stenden der welt, beschrieben durch Conrad Hasen. (Vignette: Christus und Petrus, am Schluß: „Gedruckt zu Nürmberg, durch Nikolaum Knorrn", s. a. 3 Bogen,

1 [Vergl. Kellers Simplicissimus II, S. 874. 879. H.]

2 [Vergl. oben S. 214 ff. 219 ff. H.]

3 Dasselbe prosaisch in Paulis Schimpf und Ernst 1535, Bl. 2 b.

ein 8⁰. Auf der Stuttgarter Bibliothek. Beide auf dem Titel genannte
Stücke, ohne Angabe woher, auch in: Gedichte von Ulrich von Hutten und
nigen seiner Zeitgenossen, herausgegeben von A. Schreiber, Heidelberg (1810)
824, S. 108 ff. 141 ff.) Das Büchlein enthält aber auch noch eine kleine
:rzählung „St. Peter mit der Ziege", dessen der Titel nicht erwähnt.

In dem Spruche von etlichen Ständen der Welt geht Cunz Has,
ie sich der Verfasser am Schlusse nennt, zu der Zeit der Habererernte,
o die Krebse am besten sein sollen, zu einem Wasser, um solche zu
ingen. Als er nach ihnen herumgreift, faßt ihn plötzlich etwas an
er Hand und zieht ihn in die Tiefe. Es ist ein Wasserweib, die ihn zu
inem schönen Palast unter dem Wasser bringt, worin drei alte Män-
er sitzen und von ihm erfahren wollen, wie es jetzt draußen in den
:anden stehe. Der Gast stimmt nun sein Klaglied an: über den
arniederliegenden Handel bei großem Geldmangel, über das Ver-
chwinden aller guten Münze, über das sittenlose Leben aller Stände,
ber die Bestechlichkeit der Richter und Anwälte zum Nachtheil der
lrmen. Die Wassermänner belehren ihn über die Gründe des
lbels; die Abnahme des Verkehrs z. B. rühre daher, daß je Einer
em Andern in seinen Stand falle, der Bauer dem Handwerker, dieser
em Kaufmann. Mit guten Rathschlägen wird Cunz Has in die
)berwelt entlassen, wohin ihn das Wasserweib zurückbringt.

Lebhafter und ausgeführter sind die Sittenschilderungen in dem
rößern Stücke, dem Gespräch des Herrn mit Petrus. Letzterer erbittet
ch die Gunst, wieder einmal auf kurze Zeit die Erde besuchen zu
ürfen, um zu sehen, wie es jetzt mit ihr bestellt sei. Aber noch vor
lblauf seines Urlaubs kommt er wieder zu dem Herrn, so wenig hat
s ihm drunten gefallen. Über die Verderbnis in allen Ständen er-
attet er einen so nachtheiligen Bericht, daß der Herr nicht umhin kann,
ndlich ein Strafgericht zu verhängen.

In diesem Berichte werden besonders die Sitten der untern Stände
ı sehr ungünstigem Lichte dargestellt; z. B. vom Besuch der Kirchen:

Erstlich fiel mir in meinen sinn,
Wo ich eine kirche fünde,
Ob auch noch darinne stünde
Dein göttlich wort und heilsam lehr;
Ob es auch noch verhanden wer,

Dein göttlich wort, das du ihn hast gelaßen.
Indem kam ich eben zu maßen,
Daß man hub zu predigen an.
In der kirchen warn kaum funfzig man,
Welches mich gar sehr verwundert,
Aber auf dem kirchhoff warn ihr bei zweihundert u. s. w.

Vom Übermuth der Bauern:

Auch thut sich itzt der bawrsman befleißen
Auf großen pracht, gleicht sich eim edelman,
Der richtet erst alles unglück an
Mit seinem gut und seinem gelt u. s. w.

Beschreibung einer Spinnstube:

Man findt wenig frommer megd und knecht,
Denn ich habs gesehen, was da ist ihr sinn,
Eins mals ich dazu kommen bin;
Denn ich hatte mich gar verspet,
Im ganzen dorf ich kein herberg het:
Da kam ich in ein rockenstuben u. s. w.

Diese Gemälde im niederländischen Stil erstrecken sich bis zum Leben der Bettler herab:

Ach herr, der arme man auf erd
Der ist so ganz und gar veracht,
Ein ieder nur der armen lacht,
Es erbarmet sich niemand der armen noth u. s. w.

Dieser Bettlerzunft werden nun unmittelbar die Landsknechte angereiht, von denen zuvor schon eine, der des Hans Sachs ähnliche Beschreibung gegeben war:

Weiter weiß ich noch ein orden,
Der ist auch hoch im betlen worden:
Das sind landsknecht, die zihen auf der gart.
Die plagen auch den bawrsman hart,
Dieselben bitten nichts in demuts gestalt,
Sonder fordern das mit gewalt u. s. w.

Von der Person des Verfassers dieser Reimsprüche, Cunz Has, ist mir nichts Näheres bekannt. Sie sind (vergleich die im Gespräch zweimal vorkommende Erwähnung des Grobianus, welcher zuerst 1549 und

in deutscher Übersetzung 1551 erschienen, Flögel III, 309 f.[1]) in der 2ten Hälfte des 16ten Jahrhunderts gedichtet. Fischarts Jesuiterhütlein, dessen erste Ausgabe vor 1579 fällt, scheint dem Verfasser bekannt gewesen zu sein, wenn er den Petrus sagen läßt:

Es sind mancherlei glauben im land,
Papisten, Widerteufer, Jhesuzwiter genant u. s. w.

Hiernach war er ohne Zweifel ein Lutheraner. Daß er zum Gewerbstande gehört, möchte man aus den Äußerungen schließen, welche diesen betreffen. Am Schlusse des Spruches von etlichen Ständen bemerkt er:

Nun solt ich sagen von juristen,
Die das recht zu unrecht machen,
So bin ich mit denselben sachen
In der kunst ein wenig zu schlecht u. s. w.

Gleichwohl spricht Petrus stark genug:

Ich gleich das weltlich recht eim web der spinn,
Große hummlen reißen durch, mucken bleiben drin.[2]

Diese zuletzt erwähnten Gedichte von Hans Sachs und Cunz Has, welche, wenn gleich von geringerem Umfang, doch eine ziemlich allgemeine Censur ausüben, machen uns den Übergang zu den größern Lehr- und Strafgedichten, von welchen jetzt Nachricht zu geben ist. Erwägt man übrigens, wie Hans Sachs in den vielen einzelnen Lehr- und Sittensprüchen, von denen wir nur einige charakteristische Beispiele gegeben, sich über die manigfaltigsten Lebensverhältnisse verbreitet hat, so kann auch ihm eine umfassendere Weltbetrachtung nicht abgesprochen werden. Überall aber geht sie aus vom Standpuncte des häuslich-bürgerlichen Lebens, den wir, im Abschnitt vom Meistergesang, als die Grundlage seines gesammten Dichtens bezeichnet haben.[3]

[1] [Vergl. Gödeke, Grundriß S. 366. H.]

[2] Vergl. Narrenschiff D, 4 b [in Zarnckes Ausgabe S. 80 b. H.]:
Man henkt die kleinen dieb allein;
Ein brem nit in dem spinnwep klebt,
Die kleinen mücklin es behebt.

[3] [Vergl. oben S. 342. 351. H.]

3. Größere Lehr- und Strafgedichte.

Zwei Schriftsteller vom Schlusse des 15ten und dem ersten Viertel des 16ten Jahrhunderts sind hier hauptsächlich zu würdigen, Sebastian Brand und Thomas Murner.

a. Sebastian Brand.

In biographischer und litterarischer Beziehung ist vorzüglich zu bemerken:

Einige Nachrichten über Sebastian Brands Lebensumstände und Schriften (mit dem Bildnis Brands), in A. W. Strobels Beiträgen zur deutschen Litteratur und Litterärgeschichte, Straßburg 1827, S. 1 ff. [Man vergleiche nun namentlich die Einleitung zu: Sebastian Brants Narrenschiff, herausgegeben von F. Zarncke, Leipzig 1854. 8. Gödeke, Grundriß S. 141—143. H.]

Sebastian Brand war im Jahre 1458 zu Straßburg geboren. Als 17jähriger Jüngling bezog er die Hochschule zu Basel, wo er sich zuerst dem Studium der alten Sprachen und der sogenannten freien Künste widmete, dann die Rechtsgelehrsamkeit zu seinem Beruf erwählte, in der er Doctor wurde. Ebendaselbst blieb er als akademischer Lehrer im humanistischen und im juristischen Fache bis zum Jahre 1500. Am Anfang des Jahres 1501 erhielt er in seiner Vaterstadt Straßburg die erledigte Stelle eines Syndicus und Advocaten. In der Folge wurde er zum Stadtschreiber ernannt, welches Amt er bis zu seinem Tode bekleidete.

Neben dem, was er für die Dichtkunst geleistet, machte er sich durch verschiedene Werke juristischen Inhalts verdient. Mit vielen ausgezeichneten Gelehrten stand er in Verkehr, war Mitglied litterarischer Gesellschaften und genoß die Gunst des Kaisers Maximilian, der ihn zum Pfalzgrafen machte und ihm litterarische Aufträge gab. Er starb den 10 Mai 1521.

Wenn man die Reihe seiner von Strobel a. a. O. S. 17 ff. verzeichneten Schriften durchgeht, so bemerkt man, soweit solche dem Gebiete der deutschen Dichtkunst angehören, eine vorherrschende Neigung zum Spruchgedichte. Zwei hievor erwähnte Werke dieser Art, den Freidank aus der ersten Hälfte des 13ten Jahrhunderts und den Renner von 1300, bearbeitete er für seine Zeitgenossen. Der erstere erschien in dieser Gestalt zuerst Straßburg 1508, der letztere erst geraume Zeit

nach seinem Tode, Frankfurt 1549 (von der Hagen, Grundriß S. 394. Strobel S. VII). Für die Jugend übersetzte er die Distichen des Cato, den Facetus u. s. w. („Facetus in latin, durch Sebastianum Brant getütschet", 1499. Olpe, Basel). Dieses letztgenannte Büchlein, auch „Liber Faceti, docens mores juvenum" betitelt, besteht aus einer Reihe von Sittensprüchen in je zwei sich auf einander reimenden Hexametern, welche Brand, auch zum Besten seines eigenen Sohnes, in deutsche Reime gebracht hat:

Proque meo exposui carmina filiolo.

Auch sonst schrieb er manche einzelne Sprüche nieder; neunundvierzig solche hat Strobel in der angeführten Schrift S. 37 ff. (vergleich S. V f.) aus einer alten Handschrift mitgetheilt, welche den Titel führt:

Was volgt, das hab ich Carl Dachtler aus einzigen [1] zedeln abcopieret, so weiland herr D. Sebastian Branden, gewesenen der statt Straßburg stattschreibers, eigne hand seind. Und wie er jedes mals zu selbiger weis geschrieben, also hab ichs auch, prout in manus venerunt, abgeschrieben.

Unter diesen kleinen Stücken sind einige nach den Sprüchen Salomonis, nach Aussprüchen des Demokritus, nach Catull, nach Meister Muscatblut (Nr. 36. 43) aufgezeichnet. Von den, wie es scheint, nicht entlehnten einige zur Probe:

Nr. 1 Nit laß vom glauben dich abfüren,
Ob man davon will disputieren,
Sonder glaub schlecht einfeltiglich,
Wie die heilig kirch thut lehren dich!
Nimb dich der scharpfen lehr nit an,
Die dein vernunft nit mag verstahn!
Das schäfflin schwembt oft uß an stad,
Da der helfant ertrinkt mit schad.
Niemands nachfragen soll zu gno.v
Dem glauben und seiner ehefraw,
Daß es zuletst ihn nit geraw.

Nr. 7 Ein waßerspinn ist also leicht,
Sie gat uff waßer, tief und seicht,
Mit sechs füßen und tritt nit drein:
Doch kan ihr kein wol leichter sein,

[1] einzelnen, Schmeller I, 66.

Dann frauen glaub ist und ihr trew;
Wer da uff baut, hüt sich vor rew!

Nr. 27 Mancher begert, daß ihm werd geben
Von gott lang jahr und zeit zu leben:
So wünsch ich gotts barmherzigkeit,
Daß mir dieselb nit werd verseit,
So leb ich bei gott in ewigkeit,
Werden mein lefzen in allzeit loben
Mit seinen außerwelten da oben.

Auch ein politisches:

Nr. 2 O han, du suchst anschlag und list,
Wie du kompst uff den tütschen mist u. s. w.

Damals war Straßburg, wo Brand lebte, noch deutsches Land.

Die aufgezählten Arbeiten erscheinen nur als Vor- und Nebenstudien zu dem Hauptwerke, in welchem Sebastian Brand den ganzen Schatz seiner Weltbeobachtung und Spruchweisheit niederlegte. Es ist dieses das in seiner Zeit und noch lange nachher vielberühmte und beliebte „Narrenschiff", das zuerst 1494 im Druck erschien.

Strobel bemerkt a. a. O. S. 17, daß von den vielen Ausgaben des Narrenschiffes, die von 1494 bis zum letzten Drucke 1625 veranstaltet wurden, nur etwa die Hälfte den echten von Brand herstammenden Text enthalte, die andern aber mehr oder weniger durch Veränderungen, Zusätze oder Auslassungen entstellt oder verstümmelt seien. Er zählt dieselben nach dieser Eintheilung auf; zwei der unechten (Straßburg 1545 und 1549, letztere auf hiesiger Universitätsbibliothek) haben den Titel „Narrenspiegel".

Die Ausgabe, welche von mir benützt wird, Augsburg 1498. 4. (Stuttgarter Bibliothek), ist zwar bei Strobel unter den unechten aufgeführt. Es scheint mir jedoch, daß eher drei Abtheilungen zu machen seien: der ursprüngliche Text, die von Sebastian Brand selbst veränderten Ausgaben und die von fremder Hand herrührenden Bearbeitungen, welche als die unechten Ausgaben zu bezeichnen wären. Zu der zweiten Classe, in welcher der Verfasser selbst an seinem Werke fortgearbeitet hat, wird die Augsburger Ausgabe von 1498 zu rechnen sein. Sie ist, nach der Schlußbemerkung, nach einem Straßburgischen Exemplar von 1494 gedruckt und die Worte „mit merer erlengerung und

scheinbarlicher erklerung durch Sebastianum Brant" mögen schon dort gestanden sein. Im Gedichte selbst heißt es:

> J, 1a Mit disen narrn hab ich vil tag
> Vertriben, ee ichs hab gedicht.
> Noch sind si nit recht zuogericht,
> Wiewol diß ist der ander truck,
> Darinn ich doch vil nemlich stuck
> Von gschrift historien in hab gfiert,
> Ein wenig baß die narrn hab grürt.
> Ich het bedürft noch lenger tag,
> Kein guot werk eil erleiden mag.

Ein Auszug aus dem Narrenschiff, nach der Ausgabe Augsburg 1495, in Eschenburgs Denkmälern altdeutscher Dichtkunst S. 297 ff.

Dieses größere Gedicht beleuchtet in 114 Abschnitten eine lange Reihe menschlicher Thorheiten und Verkehrtheiten, denn auch das Böse wird unter den Gesichtspunct der Narrheit gestellt. Jeder Abschnitt spiegelt seinen besondern Narren ab und auf den überall beigegebenen Holzschnitten sind die Leute mit der Schellenkappe meist in treffenden, satirisch-sinnbildlichen Situationen dargestellt. Unter diesen Abschnitten findet kein geordneter Zusammenhang statt; das Ganze ist durchaus kein systematisches. Zwar heißt es im Eingang:

> A, 3b Hie findt man der welt ganzen lauf.

Brand hat auch sein Mögliches gethan, alle Arten von Thorheit einzusammeln, die er in der eigenen Zeit und in ältern Geschichten auffinden konnte. Aber wer wollte die Fülle menschlicher Verkehrtheiten zu erschöpfen meinen? es ist die unendliche Manigfaltigkeit der krummen Linien. Auch die Allegorie des Schiffes, wovon das Buch seinen Namen hat, ist nicht pedantisch durchgeführt. Es liegt wohl die Vorstellung zu Grunde, daß der Dichter alle seine Narren auf ein Schiff lade, das nach unsichrem Ziele umherfährt. Er sagt am Anfang:

> Des hab ich gedacht zuo diser frist,
> Wie ich der narren schiff aufrist u. s. w.

Einmal wird das Narrenschiff zu einem Frankfurter Schiffe, das mit Kaufleuten und Gewerbsleuten aller Art daherfährt, deren Treiben dann durchgenommen wird. Oft erscheint es nur in flüchtigen Andeutungen im Hintergrund; oft verschwindet es ganz aus dem Gesichtskreis

und wir finden die Narren auf dem festen Lande ansäßig. Aber gerade diese ungezwungene Behandlung sichert vor dem Ermüdenden, das mit der beharrlichen Durchführung des gleichen Bildes verbunden wäre.

Die einzelnen Abschnitte bleiben auch nicht immer streng bei Einem Thema. Es wird gern auf näher oder ferner Verwandtes übergesprungen und doch oft am Ende wieder überraschend eingelenkt und zusammengefaßt. Lehre, Tadel, Spott, Sittenschilderung, Erzählung von Beispielen, die mit gelehrter Belesenheit besonders aus den biblischen Schriften, aus griechischen und römischen Autoren beigebracht werden, wechseln manigfach ab; ein Grundzug geht gleichwohl durch das Ganze in dem Aphoristischen und Sprungartigen der Gedankenfolge, in der Raschheit und Gedrängtheit der Darstellung und des Ausdrucks. Offenbar ist diese ganze Weise aus der bereits nachgewiesenen Vorliebe des Dichters für das Spruchartige hervorgegangen. Er führt sein jedesmaliges Thema nicht in ruhigen Erörterungen aus, sondern in einer Kette von Sprüchen, deren sich je einer aus dem andern erzeugt, und diese rasche Kürze bemächtigt sich auch der erzählenden und schildernden Partieen. In einigen der von Dachtler aus einzelnen Zetteln zusammengelesenen Sprüche scheinen die Keime zu ganzen Abschnitten des Narrenschiffes zu liegen (Nr. 1. 6. 8).

Sowie das Gedicht selbst keine abgemessene Ordnung einhält, so werde ich auch die Proben, die ich daraus mittheile, ohne künstliche Verbindung hervorheben.

Von geitigkeit.

A, 7 b f. (Wer in das gelt) setzt freüd und wunn,
Der ficht gold lieber, dann die sunn u. s. w.

Der alt narr.

Mein narrheit laßt mich nit sein greis,
Ich bin vast alt, doch ganz unweis u. s. w.

Von brassern.

D, 2 b Der wein der macht gar manchen singen,
Dem nötter thet, daß er vast weint.
Ein ieder trunkner mensch der meint,
All welt hab gnuog, wann er sei vol u. s. w.

Dienst zweier herren.

D, 4 b f. Der ist ein narr, der underſtat,
Der welt zu dienen und auch got,

Dann wo zwen herren hand ein knecht,
Der mag nit beiden dienen recht u. s. w.

Unter den von Strobel bekannt gemachten Sprüchen Sebastian Brands lautet einer:

Nr. 8 Wer aller welt sorg tragen will,
Dem würd der arbeit oft zu vil;
Wer aller welt sorg tragen muß,
Dem würd plag, angst und not zu buß.

Dies ist weiter ausgeführt im Abschnitt des Narrenschiffes „Von zu vil sorg" (E, 3 f.). Der Holzschnitt zeigt einen Mann mit der Schellenkappe, der den Erdball mit Bergen, Wäldern, Strömen, Städten auf dem Rücken trägt und unter der Last zusammensinkt. Die Reimsprüche sagen unter Andrem:

Wer aller welt sorg auf sich ladt,
Der sorgt umb das im nit zuostat u. s. w.

Groß römen.

N, 4 b f. Der will all welt des überreden,
Er sei zuo Norwegen und Schweden,
Zuo Alkeir gsein und zuo Granat
Und do der pfeffer wechst und stat,
Der doch nie kam so verr hinauß,
Het sein muoter daheim zuo haus
Ein pfannkuoch oder würst gebachen,
Er hets geschmeckt und hören krachen.

Nit fürsehen den tod.

O, 6 f. Wir werden betrogen, lieben freünd,
All die auf erden leben seind,
Daß wir fürsehen nit bei zeit
Den tod, der unser doch schont nitt u. s. w.

Die bisher ausgezogenen Stellen halten sich mehr im Allgemeinen. Allein auch auf die besondern Zustände seiner Zeit, auf das verkehrte Wesen der einzelnen Stände geht der Dichter ein.

So macht er sich im Abschnitt „Unnütze bücher" über die Scheingelehrten lustig. Er läßt einen solchen sprechen:

A, 4 b f. Von büchern hab ich großen hort,
Verstand darin gar wenig wort

Und halt si dannocht in den eren,
Daß ich in will die fleugen weren u. s. w.

(Der Holzschnitt zeigt den Büchernarren mit dem Fliegenwedel.)

Dann ich gar wenig kan latein,
Ich weiß, daß vinum heißet wein,
Cuculus ein gouch, stultus ein tor
Und daß ich heiß domine doctor u. s. w.

Von sich selbst fügt der Satiriker bei:

Ich selber solt auch doctor sein
Und brauchen fast die bücher mein u. s. w.

Der Abschnitt „Von neüen sünden" schildert die Stutzer vom Schlusse des 15ten Jahrhunderts:

Ein er was ettwann tragen bert,
Daz was gar manlich, schon und wert,
Do wurden man auch billich geert.
Jez hand die weibischen geüch gelert
Und schaben all tag ir zwillbacken u. s. w.

Die Studenten werden abgehandelt im Abschnitt „Unnütz studieren."

E, 6 b Studentenkapp will schellen han u. s. w.

Zu diesen Schellen wird hauptsächlich die Scholastik gerechnet.

Gewerb= und Handwerksleute werden in dem schon erwähnten Abschnitt vom Frankfurter Gesellenschiff vorgenommen (H, 6 c ff.), die Bauern in dem Abschnitt „Beürisch aufgang" (D, 3 b f.). Ein andrer handelt „Von bettlern"; auch bei Cunz Has, der überhaupt das Narrenschiff vor Augen gehabt zu haben scheint, fanden wir dieser Classe eine besondre Darstellung gewidmet[1]. Was die höheren Stände betrifft, so heißt es im Abschnitt „Groß römen" unter Andrem:

Vil stellen iez nach edlen wappen,
Wie si füren vil löwendappen,
Ein krönten helm und guldin feld,
Die seind des adels von Benfeld;
Ein teil seind edel von den frawen,
Des vater saß in Ruoprechtsawen u. s. w.

Wer noch guot sitt, er, tugent kan,
Den halt ich für ein edel man,

[1] [Vergl. oben S. 532. H.]

Aber wer hat kein tugent nit,
Kein zucht, scham, ere, noch guot sitt,
Den halt ich alles adels ler,
Ob joch ein fürst sein vater wär;
Adel allein bei tugent stat,
Auß tugent aller adel gat u. s. w.

Die Fürsten fordert er auf, von ihrer verderblichen Zwietracht abzulassen und sich unter den ritterlichen König Maximilian zum Kampfe gegen die Türken zu stellen. Auch diesen hohen Herren ruft er zu:

Und wer nit an mein wort gedenk,
Die narrenkappen ich im schenk (O, 3. 4).

Besonders aber kommen uns noch die Äußerungen über den geistlichen Stand in Erwägung. Bei keinem bedeutendern Schriftsteller dieser Periode kann unbeachtet bleiben, in welchem Verhältnis er zur Reformation stehe. Sebastian Brand war schon fast 60 Jahre alt, als Luther seine Thesen anschlug. Er starb 1521, als die Reformation sich auszubreiten anfieng. Sein Narrenschiff war zuerst 1494 erschienen, lange bevor man von Luthern Kunde hatte. Seine geistigen Bestrebungen fallen also in die der Reformation unmittelbar vorhergehende Zeit. Diesem Standpuncte gemäß, hängt er am Glauben der noch ungetrennten Kirche. Er räth in dem früher vorgetragenen Spruche, schlicht einfältiglich zu glauben, was die heilige Kirche lehre, dem Glauben, wie der Ehefrau, nicht allzu genau nachzufragen. Er polemisiert nicht gegen den Pabst, gegen die Römlinge, gegen den Ablaßhandel, der auch erst später in der unerhörten Weise getrieben wurde, welche Luthern zunächst aufreizte. Aber freimüthig rügte er die kirchlichen Misbräuche und Verderbnisse, die sich seiner eigenen Beobachtung darboten. Je mehr diese Misbräuche sich steigerten und zugleich laut wurden, um so kräftiger wuchs nachher der Widerstand und die Überzeugung von der Nothwendigkeit einer durchgreifenden Verbesserung heran. Der Verfasser des Narrenschiffs erklärt sich noch offen gegen die Ketzerschule zu Prag (O, 2 c), aber er ahnt bereits die Gefahr, die Sanct Peters Schiffe droht:

R, 1 b Sanct Peters schiflin ist im schwank,
Ich sorg gar vast den undergank,
Die wellen schlagen all seit dran,
Es wirt vil sturm und plage han.

Das schon angeführte Capitel von neuen Fünden läßt auch die Modethorheiten der Geistlichen in Kleidung und Haltung nicht ungescholten:

A, 8 b f. Man sech iez pfafen, münch, prelaten,
Wie si in seltsen kleidern watten u. s. w.

Der Abschnitt „Narrecht anschleg" (B, 6 b f.) rügt die übertriebene Baulust der Geistlichen, ebenso wird in den Capiteln „Von tanzen" (L, 2 a) und „Von brassern" (D, 2 c) dieses Standes gedacht.

Das Capitel „Von bettlern" berührt auch die Bettelmönche und den Reliquienhandel (L, 2 b).

Ein besondrer Abschnitt handelt vom „Geistlich werden" (N, 2 b).

Nicht besser, als hier den Baurensöhnen, geht es im Abschnitt „Kirchen uneren" den Domherren von adlicher Geburt (H, 3 c).

Über Simonie, Häufung der Pfründen, und andre Übelstände wird gleichfalls Klage geführt.

In starken Zügen spricht Brands Satire überall, wie es in seiner Zeit durchaus gebräuchlich war. Er giebt sich aber auch selbst Rechenschaft darüber, im Capitel „Wahrheit verswiegen" (N, 2 c).

Diese unwandelbare Wahrheitsliebe macht sich auch im ganzen Buche fühlbar. Sie stammt aus derselben Quelle, die dem Gedicht überhaupt eine höhere Geltung giebt. In allen den Irrfahrten des Narrenschiffes verliert doch der Dichter selbst niemals den Blick zu den Gestirnen. Sein religiöser Sinn bricht oft überraschend hervor; während er straft, sucht er zugleich zu erheben. Er ist bescheiden genug, sich selbst nicht vom Anhauche der Thorheit frei zu wähnen. Am Schlusse des Buches sagt er:

Wer will, der les' diß narrenbuoch!
Ich weiß auch, wo mich truckt der schuoch.
Darumb, ob man wolt schelten mich
Und sprechen: „Arzt, heil selber dich!
Dann du auch bist in unser rot",
Ich kenn das und verjech es got,
Daß ich vil torheit hab gethan
Und noch im narrenküttel gan.
Wie vast ich an der kappen schitt,
Will sie mich doch ganz lassen nit.
Doch hab ich fleiß und ernst ankert,
Damit, als du sichst, han gelert,

Daß ich iez kenn der narren vil,
Wie wol ich auch bin in dem spil,
Hab muot doch weiter, ob got will,
Mit witz mich besser mit der zeit,
Ob mir so vil got gnaden geit.

Das Narrenschiff wurde, theils noch vor dem Schlusse des 15ten, theils im Laufe des 16ten Jahrhunderts ins Niederdeutsche, Französische, Holländische, Englische, Lateinische und einige dieser Sprachen mehrfach übertragen.

Geiler von Kaisersberg, ein Freund Sebastian Brands, gestorben 1510 zu Straßburg, ein berühmter Prediger, hielt 110 Predigten über das Narrenschiff, die gewöhnlich lateinisch entworfen und deutsch vorgetragen wurden. Lateinisch sind sie herausgegeben Straßburg 1510 (auf hiesiger Universitätsbibliothek); verdeutscht von Joh. Pauli, daselbst 1520 (Koberstein S. 108 [vierte Ausgabe Seite 454, Anmerkung 7. Gödeke, Grundriß S. 149—151. H.]. Wachler I, 154).

b. Thomas Murner.

Von ihm, als heftigem Polemiker gegen die Reformation, und von seinen dahin gehörenden Schriften war schon im fünften Abschnitt die Rede.[1] Bedeutender für die Geschichte der deutschen Dichtkunst sind seine größern und allgemeinern satirischen Gedichte, von welchen hier zu handeln ist.

Im Jahr 1475 wurde er bei Straßburg geboren. Sein Lehrer war Jacob Locher, der Brands Narrenschiff in lateinische Verse übersetzt hat. 1499 war er schon Franciscaner und wurde zu Paris Magister. Um diese Zeit war er auch unter den Lehrern der hohen Schule zu Freiburg im Breisgau. Kaiser Maximilian I krönte ihn zu Worms als Poeten. Zu Cracau, wo er auch lehrte, wurde er Baccalaureus der Theologie. Als Doctor dieser Wissenschaft erscheint er 1509. Zu Frankfurt am Main predigte er 1512 über seine Satiren; auch zu Freiburg scheint er solche Predigten gehalten zu haben. Im Jahr 1515 las er zu Trier über sein Chartiludium institutionum juris. Auch zu Straßburg las er 1520 juristische Collegien. Nicht lange

[1] [Vergl. oben S. 493—495. H.]

hernach war er in England bei dem Könige Heinrich VIII, der ihn als Gegner Luthers zu sich berufen hatte. Seine Rückreise aus England erfolgte 1523. Nachher, 1526, war er Pfarrer und Professor der Theologie zu Lucern und wohnte in demselben Jahre der Religionsdisputation zu Baden an, wodurch er sich den Spott des im vorigen Abschnitt angeführten Liedes über diesen Theologenkampf zuzog [1]. Wegen seiner Schmähschriften wider die protestantischen Cantone muste er, auf die Klage von Zürich und Bern, 1529 die Schweiz verlassen. Das Jahr seines Todes ist ungewiss, doch muß er vor 1537 gestorben sein. Sein unruhiger Geist hatte ihm auch ein unruhvolles Leben bereitet; überall hatte er sich Gegner erweckt und so war auch nirgends seines Bleibens; seine theologische Streitlust machte ihn zum beliebten Stichblatt der protestantischen Polemiker.

Flögel, Geschichte der komischen Litteratur III, 186 ff. Waldau, Nachrichten von Thomas Murners Leben und Schriften, Nürnberg 1775. Correspondenz des D. Thomas Murner mit dem Magistrat der Stadt Straßburg von 1524 bis 1526 in den angeführten Beiträgen zur deutschen Litteratur u. s. w. von Strobel S. 65 ff.

Murners größere satirische Gedichte sind: die Narrenbeschwörung, die Schelmenzunft und die Gäuchmatt.

1. Die Narrenbeschwörung. Erste sichere Ausgabe Straßburg 1512 (Wachler I, 206). Später bearbeitet von G. Wickram, Straßburg 1556 u. s. w.

Dieses Werk, welches man für das vorzüglichste unter den dreien ansieht, habe ich mir nicht zu verschaffen gewust und kann daher nur nach Flögel III, 190 f. und Bouterwek S. 439 ff. davon Kunde geben.

In demselben soll eine Reihe von Narrenteufeln durch Exorcismus, wozu es einer derben Züchtigung der Besessenen bedarf, aus Deutschland zu den Welschen vertrieben werden. Der Verfasser behauptet, das Recht, den Narren die Haut abzuziehen, vom Kaiser selbst erlangt zu haben:

Min friheit sag ich iu voran,
Die ich von unserm keiser han
Erholet, Maximilian,
Der mirs zu Wurms uff einen tag
Erloubt, daß ich üch schinden mag.

[1] [Vergl. oben S. 507. H.]

Sebastian Brand, der offenbar sein Muster ist, soll gleichwohl hierin kein Monopol haben. Vergl. Narrenschiff A, 3 c.

Unter meist sprichwörtlichen Rubriken wird, ohne bestimmte Ordnung, bald diese, bald jene Art der Unsittlichkeit und Narrheit gegeiselt; und auch in diesem losen Verbande folgt Murner dem Beispiele Brands. Am härtesten rügt er, der nachmalige Eiferer gegen die Reformatoren, den Verfall der Kirchenzucht. Unter der Rubrik „Das rößlin machen loufen" spricht er zu der Geistlichkeit:

> Wir kaufent unser glück und heil;
> Sag mir! was ist iez nit feil?
> Tugent, ere und erberkeit
> Verköuft uns als die geistlicheit.
> Rü und leid umb unser sünd,
> Das selbig als man köuflich findt,
> Gnad und ere, ouch iren gunst,
> Das si entpfangen hond umbsunst
> Von Christo Jhesu in sim leben,
> Daß sies umbsunst soln widergeben.

2. Die Schelmenzunft. Die älteste Ausgabe soll von 1512 sein. Die von mir gebrauchte, s. l. et a., hat den Titel:

Die alt und new schelmenzunft. Ein schöne satira, das ist straffbüchlein viler hand laster, die allenthalben in der welt uberhand genummen. Ettwann durch D. Thomas Murnar zu Frankfurt am Mein gepredigt, iederman zuor leer und niemants zuor schmach, iezunt wider von newem verlesen und gebessert nach der izigen welt lauf. (Mit Holzschnitten und Leisten. 4^0^. Stuttgarter Bibliothek.)

Nicht bloß der Titel, sondern auch die Art, wie Murners als einer dritten Person im Buche selbst gedacht wird (A, 3 a. A, 3 b. 4 b f.), und die am Schlusse beigefügte „Entschuldigung des newen schreibers" (M, 3 a) zeigen, daß diese Ausgabe eine von fremder Hand überarbeitete ist. Der ursprüngliche Text der Schelmenzunft, welche von den Litteratoren, den Jahrzahlen der bekannten Drucke zufolge, gewöhnlich nach der Narrenbeschwörung oder gleichzeitig mit ihr aufgeführt wird, ist vielmehr vor dieser entstanden, wie aus Murners eigener Angabe im Eingang seiner dritten Satire, der Gäuchmatt, (B, 1 b) sich ergiebt:

> Ich strafft si vormals mit vernunft
> Und setzt si in der schelmen zunft,

Noch beten si uff schand verharren,
Biß ich beschwuor die selben narren.
Wo ich ein narren ußhar beschwuor,
An stat ein legion in fuor u. s. w.

Die Schelmenzunft ist, wie schon ihr Name besagt, mehr die Schelmen, den Lug und Trug der Menschen, als ihre Thorheit, zu züchtigen bestimmt. Sie ist in Gesprächsform abgefaßt. „Underredner", wie sie genannt werden, sind zunächst „Podagricus, Schreiber, Tabellio". Der Podagrist hat sich zur Zeitkürzung viel neuer und seltsamer Bücher bringen lassen, darunter Murners Schelmenzunft, von der also eine frühere Ausgabe vorausgesetzt wird. Es scheint ihm, der Welt sei darin zu viel gethan, und er beschließt, durch Schreiben und Botschaft zu erkunden, ob die Schelmen wirklich so seien, wie Murner sie geschildert. Der Tabellio wird als Bote ausgesandt; bald ist er wieder zurück und meldet, daß Murner der Sache nicht halb Genüge gethan. Er hat selbst mehrere der Schelme mitgebracht, die nun auch redend auftreten. Der Schreiber nimmt das Protokoll darüber auf. Die Schelme werden unter folgenden, zum Theil auch sprichwörtlichen Benennungen aufgeführt, je mit entsprechendem Holzschnitt:

„Der blawen enten prediger";[1] gegen die Geistlichen, die, um größerer Einnahme willen (durch das Opfer), auf der Kanzel, statt vom Wort Gottes, von allerlei unnützen und läppischen Dingen reden.

„Der zungendrescher"; dieser sagt von sich selbst:

Ich bins, der selbig dapfer man,
Der gsiglet brief durch reden kan.

Der Tabellio berichtet dazu unter Andrem:

Es ist ein volk, das seind juristen.
Wie seind mir daz so seltsen Christen!
Sie thunt das recht so spitzig bügen
Und künnents, wo man wil, hin fügen.
Codex, lodex, decretal u. s. w.

„Der weinrüfer";[2] hierunter sind diejenigen gemeint, die jedem etwas anheften möchten; „einem den Wein ausrufen" scheint sprichwörtlich üble Nachrede bezeichnet zu haben.

[1] Vgl. Göz, H. Sachs III, 50: „Von plaben enten sagt sie her".
[2] Vgl. Narrenbuch S. 398.

„Der eisenbeißer“; der ruhmredige Kriegsmann, wobei an den Thraso des Terenz erinnert wird. Auch hier ist ein Bild des mehr besprochenen Landsknechts gegeben.

„Ströenbartflechter“; dieser spricht:

Ich hör auch an der schelmen rott,
Daz ich kann thun ein gferbten spott
Und dir ein sach fürhalten, do
Du schwürst ein eid, ihm wer also;
Wenn du die sach besichest recht,
Ein ströern bart hab ich dir gflecht.

Er wird zum Zunftmeister der Schelmen ernannt und diese rufen alle zusammen:

Ja, ja, er ist der rechte mann,
Ders schelmwerk heimlich treiben kann.

Hierauf folgt der „Zerfleischer“, der die Leute, die er verrätherisch auf die Schlachtbank giebt, mit der Zunge ums Leben bringt.

„Der kerbreder“:

Hie bin ich, seht mich frölich an!
Ich darf noch wol zuon schelmen stan,
Hab oft an ein kerbholz geredt, [1]
Da niemants kein bezalung thett.
Verheißen dunkt mich adlich sein,
So leisten gat in pauren schein u. s. w.

„Der schulsackfresser“, der sein Erlerntes wieder aufzehrt.

„Rockverdiener“, der sich durch Wohlthuerei einen grauen Rock verdient.

„Holhaffenreder“, die aus dem hohlen Hafen rufen, viel Geschrei machen und nicht wissen, was sie sagen, besonders die unwissenden, ihr Geschäft gedankenlos treibenden Geistlichen.

„Der dreckrütler“, der alte, längst vergessene Schande wieder aufrüttelt und damit neuen Streit verursacht.

„Der orenmelker“, der den Leuten sagt, was sie gerne hören.

[1] An das Kerbholz reden, d. h. rechnen; des Schreibens Unkundige bezeichneten die Schuldigkeit, worüber sie in Rechnung standen, durch Einschnitte, Kerbe, in Stäbe, Kerbhölzer, deren je der Gläubiger und der Schuldner eines hatte; die Einschnitte in beiden musten bei der Abrechnung auf einander passen. (Vgl. M, 4a: „Drumb laß ichs an ein kerbholz sagen“.)

„Hippenbub“; [1] die eigentliche Bedeutung dieses bei Murner öfters vorkommenden Worts weiß ich nicht anzugeben; die bildliche ergiebt das Gedicht:

> Hippenbuoben ist ein orden,
> Wer darinn ist meister worden,
> Der kan schelten, wenn er wil,
> Und wider loben nur zuo vil.

„Geltnemmer zuoruck“, d. h. der hinterrücks Geschenke annimmt; dahin werden auch die Fürsten gerechnet, die das Recht verkaufen.

„Garnspinner“; die Deutung ist etwas gezwungen.

„Schmackebretlin“, der Schmarotzer.

„Leüssetzer“, der Ungeziefer in den Pelz setzt, in dem es von selbst schon wächst:

> (Podagricus.) Darumb so halt ichs für ein schand,
> Daß mancher schelm das böse zeigt,
> So wir darzuo selbs seind geneigt u. s. w.

> (Tabellio.) Mancher zindt iez ein fewrlin an,
> Das ou sein zinden selber bran.
> Die junge welt ist so verkert;
> Mich dunkt, wer sie iez bosheit lert,
> Der breit das wasser in den Rein u. s. w.

Die Gevatterinnen „Seltenfraid“ und „Seltenfrid“, zwei alte Lästerzungen, deren erstere mit Verzaubern droht, worauf der Tabellio ihr die Nativität stellt.

„Zwischen stülen nidersitzen;“ dasselbe, was Brand unter der Rubrik „Dienst zweier herren“ im Narrenschiff ausgeführt hat, womit Einiges wörtlich zusammenstimmt.

„Geber süßer wort, Süßwortgeber“; besonders gegen Solche, die mit süßen Worten um ein altes Weib des Gelds halber werben.

„Grobian“ oder „Sauwkröner“, gegen bäurische Sitten; der Schreiber sagt zu ihm:

[1] Schmeller II, 221: „holhippen u. s. w. Einen, ihn schmähen, lästern. Der Hippenbueb (ä. Sp.), Spitzbube, Schlingel.“ (Zuletzt sagt der Hippenbub: „Ich dennocht vil mer hippen hab, Bleib nach als vor ein hippenknab.“) Gargantua S. 141, oben. Göz, Hans Sachs II, 135. [Fastnachtspiele 373. 791. K.]

Gebst mir von deiner grobkeit zol,
So mechtig ward kein herr am Rein,
Der mit mir legt gleich pfennig ein.

Auch das Narrenschiff hat einen Abschnitt „Grob narren“ (N, 1), worin das Schwein mit der Krone geht, hauptsächlich in Beziehung auf unflätige Reden beim Trinkgelage.

„Zungenschleifer“, Schmeichelredner, Gegensatz des Grobians.

„Nasser knab“; unter diesem Namen, der bei den Schriftstellern des 16ten Jahrhunderts häufig vorkommt und dem Wortlaute nach einen durstigen Bruder bezeichnet [1], sind hier verschiedene Arten von Schälken und Betrügern gemeint, insbesondre solche,

Die vil verzern und wenig haben.

„Meusfenger“:

Wer meus wil fahen nach seim sinn,
Der bestreich die fallen doch vorhin!

Als solche Fallenschmierer werden die Kaufleute namhaft gemacht, die, besonders auf der Messe zu Frankfurt, ihre betrügerische Waare oben wohl zugerüstet zeigen.

„Der wassertrager“, der Mann, der Wasser in den Brunnen trägt, d. h. die Schälke vergeblich mahnt und warnt, wird, seiner verlorenen Arbeit unerachtet, willkommen geheißen.

Der Mann mit dem Schnabel („schnebler man“),

(Tabellio.) Der mit seim maul erreichen kan
Den himmel und all sternen dran u. s. w.

„Reiffstecker“, der den Wirthsreif der Schelmerei wenigstens äußerlich aufsteckt. Man soll auch den bösen Schein meiden:

Wer wil han ein erbaren schein,
Der zieh den schelmenreif auch ein u. s. w.

Wer kein dieb mit werken ist,
Der sol nit brauchen diebschen list.
Wer nit schenken wil den wein,
Der zieh ins teufels namen ein
Den reif! so siht man, was da brist
Und daß kein wein da feile ist u. s. w.

[1] Hallische Litteratur-Zeitung 1829, Nr. 55, S. 439 (Recension des glückhaften Schiffs).

„Der onnütz vogel“, der Wiedhopf, der sein eigen Nest besudelt; dahin werden die gerechnet, die ihre eigenen Herren, Dienstleute, Angehörige, beschimpfen, besonders aber die Geistlichen, die auf dem Predigstuhl den Laien über andre Geistliche vorklagen.

„Schelmenbeichtvater“; dieser beklagt sich über das leichtfertige Beichten der Schelme, die nur schnell abgefertigt sein wollen und bloß diejenigen Schelmstücke angeben, worüber sie ausdrücklich befragt werden:

Wilt du dich der klägte schamen,
So hüt dich vor den werken auch!
Mach kein fewr! so meidst den rauch.

Der Beichtvater erhält aber auch selbst vom Podagristen die Ermahnung, mit christlichem Beispiel voranzugehen. Die Geistlichen sollen ihr Leben nach der Schrift einrichten

Und nit also onnütz dichten
Zu menschengsatzen und verbot,
Die uns gott nie befolen hot u. s. w.

„Bolzfiderer“, der Lügner, der von fremden Landen erzählt, dahin seinen Bolz befiedert, wo man ihn nicht ertappen kann:

Federlin hin, federlin her,
Ich kann wol sagen frembde mer,
Je weiter sag, ie mer erlogen;
Drum spann ich stets mein stelen bogen
Und schieß weit gar in frembde land,
So ich drein lieg, ist mir kein schand;
Wer wil es so behend erfaren? u. s. w.

„Achselntrager“, der auf beiden Achseln trägt, ein „jaknecht“, der überall und nach allen Seiten ja sagt. Er selbst erzählt, wie er durch Jasagen endlich vom Dienste gekommen:

Ich dient meim herren lang zeit recht,
Biß da wir auf ein acker schlecht
Kamen und er sprach: „Hie wer guot
Salz aufsehen in sichrer huot“;
Und ich verjatzet das behend,
Mainet, ich hett es wol erkent.
Von stund an mir da urlaub gab:
„Deins dienstes ich itzt gnügen hab,

Was mir gefelt, behagt auch dir,
Das treibts die leng nu nit bei mir;
Es ist nit als recht, was ich thuo,
Noch sagstu allzeit ja darzuo."

„Federleser", der Augendiener, der sich an manchen Orten wohl dran macht, indem er den Herren die Schleißen vom Rocke liest.

Zuletzt ist noch von denen die Rede, die sich „dem teufel auf den schwanz gebunden", d. h. die, wenn es ihnen nicht gleich nach Wunsche geht, an Gott verzweifeln und sich das Leben nehmen. Diese will der Schreiber nicht einmal in die Schelmenzunft aufnehmen.

Die Verhandlung schließt damit, daß der Podagricus dem Tabellio, der ihn mit all diesen Schelmen bekannt gemacht, nun aber vor Alter nicht mehr wohl botenlaufen kann, einen Platz in seinem Pfrundhaus anweisen läßt.

3. Die Gäuchmatt (Kuckucks- oder Narrenwiese): Älteste Ausgabe, Basel 1519. 4°. (Stuttgarter Bibliothek):

Die geuchmat, zuo straff allen wibschen mannen durch den hochgelerten herren Thoman Murner, der heiligen geschrift doctor, beider rechten licentiaten und der hohen schuol Basel des keiserlichen rechtens ordenlichen lerer, erdichtet und einer frummen gemein der löblichen statt Basel in freuden zuo einer letz beschriben und verlassen.

Die Gäuche, die in dieser Satire durchgezogen werden, sind, wie der Titel sagt, die weibischen Männer, d. h. die sich von den Weibern äffen und gängeln lassen; die Thorheiten bis zu den grösten Freveln, welche durch Weiber veranlaßt worden, sind hier in langer Folge willkürlich zusammengereiht und mit Beispielen aus biblischer und Profangeschichte belegt, Alles unter Rubriken, die sich auf den Gauch, den Vogel Kuckuck, der auch überall auf den Holzschnitten figuriert, beziehen; z. B. „den gouch locken, den gouch fohen, den gouch berupfen, den gouch ußbrüten, den gouch etzen, den gouch lernen singen" u. s. w. Die Fassung ist die, daß all diese Gäuche, sammt ihren Gäuchinnen, unter der Herrschaft von Frau Venus auf einer Wiese bei Basel versammelt werden und hier unter geschwornen Artikeln und besondern Freiheiten eine Zunft bilden, deren Kanzler der hochgelehrte Dr Murner selbst ist. Obgleich von viel größerem Umfang, als die Schelmenzunft, ist doch dieses Gedicht weit gehaltloser und eintöniger,

als jene, und ich weiß darum aus ihm nur Weniges zur Probe auszuheben.

Derjenige, welcher zum Zunftmeister der Gäuchmatte erwählt wird, hat sich dazu durch zwölf gäuchische Artikel, verliebte Thorheiten, zu dieser Würde befähigt. Darunter folgende:

10, 1 a ff. Zuom fünften, wenn er ir [der geuchin] wolt schriben
Und geucheri mit worten triben,
Ist er zuom scherer vorhin gangen
Und het sin eigen bluot entpfangen,
Das im do ließ der scherer gon,
Domit er hat die gschrift gethon,
Sin dorechten und geuchschen muot
Verschriben ir mit eignem bluot,
Als ein großer gouch dann thuot u. s. w.

Zwölf besondre Lehren, wie alle übrige Satzungen in Prosa verfaßt, handeln davon, wie sich der Gauch mit Hemden und sonst in seinem Aufputze säuberlich halten soll; z. B.:

Die nünde lere. Es sol kein zarter gouch kein hembd nimmer mer anthuon, es si dann vorhin von der negerin in falten gestrichen, denn die falten geben dennocht dem hembd ein schönen anblick, mit namen dem badhembd, so man in das bad gat.

Die zehend lere. Kan er das alles nit thuon, so schnid er löcher in das wammes und neg reine diechli für die löcher! so wenet man aber, es si das hembd, oder kouf ein rein wiß brustduoch, das entblötz er do vornan bi der brust!

Die eilfte lere. Er sol al acht tag zwei mal lassen scheren und dri mal daz har lassen püffen, daz es sin krus werd, wie einem jungen Jesusknebli, und schwarze siden schnierli an den hals henken, ein herzlin dran, oder ein gleslin mit balsam, oder sunst bissem in einem siden büchlin, oder marderdreck, der schmackt ouch wol und kost nüt.

Auch in dieser Satire bleibt die Geistlichkeit nicht verschont. Der neunte Artikel der Gäuchmatte ist überschrieben „Geistlich geuch" und lautet so:

Es sol ein gouch nit allein uff dem feld, oder in den welden gucken [mit dem Kuckucksrufe locken] künnen, sunder ouch in der kirchen und under der predig, uff den karfritag, oder so iederman am heiligsten ist; alsdann sol er sinen schanz luogen, wie er briefli der geuchin in den stuol leg, stoß oder verberge, ir hoffire, oder sunst fründlich winke, daß si dobi erkenne, daß er ir die heilige zitt nit vergessen hab. Denn die geistlichen und ordenslüt guckent

doch ouch oft und dick in der kirchen, denn es wurde got oft übel gesungen, wenn wir nit wißten, daß unser gesang die geuchin höret. Es duot uns geistlichen dick wol im herzen, daß der arm gemein man meinet, wir singen, pfiffen, orglen got, so locken wir dem gouch.

Besonders beachtenswerth ist noch der „Beschluß der geuchmatten", worin Murner sich ziemlich naiv über Anlaß, Absicht und Art seiner satirischen Schriften erklärt und manigfachen Tadel von sich abzuwenden sucht:

Sünden nent man mancherlei,
Die ich iez nen ein geucheri
Und vormals nant ichs schelmenstück,
Wo einer that ein buobenstück;
So hieß ichs vor die narren bschworen,
Die selben alle sünder woren.
Ich hab in allem minem schriben
Nüt denn sünden weln vertriben u. s. w.

So versichert er auch, daß er nur die bösen Weiber gemeint, die frommen aber wohl zu schätzen wisse.

Man darf sich nicht wundern, daß Murner in der vorgetragenen Stelle seinen Satiren einen ernsteren Gehalt beilegt, denn über die Narrenbeschwörung und die Schelmenzunft hat er, nach seiner eigenen Angabe, zu Frankfurt gepredigt (Flögel III, 186. 191), auf ähnliche Weise, wie Geiler von Kaisersberg über Brands Narrenschiff.

Tadel und Spott der Zeitgenossen über diese seltsamen Werke eines Doctors der Theologie und Franciscanermönchs konnten freilich nicht ausbleiben. Besonders nahmen ihn die protestantischen Reformationspolemiker auch hierüber empfindlich mit. Karsthans wirft ihm, in dem bekannten Gesprächbüchlein, unter Andrem vor (B, 1 a) [1]:

Üwer red ist nit dan von gensen, geüchen, schelmen, keiben.

Und weiterhin:

Scheint wol, daz doctor Murner mer uff der gauchmatten gefogelt hat, dan in der heiligen geschrift studiert. [2]

Man erinnere sich der früher [3] aus einer andren Streitschrift dieser Art angeführten Stelle. Die kleinern satirischen Gedichte Murners, von

[1] [Böcking IV, S. 628. 636. H.]

[2] Auch das Lied von der Disputation zu Baden enthält spöttische Anspielungen, besonders auf die Gäuchmatt. [Vergl. oben S. 507. H.]

[3] [Vergl. oben S. 500, Anm. H.]

denen einige in jener Stelle beiläufig, andre im Abschnitt von der Reformationspolemik erwähnt wurden, sind verzeichnet bei Flögel a. a. O.

Zur Charakteristik Murners im Allgemeinen bemerke ich Folgendes:

In den deutschen Heldenliedern tritt ein eigenthümlicher Charakter auf: der streitbare Mönch Ilsan. Er trägt die Kutte über dem Harnisch, ist stets mit Scheltworten und Faustschlägen bereit, tummelt sich mit den Helden im Rosengarten und reibt Kriemhilden, die ihn als Sieger küssen muß, mit dem Barte die schönen Lippen blutig. Er ist voll derber Possen und seine Erscheinung weckt überall den neckischen Spott. Im Narrenschiffe wird der „münch Eilsam mit seim bart" (N, 1 c) unter den Grobianen aufgeführt. Dieser streitbare, possenhafte Mönch spiegelt uns den schriftstellerischen Charakter Thomas Murners; wie Ilsan in den Heldenkämpfen, so ist Murner im Reformationsstreite die lustige Person.

Bouterwek charakterisiert Murnern, in Zusammenstellung mit Sebastian Brand folgendermaßen (S. 438 f.):

Das ganze Leben Murners giebt zu erkennen, daß er ein unruhiger Kopf war, der nirgends lange in Frieden leben konnte. Denselben Charakter verrathen seine Schriften. Eine gewisse Redlichkeit im Eifer für sittliche Bildung und gesunder Verstand ist in Murners didaktischer Satire nicht zu verkennen; aber es fehlt ihr die Ruhe und innere Würde, durch die sich Brand, auch wo er in Eifer geräth, zu seinem Vortheil auszeichnet. Murner selbst lehrt uns, daß er sich seinen Landsmann Sebastian Brand zum Muster gewählt hatte. Beider Satiriker Manier unterscheidet sich meistens nur durch den Grad der Lebhaftigkeit des Spottes. Murner, von seiner natürlichen Heftigkeit hingerissen, eifert mit Ungestüm; er schimpft, wo Brand nur tadelt. Murner hat mehr satirischen Witz, als Brand; aber das Bedürfnis, das ganze Maß seines Witzes auszuschütten, macht ihn umständlich und zuweilen geschwätzig. An Derbheit der Gedanken und des Stils sind beide Satiriker einander ungefähr gleich. Von dem höheren Interesse der Poesie hatten Beide keine Ahndung.

Diese Vergleichung erscheint mir zu günstig für Murnern und zu unvortheilhaft für Brand. Wenn mir gleich, was Murnern betrifft, dessen Narrenbeschwörung, welche Bouterwek vorzüglich im Auge haben mochte, nicht zu Gebote stand, so glaube ich doch, daß die beiden mir bekannten größern Gedichte den Grund seines dichterischen Vermögens durchschauen lassen. Schon eine äußerliche Vergleichung ergiebt, daß zwar in Brands Gedichte Anordnung und Verbindung zum Ganzen nicht minder lose gehalten sind, als in Murners Werken, daß aber bei

Ersterem die einzelnen Abschnitte viel gedrängter und auch bei freierer Gedankenfolge klarer und folgerichtiger in sich abgeschlossen sind, als bei Murner, der allzu leicht in Wiederholungen und Widersprüche abirrt. Jener wagt überraschende Zusammenstellungen, die gleichwohl in einer höheren Einheit verbunden sind; dieser hebt manchmal seine Charakterbilder wieder auf, indem er Züge einmischt, die nicht dahin gehören, sondern aus einer der vorhergehenden oder nachfolgenden Schilderungen hieher verirrt scheinen. Die Grundverschiedenheit, auf der auch diese äußern Erscheinungen beruhen, liegt aber darin, daß die Behauptung, als hätten Beide von dem höheren Interesse der Poesie keine Ahnung gehabt, nur von dem Letztern gilt. Auch Brand verfolgte nicht absichtlich poetische Zwecke, aber seine Satire gieng aus einem tiefern und erstern Geiste, aus einem religiös und dichterisch bewegten Gemüthe hervor, was beides bei Murnern fehlt; daher stammt die Ruhe und Würde, die ihm Bouterwek zuerkennt und die bei Murnern so sehr vermißt wird, darum ist bei Brand der Ernst die Folie des Scherzes, darum stehen ihm Narrheit und sittliche Verkehrtheit in natürlicher Verbindung, während Murner, in dem vorgetragenen Beschlusse der Gäuchmatt, sich vergeblich abmüht, das Verhältnis von Scherz und Ernst, von Thorheit und Sünde, wie es in seinen Schriften bestehen soll, ins Reine zu bringen; darum erscheinen auch die einzelnen Sprüche und Sentenzen bei Brand körniger und tiefsinniger, bei Murner zerflossener und oberflächlicher. Jener hat den gangbaren Sprichwörtern nicht selten einen geistigern Gehalt angeeignet, dieser hat sie mehr nur in Beispielen ausgelegt. Gemeinsam bleibt ihnen die aphoristische Form der Behandlung, der gesunde Verstand und die Derbheit des Tadels und Spottes, die jedoch bei Murner, aus Mangel an innerem Anhalt, viel mehr in Roheit ausartet.

Den scheinbaren Widerspruch, daß Murner, der doch selbst die Blößen des geistlichen Standes so rücksichtslos aufgedeckt, nachher Luthern auf das heftigste angegriffen, hat man aus seinem gekränkten Ehrgeize zu erklären gesucht, indem er selbst sich den Ruhm eines Reformators auf seine Weise hätte vorbehalten wollen (Wachler I, 204. Horn I, 116). Allein da seine Satire, einzelne Andeutungen ausgenommen, doch in der Hauptsache nur gegen die äußern Schäden der Kirchenzucht gerichtet ist, so scheint man auch nicht genöthigt zu sein, zu jener

gehässigern Erklärung zu greifen. Wenn Murner die satirische Richtung gegen die Geistlichkeit seiner Kirche späterhin, nach eingetretener Spaltung, nicht weiter verfolgte, so konnte ihn davon eben der Zusammenhang abgebracht haben, den die Reformatoren zwischen den äußerlichen Misbräuchen und den Lehrsätzen der Kirche selbst geltend gemacht hatten.

Die didaktisch-satirische Weise Brands und Murners, die sprichwörtliche Lehrweisheit und die Entwicklung gedrängter Charakterbilder aus dem Kerne der Sprichwörter, möchte wohl auch zum Frommen der heutigen Lehrdichtung größere Beachtung verdienen, als ihr bisher geworden ist. Man würde von einem Dichtwerk unsrer Tage allerdings eine strengere Einheit erfordern, als das Narrenschiff und die Schelmenzunft sie aufweisen können, und an sprichwörtlichen Redensarten von sinnlicher Kraft und lebendiger Anschaulichkeit ist unser Volk seit drei Jahrhunderten beträchtlich ärmer geworden. Aber den Lauf der Welt in kernhaften Sinnsprüchen, in scharf hingestellten und rasch vorüberziehenden Lebensbildern aufzufassen, ist eine für alle Zeiten gültige Aufgabe und ihre Lösung aus den Tiefen eines reichen Geistes könnte uns miteinemmal der systematischen Breite entheben, die wir als das Erbtheil der didaktischen Poesie zu betrachten gewohnt wurden.

Am Schlusse dieses Abschnitts muß ich noch kurz erwähnen, daß unter den Verfassern größerer lehrhafter Dichtungen noch Bartholomäus Ringwaldt [1], früher als Kirchenliederdichter genannt, hätte aufgeführt werden müssen, wenn mir seine Lehrgedichte „die lautere Wahrheit“ (Erfurt 1585 und öfter) und „der treue Eckart“ (zuerst Frankfurt a. d. O. 1590), letzteres die Vision eines Kranken, der Himmel und Hölle durchwandert, zugänglich gewesen wären (Bouterwek S. 434 ff. Koberstein S. 126 [Vierte Ausgabe S. 431. 434. H.]).

[1] Bartholomäus Ringwaldt und Benjamin Schmolk, ein Beitrag zur Litteraturgeschichte des 16ten und 18ten Jahrhunderts von Hoffmann von Fallersleben. Breslau, Hentze, 1833. 88 S. gr. 8. [Gödeke, Grundriß S. 403–405. H.]

Achter Abschnitt.

Erzählende Dichtungen.

Je mehr in dem Zeitraum, auf den sich unsre Darstellung erstreckt, die eigensten Interessen der Poesie zurückstehen, dagegen die praktischen und polemischen Richtungen vorherrschen, um so weniger streng kann auch nach poetischen Formen gesondert werden. Jene vorherrschenden Zeitrichtungen bemächtigen sich aller Formen und wenn wir in den vorhergehenden Abschnitt von den Lehr- und Strafgedichten Verschiedenes aufgenommen haben, was der erzählenden Gattung angehört, eben weil die Erzählung nur als Einkleidung des lehrhaften Zweckes erschien, so werden wir noch mehr in den gegenwärtigen Abschnitt von den erzählenden Dichtungen die didaktische und satirische Richtung herübergreifen sehen. Dennoch bleibt immer der Unterschied zwischen der bestimmten Absicht der Lehre und Rüge, wie sie in den Gedichten des vorigen Abschnitts vorwaltete, und der freieren Lust des Darstellens und Gestaltens, die wir mehr in dem jetzigen Abschnitte wirksam finden werden. Scharf kann allerdings, unter den angegebenen Verhältnissen, die Grenze nicht gezogen werden, Übergänge und Eingriffe werden sich manigfach bemerklich machen.

Wir theilen die erzählenden Dichtungen, die uns hier in Betracht kommen, in drei Classen ab: Fabeln, Schwänke, Romane.

---

1. Fabeln.

Die Dichtart, die unter dem Namen äsopische Fabel bekannt ist, wurde vom Mittelalter her in Deutschland fleißig gepflegt. Als Fabeldichter unsres Zeitraums sind zu nennen: Luther, der zunächst für seinen

Sohn Hans einige äsopische Fabeln bearbeitet hat; Hans Sachs, in dessen Werken sich 59 Stücke dieser Art finden; dann, durch natürliche Gefälligkeit und Gewandtheit der Erzählung ausgezeichnet, Burkard Waldis, gestorben nach 1554, dessen „Äsopus, ganz neu gemacht", Frankfurt 1548, in vier Büchern 400 Fabeln und kurze Erzählungen enthält, von denen die letzten hundert neu gedichtet, die übrigen aus ältern umgearbeitet sind [1]; ferner Daniel Holzmann, Erasmus Alberus, Hartmann Schopper (Bouterwek IX, 445 ff. Vergl. 341. Wachler I, 200 ff. Koberstein S. 127 [Vierte Ausgabe S. 432. 433. H.]).

Die Thierfabel, in welcher der Lehrzweck vorwaltet, ist aber auch zu größeren und freieren Darstellungen ausgedehnt worden, die das Treiben der Menschen in den Bildern der Thierwelt parodisch abspiegeln. Dahin gehören:

Reineke Fuchs (Reineke de Vos), dessen niederdeutsche Abfassung gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts fällt. Dieselbe erschien zuerst Lübeck 1498 im Drucke. Als Verfasser nennt sich Heinrich von Alkmar, gewöhnlich aber hält man Nikolaus Baumann für den wahren Dichter. [2] Neuere Ausgaben: zugleich mit dem Koker (Köcher), einem niederdeutschen Spruchgedichte, das wohl nicht viel jünger ist, Wolfenbüttel 1711; von Gottsched, Leipzig 1752; von Voß und Bredow, Eutin 1798; und von Scheller, Braunschweig 1825. [Von Hoffmann, Breslau 1834. 1852. H.] (Koberstein S. 91—93 [Vierte Ausgabe S. 356. 357. H.]).

Der Froschmäuseler von Georg Rollenhagen, zuerst gedruckt Magdeburg 1595. Die neueste Ausgabe von 1730. Der Verfasser ist geboren 1542 und gestorben 1609. Sein Werk ist theils der Batrachomyomachie, theils dem Reineke Fuchs nachgebildet (Koberstein S. 117—119 [Vierte Ausg. S. 358. H.]).

Von diesen sämmtlichen Fabelgedichten habe ich, zumal bei der beschränkten Zeit, die uns noch übrig ist, hier nur summarische Notiz gegeben, da sie gröstentheils nicht eigenthümliches Erzeugnis dieses Zeitraums, sondern Bearbeitungen und Nachahmungen älterer oder fremder Dichtungen sind. Das bedeutendste, der Reineke Fuchs, das noch von wahrhaft epischem Geiste belebt ist, zieht die Litterargeschichte seiner uralten

[1] [Vergl. Esopus von Burkhard Waldis, herausgegeben von Heinrich Kurz. I. II, Leipzig 1862. 8. Man sehe auch Wilh. Grimm, Thierfabeln bei den Meistersängern, Berlin 1855. 4. Gödeke, Grundriß S. 358—365. H.]

[2] [Vergl. namentlich J. Grimm, Reinhart Fuchs, Berlin 1834. 8. Cap. VIII. H.]

Fabel in die mittelhochdeutsche und altfranzösische Dichtkunst hinauf. So wie es aus dem Ende des 15ten Jahrhunderts vorliegt, ist es durch die Übertragungen von Göthe und Soltau hinreichend bekannt und allgemein zugänglich. Ebenso der Froschmäusler durch die Bearbeitung von G. Schwab, Tübingen 1819.[1]

---

2. Schwänke.

An kürzern, scherzhaften Erzählungen war schon die mittelhochdeutsche Periode sehr fruchtbar.[2] Unerschöpflich stand hierin die nordfranzösische Poesie voran. Mit eigenthümlichem Gepräge ist diese Dichtart auch in unsrem Zeitraum bearbeitet worden.

Bei den Meistersängern ist angeführt worden, daß auch sie, außerhalb der Schule, in den Zechen, Lieder scherzhaften Inhalts, in der Form des Meistersanges, zu singen pflegten. Ein Schwank des Hans Sachs in dieser Form wurde damals ausgehoben.[3] Es sind aber auch solche vorhanden, die wohl noch dem 15ten Jahrhundert angehören (Zürcher Liederbuch). Dahin mag auch folgendes Lied gehören, das ins Lalenbuch eingeschaltet ist (Narrenbuch S. 453 ff.):

Zu Manghoffen in Baierland spate u. s. w.

In der gewöhnlichen Weise gereimter Erzählungen erscheint um die Mitte des 15ten Jahrhunderts als Dichter von Schwänken Hans Rosenblut, der Schnepperer, den wir im dritten Abschnitt als Verfasser des Nürnberger Kriegs von 1450 kennen gelernt haben.[4] Seine Erzählungen und sonstige Gedichte sind, wie früher bemerkt worden, verzeichnet in von der Hagens Grundriß S. 364 ff. und in der Einleitung zum 3ten Bändchen der Auswahl Hans Sachsischer Dichtungen von Göz (S. LXX ff.). Als Anhang dieses Bändchens sind auch einige seiner Schwänke mitgetheilt.[5]

1 [Vergl. Gödeke, Grundriß S. 400. 401. H.]

2 [Vergl. oben S. 190 Anmerk. 1. H.]

3 [Vergl. oben S. 344. 345. H.]

4 [Vergl. oben S. 365—367. H.]

5 [Ausführliche Mittheilungen giebt A. Keller, Fastnachtspiele aus dem fünfzehnten Jahrhundert, Stuttgart 1853. 8. S. 1083 ff. H.]

Nach ihm ist in diesem Fache, wie in so manchen andern, Hans Sachs sehr reich. Von ihm Einiges zur Probe:

Sanct Peter mit der geiß (Göz II, 87 ff.).
Da noch auf erden gieng Christus u. s. w.
Sanct Peter mit dem faulen bayrnknecht (ebd. 94 ff.).
Nun höret wunderseltsam ding u. s. w.

(Über Schwänke von Burkard Waldis vergl. Bouterwek S. 450.)

Vom Anfang des 16ten Jahrhunderts an war es auch in Deutschland sehr gebräuchlich, solche schwankhafte Erzählungen, mit sonstigen Witz- und Scherzreden, zum Theil auch mit ernsthaften Anekdoten vermischt, lateinisch und deutsch, in Sammlungen zu bringen.

Sammlungen dieser Art sind:

Die Facetiæ von Heinrich Bebel (gest. um 1516) und Nikodemus Frischlin (gest. 1590).[1]

Schimpf und Ernst (von dem Barfüßer Johannes Pauli), Straßburg 1535. Fol.[2] (Ein zweiter Theil, Frankfurt 1544, enthält den Reineke Fuchs, hochdeutsch. Stuttgarter Bibliothek.)

Kirchhofs Wendunmuth, Frankfurt 1563. 8. (Stuttgarter Bibliothek.)[3]

Sodann: Freys Gartengesellschaft[4], Wickrams Rollwagenbüchlein[5] u. s. w. (Vgl. Koberstein S. 128 f. [Vierte Ausgabe S. 444 f. H.]).

Aber neben den bloßen Compilationen waren und wurden fortwährend die im Volke gangbaren Schwänke auch organisch zu ganzen Charakteren und zu umfassendern Darstellungen vereinigt und erweitert. Sagenhafte und historische Narren und Schälke zogen magnetisch an, was, zu ihrem Wesen passend, von Narren- und Schalksstreichen herrenlos umherstreifte. Solcher Art waren schon die ältern deutschen Gedichte vom Pfaffen Amis (Koloczaer Codex altdeutscher Gedichte von Mailath und Köffinger, Pesth 1817, S. 289 ff.) und von Salomon und Morolf (von der Hagens und Büschings Gedichte des Mittelalters Bd. I).[6]

[1] [Vergl. Gödeke, Grundriß S. 114. H.]

[2] [Eine neue Ausgabe ist für die Bibliothek des litterarischen Vereins in Stuttgart vorbereitet von Österley. Vergl. Gödeke, Grundriß S. 373. 374. H.]

[3] [Vergl. Gödeke, Grundriß S. 376. 377. H.]

[4] [Vergl. Gödeke, Grundriß S. 374. H.]

[5] [Neue Ausgabe von Heinrich Kurz, Leipzig 1865. 8. Vergl. Gödeke, Grundriß S. 368—372. H.]

[6] [Vergl. Gödeke, Grundriß S. 23. 32. 33. H.]

In unsern Zeitraum fallen die Volksbücher und Gedichte: Tyll Eulenspiegel, Klaus Narr, der Pfarrherr vom Kalenberg, Peter Leu, die Schildbürger oder das Lalenbuch.

Litteratur: Flögel, Geschichte der Hofnarren, Liegnitz 1789. Die deutschen Volksbücher u. s. w. von J. Görres, Heidelberg 1807.

Narrenbuch, herausgegeben durch F. H. von der Hagen, Halle 1811 (enthält die drei letztgenannten Stücke nebst dem prosaischen Markolf).

(Recension dieses Buchs in der Leipziger Litteratur-Zeitung 1812, S. 1282 bis 301. Vergl. Koberstein S. 129 [Vierte Ausgabe S. 441. Gödeke, Grundriß S. 115 ff. H.].)

Die älteste bekannte Ausgabe des noch jetzt gangbaren Volksbuchs von Tyll Eulenspiegel ist die hochdeutsche von 1519. Lessing hat aber bewiesen, daß das Original niederdeutsch gewesen und im Jahr 1483 geschrieben ist.[1] Mit Recht sagt übrigens Görres (S. 196):

Das Ganze deutet durch seine rhapsodische Form durchgängig auf ein successives Entstehen in verschiedenen Zeiten und ein Erzeugnis einer ganzen Classe, die es als Denkmal eines nationellen innern Übermuths und freudigen Muthwillens nach und nach wie einen Scherbenberg zusammentrug, den nun irgend ein Einzelner vollends ordnete. Was ihm daher die allgemeine Haltung giebt, ist durchaus das immer sich gleichbleibende Gepräge der untern Volksclasse, in der es ursprünglich entstanden war, das man in allen seinen charakteristischen Merkmalen hier wieder findet, bis auf die Ader von boshafter Tücke hin, die durch den ganzen Charakter Eulenspiegels durchläuft und die man als den deutschen Bauern eigen allgemein anerkennt.

Man hat dem Helden dieses Volksbuchs auch eine geschichtliche und örtliche Anknüpfung gegeben.[2] Er soll um 1350 gestorben sein und zu Möllen bei Lübeck wird sein Grab unter der Linde gezeigt, mit der Eule und dem Spiegel in den Stein eingehauen. (Ein Freund hat mir erzählt, daß, als er Eulenspiegels Grab besucht, sich sogleich die

[1] Den Eulenspiegel hat Murner in Reimen bearbeitet. [Vergl. Gödeke, Grundriß S. 117. 118. Dr Thomas Murners Ulenspiegel, herausgegeben von J. M. Lappenberg, Leipzig 1854. 8. H.]

[2] Leipziger Litteratur-Zeitung, Juli 1833, Nr. 165, Sp. 1320, Anzeige des Anzeigers von Aufseß, durch F. Wchtr [Wachter]: „Eulenspiegel, ob je ein Mann dieses Namens gelebt, von L. v. Ledebur [1832] S. 292, das Wahrscheinlichste ist, nach unserer Meinung, daß der Volksroman nicht aus der Sage geschöpft worden, sondern die Sage erst durch den Volksroman entstanden, denn außerdem müßten sich mehr sagliche und geschichtliche Spuren finden."

Knaben des Dorfes um ihn versammelt und über seine Brille mit Fratzen und Geberden lustig gemacht haben, wodurch sie sich als echte Nachkommen Eulenspiegels erprobten.) Allein eben das Symbol und der allegorische Name deuten auf ein unpersönliches Wesen (Ebd. 199).

Charakteristisch für unsern Zeitraum ist, daß sich selbst Eulenspiegel in einen protestantischen und einen katholischen schied, wovon jener noch zehn besondre Schwänke über Pabst und Pfaffen enthält (Ebd. 198 f.).

Eine geschichtliche Person ist Klaus Narr. Er war Hofnarr bei mehrern sächsischen Kurfürsten und bei einem Erzbischof von Magdeburg, im letzten Viertel des 15ten und der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts.

Die Historien von ihm, über 600, sind 1551 und später oft im Druck erschienen und gleichfalls zum Volksbuche geworden (Flögel a. a. O. 283 ff.). [1]

Görres S. 187 f. sagt darüber:

Der Charakter dieses Narren ist angenommene Einfalt, häufig nicht eben ungeschickte kindische Naivität, freimüthige, oft plumpe und unverschämte Wahrhaftigkeit, mitunter Tücke und einige äffische Bosheit, besonders wenn er gereizt war; sonst im Ganzen gutmüthiges Hinschlendern in der Narrenkappe durch die Welt. Diese Physiognomie haben denn auch durchaus die hier erzählten Schwänke, häufig unbedeutend, leer und ungelenk, oft aber auch glücklich, bedeutend, treffend und belustigend u. s. w.

Die schwankartigen Geschichten des Pfaffen vom Kalenberg sind 1582 o. O. und nachher mehrfach gedruckt. Sie sind in Reimen erzählt und finden sich in erneuter Sprache in von der Hagens Narrenbuche. [2] Seiner erwähnt jedoch schon Sebastian Brands Narrenschiff (Augsburg 1498, N, 1 c) unter den groben Narren:

Wer iez kan triben sölich werk,
Als treib der pfaff vom Kalenberk
Oder münch Eilsam mit seim bart,
Der meint, er thuo ein guote fart. [3]

Er genoß, nach dem Gedichte selbst, die besondre Gunst des Herzogs Otto von Östreich, des jüngsten Sohns Kaiser Albrechts, welcher im

[1] [Vergl. Gödeke, Grundriß S. 421. H.]
[2] [Vergl. Gödeke, Grundriß S. 116. 117. H.]
[3] [In Zarnckes Ausgabe S. 71. H.]

Jahr 1350 starb. Den Hof dieses Fürsten zu Wien besuchte er fleißig vom nahen Kalenberg aus und spielte dort den Lustigmacher. Die Schwänke, die auf sein Haupt gehäuft sind, laufen meist darauf hinaus, daß er sich durch allerlei possenhafte Einfälle gute Pfründen, Opfer von den Bauern und fürstliche Geschenke zu verschaffen oder sonst die Leute zu überlisten weiß; z. B. wie er seine verdorbenen Weine ausschenkt (Narrenbuch S. 287—9):

Darnach der Pfarrherr thät gedenken u. s. w.

Verwandt und öfters zusammengedruckt mit der Geschichte des Pfarrers vom Kalenberg ist die:

Histori Peter Lewen, des andern Kalenbergers u. s. w., in Reimen verfaßt durch Achilles Jason Widman von Hall [Schwäbisch Hall] u. s. w. Ältester Druck: Nürnberg 1560. (Erneuert im Narrenbuche.) [1]

Peter Leu, unser Landsmann, von Schwäbisch Hall, war, nach dem Gedichte, geraume Zeit Helfer des Priesters zu Westein (Westheim im Rosengarten) und starb zu Hall, wo er auch begraben liegt, im Jahr 1496 in hohem Alter. Der Verfasser des Gedichts beruft sich auf die Erzählung Solcher, welche Petern noch selbst gekannt haben (S. 356):

Das ist des Peter Leuen Leben.
Davon ich euch hie will sagen,
Wie denn mir die angezeigt haben,
Die ihn gekennt haben vor Jahren,
Eins Theils gesehen und erfahren.

Allerdings ist dieser andre Kalenberger, wie der erste, zu einer sagenhaften Person geworden, an die sich eine Menge derber Pfaffenschwänke angeheftet haben. Allein hier, wie dort, liegen offenbar geschichtliche Züge zu Grunde und an der wirklichen Existenz dieser Personen ist nicht zu zweifeln. Peter Leu war in seiner Jugend ein Blockträger und nachher ein Rothgerberknecht, seiner Stärke wegen hieß man ihn Leu. Den Krieg wider die Armen Gecken (Armagnaken, 1444) machte er als Büchsenmeister mit. Erst als er dreißig Jahre alt war, fieng er an in die Schule zu gehen und so gering seine Fortschritte waren, gelangte er doch zur Priesterweihe. Das Eigenthümliche der von ihm erzählten Schwänke beruht nun eben in dieser geistlichen

[1] [Vergl. Gödeke, Grundriß S. 117. H.]

Untauglichkeit, die er durch allerhand possenhafte Einfälle zu verdecken weiß, und im fortwährenden Übergewichte des sinnlichen Menschen, den er durch Prellen der Bauern und des Pfarrherrn, dem er aushelfen soll, zu befriedigen sucht. Zur Probe (S. 411):

Von Peters Predigt.

Nun begab sich an dem Christtag u. s. w.

Sodann (S. 414):

Also auch zu Erlach sich begab u. s. w.

Daß solche Charaktere auch nur im Gedichte aufgestellt werden konnten, weist allerdings auf einen betrübten Zustand der damaligen niedern Geistlichkeit hin.

Das bedeutendste der Schwänkebücher, von dem wir zuletzt reden, ist die in Prosa abgefaßte Geschichte der Schildbürger, deren älteste bekannte Ausgabe vom Jahr 1597 ist. In manchen der spätern Ausgaben, worin dann auch weitere Theile hinzukamen, heißen sie Lalenburger und das Buch selbst das Lalenbuch.[1] (Ein Theil der darin enthaltenen Geschichten ist in den Volksmärchen von Peter Lebrecht, Tieck, Theil 3, bearbeitet.)

Diese Einwohner des Dorfes Schilda stammten von einem der griechischen Weisen ab und waren durch ihre eigene Weisheit so berühmt, daß sie überallhin von Königen und Fürsten berufen wurden, welche ihren Rath benützen wollten. Weil aber über dieser Abwesenheit der Männer das Hauswesen zu Grunde gieng, so wurden sie von ihren Weibern dringend zurückberufen und damit sie nicht wieder ihrer Weisheit wegen nach auswärts abgefordert werden möchten, beschlossen sie, sich mit Macht auf die Thorheit zu werfen. Sie bringen es hierin wirklich sehr weit, obgleich noch lange die leidige Weisheit, wie ein alter, abgestümmelter Weidenbaum, immer wieder ausschlagen will (S. 92).

Durch eine Reihe der seltsamsten Streiche steigert sich aber ihre Narrheit bis dahin, daß sie in Verfolgung einer ihnen höchst gefährlich scheinenden Katze ihr ganzes Dorf durch Feuer zerstören und dann sich in der Welt zerstreuen, wodurch ihr Geschlecht sich aller Orten verbreitet hat.

Von den närrischen Streichen dieses wunderlichen Völkchens mögen

[1] [Vergl. Gödeke, Grundriß S. 424. 425. H.]

folgende zur Schau stehen: Vom Rathhausbau S. 51—68 (mit Auslassung von 63—66), vom Ofensetzen S. 80, Salzsäen S. 83—88, die Wurst S. 182—185, der Mühlstein S. 185, der Nußbaum S. 188—191, der Kuckuck S. 193 f., der Krebs S. 199—202.

Mögen auch die meisten dieser Schildbürgerschwänke altüberlieferte gewesen sein, so ist doch unverkennbar die Hand eines Meisters über sie gekommen, der sie zu einem wohlgefälligen Ganzen geordnet. Es ist Ein Guß der ruhigen, schalkhaft feierlichen und doch bis in das Einzelste lebendigen Darstellung. Natürlichkeiten fehlen hier so wenig, als in andern Schriften dieses Zeitraums, aber es verhehlt sich auch nicht ein feiner, still und tief beobachtender Geist. Ein solcher bewährt sich in der Aufgabe des ursprünglichen Ganzen, wie in ihrer Lösung. Diese Aufgabe war nicht etwa bloß, die Kleinstädterei und Pfahlbürgerei (Vergl. Narrenbuch S. 426) zu parodieren, vielmehr die wunderbare Mischung von Weisheit und Thorheit in der menschlichen Natur überhaupt darzulegen. Narrheit und Verständigkeit sind hier, wie Zettel und Eintrag, mit sicherer Hand zu einem ergetzlichen Gewebe verschlungen. Der Verfasser war, wie aus mancherlei Andeutungen sich ergiebt, ein Gelehrter, aber seine Person ist bis jetzt nicht ausgemittelt. (Ob er katholisch war? Vergl. S. 135, oben. Auf ein ihm vorgelegenes älteres Volksbuch deutet S. 119.)

---

3. Romane.

Von den Helden- und Rittergedichten des Mittelalters zu dem Roman der neuern Zeit bildet in der deutschen Dichtkunst der Zeitraum, mit dem wir uns beschäftigen, den Übergang. Beides sind größere, in sich zur Einheit verbundene Darstellungen in erzählender Form, aber wie das Leben ein andres wurde, wechselten auch die Bilder des Lebens und mit dem veränderten Inhalt muste sich auch die Form anders bestimmen. Dem heroischen und romantischen Inhalte der ältern Dichtungen entsprachen die singbare, epische Strophe und die Erzählung in fortlaufenden Reimgebänden, dem vorherrschend bürgerlichen Stoffe des neueren Romans die schlichtere Prosa.

Wir haben im ersten Abschnitt, von der Poesie des Ritterstandes,

ersehen, wie die Sage und das Rittergedicht nach einer Richtung hin sich mehr und mehr in die Allegorie auflösten; die Mörin und der Teurdank haben uns dieses anschaulich gemacht.[1]

In andrer Richtung äußerte sich das Bestreben, wenn auch die Production in den ältern Gattungen aufgehört hatte, doch das Erbtheil früherer Zeiten zu erhalten und durch Bearbeitungen in jetziger Weise zugänglicher zu machen. Kaspar von der Röhn richtete um 1472 einen großen Theil der alten Heldenlieder durch Abkürzung und Verwandlung der vierzeiligen epischen Strophe in eine achtzeilige, wie es scheint, zum Gebrauche für Bänkelsänger zu (gedruckt in von der Hagens und Büschings Gedichten des Mittelalters Bd. II).[2] Gleiche Umwandlung des Strophenbaus und auch der Sprache erfuhren mehrere Stücke dieses Kreises zum Behufe des am Ende des 15ten und im Verlaufe des 16ten Jahrhunderts mehrmals in den Druck gegebenen Heldenbuchs. Den Inhalt mehrerer Gedichten aus dem Sagenkreise von Artus und dem heiligen Gräl, sowie die Geschichten vom Argonautenzuge und dem trojanischen Kriege brachte Ulrich Fürterer, Briefmaler zu München, um 1487 in ein großes cyklisches Gedicht (Koberstein S. 86 [Vierte Ausgabe S. 345. 346. Gödeke, Grundriß S. 101. H.]). Einige Rittergedichte des 13ten Jahrhunderts, Parcival, Titurel, Wilhelm von Orleans, wurden auch noch am Schlusse des 15ten durch den Druck wieder in Umlauf gesetzt. Noch mehr aber war man thätig, die alten romantischen Dichtungen, in Prosa aufgelöst, dem Geschmack und Verständnis der Zeitgenossen annehmlich zu machen.

Manche solcher, durch den Druck verbreiteten Prosaromane sind aber auch Übersetzungen aus dem Französischen, in welcher Sprache schon früher die Auflösung der Reimwerke in Prosa begonnen hatte.[3]

Hieher gehören:

Buch der Liebe, inhaltend herrliche schöne Historien, allerlei alten und newen Exempel, züchtigen Frauwen und Jungfrauwen, auch jedermann in gemein zu lesen lieblich und kurzweilig, Frankfurt am Main 1587, Fol. (13 solcher Stücke enthaltend, darunter: Kaiser Octavianus, die schöne Magellone, Ritter Galmy, Tristan, Melusina, Ritter Pontus, Wigoleis u. s. w.)

[1] [Vergl. oben S. 220 ff. 255 ff. H.]

[2] [Vergl. Gödeke, Grundriß S. 102. 103. H.]

[3] [Vergl. Gödeke, Grundriß S. 115. 116. 118—121. 372. 421—424. H.]

Buch der Liebe [von Reichard], Leipzig 1796 (enthält den Ritter Galmy und ein Bruchstück des gereimten Appolonius von Tyrland; die beabsichtigte Fortsetzung unterblieb).

Buch der Liebe, herausgegeben von Büsching und F. H. von der Hagen, Bd. I, Berlin 1819 (darin Tristan, Fierabras, Pontus und Sidonia; auch diese Sammlung ist nicht über den ersten Band gebracht worden).

Es giengen aber auch die genannten und noch manche andre prosaische Stücke dieser Art, wie die Haimonskinder, die sieben weisen Meister, Fortunatus u. s. w. in besondern Drucken aus und haben sich großentheils noch heutzutage als Volksbücher erhalten. (Auch über sie die angeführte Schrift von Görres.) Der deutschen Heldensage gehören nur der hörnene Siegfried, dessen älteste bekannte Ausgabe jedoch in das 17te Jahrhundert fällt, und Herzog Ernst an. Auch der Roman vom Schwarzkünstler Faust, dessen Ausgabe von 1589 bereits eine ältere voraussetzt, ist einheimisches Erzeugnis. Dagegen waren die aus dem Französischen übersetzten Amadisbücher [1] nicht geeignet, in Deutschland volksmäßig zu werden (Koberstein S. 129 [Vierte Ausgabe S. 439]).

Neuerlich besonders herausgekommen sind:

Lother und Maller, aus dem Französischen übersetzt von Elisabeth, Gräfin zu Nassau-Saarbrück, 1437; nach der Handschrift bearbeitet von Fr. Schlegel, Berlin 1805, wiederholt in dessen sämmtlichen Werken, Bd. VII.

Der Goldfaden u. s. w. (nach G. Wickrams Bearbeitung, Straßburg 1557), herausgegeben von Cl. Brentano, Heidelberg 1809.

Wie zuvor neben den größern Helden- und Rittergedichten kürzere Balladen und gereimte Mähren verwandten Inhalts, so liefen auch jetzt neben den genannten Prosaromanen kleinere, novellenartige Erzählungen ernsten Inhalts, in Reimen und in ungebundener Rede, her. Von dieser Gattung, dem Seitenstück der Schwänke, hat wieder Hans Sachs Manches in Reime gebracht, z. B.:

Historia. Von dem ritter aus Frankreich, den ein kaufmann selig nennet (Göz III, 33 ff.).

Hört zu ein wunderlich geschicht u. s. w. (Stolbergs Ballade.)

Mehrere solcher kürzern Erzählungen, ernst- und scherzhafte, hat Hans Sachs dem Decameron des Boccaz entnommen.

[1] [Amadis, erstes Buch, nach der ältesten deutschen Bearbeitung herausgegeben von A. v. Keller, Stuttgart 1857. 8. H.]

Die im Bisherigen aufgezählten Romane sind entweder den ursprünglichern Dichtungen einer frühern Zeit oder, und zwar zum gröſten Theil, der ausländischen Litteratur als bloße Übersetzungen oder Umsetzungen in Prosa entnommen, daher sie hier auch nur litterarisch angeführt wurden. Selbstthätig erwies sich die dichtende Kraft für das Fach der Romane nur in solchen Werken, welche nicht in der romantischen Fabelwelt, sondern im vollen, wirklichen Leben der eigenen Zeit beruhten. Dieser realen Begründung und der vorherrschenden Richtung des Zeitgeistes gemäß, waren sie komischer und satirischer Natur. Übrigens können ihrer nur zwei genannt werden.

Das Lalenbuch, mit dem wir die Abtheilung von den Schwänken beschlossen, dürfte mit gleichem Recht auch hier vorangestellt werden, da es, wie dort schon bemerkt worden, alle die einzelnen Schildbürgerstreiche zu einem innerlich belebten Gesammtbilde verbindet. In ihm ist bereits die Umwandlung der Schwänke in den komischen Roman vorgegangen.

Das andre dieser Werke ist Fischarts Gargantua.

Johann Fischart, genannt Menzer, ist in biographischer Hinsicht noch wenig ins Klare gestellt. Er ist in der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts geboren; ob zu Mainz, worauf sein Beiname deutet, oder zu Straßburg, ist ungewiſs. Um 1586 findet man ihn als Doctor der Rechte zur Saarbrück. Gestorben ist er wahrscheinlich 1589.

Biographische und litterarische Notizen über ihn und seine Schriften giebt besonders die Einleitung zu der schon angeführten Ausgabe seines glückhaften Schiffs von K. Halling, Tübingen 1828, in Verbindung mit der Recension dieser Ausgabe in der Hallischen Litteraturzeitung 1829, Nr. 55—56 durch K. G. H. von Meusebach, der schon längst eine Ausgabe der Werke Fischarts vorbereitet. [1]

Fischart war ein eifriger Reformationspolemiker auf protestantischer Seite und von seinen dahin einschlagenden Schriften war im fünften Abschnitt die Rede. [2]

Von seinen übrigen Schriften, die er, wie jene, unter mancherlei

[1] [Vergl. oben S. 483 Anmerkung. Heinrich Kurz, Deutsche Dichter und Prosaisten I, Leipzig 1863. 8. S. 318—413. Meusebach ist leider 1847 gestorben, ehe er sein Vorhaben ausführen konnte. H.]

[2] [Vergl. oben S. 482—489. H.]

entstellten oder erdichteten Namen erscheinen ließ, sind die bekanntesten: das glückhaft Schiff von Zürich, wovon im nächsten Abschnitt; Flohatz Weibertratz, der Flöhe Rechtshandel mit den Weibern; das philosophische Ehezuchtbüchlein; podagrammisch Trostbüchlein; aller Praktik Großmutter; und das hier zu besprechende Hauptwerk, der Roman Gargantua.

Der sonderbare Titel dieses Buchs, welcher zugleich den Stil desselben bezeichnet, ist folgender:

Affentheurliche, naupengeheurliche Geschichtklitterung von Thaten und Raten der vor kurzen, langen und jeweilen vollenwolbeschreiten Helden und Herrn Grandgoschier, Gorgellantua und des eiteldürstlichen, durchdurstleuchtigen Fürsten Pantagruel von Durstwelten, Königen in Utopien, jeder Welt Nullatenenten und Nienenreich, Soldan der newen Kannarien, Fäumlappen, Diopsoder, Durstling und Oudissen Jnsuln, auch Großfürsten im Finsterstall und Nubelnibelnebelland, Erbvogt auf Nichilburg und Niderherren zu Nullibingen, Nullenstein und Nirgendheim. Etwan von M. Franz Rabelais französisch entworfen, nun aber uberschröcklich lustig in einen teutschen Model vergossen und ungefehrlich obenhin, wie man den Grindigen laust, in unser Mutterlallen uber oder drunder gesetzt, auch zu diesen Truck wider auf den Amboß gebracht und dermaßen mit Pantadurstigen Mythologien oder Geheimnusdeutungen verpoffelt, verschmidt und verdängelt, daß nichts ohn das Eisen Nisi dran mangelt. Durch Huldrich Elloposcleron.[1] Gedruckt zur Grensing im Gänsereich, 1651.

Die erste, sichere Ausgabe ist von 1575 (Meusebach a. a. O. Sp. 440). Es folgte hierauf eine Reihe von Ausgaben bis 1651.

Der französische Satiriker, Franz Rabelais, den dieser Titel nennt, erst Mönch, dann Doctor der Arzneiwissenschaft, gestorben um 1553, hatte einen großen burlesken Roman verfaßt: Gargantua und dessen Sohn Pantagruel[2]; der erstere dieser Helden ist ein riesenhafter Fresser, der letztere ein ebenso ungeheurer Trinker (Bouterwek V, 287 ff.). Fischarts Geschichtklittrung nun ist eine Bearbeitung bloß des ersten von den fünf Büchern des französischen Werks, aber in dieser Bearbeitung ist der Strom so stark über seine Ufer geschwollen, daß das Original oft nur noch als die Skizze der üppigen Ausführung des deutschen

[1] ἔλλοψ, piscis; σκληρός, durus: Fisch-hart.

[2] [Vergl. Meister Franz Rabelais... Gargantua und Pantagruel, aus dem Französischen verdeutscht von G. Regis, I—III, Leipzig 1832. 1841. 8. H.]

Bearbeiters erscheint. Man kann dem Gargantua, wie er sich bei Fischart gestaltet hat, keine bestimmte satirische Absicht unterlegen. Es wird in ihm mit freier Lust das Leben eines riesenhaften, in sinnlicher Überfülle strotzenden Geschlechtes dargestellt, ein reicher Stoff für die Laune eines Schriftstellers, der selbst von gigantischer Natur ist. Alle Einrichtungen, Beschäftigungen und Genüsse eines vollblütigen, übergesunden Erdenlebens werden in den dichtgehäuftesten Schilderungen ausgemalt: der Keller und die Küche, die Mahlzeit und das Trinkgelag, die Hochzeit und die Kinderstube, die Bekleidung, der Unterricht, alle Jugendübungen, Spiel und Tanz, die Fechtschule, die Schießstätte, die Bibliothek und das Zeughaus, die Sophistik und die Kriegskunst; und am Schlusse des Ganzen wird das Kloster Willigmut gestiftet, ein irdisches Paradies, in dem all diese Weltherrlichkeit vereinigt ist.

Dieser Anlage gemäß findet man auch im Gargantua die rückhaltloseste Schilderung natürlicher und sinnlicher Dinge, einen Cynismus, der schwerlich von irgend einem andern Schriftsteller dieses Zeitraums überboten wird; und doch ist Fischarts Cynismus nur unschön und ungeschlacht, nicht verführerisch und lüstern, ein Unterschied, worauf er selbst hinweist, wenn er zu bedenken giebt, daß doch „das ohrenzart Frawenzimmer wol etliche Zotten vertragen könne", welche in verschiedenen damals beliebten Unterhaltungsbüchern, dergleichen auch unsre Zeit aufzuweisen hat, enthalten seien.

Ein großer Theil von Fischarts Schriften besteht in Bearbeitungen aus fremder Sprache, und doch charakterisiert eben ihn in ausgezeichnetem Maße die volksthümliche, vaterländische Gesinnung, die rege Vorliebe für Alles, was die Schweizer Landskraft [1] nennen. Nicht bloß, daß er von deutscher Tüchtigkeit und Treue, vom Adel der deutschen Sprache u. s. w. an manchen Stellen mit stolzem Bewustsein spricht; er bewährt die Macht dieser Sprache, indem er, ein Brunnen mit zahllosen Röhren, ihren überströmenden Reichthum ausgießt, indem er für sich allein eine Gewalt der Sprachbildung ausübt, welche sonst nur der allmählichen Entwicklung des Sprachgeistes durch die Gesammtheit eines Volkes vorbehalten scheint; er bewährt die treue Anhänglichkeit an das

[1] Stalder, Schweizerisches Idiotikon II, 155: „Landskraft, was aus dem Vaterland herkömmt. Wenn der Schweizer im Ausland Schweizerkäse findet, so sagt er: das ist Landskraft; auch eben so, wenn er da einen Landsmann antrifft."

Vaterländische durch seine umfassende Bekanntschaft mit allen Äußerungen des deutschen Lebens. Wie man auf den Schießstätten seiner Zeit zweierlei Waffen gebrauchte, die neuere Büchse und die alterthümliche Armbrust, so besitzt Fischart neben der Schulgelehrsamkeit, wie sie damals mit Eifer betrieben wurde, noch die reiche Kenntnis heimischer Überlieferung. Er ist wohl bekannt mit den Gestalten des Heldenbuchs, mit den scherzhaften und romantischen Erzählungen, wovon ein Theil noch in unsern Volksbüchern fortlebt, und er selbst hat Einiges dieser Art bearbeitet (den Peter von Staufenberg mit der Meerfei und den Eulenspiegel), er kennt die Schule der Meistersänger und parodiert sie, er kennt die ganze Fülle des Volksgesangs, die Spiele, Sprichwörter, Volkssagen, Kunkelmärlein, allen Kinderglauben. Er kennt die Sitten und Gebräuche, die Mundarten, die Trachten der deutschen Volksstämme, auch was der eine dem andern zum Spotte nachsagt, er kennt die Merkwürdigkeiten, die kleinsten Eigenheiten der einzelnen Landschaften und Städte.

Nehmen wir in der letzten Beziehung nur zum Beispiel, was er gelegentlich von Tübingen zu sagen weiß! Er kennt das große Faß, das er auch das große Buch nennt, auf dem Schloß zu Tübingen (Garg. Capitel 4. 42), die Raupen von Tübingen (Prakt.), den Schwank vom Tübingischen Mönch im Ofen (Garg. Capitel 1); er weiß von „Rotenburg bei Tübingen, dahin die Studenten wöchlich umb guten Wein walfahrten, Papir zu holen, welchs sie gleich so wolfeil ankompt, als wann die Nörnbergische Bierbrewer jährlich Hefen in Thüringen holen, oder es stattlicher zu vergleichen, als wann man das Pallium zu Rom holet" (Ebd. Capitel 27). Ferner: „Zu Tübingen, sagt Henrichmann, wird wenig Gelts bald verzehrt sein."

Diesem Henrichmann, dessen von Schwärzloch 1508 datierte Prognostica, ein humoristischer Kalender, dem Rabelais selbst bei seiner Pantagrueline prognostication (der Fischartischen „aller Praktik Großmutter"), worin er von den närrischen Astrologen zu Tübingen spricht, vorgeschwebt haben mögen, vorzüglich aber Bebels Facetiis scheint Fischart seine Bekanntschaft mit Tübingischen Sachen zu verdanken.

In den Rahmen jenes Rabelaisischen Gargantua nun hat Fischart jenen ganzen Reichthum deutschen Wesens eingetragen und sein Werk ist eine Schatzkammer für die Kenntnis des deutschen Volkslebens im

16ten Jahrhundert. Wenn er, der sprachgewaltigste Deutsche seiner Zeit, fremde Schriften bearbeitete, so ist es, als wollt' er eben nur zeigen, was ein solcher Bearbeiter vermöge. Seine üppige Kraft ergreift das fremde Gerüst, wie die traubenschwere Rebe sich Stab und Geländer sucht. Vom kühnsten der französischen Humoristen angeregt, ringt er mit diesem, nicht sieglos, um den Preis der Kühnheit.

Es ist schwierig, aus dem Gargantua Proben auszuheben, wegen des eingemengten Cynischen sowohl, als wegen der vielfachen Erläuterungen, wodurch der Vortrag größerer, unverkürzter Stellen unterbrochen werden müßte. Wird aber gesichtet, so werden sie, was von seiner Weise im Allgemeinen gesagt worden, nicht vollständig rechtfertigen. Dennoch soll unsre Gewohnheit, die Dichter selbst sprechen zu hören, bei ihm nicht ganz beseitigt werden, und wir greifen dann lieber gleich zu dem vor allen dithyrambischen Capitel des Buchs, aus dem jedoch das Folgende immer nur ein dürftiger Auszug ist:

Das achte Capitel.

Das trunken Gespräch oder die gesprächig Trunkenzech, ja die trunken Litanei und der Säufer und guten Schlucker Pfingstag u. s. w.

— Da hett einer Wunder gesehen, wie da die Gläser, Becher und allerlei Trinkgeschirr umbgiengen, wie man allda die Kandel ubet u. s. w.

Wie derselbe Schriftsteller, der hier so bacchantisch tobt, über ernste Gegenstände auch ernst und vernünftig zu sprechen weiß, davon kann sein glückhaftes Schiff, worüber im nächsten Abschnitt, Zeugnis geben.

Eine patriotische Stelle sieh Bragur III, 336 ff. Vergl. Bouterwek S. 413 f.

Aus dem Gargantua mag noch Einiges von der Inschrift folgen, die in der Bibliothek des vorerwähnten Klosters Willigmut dem Porträt des Bibliothekars Ptolomeus beigesetzt war. Sie geht vom Scherz zum Ernst über (S. 505 ff.):

Gott grüß euch, lieben Bücher mein!
Ihr seid noch unversehrt u. s. w.

Neunter Abschnitt.

Festspiele.

Die Anfänge der dramatischen Dichtkunst giengen in Deutschland, wie anderwärts, von festlichen Aufzügen und Lustbarkeiten aus. Für unsern Zeitraum kommen zweierlei Volksfeste in Betracht, welche die Dichtkunst oder doch den Reimspruch in ihr Geleit aufnahmen: die Freischießen und die Feier der Fasnacht. Die poetischen Erzeugnisse, die aus ihnen hervorgiengen, Schießsprüche und Fasnachtspiele, sind zwar nach Art und Form verschieden, nur die letztern gehören unmittelbar der dramatischen Dichtkunst an. Dennoch finden gewisse Zusammenhänge statt und beide haben einen gemeinsamen Sprecher.

---

1. Schießsprüche.

(Über Spruchsprecher überhaupt sieh Koberstein S. 96 [Vierte Ausgabe S. 332. Gödeke, Grundriß S. 293—295. H.]. Vergl. Hans Sachs, Kemptener Ausgabe IV, 3, S. 127b).

Bei den Ritterspielen des Mittelalters erscheint das Amt der Herolde (Ernholde) oder der Knappen von den Wappen. Ihnen lag die Kenntnis und Prüfung der Wappen des turnierfähigen Adels, die Verkündigung der Turniergesetze, das Ausrufen der Sieger u. s. w. ob. Damit verband sich aber auch ein „Dichten von den Wappen“, wie es der östreichische Dichter Peter Suchenwirt in der zweiten Hälfte des 14ten Jahrhunderts nennt, der selbst zu dieser Classe gehörte. Sein Beispiel zeigt aber auch, wie das Dichten dieser Herolde über die Beschreibung der Wappen hinaus auf die Fahrten und Kriegsthaten der

Herren, in deren Gefolge sie waren, sich erstrecken konnte; die Ehrenreden solchen Inhalts machen einen großen Theil seiner poetischen Werke aus (P. Suchenwirts Werke u. s. w., herausgegeben von A. Primisser, Wien 1827, hieher besonders S. XIII f. Vergl. über das Heroldsamt Büschings Ritterwesen I, 313 ff.). Aber auch schon ältere Dichtwerke, Biterolf und Dietleib aus dem 13ten Jahrhundert und Wilhelm von Östreich von 1314, enthalten Andeutungen über das Wappenamt und die damit verbundene Dichtung (Dietleib V. 9569 f. 11883—6. Wilhelm von Östreich Bl. 2a). Nicht minder greift diese hinabwärts noch in unsern Zeitraum über. Um den Anfang desselben ist ein Turnierreim des Ernholds Johann Holand verfaßt, freilich nur eine trockene Aufzählung des rittermäßigen Adels in Baiern (gedruckt in Duellii Exerpt. geneal. histor. Leipzig 1725, S. 255 ff. Vergl. auch Schmeller II, 715 u.). In der Mitte des 15ten Jahrhunderts sagt Hans Rosenblut, wie bereits angeführt worden [1], in einem Gedicht auf Herzog Ludwig von Baiern, von sich (Göz, Hans Sachs III, LXIX):

Und bin ein frembder abenteurer
Zu fürsten, zu heren, zu kunigen und zu keisern
Und bin irer wappen ein nachreiser,
Nach adels ere zu plasonniren
Und auch ir varb zu dividiren,
Und such an iren höfen mein narung.

Ob er sich hiemit als bloßen Wappenmaler bezeichnen wolle, ist nicht bestimmt zu ersehen. Denn auch das Dichten von Wappen (im Verzeichnis der bekannten Gedichte Rosenbluts findet sich nur allegorisch „Unser frawen wappenred")[2] hat noch beträchtlich später Hans Sachs geübt. In dem früher mitgetheilten Gedichte von den Gaben der neun Musen [3] heißt ihn Klio sich auf die verschiedenen Arten der deutschen Poeterei legen und darunter:

Auf wappenred mit worten spech,
Der fürsten schilt, wappen plesmiren u. s. w.,

[1] [Vergl. oben S. 366. H.]

[2] [Vergl. A. Keller, Fastnachtspiele S. 1135. 1329. 1330. Gödeke, Grundriß S. 96—98. H.]

[3] [Vergl. oben S. 346. H.]

fast die gleichen Worte, wie bei Rosenblut. Allegorisch, den Thatenruf bedeutend, begleitet im Teurdank der Ernhold den Helden, als beständiger Zeuge seines Benehmens und seiner Abenteuer.[1]

Mit dem Zerfalle des Ritterstandes überhaupt, mit der durch die Erfindung des Schießpulvers umgewandelten Kriegskunst, namentlich der steigenden Bedeutung des Fußvolks, kamen auch die Turniere allmählich in Abgang und wurden bloß noch als höfische Prunkfeste fortbetrieben.

Fischart sagt im Gargantua Capitel 11:

„Seither aber die Turnier, das ist die Adelsprobier, sind abgangen, haben die Fuhrleut ihren Gäulen die Schellen [sonst ein Schmuck der Wappenröcke] angehängt. (Vgl. Cap. 53 am Ende.)

Der aufstrebende Bürgerstand vornehmlich hatte sich der neuerfundenen Feuerwaffe bemächtigt, die Schützengesellschaften der deutschen Städte, welche sich zuvor nur im Schießen mit der Armbrust geübt hatten, versuchten sich nun auch mit der Büchse. Große Schützenfeste wurden veranstaltet, weithin ausgeschrieben und von den Abgesandten der Schützengilden aus nahen und entfernten Gegenden besucht. Die Fürsten und Herren selbst wollten nicht zurückbleiben, sie veranstalteten festliche Freischießen oder nahmen an solchen Theil.[2]

Was der Herold bei den Turnieren, war bei den Schießen der Pritschenmeister. Beim Herolde selbst schon zeigt sich, in dem angeführten Reimspruche des Johann Holand, eine Hinneigung zum Possenreißer. Er sagt gleich im Eingang:

Ich Johann Holand,
Ein ernholt, weit erkannt
Von sechs sprachen, die ich kan,
Latein, Teütsch und Polan,
Französisch und Engelisch,
Darneben guot Ungerisch,
Geborn aus Baiern zu Egkhenfelden,
Ich hab mein tag gefastet gar selten,
Dann von natur iß ich gern frue
Und, obs mich lust, drink ich darzue.

[1] [Vergl. oben S. 256—259. H.]

[2] [Vergl. Gustav Freytag, Neue Bilder aus dem Leben des deutschen Volkes, Leipzig 1862. 8. S. 116—165: „Der deutsche Bürger und seine Waffenfeste." H.]

Wie es dann von alter herkomen ist,
Darbei bleib ich zu aller frist,
Mit nellrung ist mir nit woll,
Ich würd die woch eh achtmal voll,
Eh ich mir nämb untreu in sinn
Wider meinen negsten; darumb ich bin
Ein knab der waffen, des adels kind,
Eines teüren fürsten hofgesind,
Herzog Ludwig aus Bairland u. s. w.

Ähnliche Spässe über Eß- und Trinklust finden sich auch bei den Verfassern der Schießsprüche.

Der Pritschenmeister war so benannt von seinem Werkzeug, der Pritsche, einem klatschenden Kolben oder Schwert von Holz oder Messing; mit den Schlägen dieser Pritsche ahndete er die Ungebühr und Ungeschicklichkeit einzelner Schützen und hielt die Zuschauer in Ordnung.

Eine vollständige Definition des Pritschenmeisters giebt Frisch, Teutschlateinisches Wörterbuch 1741, S. 140.

(Vergl. Flögel, Geschichte der komischen Litteratur I, 328. Schmeller, Bairisches Wörterbuch I, 272 f.).

Der Fröhlichkeit solcher Feste war es angemessen, daß auch die Zucht- und Strafgewalt so weit als möglich nur eine scherzhafte sei.

Der Pritschenmeister war somit zugleich der Lustigmacher der Gesellschaft. Pries der Herold die Großthaten der Wettkämpfer, so verspottete der Pritscher ihre Misgriffe; der letzte Gewinnst hieß nach ihm der Pritschenschuß. Auch er verfertigte Spruchgedichte auf die Festlichkeiten, bei denen er Dienste geleistet. Nach Schmeller a. a. O. gab es in Wien „Kaiserlicher Majestät Pritschenmaister und Hofpoeten."

Solcher Sprüche oder gereimter Beschreibungen von Schützenfesten sind aus dem 16ten Jahrhundert manche vorhanden. Besonders fleißig zeigt sich in diesem Fache Lienhard Flexel, Bürger und Pritschenmeister zu Augsburg. Als ein erfahrener Meister besucht er, eingeladen oder selbst seine Dienste anbietend, die bedeutendsten Schießen, wird bei solchen angestellt und beschreibt sie dann, mit mäßigem Humor, in Reimsprüchen, die er, ausgemalt mit den Wappen der angesehenern Personen, den Gebern der Feste und den vornehmsten Theilnehmern überreicht, wohl auch sonst an fürstlichen Höfen, wo man

gerne von derlei Festlichkeiten Kunde nimmt, in vervielfachten Exemplaren absetzt.

Hatte der Herold mehr und mehr vom Spaßmacher angenommen, so gieng hier umgekehrt von der Feierlichkeit des Herolds einiges in die Sprüche des Pritschenmeisters über. Auch die Wappenmalerei, womit Flexels Schießsprüche ausgestattet sind, ist noch ein Überbleibsel vom Heroldsamte und er selbst mochte von einem alten Heroldsgeschlechte abstammen.

Vorzüglich reich an derlei handschriftlichen Reimwerken Lienhard Flexels ist die Heidelberger Bibliothek; es sind Beschreibungen des Büchsenschießens zu Passau 1555 (Handschrift Nr. 686. Wilken S. 520), dessen zu Worms 1575 (Nr. 405. Ebd. 469), des Stahl- oder Armbrustschießens zu Stuttgart 1560, doppelt (Nr. 325. 836. Ebd. 409. 542). Von letztgenanntem Stücke findet sich auch zu Wien eine Handschrift, woraus Pfister (Herzog Christoph II, 158—60) gedrängte Notiz gegeben hat. Zu Stuttgart selbst liegt eine solche, mit glänzender Wappenmalerei und häufiger Goldschrift (Cod. histor. Nr. 165 der öffentlichen Bibliothek, Papier, groß Folio), ohne Zweifel das Hauptexemplar, da es dem Veranstalter des Schießens, Herzog Christoph, zugeeignet ist. [1]

Einen Auszug aus dieser Flexelischen Beschreibung des Stuttgarter Schießens von 1560 habe ich in einem Beitrage zur Geschichte der Freischießen gegeben, welcher der Hallingischen Ausgabe von Fischarts glückhaftem Schiffe vorgesetzt ist. Ebendaselbst habe ich einzelne Züge aus der Beschreibung drei andrer Armbrustschießen ausgehoben, welche gleichfalls zu Stuttgart, im Sommer 1571, gehalten wurden. Das erste gab Markgraf Georg Friedrich von Brandenburg, Oheim des Herzogs Ludwig, das zweite dieser selbst, das dritte der Landhofmeister Junkher Jakob von Hoheneck. Der Verfasser des auf der öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart in zwei handschriftlichen Exemplaren befindlichen Spruches, selbst aus der Zahl der Schützen, ist Hans Son, des Spitals zu Eßlingen Hofmeister zu Kanstadt. Eine besondre Ergetzlichkeit dieser drei Schießen scheinen die Späße des Narren Hans Hetz ausgemacht zu haben:

[1] [Vgl. Stälin, Zur Geschichte und Beschreibung alter und neuer Büchersammlungen im Königreich Würtemberg. Stuttgart und Tübingen 1838. 8. S. 26. H.]

Er machet manchen guten Bossen,
Er thät manchem die Brütschen schlagen,
Umsonst thät er Eim d' Warheit sagen u. s. w.

Sonst können hier noch angeführt werden zwei Exemplare einer Beschreibung des Stuttgarter Schießens von 1560 durch Ulrich Erthel von Augsburg, auf der Heidelberger Bibliothek (Nr. 77. 78. Wilken S. 335). Ob sie, wie die Flexelische, in Reimen verfaßt sei, ist aus dem Verzeichnis der deutschen Handschriften dieser Bibliothek nicht ersichtlich.[1]

Poetischen Genuß darf man in diesen Schießsprüchen nicht suchen, für die Sittengeschichte sind sie nicht ohne Werth.

Dennoch reiht sich uns hier ein Gedicht an, das auch von Seite seines poetischen Gehaltes Beachtung verdient, Fischarts glückhaftes Schiff von Zürich. Der Verfasser nennt sich hier Ulrich Mansehr vom Treubach.[2] Die beiden ältern Ausgaben, ohne Ort und Jahr (deren zweite, ein gleichzeitiger Nachdruck, auf der Stuttgarter Bibliothek), gehören zu den großen Seltenheiten. Der neuen Ausgabe von Halling ist schon gedacht worden.

Im Sommer des Jahres 1576 hatte die Reichsstadt Straßburg ein großes Schießen mit Armbrust und Büchse, sammt Ausspielung eines Glückstopfes, veranstaltet. Die Festlichkeiten dauerten fast zwei Monate hindurch. Von den befreundeten Städten am Rhein, in Schwaben und in der Schweiz, namentlich von dem altverbündeten Zürich, waren bereits die Schützen angelangt. Da schifften sich in der Frühe des 20 Juni noch weitere 54 Armbrustschützen zu Zürich auf der Limmat ein und landeten Abends gegen 9 Uhr zu Straßburg, einen Hirsebrei in ehernem Topfe noch warm zur Tafel des Ammeisters liefernd. Damit zeigten sie, daß sie aus 4 Tagreisen eine machen und und in Nothfällen den Freunden Hülfe bringen können, bevor ein Brei kalt werde.

Jenes große Volksfest und dieses Zwischenspiel desselben, Wiederholung eines ähnlichen Unternehmens der Zürcher von 1456, ward in gebundener und ungebundener Rede, in deutschen und lateinischen Versen,

[1] Vgl. auch: W. Ferbers Beschreibung des Stahlschießens zu Dresden 1614. 4. Meusebachs Recension des glückhaften Schiffes S. 437.

[2] Meusebachs Recension S. 438: Tribocis u. s. w., einem Volke u. s. w., von dem Fischart auch die Stadt Straßburg wortspielend Treubach u. s. w. nannte.

durch Steininschrift, Mauergemälde, Zeichnungen aller Art, durch Denkmünzen und kostbares Trinkgeschirr, endlich auch durch die noch vorhandenen städtischen Rechnungen, zum Gedächtnis der Nachwelt festgehalten. Insbesondre hat Johann Fischart in deutschem Gedichte das glückhafte Schiff von Zürich besungen, nicht etwa, wie man von dem Satiriker erwarten möchte, den günstigen Stoff zum Scherze benützend, sondern in völlig ernster Gesinnung. Ja, als ein Spötter mit seinem Schmachspruche die Sache zu verunglimpfen wagte, war Fischart ungesäumt mit einem sehr heftigen und handgreiflichen Kehrab [1] über ihn her. Beide, der Schmachspruch und der Kehrab, sind in den Ausgaben des glückhaften Schiffes mit abgedruckt.

Da die zuvor aufgezählten Schießsprüche wenig zur Auswahl darboten, so mögen hier um so eher einige Stellen des Fischartischen Gedichtes folgen. Gleich der Anfang:

Man list von Xerxe, dem Beherscher u. s. w.
(V. 1—56, S. 107—10.)

Als sie durch Limmat und Aar in den Rhein gekommen und ihn mit Trommetenschall und Zuruf begrüßt:

Der Rein mocht diß kaum hören auß u. s. w.
(V. 279—352, S. 122—6.)

Als die glücklich Angekommenen auf der Stube des Ammeisters zu Straßburg beim Mahle sitzen, wird ihnen zugesprochen:

V. 855 ff. Dis sei der Freuntschaft eigenschaft:
Zur Fröud herzhaft, zur Not standhaft.
Sie solten mit Wein külen nun,
Was heut verprennet het die Sunn,
Und solten itz zu Lib dem Rein
Auch trinken rain den reinischen Wein,
Sie solten nun die Becher üben,
Gleich wie sie heut die Ruder triben.

Auch beim Wiederempfange zu Zürich wird ihr wohl ausgeführtes Unternehmen gepriesen:

Hie sicht man, warum Gott die Flüß u. s. w.
(V. 1089—1108, S. 165 f.)

[1] Meusebachs Recension S. 438: wenn der Kerab von Fischart ist.

Der dichterische Werth dieses Lobspruchs beruht nicht in einer kunstsinnigen Anlage (es wird der Reihe nach von der Abfahrt bis zur Heimkunft erzählt), sondern zumeist in der kernhaften Gedrungenheit der Sinnsprüche. Fischarts eigenthümlichste Poesie ist in der Prosa zu suchen; nur in dieser fühlt er sich völlig frei, hier spielt er die Sprache mit unerhörter Wagnis durch alle Biegungen und Töne, hier nimmt er den dithyrambischen Schwung des Humors.

Wenn man erwägt, wie genau Fischart im Capitel 26 des Gargantua mit den Handgriffen und Kunstausdrücken der Schießstätte sich vertraut zeigt, wie treffend er die hundert Ausflüchte der Schützen, die gefehlt haben, aufzuzählen weiß, so mag leicht angenommen werden, daß er selbst solche Übungen mitgemacht und bei der Bürgerlust von 1576 zu Straßburg mit seiner Büchse auf dem Platz gewesen. Der nachbarliche Freundschaftsbeweis der in Glaubensfreiheit verwandten Stadt Zürich muste ihm, dem eifrigen Streiter der Reformation, werth und bedeutend sein und es erklärt sich wohl, daß er nicht mit kaltem Blute zusehen konnte, wenn Dasjenige, was er in seinem Ehrengedichte gefeiert hatte, von einem Anhänger des Pabstthums verhöhnt und eben dadurch ein Samen der Zwietracht ausgestreut wurde (S. Kehrab, V. 475 ff. 549 f. 805 f. 821 f.). Mehrere Stellen des Kehrabs zeugen von dieser Ansicht.

---

2. Fasnachtspiele.

Außer den alten Drucken selbst sind zur Litteratur dieses Faches vorzüglich anzumerken:

Gottscheds Nöthiger Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst u. s. w. Leipzig 1757. Zweiter Theil, ebend. 1765. (Der erste Theil enthält Litterarnotizen und Auszüge, der zweite vollständige Abdrücke dramatischer Arbeiten von Rosenblut u. A.)

L. Tieck, Deutsches Theater, Band I, Berlin 1817. (Darin, nach einer geschichtlichen Einleitung, Stücke von Rosenblut, Hans Sachs, Ayrer.) [1]

[1] [Fastnachtspiele aus dem fünfzehnten Jahrhundert, gesammelt von A. Keller, Stuttgart 1853. 8. Nachlese, Stuttgart 1858. 8. H.]

Eine Schilderung der Fasnachtslustbarkeiten überhaupt, wie sie in unsern alten Städten mit ungemessener Fröhlichkeit begangen wurden [1], gehört in die deutsche Sittengeschichte (Sieh hierüber besonders Flögels Geschichte des Groteskkomischen u. s. w., Liegnitz 1788, S. 216 ff. Vergl. Hüllmanns Städtewesen IV, 170). Sebastian Brand widmet in seinem Narrenschiff eine besondre Rubrik den Fasnachtnarren. Geiler von Kaisersberg hat eine seiner Predigten über dieses Capitel des Narrenschiffs in Schellen abgetheilt. Ein wesentliches Vergnügen der Fasnacht waren die Vermummungen. Zu Nürnberg insbesondre war das Schönbartlaufen berühmt, Umzug und Tanz mit dem Schönbart, d. h. der Larve. Es stellten sich dabei Charaktermasken heraus, worunter der Schalksnarr eine Hauptrolle spielte, es bildeten sich Gruppen, die zu einer gewissen Handlung verbunden waren. Solche findet man in den alten handschriftlichen Schönbartbüchern abgebildet; auch ein gedrucktes ist vorhanden (Universitätsbibliothek):

Nürnbergisches Schönbartbuch und Gesellenstechen, aus einem alten Manuscript zum Druck befördert und mit benöthigten Kupfern versehen, 1764. 4.

(Vergl. Hans Sachs, Kemptener Ausgabe I, 820: Der schönpartspruch u. s. w.)

Der Anlaß zu mimischen und dramatischen Darstellungen, und zwar im Geiste des Festes zunächst zu scherzhaften, war durch dieses Schönbartwesen sehr nahe gelegt. Zu Nürnberg treten denn auch im 15ten Jahrhundert die ersten bekannten Dichter des Fasnachtspiels, des ältesten deutschen Lustspiels, auf: Hans Rosenblut, dessen schon öfter gedacht worden, und Hans Volz, einer der Altmeister der nürnbergischen Singschule. Ihnen folgen ebendaselbst im 16ten Jahrhundert Hans Sachs und am Schlusse desselben Jakob Ayrer.

Von den Fasnachtspielen Rosenbluts (ihrer sind bei Gottsched sechs vollständig und drei im Auszuge, bei Tieck zwei vollständig mitgetheilt) lassen sich, ihrer Ausgelassenheit wegen, nicht füglich Proben geben. Von den seltenen Drucken der Stücke des Hans Volz (Grundriß S. 524) ist mir keiner zugänglich. [2] Ich hebe daher, um von dieser Gattung einen Begriff zu geben, eines von Hans Sachs mit einigen Abkürzungen

[1] Vgl. Wolff, Volkslieder S. 611.

[2] [Seine Dichtungen, sowie die ausgiebigsten Mittheilungen über ihn finden sich in der angeführten Sammlung von Keller. Vergl. auch Gödeke, Grundriß S. 99—101. H.]

aus. Es behandelt ein in jener Zeit beliebtes, der Fasnacht besonders wohlanständiges Thema. Die Narren, welche Sebastian Brand in Schiffladungen versendet und Thomas Murner exorcisiert hat, werden hier einem Patienten aus dem Leibe geschnitten.

Ein faßnachtspiel mit dreien personen: Das narrenschneiden (Kemptener Ausgabe I, 938 ff. Tieck a. a. O. I, 29 ff.).

Hans Sachs war sehr fruchtbar an Dichtungen in dramatischer Form. Er sagt in der „Summa all meiner gedicht“ (Göz I, 9):

Da fund ich frölicher komedi
Und dergleich trawriger tragedi,
Auch kurzweiliger spil gesundert,
Der war gleich achte und zwei hundert,
Der man den meisten teil auch hat
Gespilt in Nürenberg, der statt,
Auch andern stätten, nach und weit,
Nach den man schicket meiner zeit.

Die Tragödien und Komödien, deren Inhalt aus biblischer und Profangeschichte, aus der alten Mythologie, aus Helden- und Ritterbüchern, Novellen u. s. w. entnommen ist, grenzen sich damit von einander ab, daß in der Tragödie immer eine oder mehrere Personen um das Leben kommen, was in der Komödie nie der Fall ist. Zwischen dieser und dem Fasnachtspiele liegt die Grenzscheidung darin, daß die Komödie, gleich der Tragödie, aus mehrern Acten, die bis zu sieben ansteigen, besteht, das Fasnachtspiel aber sich auf einen beschränkt. Der Inhalt greift über diese äußern Abscheidungen in der Art hinüber, daß die Komödie einerseits mit der Tragödie den ernsthaften und romantischen, anderseits mit dem Fasnachtspiele den schwankhaften Inhalt gemeinsam haben kann, dagegen das Fasnachtspiel mitunter auch völlig ernst und lehrhaft wird. Man ist darüber einverstanden, daß nur in den Fasnachtspielen und den ihnen zunächst stehenden Komödien des Hans Sachs sich ein regeres Leben äußere, aus dem, unter günstigern Umständen, ein wahrhaft nationales Lustspiel sich hätte entwickeln können. Die Anlegung eines größern, verwickeltern Plans, die Durchführung und Entfaltung manigfacher Charaktere durch ein Stück von größerem Umfange war noch nicht im Bereiche des nürnbergischen Meisters; dagegen versteht er es, in jenen kürzeren Spielen, sehr wohl, einfache

Gruppen, holzschnittartige Skizzen, aufzustellen, in denen irgend ein Lebensverhältnis oder eine Lebensansicht, ohne weitere Anstalt, wahr und deutlich hervortritt. Es sind mehr Scenen, als vollständige Dramen. In den Kreis der Fasnachtgäste tritt eine Anzahl von Charaktermasken ein, häufig noch, wie bei dem früheren Rosenblut, vom Ernhold angeführt, erbittet sich Gehör und giebt dann rasch ihre Vorstellung. Es sind meist bekannte Gestalten des häuslichen und bürgerlichen Lebens, in dem wir überhaupt die gesammte Dichtung des Hans Sachs begründet fanden. Der Kampf zwischen Mann und Weib um das Regiment im Hause ist ein stehender Artikel. Die verschiedenen Stände, Bürger, Bauer, Geistlicher, Gelehrter, Edelmann, Landsknecht u. s. w., erscheinen in ihren Vertretern.

Endlich verläugnet sich auch hier nicht der Einfluß des Kirchenstreites auf das bürgerliche Wesen; im Fasnachtspiele „der ketzermeister" (Göz III, 97) wird der einfältige Wirth Simon darüber beim Inquisitor denunciiert, daß er von seinem Elsäßer Weine geäußert, der Herr selbst und der Täufer Johannes würden denselben gut finden.

Neben einer großen Anzahl einzelner, mit oder ohne Namen ihrer Verfasser erschienener Stücke, deren viele in der angeführten Schrift von Gottsched verzeichnet sind, müste hier besonders noch Jakob Ayrer, als ein reicherer Schriftsteller im dramatischen Fache, in Betracht gezogen werden, sofern er wirklich noch zu unsrem Zeitraum zu rechnen wäre. Er war Notar und Gerichtsprocurator zu Nürnberg und starb vor 1618. Sein Opus theatricum, ein dicker Folioband, 30 Komödien und Tragödien nebst 36 Fasnachts- und Possenspielen enthaltend, erschien zwar erst Nürnberg 1618 (Koberstein S. 125 f. [Vierte Ausgabe S. 426. H.]). Auch ist Tieck (in dessen deutschem Theater Bd. I einige seiner Arbeiten abgedruckt stehen) der Meinung (ebendas. S. XVIII), daß die wenigsten seiner Stücke vor 1610 möchten geschrieben sein. Sollten aber, was bei einer so großen Zahl derselben wohl glaublich, dennoch manche derselben noch in das 16te Jahrhundert fallen, so ist es doch ein andrer Umstand, der uns abhält, ihn noch den Schauspieldichtern unsres Zeitraums anzureihen, nemlich der bei ihm bereits herrschende Einfluß des englischen Theaters, den dasselbe ohne Zweifel mittelst der sogenannten englischen Komödianten, welche vor oder um 1600 Deutschland durchzogen, auf ihn ausgeübt hat. Dadurch gehören

seine Werke einer für das 17te Jahrhundert charakteristischen Richtung des deutschen Schauspielwesens an.[1]

Wenn wir den lebendigen und volksmäßigen Theil der dramatischen Erzeugnisse des 15ten und 16ten Jahrhunderts, wie es auch schon der Name Fasnachtspiel ergiebt, von den Fasnachtslustbarkeiten abgeleitet haben und wenn sich bei den nürnbergischen Meistern auch die ernsteren und umfangreicheren Schaustücke erst aus jener ursprünglichern Weise herangebildet haben mögen, so darf doch nicht unbemerkt bleiben, daß noch andre und ältere Anlässe der Schauspieldichtung vorhanden waren.

Nicht die lustige Fasnacht allein wurde mit mimischen Darstellungen gefeiert. Auch ernstere Feste waren im Mittelalter schon, in Deutschland wie anderwärts, von geistlichen Schauspielen, den sogenannten Mysterien, begleitet (Koberstein S. 101 f. [Vierte Ausgabe S. 405 f. H.]). Eine Geschichte dieser deutschen Mysterien bis auf Luther ist neuerlich von H. Hoffmann in den früher angeführten Horæ belgicæ P. I, S. 110, versprochen.

Was unsern Zeitraum anbetrifft, so gehört aus demselben in diese Classe namentlich ein um 1480 geschriebenes Schauspiel „ein schön Spiel von Frau Jutten", das einen Geistlichen, Dietrich Schernberg, zum Verfasser haben soll und dessen gänzlich ernsthaft aufgefaßter Gegenstand die Geschichte von der Päbstin Johanna ist. Es wurde 1565 besonders gedruckt und darnach im 2ten Theile des Gottschedischen Vorraths mitgetheilt.[2] Dieser Weg führte jedoch zu keiner lebendigern Entwicklung des deutschen Dramas in unsrer Periode, selbst wenn wir die geistlichen Tragödien und Komödien des Hans Sachs dahin beziehen dürften. Ebenso wenig konnten die als Schulacte gebräuchlichen Vorstellungen, wobei man sich mehr der lateinischen Sprache bediente, oder die gleichfalls lateinisch geschriebenen, nach classischen Mustern gearbeiteten Schauspieldichtungen einzelner Gelehrter eine solche belebende Wirkung äußern.

[1] [Eine Ausgabe sämmtlicher Schauspiele Ayrers hat A. v. Keller in fünf Bänden, Stuttgart 1865, veranstaltet. Man vgl. auch: Shakespeare in Germany in the sixteenth and seventeenth centuries: an account of english actors in Germany u. s. w. by A. Cohn, London 1865. 4. H.]

[2] [In Kellers Fastnachtspielen S. 900 ff. Nachlese S. 349. H.]

Als Festspiele haben sich uns die bisher besprochenen Anfänge dramatischer Dichtkunst ausgewiesen. Waren die Freischießen durch die Person des Pritschenmeisters, die Fasnachtszüge durch Schalksnarren und andre Charaktermasken mimisch belebt, so ließ sich anderseits der Pritschenmeister als Verfasser von Schießsprüchen in das Gebiet der Dichtkunst ein und der alte Ernhold, der Meister der Festlichkeiten von den Turnieren her, versieht noch in den Schauspielen von Rosenblut und Hans Sachs das Amt des Vor- und Nachredners, des dramatischen Chorführers.

Zehnter Abschnitt.

Nichthistorische Volkslieder.

Wir haben in der Einleitung die Poesie des 15ten und 16ten Jahrhunderts als eine dienende bezeichnet, als ein Mittel der Lehre, der Erbauung, der religiösen und politischen Polemik. Diesen Charakter hat sie uns auch durch die verschiedenen Abschnitte, unter welchen wir ihre Geschichte abgehandelt haben, bewährt.

Doch hat sich bemerken lassen, daß sie, vorzüglich in denjenigen Erzeugnissen, welche eben darum gegen den Schluß gestellt wurden, in den erzählenden und dramatischen Dichtungen, wenn auch nicht zur herrschenden sich erhob, mitunter wohl zu der Selbständigkeit einer freieren Darstellung gelangte. Am meisten in ihrem eigenen Element bewegt sie sich aber in den volksmäßigen Gesängen, die den Gegenstand dieses letzten Abschnitts ausmachen, in den Volksliedern, welche wir darum nichthistorische nennen, weil sie nicht wie jene andern, auch aus der Mitte des Volkes gesungenen, denen wir zwei Abschnitte gewidmet haben, lediglich in den Interessen und Bewegungen der Zeit befangen, sondern aus freier Lust, aus allgemein menschlicher Empfindung hervorgegangen sind. Die Poesie, die wir bisher in manigfachem Tagwerke, in Wort- und Waffenkampf und zuletzt noch im Festgetümmel sich abarbeiten sahen, hält jetzt ihren Feierabend; durch die stille, sternhelle Nacht vernimmt man bald die schwermüthige Weise eines alten Sagenliedes, bald den fröhlichen Gesang verspäteter Zecher, bald wieder die schmelzenden Töne zärtlicher Liebesklage. Diese Volkslieder theilen wir hiernach, wenn auch nicht völlig erschöpfend, in Balladen, Trinklieder und Liebeslieder.

Lieder von allen diesen Classen finden sich theils in handschriftlichen Liederbüchern des 15ten und 16ten Jahrhunderts, theils und

besonders zahlreich auf einzelnen Bogen im 16ten und im Eingang des 17ten Jahrhunderts gedruckt. Auch größere Sammlungen erschienen zu derselben Zeit im Drucke; die mit Noten versehenen, zunächst für musikalischen Zweck gemachten, geben jedoch meist nur eine oder einige Eingangsstrophen und setzen das Lied als bekannt voraus. Verzeichnisse solcher Liederbücher sind in Kochs Compendium der deutschen Litteraturgeschichte, in Docens Miscellaneen zur Geschichte der deutschen Litteratur, Bd. I, München 1807, S. 254 ff., und neuerlich von Maßmann in der Münchner allgemeinen Musikzeitung 1827, Nr. 21 bis 24, gegeben.[1]

Neuere gedruckte Sammlungen, wobei jedoch manches anderartige, ältere und neuere, mitläuft, sind die schon früher angeführten 3 Bände des Wunderhorns, an welches man freilich keine kritische Ansprüche machen darf, und die ebenfalls mehrerwähnten Volks- und Meisterlieder von Görres. Weniger reichhaltig für unsern Zweck: Sammlung deutscher Volkslieder u. s. w. nebst Melodien, herausgegeben durch Büsching und von der Hagen, Berlin 1807. Frühere Sammlungen, welche bei den genannten benützt sind, hebe ich nicht besonders aus.[2] Herders Volkslieder, die in den Jahren 1778 und 1779 erschienen, hatten den Sinn für diesen alten Volksgesang zuerst wieder angeregt.

Einzelne Nachweisungen werde ich in den besondern Abtheilungen geben.

1. Balladen.

Von den Liedern dieser Art, welche im 15ten und 16ten Jahrhundert aufgeschrieben und zum Drucke gebracht wurden, waren doch die meisten und besten der Hauptsache nach aus früherer Zeit herübergekommen. Die Zurichtung derselben für den ferneren Gebrauch gereichte nicht zu ihrem Vortheil.

So gehört unter den damals gangbaren Balladen das Lied vom alten Hildebrand[3] der deutschen Heldensage an; mythischen oder alt-

[1] Eine bedeutende Sammlung besitzt der Freiherr von Meusebach. [Sie befindet sich jetzt in der k. Bibliothek zu Berlin. H.]

[2] [An Uhlands Volksliedersammlung braucht hier kaum nochmals erinnert zu werden. H.]

[3] [Uhlands Volkslieder Nr. 132. H.]

mährchenhaften Inhalts sind die vom Tanhäuser [1] und vom Ritter Ulinger [2] (Blaubartsage); andre beziehen sich auf geschichtliche Personen und Thatsachen einer früheren Zeit, in welche darum auch ihr Ursprung zurückzulegen ist, z. B. das Lied von der Frau von Weißenburg [3] (Ludwig den Springer betreffend, Wunderhorn I, 242); das vom Falkenstein [4] scheint sich auf eine hessische Fehde des 14ten Jahrhunderts zu beziehen u. s. w.

Diejenigen balladenartigen Lieder aber, welche erweislich erst in unsrem Zeitraum entstanden sind, aus dem sie geschichtliche Ereignisse besingen, besonders die von namhaften Raubrittern oder Seeräubern handelnden, z. B. das vom Lindenschmidt, [5] das Dithmarsische von Wiben Peter [6] u. s. w., machen erst den Übergang vom historischen Volkslied zur Ballade; einige stehen noch ganz auf geschichtlichem Boden, andre haben schon sagenhafte Züge aufgenommen, sind aber noch nicht zu rein dichterischer Gestaltung durchgedrungen.

Die Volksballade ist, vermöge ihres anschaulichen Inhalts, das eigentliche Lied der Überlieferung und darum kann sie am wenigsten an bestimmte Zeitpuncte festgeheftet werden. Eine kritische Beleuchtung unsrer ältern Balladenpoesie in ihren sagenhaften, geschichtlichen und litterarischen Beziehungen ist erst noch zu erwarten, aber sie müste sich weit über die Grenzen der deutschen Dichtkunst unsres Zeitraums ererstrecken, in welchem diese Dichtweise schon nicht mehr in frischer Blüthe stand.

Manche balladenartige Volkslieder, jedoch nicht diese ausschließlich, kommen in den ältern Sammlungen unter den Namen Reiterliedlin oder Bergreihen vor. Dieses bezieht sich auf herkömmliche Schlußformeln, worin Reiter oder Bergleute als Diejenigen genannt werden, die das Lied gesungen haben, was aber meist auch nur vom Singen zu verstehen ist.

1 [Uhlands Volkslieder Nr. 297. H.]
2 [Ebendaselbst Nr. 74. H.]
3 [Ebendaselbst Nr. 123. H.]
4 [Ebendaselbst Nr. 124. H.]
5 [Ebendaselbst Nr. 139. H.]
6 [Den Wiben Peter betreffende Lieder sieh in Dahlmanns Neocorus II, S. 93—97. H.]

2. Trinklieder.

Mit besserem Rechte, als die echten Volksballaden, sind die zahlreichen dieser zweiten Classe angehörenden Lieder für unsern Zeitraum in Anspruch zu nehmen. Die Art und Weise derselben haben wir bereits aus der trunkenen Litanei im Gargantua kennen gelernt, wo ihrer viele, wenn auch nur bruchstückweise, eingeschaltet sind. Die erste bekannte Ausgabe des Fischartischen Romans ist vom Jahr 1575. In einem Liederbuche in 4 Theilen, das zu Nürnberg von 1552—56 im Druck erschienen, bei welchem jedoch die Musiknoten die Hauptsache und meist nur die Anfänge der Lieder gegeben sind, habe ich schon die meisten im Gargantua eingerückten Stücke vorgefunden. Der zweite Theil dieser Sammlung, vom Jahr 1553, ist ein wahres Mesbuch für die Litanei der Trunkenen. [1]

Die Fasnacht und der Martinsabend waren die Hauptfeste, bei denen solche Mesbücher Dienste leisten musten. Viele Lieder waren der Fasnachts- und Martinsfeier eigens gewidmet. Die schon öfters benützte Berliner Liederhandschrift aus dem 15ten Jahrhundert enthält zwei Fasnachtslieder [2], nicht zunächst auf das Trinken bezüglich. Das eine derselben, von sehr ausgelassener Art, hebt an (S. 572):

Ich will gen diser vasennacht
Frisch und frei beleiben u. s. w. [3]

Unter den geistlichen Parodieen weltlicher Lieder von einer Nonne zu Pfullingen, ebenfalls aus dem 15ten Jahrhundert, deren im Abschnitt vom Kirchenliede gedacht wurde, findet sich der gleiche Anfang eines frommen Fasnachtsliedes:

Wir wont gen dieser vasenacht
Frisch und fro beliben u. s. w.

Das nächstfolgende beginnt:

Gegen dieser vasenacht
Wend wir sin vol andacht u. s. w.

(Weckherlin, Beiträge S. 87.)

[1] [Vgl. Uhlands Volkslieder II, S. 978. 979. Eine beträchtliche Anzahl Zechlieder ebendaselbst Nr. 214—228. H.]

[2] [Fasnachtlieder ebendaselbst Nr. 242—244. H.]

[3] Vgl. Wolff, Volkslieder S. 621. [Vgl. oben S. 412. 413. H.]

Das andere der Berliner Handschrift ist folgendes (S. 630)[1]:

Die vasenacht laßt uns mit fräden loben!
Es schadt nit, ob wir toben u. s. w.

(Vgl. ebendaselbst S. 604. 656.)

Aber auch ein eigentliches Trinklied enthält diese Handschrift (S. 618)[2], das so anfängt:

Wein, wein von dem Rein,
Lauter, clar und vein,
Dein varb gibt gar liechten schein u. s. w.

Von Martinsliedern[3], in denen die Martinsgans eine Hauptrolle spielt, führt das Nürnberger Liederbuch, im zweiten Theile von 1552, eine ansehnliche Reihe auf, im Geschmack der folgenden:

Bl. 136 Martine, lieber herre mein,
Nu schenk nur gar dapfer ein!
Ja heut in deinen ehren
Wöllen wir alle frölich sein,
O Martine, Martine!

Ebend. Den besten vogel, den ich weiß, das ist ein gans,
Sie hat zwen breite füß, darzu ein langen hals,
Ir füß sein gel, ir stimm ist hell, sie ist nit schnell;
Das best gesang, das sie kan, :|:
Das ist gickgack; gickack, gickack
Singen wir zu sant Merteins tag.

(Die Noten bemühen sich, den Gesang der Gans musikalisch darzustellen.)

Bl. 137 Ein gans, ein gans, gesotten, gebraten bei dem feur, ist gut,
Ein guten wein darzu, ein guten frölichen mut,
Den selbigen vogel sollen wir loben,
Der da schnattert und dattert im haberstro,
So singen wir: Benedicamus domino!

Von sonstigen Trinkliedern mag noch nachstehendes, nach einem alten fliegenden Blatte s. l. et a., mitgetheilt werden (Züricher Liederbuch Bl. 798 b)[4]:

1 [Haltaus, Liederbuch der Clara Hätzlerin S. 78. H.]
2 [Haltaus S. 66. H.]
3 [Uhlands Volkslieder Nr. 205—208. H.]
4 [Uhlands Volkslieder Nr. 220. H.]

Wir haben ein schiflein mit wein beladen u. s. w.

Schließlich ist hier der Weingrüße zu gedenken, kurzer Reimsprüche, worin der Wein gesegnet und gepriesen wird, deren einige von Hans Rosenblut in Götz Hans Sachs III, 190 ff. abgedruckt sind. [1]

---

3. Liebeslieder.

Von den Formen des ritterlichen Minnesanges gieng noch Manches auf unsern Zeitraum über; besonders blieben die Tageweisen, von denen im ersten Abschnitt die Rede war, fortwährend beliebt. Die Berliner Handschrift enthält deren, neben vielen Liebesliedern andrer Art, eine große Zahl und auch in den Drucken des 16ten Jahrhunderts finden sie sich häufig. Es wurden aber auch, unabhängig von jenem früheren Minnesange, viele neue Liebeslieder aus eigener, freier Empfindung gesungen. Vom grösten Theile der Lieder dieser Classe sind zwar gleichfalls die Namen der Verfasser unbekannt. Dennoch sind dieselben nicht in der Art, wie die Sagenlieder, als Gemeingut des gesammten Volkes herangewachsen und verjährt, sie tragen, wie es im Wesen der abgesonderten Lyrik begründet ist, gerade je tiefer sie geschöpft sind, um so mehr das Gepräge individueller Gemüthsstimmung. Auch Ton und Ausdruck sind nicht in dem Grade volksmäßig, wie bei den Balladen.

Als Beispiele: ein Winterlied und zwei Maienlieder. Die Jahreszeiten dienen darin, zum Theil allegorisch aufgefaßt, den Stimmungen des Herzens.

Das Winterlied aus der vorerwähnten Liederhandschrift des 15ten Jahrhunderts (S. 637) [2]:

Der winter mich beraubet
Meinr fräd und auch meinr sinn u. s. w.

Die beiden Maienlieder, aus dem 16ten Jahrhundert, sind alten fliegenden Blättern entnommen; das erstere besonders war sehr verbreitet:

[1] [Vgl. Kellers Fastnachtspiele S. 1168. 1189. 1334. 1343. 1344. 1443. 1532. H.]

[2] [Haltaus, Liederbuch der Clara Hätzlerin S. 76. H.]

Züricher Liederbuch Bl. 686 b[1]:

Herzlich thut mich erfrewen u. s. w.

Das andre (ebend. Bl. 666 b)[2]:

Mir liebt im grünen meien u. s. w.

Unter dem letztern steht in dem alten Drucke, woraus es hier gegeben worden, die Namensbezeichnung „G. Grünew." (Georg Grünewald), und unter diesem Namen findet sich auch wirklich ein in der ersten Hälfte des 15ten Jahrhunderts beliebter Liederdichter, von dem die litterarischen Handbücher schweigen[3], dessen aber G. Wickrams Rollwagenbüchlein (Frankfurt 1573? Wachler I, 220) in folgender Erzählung gedenkt (Wunderhorn I, Zueignung):

Auf dem Reichstage zu Augsburg[4] u. s. w.

Diesem Grünewald[5] mögen wohl auch manche andre damals viel gesungene, auf fliegenden Blättern zerstreute Lieder dieses Tones angehören.

Die Volkslieder, mit denen ich hier unsre geschichtliche Darstellung schließe, sind es auch, neben den Kirchenliedern Luthers, hauptsächlich, was aus der Dichtkunst des bisher abgehandelten Zeitraums belebend in unsre Zeit herübergewirkt hat. Herder hat die verschollenen Heimathlaute dem Ohre der Deutschen zuerst wieder vernehmlich gemacht und in Göthes Lieder- und Balladendichtung ist ihr Anklang nicht zu verkennen.

1 [Uhlands Volkslieder Nr. 57. H.]

2 [Ebendaselbst Nr. 59. H.]

3 Vgl. Wunderhorn III, 147, 3. Grimm, Meistergesang S. 187, 3. [Man vgl. auch meine Ausgabe der Schauspiele des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig, Stuttgart 1855. 8. S. 321. 322. 870—873. H.]

4 Vermuthlich dem von 1518, Crusius, Ann. II, 559; ein andrer, wobei Pfalzgraf Wilhelm, 1510, ebendas. 535. [Uhlands Volkslieder Nr. 238. H.]

5 [Von ihm wird im dritten Bande ausführlicher die Rede sein. P.]

